INHALTSVERZEICHNIS

I. Einleitung: 3

A. Problemstellung und Erkenntnisinteressen 3

B. Theoretisches Konzept 25

1. Ein literatursoziologischer Ansatz 25

2. Ästhetische Vorannahmen 45

C. Methode und Vorgehensweise 57

II. Ingo Schulzes Roman ›Simple Storys‹ 73

A. Formale Grundzüge der literarischen Darstellung 77

B. Allgemeine inhaltliche Selektionskriterien 90

C. Systemwechsel und politische Identität 150

D. Arbeitswelt und ökonomische Lebensbedingungen 169

E. Der Umgang mit der Bürokratie 218

F. Konsum 234

G. Liebe und Partnerschaft 245

H. Familie: Kinder und Alte 325

I. Wertewandel, Welt- und Menschenbild 341

III. Zusammenfassung der Ergebnisse 354

IV. Zitierte Literatur 377

A. Primärliteratur: Texte Ingo Schulzes 377

B. Sekundärliteratur 378

1. Rezensionen und Wissenschaftliche Sekundärliteratur zu ›Simple Storys‹ 378

2. Sonstige Sekundärliteratur 379

I. Einleitung:

A. Problemstellung und Erkenntnisinteressen:

Kaum jemand wird bestreiten, dass die Gegenwartsliteratur den lebendigsten Kontakt mit der Institution Literatur überhaupt ermöglicht: Hier sind künstlerische Texte, die für *uns* als Zeitgenossen geschrieben und vermarktet wurden, die auf *unsere* Bedürfnisse zielen und die unter den Bedingungen und als Reaktion auf die *uns* aktuell umgebende gesellschaftliche und kulturelle Situation entstanden sind – eine Identität des historischen Entstehungs- und Rezeptionskontextes, die auch den historischen Entwicklungsstand der Sprache betrifft und den interpretativen Zugang zu den Texten nicht unerheblich erleichtern sollte. Nur die Gegenwartsliteratur können wir ganz in ihrem lebendigen kommunikativen Kontext kennen lernen; Produktion und Rezeption, Autor, Lektor, Verleger, Multiplikatoren und Leser sind noch untrennbar mit den Texten verbunden: Sie alle sind Teil einer ›Literaturszene‹, wir können die Autoren bei Lesungen persönlich erleben und in ›Werkstattgesprächen‹ nach ihren Produktionsbedingungen befragen, die Werke werden von ihren Verlagen beworben, werden auf Buchmessen präsentiert und sind Gegenstand von Rezensionen des Feuilletons sowie von Interviews und Diskussionsrunden in verschiedenen Medien – und schließlich gewinnen sie manchmal auch mehr oder weniger prestigeträchtige Preise. Kurz: die Literatur ist unmittelbar als ein Teil des gesellschaftlichen Lebens erfahrbar. Man könnte also meinen, die Literaturwissenschaft (und *a forteriori* die Literaturdidaktik und der schulische Literaturunterricht) müsste gerade in der Gegenwartsliteratur einen prädestinierten Untersuchungsgegenstand besitzen.

Dass dies lange Zeit nicht so war und bis heute trotz eines sprunghaft gewachsenen Interesses erst ansatzweise so ist, hat natürlich ebenfalls seine Gründe: Die mangelnde zeitliche Distanz und die erst geringe Wirksamkeit von Selektionsprozessen der Kanonisierung[1] sorgen dafür, dass das Feld der zeitgenössischen Veröffentlichungen sich noch in einer kaum zu bewältigenden Breite und vergleichsweise unstrukturierten Vielfalt präsentiert, in der nachhaltige Entwicklungstendenzen nicht immer klar von den flüchtigen Trendmeldungen der Feuilletons separiert werden können und in der das Originelle, Typische und Dauerhafte in der großen Menge des Konventio-

[1] Vgl. die kurze, aktuelle Darstellung dieser Selektionsprozesse bei Karpenstein-Eßbach (1995, 7-9).

nellen und Modisch-Saisonverhafteten nur schwer zu identifizieren ist (Durzak 2006a, 834).[2] Das gilt besonders in einer Zeit wie der unsrigen, in der einerseits die Literaturgeschichte nach dem Ende der Avantgarden und mit Beginn des postmodernen Eklektizismus nicht mehr von einer kleinen Zahl stilistisch klar identifizierbarer Strömungen geprägt ist und andererseits die Flüchtigkeit des Literaturmarktes unter dem Druck beschleunigten Umsatzes erheblich gestiegen ist: Die Zahl der Titel steigt, aber auf Kosten ihrer „Nutzungsintensität" (Greiner 2000, 233ff)[3], und dem gründlich (das heißt mehrfach) lesenden Literaturwissenschaftler fällt es zunehmend schwerer, auch nur die wichtigsten Neuerscheinungen eines Halbjahres zur Kenntnis zu nehmen – geschweige denn sie kompetent zu bewerten. Hinzu kommt, dass es weder eine dokumentierte Wirkungsgeschichte noch eine Tradition literaturwissenschaftlicher Interpretationen gibt, auf deren Fundamente man bauen und von deren Unzulänglichkeiten man sich in seiner eigenen Deutung abstoßen könnte. Stattdessen dominiert der Einfluss des Feuilletons, das mit seiner unmittelbaren Eingebundenheit in seine Zeit, deren konkurrierende Interessen, polarisierende Strategien und flüchtigen Zeitgeist die Schwierigkeiten kritisch-objektivierender Abstandnahme nicht eben erleichtert.

In der Folge kann man sich selbst aus einem Abstand von zehn bis fünfzehn Jahren des Eindrucks einer hoffnungslos unübersichtlichen Vielfalt nicht erwehren, welche die althergebrachten Einordnungsschemata in Frage stellt. Selbst im engeren Bereich der sogenannten „anspruchsvolleren" Literatur scheint es schon bei oberflächlicher, erst recht aber bei näherer Betrachtung unmöglich zu sein, noch so etwas wie übergreifende charakteristische Eigenarten auszumachen. Hatte in den 80er Jahren noch die „postmoderne" Literatur mit ihren bewusst eklektischen und spielerischen Schreibweisen bei vielen als epochentypisch gegolten und war allenfalls den „spätmodernen" Autoren gegenübergestellt worden (Durzak 2006a, 814ff), so war schon damals ein Pluralismus der Stile, Themen und Tendenzen sichtbar geworden, der sich dann in den 90er Jahren vollständig durchgesetzt hat; die Postmoderne scheint auf die Literaturverhältnisse im Allgemeinen übergegriffen zu haben: *anything goes*, beinahe alle stilistischen, genretypischen und thematischen Möglichkeiten werden genutzt und finden Abnehmer, selbst die Kennzeichnung ihrer sekundären Verwendung ist kein unbedingtes Gebot literarischen Anspruchs

[2] Vgl. schon Gadamer (1960, 281, Anm. 67). Ähnlich Dörner und Vogt (1994, 200).
[3] Vgl. Liessmann (1995, 94): „Ein Buch, das nicht in den ersten Wochen vor und nach seinem Erscheinen zum Medienereignis wird, hat in der Regel verspielt; und außer bei ganz seltenen Longsellern liegt die Durchschnittszeit, in der ein Buch wenn nicht vom Markt, so doch aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwindet, mittlerweile wohl schon bei einem halben Jahr, Tendenz sinkend."

mehr. Wenn es überhaupt ein gemeinsames Kennzeichen gibt, so scheint es diese heterogene Vielfalt selbst zu sein (Harder 2001, 7; Schaub 1995, 170). Jedenfalls ist eine Strukturierung des literarischen Feldes nach alternden und von jeweils jüngeren Rivalen abgelösten Avantgarden, wie es von Bourdieu noch in den frühen Neunzigern vorgenommen wurde (Bourdieu 2001, 253), auf die heutigen Verhältnisse trotz gewisser Scheingefechte und der bemühten Konstruktion von „Generationen“ kaum noch anwendbar (Durzak 2006a, 815f).

Dass sich Literaturwissenschaftler und Studenten, Schüler und Lehrer in den letzten Jahren verstärkt der Gegenwartsliteratur zugewandt haben, hat all diese Schwierigkeiten keineswegs behoben, sondern hat sie eher noch virulenter gemacht. Viele Veröffentlichungen zur Gegenwartsliteratur strotzen von unreflektierten Bewertungs- und Selektionskriterien, teils eigenen, teils aus dem Feuilleton übernommenen. Wenn sie nicht hinter wissenschaftlicher Objektivität versteckt werden (und dann meist ihre Selektionskriterien nicht ausweisen), schwanken die Urteile ebenso wie in der Literaturkritik zwischen pauschaler Abqualifizierung und undifferenzierter Begeisterung. Tatsächlich hat das gewachsene Interesse an der Gegenwartsliteratur vor allem das Problem literarischer *Wertung* mit erneuerter Schärfe ins Bewusstsein gehoben. Die alte hermeneutische Erkenntnis, dass Literaturinterpretation auch bei höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen unvermeidlich von Wertungen beeinflusst ist, gewinnt dort ein besonderes Gewicht, wo die Bewertung, wie bei der Gegenwartsliteratur, unter erschwerte Bedingungen gestellt ist, während zugleich ein erhöhter Selektionsbedarf besteht. Dabei kommt jedoch letztlich nur zum Vorschein, dass sie allgemein zum Problem geworden ist, weil sich jeder allgemeinverbindliche literarische Wertmaßstab endgültig aufgelöst hat: Die literaturwissenschaftliche Orientierung an einem etablierten literarischen Kanon, bei der die wertende Selektion stillschweigend vorwissenschaftlichen Prozessen überlassen wurde, hat eine Zeit lang noch notdürftig verdecken können, dass nach dem Zerfall des Bildungsbürgertums und seiner kulturellen Hegemonie, nach der Differenzierung der Gesellschaft in kulturelle Milieus sowie nach der Diversifizierung des literaturtheoretischen und –methodischen Feldes die offene Pluralität und Widersprüchlichkeit der kursierenden Wertehierarchien auch die normative Grundlage literaturwissenschaftlichen Arbeitens zersetzt hatte (Heydebrand und Winko 1996, 324). Eine „scheinbar totale Individualisierung und Kontextgebundenheit des Wertens“ (a.a.O., 325), die sich nicht mehr durch eine allgemeinverbindliche Meta-Wertsprache ordnen lässt (a.a.O., 330), stößt auf die wachsende Notwendigkeit, in vielfältigen Situationen Literatur zu bewerten und Selektionsentscheidungen zu treffen – nicht nur, aber eben

in besonderem Maße bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Gegenwartsliteratur. Dennoch wäre diese ›postmoderne‹ Pluralität an sich eher ein Fortschritt als ein Verlust, wenn sie (wie in den theoretischen und methodischen Debatten) zu einer Steigerung der Reflexivität, zu offenen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und zu einer generellen, anspruchsvollen Begründungspflicht literarischer Wertung geführt hätte; davon sind wir jedoch nach meinem Dafürhalten derzeit noch weit entfernt.[4]

Wie weit, zeigt das Feuilleton deutlicher als die Literaturwissenschaft, weil die Wertung hier explizit das Hauptziel der Literaturbetrachtung ist. Die – allesamt literaturwissenschaftlich ausgebildeten, ja zum Teil sogar literaturwissenschaftlich arbeitenden – Autoren des Feuilletons sind mehr als jeder Universitätsgermanist gezwungen, mit den kursierenden Kategorien, Begriffen und Kriterien literarischer Wertung zu arbeiten. Der mit ihrer Anwendung verbundene Eindruck zunehmender Beliebigkeit zeigt die fortgeschrittene Erosion ihrer fraglosen Legitimität. Der immer auffälligere Dezisionismus der Kritiker legt die mangelnde Reflektiertheit dieser Begriffe und Kriterien offen, die vor allem ihre Angemessenheit oder Unangemessenheit in Bezug auf die Intentionen der Autoren, die spezifische Leistungsfähigkeit literarischer Texte und die Bedürfnisse ihrer Leser im Unklaren belässt. Das mag auch an dem wachsenden Zeitdruck des beschleunigten Literaturbetriebes liegen (Greiner 2000, 233f), aber spätestens die nach der Wende wiederholt aufflammende Debatte um den Wert und das vermeintliche „Ende“ der deutschen (besonders der ostdeutschen) Nachkriegsliteratur hat deutlich gemacht, dass die Definition dessen, was ›gute Literatur‹ ist, neu gestellt wird und in ihrer Offenheit Gegenstand kultureller Machtkämpfe ist. Diese Debatte hat aber zugleich mit quälender Deutlichkeit vorgeführt, wie sehr die Auseinandersetzungen des Feuilletons selbst in den führenden Blättern durch die unreflektierte Verwendung überholter Begriffe, Dichotomien und Argumente einen gespenstischen Scheincharakter angenommen haben[5] – kein Wunder, dass sie ohne erkennbares Resultat im Sande verlaufen sind. Es scheint, „dass der literarischen Kritik in den letzten Jahren jene »Parameter verloren gegangen sind, die früher das Einordnen erleichterten«, und dass man deshalb zunehmend »nur noch zu Polarisationen fähig« ist“ (Koopmann 1997, 28; Harder 2001, 10).

[4] Das zeigt etwa der Vergleich vieler Fachveröffentlichungen zur Gegenwartsliteratur mit den von Heydebrand und Winko herausgearbeiteten Formen angemessenen Wertens (1996, 343-351). Vgl. auch: Anz (1993, 21-26) u. Mecklenburg (1995, 532-546).

[5] Das gilt im Übrigen auch für die politischen Kategorien, die häufig in die Debatte hineinspielten und die sich zumeist in einem längst obsoleten Links-rechts-Schema bewegten (Harder 2001, 16).

Ein für unsere Zwecke besonders repräsentatives Beispiel ist das Kriterium der „Welthaltigkeit“ von Literatur, das in verschiedenen Abwandlungen – als „Realismus“, als „Sinnlichkeit“ und als „Erfahrungsgesättigtheit“ – in den Feuilletondebatten der 90er Jahre eine wichtige Rolle gespielt hat. Zu Beginn der Neunziger wurde im Rückblick die literarische Produktion der vorangegangenen Dekade in erster Linie deshalb kritisiert, weil sie diesem Kriterium vermeintlich nicht genügte. Schon 1989 sah Frank Schirrmacher die „umfassende Talentschwäche“ der deutschen Literatur vor allem in einer „Erfahrungsleere“ begründet, die besonders die Wirklichkeit der „Metropolen“ nicht mehr gestalterisch zu ergreifen vermöge.[6] Inkriminiert wurde vornehmlich die postmoderne Neigung, in theorielastiger Manier über das Erzählen, seine Schwierigkeiten, seine schwindende Geltung oder gar seine Unmöglichkeit zu schreiben und dabei in der subjektiven Innerlichkeit zu verbleiben, anstatt die Erfahrung der äußeren Wirklichkeit unmittelbar narrativ zu gestalten (Köhler und Moritz 1998, 21ff).

Viele Literaturkritiker stoßen zu Beginn der 90er Jahre in ein ähnliches Horn – allen voran solche, die selbst literarisch tätig sind.[7] Maxim Biller beklagt lautstark die Austreibung „jedes Lebens, jede[n] Stück[s] Wirklichkeit und de[s] Willen[s] zur Außenweltkommunikation“ aus der Gegenwartsliteratur zugunsten hermetischer „Ideen- und Wortkonstrukte“ über „unwichtige[] Seelenqualen“, die „ebensoviel Sinnlichkeit [haben] wie der Stadtplan von Kiel“ (Biller 1998, 63f). Als Rettung der Literatur vor dieser kopflastigen „Akademikerprosa“ mahnt er einen journalistischen Realismus mit Interesse am „wahrhaft Existentiellen“ an (a.a.O., 65), der dann auch imstande sei, die Kluft zu einem breiteren Publikum zu überwinden und eine aufklärerische Funktion zurückzugewinnen. In einem noch schnodderigeren Tonfall wettert Matthias Altenburg gegen die vermeintliche Vorherrschaft der „anämischen“ „Flaneure“, die nur ihre Sensibilitäten kultivieren und mit der Sprache spielen, und fordert seine Kollegen auf, an den „dirty places“ „Wirklichkeit [zu] raffen“ (1998, 75) und ihren Texten das Tempo und die Spannung des wirklichen modernen Lebens zu geben. Thomas Brussig bezeichnete gar die gesamte westdeutsche Literatur der 70er und 80er als „unterkühlt [...], artifiziell und blutleer“, sieht darin eine Abkehr von den Leserbedürfnissen und gibt dem „Subventionsbetrieb“ die Schuld daran (Brussig 1997, 2). Verleger schmähen die angeblich vorherrschende Tendenz zu „hermetische[r] Darstellung [...], selbstverliebte[r] Innenspiegelung“ und der „Beschreibung stillstehender Binnenwelten“

[6] Dass solche Aussagen entweder auf Ignoranz oder auf den bewussten Willen zur Literaturgeschichts-Klitterung zurückzuführen sind, hat Keith Bullivant (1994) gezeigt – in Bezug auf die „Metropolenliteratur“ vgl. 136f.
[7] Vgl. zum Folgenden auch Parkes 2002, 8f.

(Baron 1995, 121)[8]; Lektoren wie Uwe Wittstock diagnostizieren bei den literarischen Zeitgenossen eine „Neigung zum Unsinnlichen“ und führen sie auf eine fortdauernde Trennung von U- und E-Literatur, auf eine nicht mehr gerechtfertigte Distanz zu den Lesern sowie auf ein unhinterfragtes Festhalten an überholten Grundsätzen der literarischen Avantgarden zurück (1995, 157; 1998, 100f); entsprechend schlägt Wittstock als Abhilfe vor, traditionelle narrative Techniken und sogar „Erzählmuster routinierter Unterhaltungsautoren zu übernehmen, um etwas Besseres daraus zu machen“ (1995, 23f; 1998, 92). Auch Hubert Winkels zufolge haben die Erzähltexte seiner Zeit „ihren Austausch mit den Impulsen einer zeitgenössischen Wirklichkeit“ ebenso aufgegeben (1998, 44f) wie den Anspruch, „vom Zustand der Welt“ zu berichten, uns mit uns selbst vertraut zu machen und zu sagen, wie zu leben sei (a.a.O., 46). Bei alledem zeigt sich neben einem erstaunlich naiven Begriff von „Wirklichkeit“ bereits in aufschlussreicher Weise der enge Zusammenhang zwischen den propagierten Vorstellungen von „Welthaltigkeit“ und konventionellen Erzählmustern wie der „populären Romanform“; kaum verhüllt lässt sich dahinter das Problem einer mangelnden Verkäuflichkeit der deutschen Gegenwartsliteratur erkennen (Baron 1995, 120). Immer wieder wurde deshalb den deutschen Nachwuchsautoren das Vorbild weltweit erfolgreicher US-Autoren (wie Philipp Roth, Richard Ford, Tony Morrison und T. C. Boyle) vorgehalten, welche beide Forderungen auf ideale Weise verschmölzen.

Als dann gegen Ende des Dezenniums von manchen Rezensenten freudig und erleichtert ein neuer „Boom“ an deutschsprachiger Literatur festgestellt wurde, der auch im Ausland wieder Resonanz finde, führte man dies umgekehrt auf eine neuerliche, realistischere Zuwendung zur äußeren (gerade auch zeitgenössischen) Wirklichkeit zurück: Die „Neue Subjektivität“ der 70er als Rückzugsgebiet der 68er sei endlich von einer „Neuen Objektivität“ abgelöst worden (Baßler 2002, 12 u. 14f), die „Neue Innerlichkeit“ einer „Neuen Äußerlichkeit“ gewichen (Politycki 1998, 5), es werde wieder eine Literatur geschrieben, „die an Vitalität, an Echtheit, an Sensibilität, Sinnlichkeit und Nähe zum Leben gewonnen hat“ und die – vorgeblich ohne Einbuße an Stilwillen und intellektuellem Niveau – „prall und welthaltig, lustvoll und auch spannend“ ist (Brussig 1997, 6f).

Diese Tendenz zum Realismus wird mit einem neuen Mut zum Erzählen verbunden, was zusammen jene „Neue Lesbarkeit“ ergebe, die (endlich!) auch das Unterhaltungsbedürfnis der

[8] Sein Kollege Martin Hielscher fordert in ähnlichem Ton, dass sich die Gegenwartsliteratur „aus theoriebesessener Abstraktion, aus sprachexperimenteller Virtuosität, aus nabelschaubefangener Monomanie oder aus spätmoderner Verfinsterung“ befreie (1998b, 37).

Leser wieder anerkennen würde (Politycki 1998, 7).[9] Als langersehnte Ablösung der postmodernen Spieler und Bastler der 80er und der ewiggestrigen Anhänger der Avantgarde begrüßte man nun eine „Rückkehr des Epischen", einen neuen Ernst und eine wiedererwachten Suche nach dem Authentischen in der mediengedoubelten Welt (Köhler 1998, 175ff; Radisch 1998, 187f) – ja „die Wende zum Erzählen" wurde mit dem Wiederaufleben literarischer „Zeitgenossenschaft" und „Verantwortung" in Verbindung gebracht (Brussig 1997, 5). Endlich werde das spezifisch deutsche „Tabu" gebrochen, „lebendige Figuren zu schaffen und konsistente Geschichten zu erzählen" (Hielscher 1998b, 39). Dass dabei amerikanische Erzählmuster vorbildlich gewirkt hatten, wurde ausdrücklich begrüßt (a.a.O.). Ähnlichen Bewertungsmustern folgte die zeitweilige Begeisterung über ein „Fräulein-Wunder" neuen weiblichen Erzählens (Hage 1999a) voll kraftvoll zupackender Vitalität sowie eine neue Tendenz zum „Metropolenroman" im Gefolge von Döblin und Kästner (Brussig 1997, 5f).[10]

Ganz abgesehen von der Validität der Diagnose, deren extrem verkürzender Charakter etwa von Siegfried Unseld an vielen Beispielen belegt worden ist (Unseld 1998, 105ff)[11], sind die im Realismus-Paradigma operierenden *Erklärungen* der Feuilletonautoren für die vormalige Misere der deutschen Gegenwartsliteratur und den folgenden Umschwung zum Besseren freilich zumeist äußerst dürftig – ob man sie nun in souveräner Ignoranz moderner und postmoderner Erfahrungs- und Produktionsbedingungen in der Mediengesellschaft[12] als eine bloße Frage des Talents, des Willens zur Authentizität oder der Einstellung zur Avantgarde behandelt (Sprang 1995, 57), mit dem Machtkampf intellektueller Eliten um kulturelle Hegemonie in Verbindung bringt oder mit der staatlichen Literaturförderung sowie der Nähe oder Ferne zum Markt (bzw. zu „dem Leser").[13] Die entscheidende Frage nämlich, warum eine unmittelbare („naive") narrative

[9] Diese Diagnose wird bis heute immer von Neuem wiederholt (Vgl. Nießen 2007).
[10] Gelobt wurde nicht nur der Abschied von der artifiziellen und elitären „Germanistenprosa" und ihrer angeblich inhaltslosen Virtuosität (Hielscher 2001, 324), sondern auch, dass die neue narrative Ästhetik sich von der Problemfixiertheit, von der Scham über die NS-Vergangenheit sowie vom Entlarvungszwang und moralischen Erziehungsauftrag ihrer Vorgänger emanzipiert habe (Baßler 2002, 14). Man sah die „Gesinnungsästhetik" der deutschen Nachkriegsliteratur in Ost und West endlich überwunden (Greiner 1990) – auch dies vermeintlich ein Schritt zu mehr Objektivität und genuin „literarischen" Qualitätsmaßstäben.
[11] Vgl. hierzu auch die Beiträge in Döring 1995.
[12] Kaum mehr als Ignoranz oder Demagogie ist es, wenn postmoderne Theoreme zunächst aufs äußerste simplifiziert werden, um sie dann um so leichter als „bloß ressentimentbehaftete oder von vordergründigen anthropozentrischen Erkenntnisinteressen geleitete Thesen" zurückweisen zu können, weil sie nur „die Weigerung" ausdrückten, „sich auf eine kompliziertere Weise mit unser tatsächlichen Lebensrealität zu beschäftigen" (Hielscher 1998b, 43).
[13] Sogar der „deutsche Selbsthass" und die unbewältigte deutsche Vergangenheit wurden als Ursachen für die „Unfähigkeit zu erzählen" verantwortlich gemacht, ohne auch nur ansatzweise auf die starken Argumente einzugehen,

Gestaltung der äußeren Erfahrungswirklichkeit besser sein soll als ein selbstreflexives, fragmentiertes und sich selbst in Frage stellendes Erzählen, wird erst gar nicht gestellt – jedenfalls nicht als qualitative Frage, sondern allenfalls als Frage eines quantitativen (Verkaufs-) ›Erfolgs‹.[14]

Überhaupt wurde von einigen Autoren zurecht das niedrige argumentative Niveau dieser „Realismusdebatte" hervorgehoben (Bohrer 1998, 139; Th. Schmidt 1998, 131f; Hörisch 1995, 40f; Schaub 1995, 203), die „ohne Gewinn oder Anspruchnahme einer einzigen ästhetischen oder kritischen Kategorie geführt wird" und „völlig ohne eine qualifizierende Bestimmung der Inhalte auskommt, um die sie streitet" (Willemsen 1998, 82) – eine Schwäche, die ihre Missachtung längst erreichter Reflexionsniveaus und längst fest etablierter Forschungsergebnisse durch polemische Schärfe und plakative Dichotomisierung zu kompensieren versucht.[15] Es dominiert eine „subjektive Wirkungsästhetik" und eine aufs Inhaltliche zusammengeschrumpfte normative Gattungspoetik (Steiner 140). Gerade das eigentlich Literarische, Fragen der Sprache und Form sowie die spezifische Selbstreferenzialität, werden vernachlässigt oder nur in grober Etikettierung berücksichtigt (Kronauer 1998, 233ff; Steiner 1995, 133ff). Nur wenige wie Siegfried Unseld und Heinrich Vormweg nahmen öffentlich Stellung gegen das mit „erstaunlichen Gemeinplätzen und Verallgemeinerungen" gespickte Wiederaufwärmen des traditionellen Arsenals von Invektiven gegen Moderne und Avantgarde (Unseld 1998, 108f; Vormweg 1998, 123). Die Begriffe der Welthaltigkeit, der Wirklichkeitszugewandtheit und des Realismus wurden in ihrer traditionellen Bedeutung (ebenso wie die Authentizität) zurecht als ungeeignet bezeichnet, die neueren Tendenzen der Gegenwartsliteratur zu erfassen (Rathjen 1995, 12f). Sie lassen sich höchstens auf *eine* ihrer Tendenzen beziehen, die zugleich die fragwürdigste ist:

> Die vermeintliche Wirklichkeitsnähe der Prosa ist ein Effekt ihrer [...] eingängigeren Machart. Wenn die Schablone, die Gestaltbildung, die sich im Sprachalltag bewährt hat, auch

---

mit denen in der Tradition Adornos immer wieder vor einer Banalisierung und Trivialisierung der unfassbaren NS-Verbrechen durch ein traditionelles Erzählen gewarnt wurde (Hielscher 1998b, 40).

[14] Demgegenüber betont Liessmann (1995, 100f) zurecht: „Dass jemand erzählt, als lebte er im 19. Jahrhundert, besagt über die Qualität eines Romans an sich genauso wenig wie die Tatsache, dass ein anderer mit Sprache radikal experimentiert. Das Fortschrittsparadigma, dass Literatur an bestimmten, letztlich nur geschichtsphilosophisch zu bestimmenden Logiken der Formen und oder des Materials messen wollte, macht wenig Sinn in einer Zeit, die sich selbst kein Telos der Geschichte mehr setzen kann. Die Utopie des Fortschritts für die Kunst zu reservieren und der irritierten Gesellschaft entgegenzuhalten führt zu nicht mehr als einem doktrinären polit-ästhetischen Spätmodernismus. Umgekehrt macht es aber auch keinen Sinn, versteckt hinter der Postmoderne die große konservative Wende auszurufen und die Literatur auf Traditionen zu verpflichten, die nicht mehr lebendig sind. Nein, man wird sich wohl oder übel zu der Einsicht bequemen müssen, dass die großen Koordinaten, anhand deren man die Schafe von den Böcken glaubte trennen zu können, nicht mehr zur Verfügung stehen."

[15] So etwa, wenn Martin Hielscher qualitativ-formale Bewertungskriterien als „oberlehrerhafte Einschüchterungsrhetorik" und „modrige Vermeidungslitanei einer verspäteten Moderne" abweist (2001, 327).

> den Text weitgehend erschließt [...], wird der Text selbstverständlich als ›realistischer‹ (im plattesten Sinne) eingestuft: Was sich leichter entschlüsseln lässt, wird für wirklicher gehalten, während das Schwierige, Ungewohnte per definitionem das ist, was sich von ›Wirklichkeit‹ entfernt. (Bode 2005, 148)

„Welthaltigkeit" meint hier vor allem Verkäuflichkeit – einschließlich sekundärer Verwertbarkeit als Hörbuch und Filmstoff. Ihre Betonung in den Feuilletondebatten steht außerdem in enger Verbindung zu einer „Betonung des Sujets", einer „Konzentration auf das Inhaltliche", welche das genuin Literarische umstandslos dem Journalistischen angleicht und damit verfehlt (Liessmann 1995, 95f).

Man kann in solchem Opportunismus eine „Krise der Kritik" (Thuswaldner 1995, 110) oder eine „Krise der Literaturvermittlung" sehen und dahinter eine „Krise der literarischen Urteilskraft" annehmen (Rathjen 1995, 9), die sich ihrerseits auf den Einfluss des Fernsehens als „reflexionsfernes Medium" (Steiner 1995, 138f) und/oder auf die Beschleunigung des Marktes zurückführen lässt, die gründliches Lesen verhindert (Liessmann 1995, 86 u. 95). Man kann wie Enzensberger auch noch weiter gehen und dieses „Elend der Literaturkritik" (Hörisch 1995, 38f) darauf zurückführen, dass der Literaturkritiker und der Rezensent längst zu „Zirkulationsagenten" geworden sind, die in enger Abhängigkeit von den Medienkonzernen und Verlagshäusern von Auflagen und Einschaltquoten leben und deshalb nicht an Texten, sondern nur an Trends orientiert sind (Enzensberger 1988b, 57f). Das würde jedenfalls den Widerspruch erklären zwischen dem anhaltenden Lamento über die Krise der Literatur und den zu jeder Buchmesse sich häufenden Anpreisungen spannender, ergreifender, nachdenklicher, reizvoller und aufrüttelnder Texte (Kronauer 1998, 232).

In jedem Fall zeugen die qualitativen Mängel der jüngeren Literaturdebatten nicht nur von einer tiefgreifenden Verunsicherung ästhetischer Maßstäbe im deutschsprachigen Feuilleton (Steiner 128), sondern auch von einer ebenso tiefgreifenden Verunsicherung über die eigene Rolle. Dass der vollendete Siegeszug der neuen AV-Medien und die Eventkultur die Rolle der Literatur in der Öffentlichkeit endgültig marginalisiert haben, gefährdet natürlich auch die Stellung des literarischen Feuilletons daselbst (Enzensberger 1988b, 55f; Rutschky 1990, 877), und in dieser Situation ist die Versuchung groß, die Ästhetik- bzw. Autonomiekonvention des Sozialsystems Literatur aufzuweichen und einer Popularisierung das Wort zu reden, welche die so erfolgreichen ästhetischen Konzepte von Film und Fernsehen (vor allem den ›Realismus‹, aber auch das „legitime Unterhaltungsbedürfnis", „Vergnügen", „Spaß", „Spannung", „Drive", wider-

standslose, „rauschhafte“ Rezipierbarkeit etc.) auch für die Literatur nutzbar macht – zumal gerade die Auflösung eines verbindlichen ästhetischen Wertekanons oder doch einer überschaubaren Anzahl von klar getrennten, opponierenden Wertsystemen (wie U und E) die trotzige Wiederbelebung noch älterer ästhetischer Konzepte für ein geschichtsvergessenes Publikum ermöglicht. Dabei geraten sie allerdings in das Dilemma, „dass hier die Unverzichtbarkeit der Literatur mit Argumenten behauptet wird, die ihre Abschaffung legitimieren könnten“ (Willemsen 1998, 84) – denn die ästhetische Angleichung an die so mächtige Konkurrenz der AV-Medien erodiert ihre Daseinsberechtigung erst recht (Kronauer 1998, 232; Moritz 1998, 242). Als Teil der Unterhaltungsindustrie sinken die Überlebenschancen einer Literatur, die über den Tag hinaus Geltung beansprucht, womöglich noch weiter (Sprang 1995, 86).

Wenige Feuilletonautoren wie Hubert Winkels und Jochen Hörisch haben klar die Erkenntnis ausgesprochen, dass in den letzten Jahrzehnten ein „grundlegende[r] Wandel der gesellschaftlichen Funktion von Literatur“ (Winkels 1998, 50) stattgefunden hat. Winkels begreift diesen Wandel allerdings nur als Schrumpfung: Durch den Aufstieg der Massenmedien, zumal der audiovisuellen, zur dominierenden Macht in der Öffentlichkeit sei die Literatur zu einer „minoritären Angelegenheit“ (Enzensberger 1988b, 60) geworden. Sie betreffe kaum mehr die Gesellschaft als ganze und habe keinen Bezug mehr zur alltäglichen Lebenswelt, weil sie nicht mehr in die symbolischen Prozesse eingreife, über die sich ein modernes Gemeinwesen selbst organisiere (Winkels 1998, 47). Ihre Funktion sei nur noch eine museale – sie fungiere lediglich als „gesellschaftliches Gedächtnis“ (a.a.O., 51) oder bediene die Boulevard-Kultur in ihrer flüssigen, eleganten und oberflächlichen Kommunikation des Zeitgeistes (Baumgart 1998, 59). Mehrfach wird auf Enzensberger verwiesen, der schon 1974 erklärt hatte, die Literatur habe ihre Hauptfunktion, „historisch neue Gefühle und Wahrnehmungen zu erfinden und herzustellen“, an Populärkultur und Massenmedien verloren (1988a, 45f u. 51f). Unter derart pessimistischen Prämissen ist nun allerdings ein neuerlicher „Boom“ der deutschsprachigen Literatur, der mehr wäre als ein akzidentielles Phänomen, nicht denkbar.

Andere halten auch nach dem „Ende der Aufklärungsillusion“ an der Funktion der Literatur fest, „Sprachlosigkeit aufzuheben und Artikulation zu verleihen“, an ihrer „Kompetenz bei der Bezeichnung des Übersehenen“, an ihrer „Macht, zu verneinen“, ihrer „kathartische[n] Leistung“ und ihrer „Prägnanz im Entwurf von Gegenbildern, Möglichkeiten des Denkens und Fühlens“ (Willemsen 1998, 82). Selbst wenn sie wie Jochen Hörisch einen „eklatanten Kursverlust“

der Literatur nach dem Ende des Schriftmonopols konzedieren, leiten sie aus ihrer „Überflüssigkeit“ ihre Freiheit zu „dysfunktionale(n) Beobachtungen“ ab und aus ihrer medienhistorischen Überholtheit die Fähigkeit zu „unzeitgemäßen Betrachtungen“ (Hörisch 1995, 31f). Die Funktion einer funktionslos gewordenen Literatur bleibe also, „alternative Wirklichkeitsversionen zur Diskussion bereitzuhalten“ – zumindest für eine Minorität von Gebildeten (a.a.O., 45). Und wieder andere sehen in Medienkonkurrenz und Funktionswandel der Literatur gerade eine Bestätigung moderner Standards von subjektiv perspektivierter Reflexivität und ein Argument gegen jede konventionellere Form von Realismus, denn nicht nur „wird der realistische Roman täglich im Fernsehen gegeben“ (Bohrer 140), auch ist der „Erzähler als Weltenschöpfer“ [...] angesichts von journalistischer Reportage, Soziologie und Zeitgeschichte dem ehrgeizigen, auf Imagination setzenden Schriftsteller bedeutungslos geworden [...]“ (a.a.O., 141f). Ähnliches gilt für „literarische[] Zeitthemen“ (Rathjen 1995, 11[16]) und mehr noch für die Funktion der Unterhaltung.[17]

Dem steht nun jedoch gerade in der zweiten Hälfte der 90er Jahre eine Vielzahl von Romanveröffentlichungen gegenüber, die der narrativen Gestaltung der Außenwelt – auch und gerade der „Metropole“ Berlin (Erb 2001, 167f) – tatsächlich einen höheren Stellenwert zuweisen, ja unverkennbar sogar realistische Stilmittel einsetzen und eine verstärkte Fabulierlust demonstrieren, während subjektive Innenwelt und Reflexion (zumindest auf den ersten Blick) eine deutlich geringere Rolle spielen (Hielscher 1998b, 36f). Das betrifft zunächst die vergleichsweise flüchtigen Erzeugnisse der Neo-Popliteratur (Kracht, Stuckgrad-Barre, Bessing, Mand u. a.), die sich in geradezu provokativer Weise und in ostentativer Distanz zu hochliterarischen Bedeutungshierarchien darauf beschränken, die Oberfläche der konsum- und mediengeprägten Gegenwartskultur mit bewusst journalistischen Stilmitteln darzustellen (Baßler 2002, 12-25). Das betrifft aber vor allem auch eine ganze Reihe junger Autoren, die in den Neunzigern mit ihren ersten Veröffentlichungen hervortraten und die in der Folge dauerhaft zu erfolgreichen Vertretern der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wurden: Autoren wie Helmut Krausser, Ingo Schulze, Hans-Ulrich

[16] A.a.O.: „[W]er meint, Romane seien geeignet, in die öffentliche Debatte irgendwelcher brennenden Zeitthemen einzugreifen, gibt sich entweder der Täuschung hin oder sucht in der Literatur nur das aufgemotzt Journalistische, also das Literaturfremde. Das heißt nicht, dass Literatur nichts mit der Zeit zu tun hätte, aus der heraus sie entsteht – nur ist dieser Konnex eben nicht als simpler Themen-Diskurs zu fassen.“

[17] Vgl. das treffende Zitat aus Reinhold Badbergers Buch *Pirckheimers Fall* bei Döring 1995, XIf: „Ich verstehe eh nicht, dass sich Schriftsteller, Dichter, Literaten mehr oder weniger freiwillig zum Schlusslicht der Unterhaltung degradieren lassen [...]; ich kapiere bis heute nicht, dass sie sich freiwillig als Unterhaltungs-Künstler zu verstehen scheinen, und fortgesetzt betonen oder betonen lassen, ihre Literatur sei unterhaltend. Anstatt froh zu sein, dass ihnen endlich eine hochentwickelte und aggressive Industrie die Unterhaltung abgenommen hat, sie endlich befreit sind von der Unterhaltung; jetzt könnten sie doch loslegen...“

Treichel, Ralf Rothmann, Arnold Stadler, Judith Hermann, Josef Haslinger, Ulrich Woelk und Alexander Osang. Andere wie Markus Werner, Uwe Timm, Wilhelm Genazino, Dieter Wellershoff und Urs Widmer waren schon länger im Geschäft, erreichten aber jetzt erst den Zenit ihres Erfolges. In diesem Zusammenhang ist es auch kein Zufall, dass viele der entschiedensten Feuilletonbeiträge zur Kritik der erfahrungsleeren „Germanistenprosa" und zur Wiederbelebung eines wirklichkeitsnahen Erzählens in den Neunzigern von Schriftstellern stammen.

Schon ein erster Blick auf die *literarischen* Texte der genannten Autoren zeigt allerdings, dass sie sich – vielleicht mit Ausnahme von Josef Haslinger und Alexander Osang – nicht auf das Etikett eines Neo-Realismus festlegen lassen. Bei aller ›Welthaltigkeit‹ zeigen sie – wenn auch meist in subtilerer Weise – sowohl subjektive und gebrochene Perspektivierung als auch eine Reflexivität ihrer ästhetischen Mittel bzw. narrativen Verfahrensweisen, sie imitieren Stile und verwenden Formelemente und Motive aus dem Arsenal der Literaturgeschichte als Bausteine, ohne damit noch provozieren zu wollen (Das alles gilt bei näherer Betrachtung übrigens auch für die US-amerikanischen Autoren, die man dem deutschen Nachwuchs immer wieder als Vorbilder angedient hat). Noch weniger greift der Begriff des Realismus, wenn man den Blick auf *alle* wichtigen Jung-Autoren der Neunziger ausweitet: Autoren wie Thomas Lehr, Thomas Hettche und Reinhard Jirgl gestehen dem Traumhaften, Visionären und Grotesken breiten Raum zu, Jirgl, Ulrich Peltzer und Ingo Schramm arbeiten mit den Mitteln des Bewusstseins-Romans, Jan-Peter Bremers allegorische Miniaturen wirken äußerst surreal, Marcel Beyer setzt in seinen Texten medientheoretische Einsichten um und die längerfristig etablierten Autoren der Pop-Szene wie Rainald Goetz, Thomas Meinecke und Kathrin Röggla spielen auf formal anspruchsvolle Weise mit den verschiedensten Diskursen von der feministischen Theorie über die Rave-Szene bis zur Sprache der Werber und Designer. Dabei wird überdeutlich, dass der Einsatz realistischer Erzählweise kaum irgendwo „naiv" geschieht – und dass die Alternative zum Realismus weder Realitätsferne noch Weltlosigkeit oder gar sinnenfeindliche Abstraktheit sein muss.

Die Literaturwissenschaft trägt zur Klärung dieses kontroversen Wirklichkeitsverhältnisses der Gegenwartsliteratur bislang erst wenig bei. Wegen der zeitlichen Nähe ist die Forschung noch an ihrem Anfang und setzt sich vorwiegend aus disparaten Aufsätzen und Einzelbetrachtungen zusammen (Bremer 2002, 25), wobei sich die Nähe zum Feuilleton schon personell zeigt.[18]

[18] In vielen Aufsatzsammlungen und Tagungsbänden finden sich Beträge von Kritikern und Redakteuren. Sie stellen etwa die Mehrzahl der Autoren in den von Döring (1995) und Kraft (2000) herausgegebenen Bänden sowie einen beträchtlichen Anteil in den Bänden von Freund/Freund (2001), Erb (2001) und Herholz (1998).

Es hat sich noch „kein Gesamtbild, kein ordnender Überblick, kein durchgreifendes Deutungsmuster ergeben“ (Roberts 2001, xi).[19] Zwar ist die im engeren Sinne mit der ›Wende‹ beschäftigte Literatur schon vergleichsweise ausführlich untersucht worden, doch standen dabei die politischen Ereignisse und politische Gesichtspunkte überhaupt im Mittelpunkt des Interesses, und dabei macht sich oft auch die politische Auffassung der Wissenschaftler in einer polarisierend-verkürzenden Weise geltend, die vom Feuilleton nicht weit entfernt ist. Die Texte wurden nicht so sehr in den ästhetischen Eigenarten ihres Wirklichkeitsbezuges problematisiert, sondern vorwiegend als zeitgeschichtliche Dokumente betrachtet, wobei eine kritisch-aufklärerische Funktion von Literatur vorausgesetzt und ihr Wirklichkeitsverhältnis an diesem Maßstab gemessen wurde (Bremer 2002, 26f).

Eine solche Funktion von Literatur war jedoch eigentlich bereits seit dem Abklingen der Studentenrevolte zur Ausnahme geworden; sie wurde in der Bundesrepublik nur von einigen Vertretern der ältesten Generation weitergeführt und war in der DDR an die besondere Rolle der Literatur als ›zweite Öffentlichkeit‹ gebunden, die nach 1989 obsolet geworden war. Das zeitweilige Wiederaufleben dieser Funktion in der Wendeliteratur war durch die politischen Ausnahmeereignisse (auch im Bereich der Verbandspolitik) sowie durch die Notwendigkeit der ostdeutschen Autoren bedingt, sich in eine neue gesellschaftliche Rolle zu finden, während sie auf westlicher Seite nur von jener kleinen Minderheit älterer Autoren geführt wurde, welche in der politischen Öffentlichkeit noch eine aktive Rolle in der Tradition der Gruppe 47 beanspruchten[20] – eine Minderheit, deren Anteil an der Gegenwartsliteratur im Laufe der 90er Jahre deutlich zurückgegangen ist (Durzack 2006b, 1006).

Dass diese Dekade dennoch auf den ersten Blick als eine Zeit heftiger öffentlicher Debatten um Literatur und Politik erscheint, liegt vorwiegend daran, dass einige Literaturkritiker in ihrem Bestreben um mediale Aufmerksamkeit die vorübergehend politisierte Atmosphäre der Wendezeit zu einer kulturkonservativen Offensive nutzten und auch die gezielt provokativen Beiträge weniger „Stars“ (Walser, Grass, Reich-Ranicki, Handke, Strauß) in dieser Atmosphäre ein

[19] Das gilt trotz der ersten, sehr verdienstvollen literaturgeschichtlichen Darstellung in der Neuauflage der von Winfried Barner herausgegebenen *Geschichte der Deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart* (2006), denn auch dort wird die Gegenwartsliteratur weder auf eine überschaubare Anzahl von Strömungen reduziert, noch wird die Heterogenität als Signum der Epoche anerkannt und systematisch auf deren spezifische literarische Kommunikationsbedingungen zurückgeführt.

[20] Dies waren neben Walser und Grass allenfalls noch Walter Jens, Hans-Magnus Enzensberger, Ralph Giordano und Peter Rühmkorf. Die öffentlichen Interventionen von Botho Strauß und Peter Handke erfolgten paradoxerweise aus einer Art medienkritischen ›Fundamentalismus‹ heraus.

exzeptionelles Medienecho fanden – sie wurden ebenso zu ›Skandalen‹ stilisiert wie die enthüllungsjournalistischen Auseinandersetzungen mit der DDR-Vergangenheit. Bei alledem ging es so gut wie nie (höchstens in zweiter Linie) um die literarische Qualität der Werke (Barner 2006b, 955). Die ›Wendeliteratur‹ im engeren Sinne bietet daher wenig Aufschluss über das tatsächliche bzw. zukunftsträchtige Verhältnis der Gegenwartsliteratur zur Gesellschaft nach der Wende; erst nach einer gewissen ›Normalisierung‹ der Verhältnisse traten für die Literatur des wiedervereinigten Deutschland die Umrisse einer beständigeren gesellschaftlichen Position hervor.

Gerade angelsächsische Literaturwissenschaftler haben sich in diesem Zusammenhang vorwiegend mit der neugestellten Frage nach der nationalen Identität und der politischen Rolle der Literatur auseinandergesetzt (Bullivant 1994; Brockmann 1999)[21], doch diese spielt nicht zufällig gerade für die jüngeren Gegenwartsautoren kaum noch eine Rolle[22] – auch die Wiederbelebung des nationalen Diskurses war an die Ausnahmesituation der Wiedervereinigung gebunden[23] und ist Episode geblieben; es haben sich an ihr nur einzelne, wiederum meist ältere Schriftsteller beteiligt, und selbst dies vorwiegend kritisch. Nach dem Abklingen der Wendeeuphorie sowie im Zuge der europäischen Integration bestätigt die große Mehrheit der literarischen Texte und das öffentliche Gebaren ihrer Autoren jedenfalls eher die „postnationale Konstellation“ (Habermas) der deutschen Gesellschaft und die Zurückhaltung (wenn nicht das Desinteresse) ihrer Schriftsteller gegenüber einer öffentlich-politischen Rolle.[24]

Von besonders auffälliger Nähe zum Feuilleton und seiner politischen Parteilichkeit ist naturgemäß die kritische Sichtung der Wendeliteratur durch den Literaturkritiker Hans-Georg Soldat (1997), der die literarischen Darstellungen umstandslos an einem unhinterfragten Geschichtsbild misst und dabei die Intensität und ›Genauigkeit‹ der literarischen Auseinandersetzung mit den historischen ›Fakten‹ zum ebenso unhinterfragten Bewertungskriterium erhebt. Ent-

[21] Hierzu gehören auch einige Beiträge zu Williams, Parkes and Smith (1991*)*. Die folgenden der von Williams, Parkes und Preece herausgegebenen Aufsatzbände der Bradford Colloquia (1998; 2000a; 2000b) zeigen jedoch bereits eine schnelle Abkehr des Interesses von Fragen der nationalen Identität.

[22] Entsprechend ziehen sie so gut wie ausschließlich die älteren Schriftstellergenerationen heran und nehmen die Inszenierung von Auseinandersetzungen um die Literatur als Medienspektakel für bare Münze. Vgl. Tabener und Finley 2002..

[23] Ihr in der BRD schon in den 80ern anzusetzender Beginn war wiederum an die kulturelle Rollback-Politik der Kohl-Regierung gebunden, die ihrerseits wohl nur auf der Basis einer Hochkonjunkturphase möglich war.

[24] Ähnlich Roberts (2001, xiii) und Barner (2006, 944f). Das bedeutet keineswegs eine Wende zu einer apolitischen Literatur, sondern eher eine Konzentration auf eine spezifisch literarische Auseinandersetzung mit politischen Themen in bewusster Distanz zur Medienöffentlichkeit. Eine gewisse Ausnahme bildet Österreich, wo sich auch die jüngere Schriftstellergeneration am Protest gegen den Rechtspopulismus Jörg Haiders und seiner Anhänger beteiligte, aber auch die Schweiz, wo es anlässlich der Siebenhundert-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft zu heftigen Kontroversen über das Verhältnis der Schriftsteller zu ihrem Staat kam (Barner 2006, 927f u. 945, 947f).

sprechend häufig sind Vorwürfe wie „Unkenntnis“, „Geschichtsklitterung“ und „Eskapismus“. Ähnlich auffällig ist die Nähe zum Feuilleton bei Volker Wehdekings Monographie *Die deutsche Einheit und die Schriftsteller* sowie in den eigenen Beiträgen zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband *Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990-2000)*. Die Rede von einem „Mentalitätswandel“ gibt zwar programmatisch vor, die gesellschaftlichen und kulturellen Wandlungen sowie ihre Auswirkungen auf die Identitäten in die ästhetische Reflexion mit einbeziehen zu wollen, beruft sich dabei auf Bourdieu und bekennt sich zu einer Kollaboration mit Medien- und Kulturwissenschaften (Wehdeking 2000, 8f). Tatsächlich reduziert Wehdeking jedoch die literarischen Texte lediglich auf Dokumente von „Einstellungen“ ihrer Autoren zu den zeitgenössischen Verhältnissen – Verhältnissen, die ihrerseits in enger Anlehnung an das offiziöse westdeutsche Geschichtsbild betont optimistisch dargestellt werden, so dass die politische Gesinnung der untersuchten Werke einer einseitigen und dogmatischen Wertung unterzogen wird (Herrmann 2001, 33ff).[25] Das althergebrachte Konzept der „Kulturnation“ steht auch hier für den Versuch einer Renationalisierung der Kultur, welche die irreversible Pluralisierung seit dem Ende der 60er Jahre ignoriert. Selbst Emmerichs deutlich ausgewogenere Darstellung der ostdeutschen Wendeliteratur in der Neuauflage seines Standardwerkes ist nicht ganz frei von den einseitigen Wertungen eines westdeutschen Geschichtsbildes (a.a.O., 37-43).

Auch Sabine Wilke (1992) untersucht die Wendeliteratur – wenngleich aus gesellschaftskritischerer Perspektive – als Form alternativer Geschichtsschreibung und hält damit letztlich gleichfalls an einer aufklärerischen Funktion von Literatur fest. Noch 2001 entwickelt Dirk Schröter in seiner Dissertation zunächst seine ›eigene‹ historische Interpretation von Ursachen und Eigenart der Wende und der Wiedervereinigung (19-26), bevor er die ausgewählten Werke zu diesem Themenkomplex teils an der kritischen Gründlichkeit ihrer Auseinandersetzung mit den Ereignissen misst, teils die fiktionalen Texte umstandslos wie historische Quellen benutzt – ästhetische Maßstäbe spielen auch bei ihm nur eine sekundäre Rolle, Kategorien wie „Authentizität“ werden durchgehend unreflektiert verwendet (86-90, 172, 148-54). Differenzierter geht Ulrich Krellner auf das spezifisch Literarische der Neunziger-Jahre-Literatur ein, und er konzentriert sich auch „auf Texte, denen es – im weitesten Sinne – um eine wirklichkeitsnahe Bestands-

[25] Besonders die unkritische, ja wider besseres Wissen erfolgte Übernahme der Parole von einer zweiten ›Stunde Null‹ in der Literatur und die entsprechende Parallelisierung der Entwicklung (Wehdeking 2000, 29-41) ist erkennbar von politisch motiviertem Geschichtsoptimismus geprägt; ihre wissenschaftliche Unhaltbarkeit war leicht zu erweisen (Harder 2001, 14-22) und schlägt auch auf andere wissenschaftliche Adepten zurück (Wieland Freund 2001, 12).

aufnahme der zeitgenössischen Welt geht“ (1999, 1). Diese Welt selbst erscheint jedoch in unproblematisierter Weise als Wissensstand eines kritischen Zeitgenossen, die Art und der Umfang des Wirklichkeitsbezuges wird bei der Kürze des Aufsatzes mehr behauptet als nachgewiesen, und die Auswahl der besprochenen Werke bleibt letztlich zu willkürlich, um die andeutungsweise herausgearbeiteten Unterschiede zwischen Ost- und Westautoren (a.a.O., 16) verallgemeinern zu können.

Selbst Ulrike Bremer, die in ihrer Untersuchung zur Wendeliteratur auch die ästhetischen Eigenarten exemplarischer Romane in eingehenden Textanalysen herausarbeitet und das „Funktionsverständnis von Literatur im Spannungsfeld gesellschaftlicher Umbrüche“ (2002, 11) klären will, bleibt doch überwiegend motivorientiert (31), bestimmt ihr Wirklichkeitsverhältnis schon vorab recht vage als „vielfacher, subjektiver und sprachlich verzerrender oder vergrößernder Spiegel“ des Wendegeschehens (19) und liest Stellenwert und die Funktion von Literatur daran ab, ob sie ein Interesse an einer kulturellen Verständigung zwischen Ost und West erkennen lassen und entsprechende Auseinandersetzungen befördern (31) – dies jedoch ist für meine Zwecke noch entschieden zu unterkomplex.[26] Ähnliches gilt für Ursula Reinhold (2001), welche die erzählende Literatur seit 1990 zwar als Zeugnisse der Krisenerfahrung und Krisenverarbeitung betrachtet, dabei jedoch ein quasi-therapeutisches Wirkungsmuster voraussetzt und vorwiegend Inhaltsangaben mit knappen formalen Charakterisierungen aneinander reiht.

Eine gewisse Ausnahme bildet Markus Symmank, der sich in seiner Untersuchung zur Gegenwartsliteratur von der Fixierung auf das Wendegeschehen löst und den Fokus auf den gesellschaftlichen Wandel (bzw. krisenhaften Umbruch) insgesamt erweitert; indem er jedoch seine theoretische Optik auf Bakhtins Paradigma der Karnevalisierung verengt, fördert er zwar interessante Spezialergebnisse zutage, verfehlt jedoch aufgrund des überzeitlichen, strukturalistisch-anthropologischen Charakters des Karneval-Modells (Symmank 2002, 37) das historisch Spezifische an der kulturellen Rolle der Gegenwartsliteratur und an ihrem Wirklichkeitsverhältnis – zumal die typologisierenden Tendenzen an Bakhtins Auffassung des Karnevalesken, des Grotesken, Dialogischen, Polyphonen usw. eine Fixierung auf motivgeschichtliche Aspekte bewirkt (40). Ähnliches gilt für Angela Fitz, die sich in ihrer verdienstvollen Arbeit ganz darauf konzentriert,

[26] Die Befangenheit der Autorin in traditionellen Vorstellungen über die Funktion von Literatur zeigt sich auch daran, dass sie das feuilletonistische Vorurteil wiederholt, die bundesrepublikanische Literatur vor der Wende sei „gesellschaftspolitisch weitgehend funktionslos geworden[]“ (Bremer 2002, 22). Eine solche Auffassung mag für direkte Wirkungsabsichten zutreffen, verdeckt aber die vielfachen indirekten Wirkungen der Literatur auf die Vorstellungen von der Gesellschaft, ohne die sie wohl keine Abnehmer finden würde.

wie die *Art* des literarischen Wirklichkeitsbezuges durch die Veränderungen des Weltbildes beeinflusst wurde, welche der Radikale Konstruktivismus und die Chaostheorie ausgelöst hatten (1998, 11f), während die Gestalt der Wirklichkeit selbst und das Ausmaß ihrer Verarbeitung keine Rolle spielen.

Die meisten Autoren enthalten sich explizit wertender Stellungnahmen (nicht nur zu dieser Frage) und beschränken sich auf Einzelinterpretationen zu bestimmten Werken, auf Autorenporträts oder thematisch-motivische Untersuchungen, ohne ihre Auswahlkriterien zu explizieren und ohne die Relevanz ihres Gegenstandes (d.h. auch ihres eigenen Tuns) zu begründen. Der von Wieland und Winfried Freund herausgegebene Sammelband *Der deutsche Roman der Gegenwart* enthält zwar eine Reihe von „Übersichtsdarstellungen", aber diese bleiben nicht nur unverbunden, sondern sind fast ausschließlich stil-, themen- und genregeschichtlich orientiert und entsprechend kaum in der Lage, die unübersichtliche Situation durchschaubarer zu machen.[27] Der Problemgehalt der gegenwärtigen Literaturepoche, vor allem die fragwürdig gewordene *Funktion* schreibender Kunstanstrengung im Medienverbund, wird angesichts einer reichhaltigen Produktion selten mehr als an der Oberfläche gestreift[28] – mit Ausnahme der Vereinigungskonsequenzen für die Ost-Schriftsteller[29], dort jedoch gerade *nicht* in Bezug auf literarische Texte und ihre ästhetischen Merkmale. Ähnlich verhält es sich mit den meisten Aufsatzsammlungen und Tagungsbänden zur Gegenwartsliteratur[30], und ähnlich verhält es sich auch mit Klaus Böttigers prahlerisch zu einer *Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* zusammengefassten Feuilletons.[31] Immerhin ist den leichtfertigen Polarisierungen, Simplifizierungen und vorschnellen Trendmeldungen des Feuilletons in einer beträchtlichen Anzahl von Aufsätzen entschieden und mit guten Gründen widersprochen worden.[32] Außerdem wurden in einer ganzen Reihe von

[27] Immerhin betont der Beitrag Wieland Freunds zu den Roadnovels die intermedialen Bezüge und die Problematisierung des Realitätsbezuges durch die jüngsten Vertreter des Genres (Freund und Freund 2001, 45f-52), und Alexandra Ponzen erklärt die hochartifiziellen Texte Elfriede Jelineks für zeitgemäßer als die traditionell und konventionell-realistisch erzählten Romane von Ulla Hahn und Monika Maron (53-76).

[28] Eine gewisse Ausnahme bildet Parkes 2002.

[29] Vgl. etwa Emmerich 2005, 435ff; Bremer 2002, 14f.

[30] Hierzu gehören: Williams, Parkes und Smith (1991); Williams und Parkes (1994); Döring (1995); Knobloch und Koopmann (1997); Beitter (1997) und Beitter (1998); Erb (1998); Williams, Parkes und Preece (1998, 2000a, 2000b); Kracht (2000); Fischer und Roberts (2001); Harder (2001).

[31] Diese sind zwar von der einheitlichen Sichtweise eines Autors durchdrungen, stellen jedoch nicht mehr als eine in lockeren Gruppen gegliederte Sammlung kurzer feuilletonistischer Autorenportraits dar, deren Anspruch, das Dauerhafte vom Kurzlebigen zu scheiden, wenig besser begründet ist als durch die persönlichen Idiosynkrasien des Autors. Ähnliche, aber weniger prätentiöse Sammlungen gibt es von Volker Hage (1999) und Ulrich Greiner (2000).

[32] So v.a. in den Beiträgen zu dem von Döring 1995 herausgegebenen Sammelband.

Beiträgen die veränderten institutionellen und medialen Rahmenbedingungen literarischer Kommunikation in aufschlussreicher Weise in die wissenschaftliche Diskussion miteinbezogen.[33]

Andere Literaturwissenschaftler schließen sich den Trendmeldungen des Feuilletons mehr oder weniger unkritisch an und gelangen über deren problematischen Begriffsapparat nicht hinaus; das gilt etwa für Winfried Freunds zustimmende Diagnose einer „Neuen Objektivität" und einer „Rückkehr zum Erzählen in den neunziger Jahren". Inzwischen hat Nikolaus Förster diese pauschale Trendmeldung immerhin in aufschlussreicher Weise differenziert, indem er die Renaissance traditioneller Erzählmuster scharf vom Realismus-Paradigma trennte, ja sogar dem literarischen Authentizitätsstreben entgegensetzte und auf den Beginn der 80er Jahre zurückdatierte (5).[34] Und Helmut Koopmann sieht nicht zu unrecht sogar eine genau entgegengesetzte Entwicklung: Eine zunehmende Überschreitung des die Nachkriegszeit beherrschenden Realismus-Konzeptes durch die Ausweitung in die problematischen Tiefen der subjektiven Innenwelt während der 70er Jahre sowie durch die Expansion ins Phantastische und Irreale während der 80er Jahre (Koopmann 1997, 14ff u. 19ff). Am Ende steht genau jener „Pluralismus der Themen, Stoffe und Darstellungsarten", von dem wir ausgegangen sind (a.a.O., 28f).

Eine Art ›Gegen-Affirmation‹ des Feuilletons findet man hingegen bei Stephan Porombkas (2001), Moritz Baßlers (2002) und Niels Werbers (2003) apologetischen Beiträgen zur Popliteratur – der Versuch Baßlers, seiner These von einem popliterarischen „Paradigmenwechsel" eine ›theoretische Grundlegung‹ zu geben, macht die Dürftigkeit des Reflexionsniveaus eher noch offensichtlicher; welche soziokulturelle Funktion eine bewusst oberflächlich-positivistische „Archivierung" der konsum- und mediengeprägten Gegenwartskultur (2002, 21f) im Zeitalter medialer Reizüberflutung haben soll, wird nicht einmal ansatzweise zu bestimmen versucht. Dennoch wird die „Literatur-Literatur" mit ihrem Anspruch auf „Bedeutungsgravität" pauschal als überholt abgetan (a.a.O., 14ff).[35]

[33] Das gilt etwa für den gesamten Band von Williams, Parkes und Preece (2000), für die Beiträge von Sprang und Winkels zu Döring (1995), für den Beitrag von Elm zu Knobloch und Koopmann (1997) sowie für die Beiträge von Briel, Peitsch und Lengauer zu Willams, Parkes und Preece (1998).

[34] Bestätigt wird dies durch die von Delabar, Jung und Pergande herausgegebene Aufsatzsammlung (1993).

[35] Ausgewogener ist Manfred Durzaks Überblick über die Erzählprosa der 90er Jahre in der Neuauflage der von Wilfried Barner herausgegebenen *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart* (2006b); zwar ist die Auswahl der besprochenen Werke (also die implizit wertenden Selektionskriterien) auch hier nicht immer nachvollziehbar, aber immerhin werden explizit wertende Urteile regelmäßig unter differenziertem Verweis auf ästhetische Textmerkmale und ästhetische Kriterien begründet. Allerdings müssen diese Urteile bei der Masse der besprochenen Texte vergleichsweise oberflächlich und die Strukturierung der Vielfalt begrenzt bleiben – zumal der Zusammenhang mit Barners Darstellung des „literarischen Lebens" nur sehr lose ist und das Verhältnis zur gesellschaftlichen Realität auch hier nur bei den ostdeutschen Autoren eine nennenswerte Rolle spielt.

Einzig Klaus-Michael Bogdals (von Matthias Harder aufgegriffener) Versuch, die Heterogenität der literarischen Veröffentlichungen am Ende des Jahrtausends als Ergebnis einer Diversifizierung, einer „Pluralisierung der literarischen Praxis“ zu fassen und im Hinblick auf die Funktion von Literatur sowohl mit der medialen Differenzierung innerhalb des kulturellen Sektors als auch mit dem sozialen Strukturwandel zu einer Milieugesellschaft in Verbindung zu bringen, kann hier als wegweisender Ansatz gelten[36], auch wenn dieser Ansatz noch recht skizzenhaft ist und das verwendete Modell gesellschaftlicher Milieudifferenzierung noch deutlich verbesserungsbedürftig ist (Bogdal 1998, 9-31; Harder 2001, 15, 21f). In der germanistischen Auseinandersetzung mit der Gegenwartsliteratur ist es also ebenso wie im Feuilleton der Rekurs auf die soziale und medienspezifische Funktion, der in der Verwirrung der Wertmaßstäbe durch eine neue Reflexionsstufe Ordnung zu schaffen vermag, „d.h. ein Verständnis, das davon ausgeht, dass die Literatur trotz aller Medienkonkurrenz noch immer das nicht zu ersetzende Medium der imaginativen Auseinandersetzung mit historischen Erfahrungen und der kritischen Selbstbefragung der Gesellschaft ist“ (Roberts 2001, xvi), dabei aber berücksichtigt, dass sie nach dem Verlust des ästhetischen Grundkonsenses in den 70er Jahren „nicht mehr gesamtgesellschaftlich repräsentativ“ ist (Bogdal 1998, 19), sondern nur noch für „milieuspezifische Öffentlichkeiten“ (a.a.O., 14). Hier ist also anzuknüpfen, um das „Wirklichkeitsverhältnis“ der Nachwendeliteratur und die mit ihm verbundenen Wertmaßstäbe genauer zu untersuchen.

Fragt man nach den Unterschieden zu den dezidiert postmodernen Texten der Achtziger, so lässt sich vorläufig folgende These aufstellen: Die postmoderne Kunst und Literatur trug mit ihren ›Manifesten‹ zwangsläufig selbst noch gewisse Züge einer Avantgarde, da sie sich kritisch-polemisch gegen die Vertreter der Spätmoderne durchzusetzen hatte; inzwischen haben sich jedoch die Verhältnisse nach dem Altern auch dieser Bewegung durchgehend gewandelt: Selbst die avantgardistische Moderne ist in den sekundär nutzbaren Traditionsbestand eingerückt, Pastiche, Parodie, Stilmix und selbstreflexives Erzählen haben ihren demonstrativen Charakter und provokativen Gestus ebenso verloren wie die Transgressionen in den Themen- und Formenbestand der Massenkultur, und die jüngeren Autoren sehen sich nur noch höchst selten veranlasst, ihre Projekte nun wiederum von der Postmoderne kritisch-polemisch abzugrenzen; deren erweiterte Möglichkeiten sind vielmehr weitgehend bruchlos in die pluralistische Schreibpraxis der Neunziger

[36] Einen verwandten, stärker medientheoretisch profilierten Ansatz verwendete Christa Karpenstein-Eßbach in ihrer Untersuchung der bundesdeutschen Prosa 1975-1990 (1995).

eingegangen. Zu diesem Pluralismus gehört zwar durchaus auch eine Strömung, die ihre Popularität einer Affirmation an die ästhetischen Standards der Massenmedien verdankt – Haslinger, Osang und Elke Schmitter zählen ebenso dazu wie Frank Witzel, Tim Staffel und die Popliteraten Kracht und Stuckrad-Barre –, aber sie beherrscht keineswegs das Feld; die Mehrzahl der Autoren arbeitet gerade mit denjenigen Elementen des Literarischen, die seine besonderen medialen Stärken gegenüber den Massenmedien ausmachen. Der Funktionswandel der Literatur besteht für sie nicht in einer Angleichung an die Funktion der Massenmedien, sondern in einer funktionalen Differenzierung, die allerdings den Radikalismus der Avantgarden sowohl im Hinblick auf ihren Innovationszwang als auch in der Verweigerung gegenüber der öffentlichen Kommunikation verabschiedet hat.

Entsprechend wird in der Gegenwartsliteratur auch mit ›Welt‹ und ›Wirklichkeit‹ umgegangen: Bei allem gewachsenen Interesse an der Außenwelt ist man keineswegs geneigt, hinter den Erkenntnisstand der 80er zurückzugehen, dass es sich dabei um kulturelle Konstrukte handelt, eine Pluralität divergierender Konstrukte zumal, die heute in erheblichem Maße durch die Massenmedien geprägt sind – auch wenn dieses Bewusstsein mit zunehmender ›Normalisierung‹ nicht mehr so sehr in den Vordergrund gestellt wird. Es erstreckt sich im Übrigen gleichermaßen auf die literarischen Texte selbst: Auch von einer „Wiederkehr des Erzählens“ kann daher nur in einem Sinne die Rede sein, bei dem dessen Konstruktcharakter herausgestellt wird (Förster 1999, 25). Ebenso wenig kann man als zeitgenössischer Schriftsteller einfach vergessen, dass es bereits seit längerem keinen übergeordneten Blickwinkel mehr gibt, von dem aus sich die Erfahrung der ›Welt‹ zu einem konsistenten Ganzen ordnen lässt – es gibt nur noch eine Pluralität von Perspektiven. Jede künstlerische Gestaltung von ›Wirklichkeit‹, die diesem historischen Bewusstsein gerecht werden will, wird zu einer selbstreflexiven Angelegenheit – zumal dann, wenn das Innovationspotential der künstlerischen Mittel sich erschöpft hat. Nur ist inzwischen die Aura der provozierenden Neuartigkeit sowohl von jenem Bewusstseinsstand abgefallen als auch von den literarischen Verfahren, die daraus die Konsequenzen ziehen.

Wahr ist jedoch auch, dass es innerhalb des heutigen Literatursystems keinen normativen Zwang mehr gibt, dem aktuell avanciertesten Bewusstseinsstand auf diese Weise zu genügen; man kann ebenso gut versuchen, die Unzuverlässigkeit des ›Wirklichen‹ und seinen Zerfall in unterschiedliche Perspektiven durch auktoriales Erzählen und einen forcierten Realismus zu kompensieren, die zunehmende Abstraktheit medial vermittelter Erfahrungen durch einen nach-

drücklichen Appell an das sinnliche Vorstellungsvermögen des Lesers auszugleichen – und damit die Irritationen zu mildern, die von der gegenwärtigen Alltagserfahrung ausgehen. Offenkundig ist eine solche Literatur ja trotz aller Konkurrenz der audiovisuellen Medien populärer denn je, und im Zeitalter einer allgegenwärtigen Unterhaltungskultur ist nicht mehr begründbar, das eine als ›minderwertige‹ und das andere als ›anspruchsvolle‹ Literatur zu qualifizieren. Unter den kulturellen Milieus gibt es keines mehr, für das die Kenntnis eines Kanons von ›Hochliteratur‹ noch eine unabdingbare Eintrittskarte darstellt, und auch die meisten Liebhaber und Kenner anspruchsvoller (Gegenwarts-) Literatur verschmähen gut gemachte Unterhaltungsliteratur so wenig wie Film, Fernsehen und Popmusik. Sie erfüllen unterschiedliche, gleichermaßen legitime Bedürfnisse, die bei denselben Menschen konfliktfrei nebeneinander existieren können. Ein neues Element in der Gegenwartliteratur sind daher nicht zufällig Mischformen mit den unterschiedlichsten Anteilen der vormals entgegengesetzten Elemente.

Unter diesen Bedingungen ist es offenkundig ebenso irreführend, den neuen Trend zu ›Welthaltigkeit‹ und das verstärkte Wiederaufgreifen realistischer Schreibweisen pauschal als „Unterbietung“ moderner Standards zu brandmarken wie sie als berechtigte Rückkehr zu den „eigentlichen Kernaufgaben“ nach einer Epoche elitärer Verirrung zu feiern. Es ist vielmehr ein Paradigmenwechsel in der literarischen Wertung vonnöten, der sie unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse auf eine neue Reflexionsstufe hebt. In einer funktional differenzierten Gesellschaft mit einem in unterschiedliche Milieus zersplitterten Publikum liegt es nun nahe, dies unter Rückgriff auf die Kategorie der Funktion zu tun: Demnach wäre die Berücksichtigung der – historisch durchaus variablen – Funktionen der Literatur für das Individuum, bestimmte gesellschaftliche Gruppen bzw. kulturelle Milieus und die Gesellschaft als ganze eine entscheidende Voraussetzung, um die Qualität literarischer Werke zu beurteilen. Dabei muss man davon ausgehen, dass auch diese Funktionen sich (wie die gesellschaftlichen Systeme und kulturellen Milieus) zugleich ausdifferenziert und enthierarchisiert haben: Sie können für verschiedene Milieus erheblich differieren, ohne dass eines von ihnen noch eine kulturelle Hegemonialstellung beanspruchen könnte; sie können aber auch innerhalb eines Milieus, ja sogar bei denselben Menschen durchaus nebeneinander bestehen.

Erst nach Bestimmung dieser objektiven Zusammenhänge sind wertende Aussagen sinnvoll: etwa in Bezug auf die Effektivität, mit der bestimmte Texte die von ihnen anvisierten Funktionen erfüllen, aber auch in Bezug auf die Funktionen selbst, die unter Verweis auf explizierte

Wertmaßstäbe (wie gesamtgesellschaftliche Stabilität, menschliche Selbstentfaltung, subjektives Glück oder soziale Gerechtigkeit) durchaus kritisierbar sind. Dabei ist unter Funktion sehr viel mehr und sehr viel Subtileres zu verstehen als ein unmittelbarer (womöglich quantifizierbarer) Nutzeffekt: Die bekanntermaßen differenzierten Wirkungen des Lesens auf die menschliche Psyche, die Identität von Individuen und Gruppen sowie auf das kulturelle Wissen sorgen für einen vielfach vermittelten Charakter der funktionalen Zusammenhänge – ebenso wie die Einflüsse der literarischen Tradition und der institutionellen Bedingungen des Literatursystems auf das literarische Schreiben (Sill 2001, 184f; 246ff; Lehmann 2006, 81ff.).

Auch für die Beurteilung der Art und Weise, wie die deutschsprachige Gegenwartsliteratur die „Wirklichkeit“ ergreift und die „Welt“ zu ihrem Gehalt macht, sind demnach die Funktionen entscheidend, die man mit dieser Gestaltung verbindet – wobei eine Art der Wirklichkeitsmodellierung in unterschiedlichen Milieus, aber auch bei denselben Lesern verschiedene (gleichermaßen legitime) Funktionen haben kann, während ganz unterschiedliche Gestaltungen fiktiver Realität verschiedene Bedürfnisse derselben Person befriedigen können. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Frage besonderes Interesse, durch welche spezifischen Funktionen sich der ›Realitätsgehalt‹ bzw. der ›Wirklichkeitsbezug‹ der zeitgenössischen Literatur von dem der Massenmedien, des wissenschaftlichen Schrifttums und anderer kulturell relevanter Medien unterscheidet; ihre Beantwortung unter Bezugnahme auf die gesellschaftliche Funktion könnte dann auch eine neue, verlässlichere und jederzeit explizierbare Grundlage schaffen für Bewertungen und qualitative Differenzierungen der Verleger und Rezensenten – und damit auch eine Grundlage für jene Selektionsentscheidungen, auf die die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur angewiesen ist. Zugleich hat der Literaturwissenschaftler eine Handhabe, um gegenüber dem Feuilleton jene Kritikfähigkeit zu wahren, die man von ihm erwarten darf.

B. Theoretisches Konzept

1. Ein literatursoziologischer Ansatz

Die ›Wirklichkeit‹, auf die sich die Literatur bezieht, ist im Kern gesellschaftlicher Natur, ihre ›Welt‹ ist die soziale Welt. Entsprechend ist auch die Frage nach der Funktion von Literatur eine literatursoziologische Frage: Es geht in ihr um die Funktion für die Gesellschaft, denn auch der individuelle ›Gewinn‹, den der einzelne Leser aus ihr zieht, bemisst sich letztlich nach dem ›Nutzen‹ für ein Leben in der Gesellschaft, sei es nun die Orientierung in ihr oder eine Kompensation für die Zwänge, die sie auf das Individuum ausübt. Die Literatursoziologie allerdings, an deren elaboriertes Instrumentarium hier durchaus angeknüpft werden soll, befindet sich nach einer längeren Phase des Niedergangs[37] mitten in einem Umbruch, und auch wenn dieser auf eine durchaus vielversprechende Zukunft verweist, macht diese Situation eine knappe Skizze des theoretischen Ansatzes nötig, von dem hier ausgegangen wird.

Das Hauptproblem der soziologischen Literaturbetrachtung bestand von Anfang an darin, wie zwei ganz unterschiedlich strukturierte und auch wissenschaftlich ganz verschieden erfasste Gegenstandsbereiche – fiktive ästhetische Sprachgebilde und die empirisch greifbare gesellschaftliche Realität – angemessen aufeinander zu beziehen seien, ohne einem von ihnen weniger gerecht zu werden als dem anderen. Zwar erkannte der sozialgeschichtliche Ansatz als avanciertestes Modell der Literatursoziologie – anders als die marxistische Widerspiegelungstheorie – dem Bereich des Ästhetischen einen eigenen Wert und eine eigene Entwicklungslogik zu und fasste sein Verhältnis zum Handlungssystem Gesellschaft in differenzierter Weise als ein Vermitteltes auf (Schönert 2000, 95; Fohrmann 2000, 106), aber eine zentrale Schwäche dieses Ansatzes bestand in der nicht hinreichend differenzierten und konkreten Art und Weise, mit der die Ver-

[37] Das hat zunächst damit zu tun, dass das Konzept der ›bürgerlichen Gesellschaft‹, von der die Literatursoziologie fast durchgehend ausging, durch die realen sozialen Entwicklungen seit den siebziger Jahren zunehmend an Evidenz verlor. Termini wie ›postindustrielle Gesellschaft‹, ›Massengesellschaft‹, ›Risikogesellschaft‹ und ›Mediengesellschaft‹ signalisieren eine Differenz zwischen bürgerlicher und heutiger Gesellschaft (Karpenstein-Eßbach 1995, 31). Fragwürdig wurde am Gesellschaftsmodell der Literatursoziologie vor allem die Vorrangstellung des Ökonomischen und die Orientierung an den Leitkategorien des Marktes und der Ware, aber auch die Ausblendung des Medialen angesichts der explosiven Entwicklung auf diesem Sektor (a.a.O., 14f). Als Reaktion auf diese Entwicklung haben der Einfluss des Strukturalismus und Formalismus sowie vor allem die radikale Kritik des Poststrukturalismus zu einem Geltungsverlust neomarxistischer und „ideologiekritischer“ Modelle geführt – aber auch zur Fundamentalkritik an einem substanzialistischen Begriff von Geschichte, der die historische Wirklichkeit als an sich bestehende, interpretationsfreie Realität missversteht, „zu der sich Literatur und Literaturgeschichte lediglich als Abbilder verhalten könnten“ (Baltzer 2000, 79).

mittlungsinstanzen zwischen Literatur und Gesellschaft betrachtet wurden (Jannidis 2000, 354).[38] Obwohl der Begriff der Vermittlung eine zentrale Rolle spielte, blieb er entweder eine abstrakte Kategorie der philosophischen Ästhetik, wie bei Adorno, oder er beschränkte sich auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Institutionen, die für die Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur von herausragender Bedeutung waren: Verlagswesen und literarischer Markt, Feuilleton, Zensur, Bildungswesen usw. „So wichtig solche Untersuchungen sind [...], den literarischen Werken selbst bleiben sie äußerlich“ (Müller 1988, 465).[39] Zu grob und abstrakt blieb auch das ›ideologiekritische‹ Verfahren, geistesgeschichtliche Bestände als sozialgruppenspezifische ›Weltanschauungen‹ mit latent legitimatorischer Funktion aufzufassen:

> Diese Form der Wissenssoziologie hat zwar den Vorteil, Ideen und Gesellschaft überhaupt miteinander vernetzen zu können, hat aber den Nachteil, dass diese Zuschreibungen [...] weder die Differenziertheit des Materials, wie es die Geistesgeschichte bereitstellt, verarbeiten kann, noch dem Komplexitätsgrad der Texthermeneutik angemessen ist. (Jannidis 2000, 353f)

Auch innerhalb der geistigen Phänomene konnte zwischen anspruchsvollen Wissenschaftskonstrukten und fundamentalen Mentalitätsformen nicht hinreichend differenziert werden (Anz 1999, 8)[40], während die Berücksichtigung der Medien auf einer vorwiegend technisch-ökonomischen Ebene verblieb.

Genauere Vorstellungen haben sich erst entwickelt, als der Bereich der Kultur und sein Zusammenwirken mit den anderen sozialen Dimensionen durch die kulturalistische Wende in den Sozial- und Geisteswissenschaften in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses geriet.[41] Kulturelle Formen und Prozesse wurden nicht länger als etwas Abgeleitetes betrachtet, sondern traten als dynamische und produktive Kräfte in den Mittelpunkt, die für die Gesellschaft selbst konstitutiv sind. Die kulturelle Dimension, die „ehemals vielfach als vernachlässigenswertes Überbauphänomen galt, fungiert nun als Sinnbasis, auf der soziales Handeln und Kommunikation erst

[38] „Das zeigt sich ganz handfest an der Gliederung von Sozialgeschichten zur Literatur: Am Anfang steht ein Kapitel über die sozialen und ökonomischen Daten der Zeit, dann folgen die Kapitel zur Literatur; allerdings werden in den späteren Abschnitten kaum mehr die Informationen des Einleitungskapitels aufgegriffen. Bezüge zwischen den sozialhistorischen Daten und den Einzeltexten können nur selten plausibel hergestellt werden, die Kette reicht höchstens noch bis zu den literarischen Textsorten, die durch die Metapher der ›Institution‹ vergesellschaftet werden.“ (Jannidis 2000, 354f)

[39] „Das komplementäre Projekt einer ›Sozialgeschichte im Text‹ (Schönert) aber war mit höchst kontroversen Grundannahmen über die Wechselbeziehungen zwischen ›objektiv‹ ermittelbaren gesellschaftlichen Strukturen und ›subjektiver‹ Verarbeitung durch den Autor und Leser belastet“ (Müller a.a.O.).

[40] Ähnlich Müller 1988, 465.

[41] Vgl. hierzu Böhme und Scherpe (1996) sowie Benthien und Velten (2002), besonders die Einführungskapitel.

möglich ist“ (Anz 1999, 4). Die Sozialwissenschaften stellen sich zunehmend als Kulturwissenschaften dar, die die symbolischen Ordnungen rekonstruieren, vor deren Hintergrund die Menschen der sozialen Welt – und damit auch sich selbst – Sinn und Bedeutung verleihen. Das Konstrukt des *homo oeconomicus*, dessen Handeln rational an Zwecksetzungen orientiert ist, und das des *homo sociologicus*, der sein Handeln an sozialen Normen und Werten orientiert, wurden durch das des *homo symbolicus* abgelöst: „Auch Zwecke und Normen sind zwar durchaus sinnhaft, doch bilden sie in kulturtheoretischer Perspektive nur Teilbereiche umfassenderer und komplexerer Sinn- und Symbolzusammenhänge“ (Anz 2001, 4).

Es ist vor allem der in diesem Zusammenhang entwickelte Kulturbegriff, der ein differenzierteres Verständnis von den Vermittlungsprozessen ermöglicht, welche die kommunikative Praxis der Literatur mit der Gesellschaft als ganzer verbinden. Kultur wird nun konzipiert als Komplex von (gewöhnlich vorbewussten) Sinnsystemen, Wertordnungen, Interpretationsschemata oder symbolischen Ordnungen, die aus kollektiven Erfahrungen hervorgehen und „mit denen sich die Handelnden ihre Wirklichkeit als bedeutungsvoll erschaffen und die in Form von Wissensordnungen ihr Handeln ermöglichen und einschränken“ (Reckwitz 2000, 16). Dieses kulturelle Basiswissen ist es, das den verschiedenen Rollen, Rollenbeziehungen und Verhaltensnormen im Handlungsfeld Literatur zugrunde liegt; dieses Wissen hängt engstens mit den Regeln und Positionen der literarischen Diskurse zusammen – und dieses Wissen ist es damit auch, das unterhalb aller expliziten ästhetischen Konzepte (aber z. T. durch diese vermittelt) die symbolische Produktion des Schriftstellers anleitet, die Struktur der literarischen Texte prägt und deren Rezeption unmerklich dirigiert. Ein solches Konzept von Kultur ist nicht nur geeignet, das noch zu abstrakte Konzept des Diskurses in präzisierender Weise zu reformulieren und zu operationalisieren[42], es ist des weiteren in der Lage, die umstrittene Stelle der Ideologie einzunehmen – oder besser: das Konzept der Ideologie im Hegelschen Sinne ›in sich aufzuheben‹ (Schönert 2000, 98).

Das kann natürlich nicht heißen, dass dies die einzigen kulturellen Dimensionen sind, die eine kulturwissenschaftlich orientierte Arbeit wie die meine zu berücksichtigen hat. Oberhalb des genannten Basiswissens und der erwähnten Grundeinstellungen muss selbstverständlich eine Vielfalt kultureller Wissensformen höheren und höchsten Komplexitätsgrades in Betracht gezo-

[42] Vgl. Schönert 2000, 99: „Dass gesellschaftliche Konstellationen sowie Vermittlungsweisen (wie Interesse und Macht) und Strukturen von Diskursen sowie die Ausdrucks- und Gestaltungsformen beispielsweise von literarischen Texten aufeinander zu beziehen sind, dass in Diskursen die gesellschaftlich gegebenen Möglichkeiten der Wissens- und Sinnproduktion sichtbar werden können, wird in der ›Diskurstheorie‹ behauptet, aber in literaturbezogenen ›Diskursanalysen‹ noch mit keinem weithin akzeptierten Programm untersucht.“

gen werden, die ebenfalls von großem Einfluss auf die literarische Produktion und Rezeption sind – sie sind etwa in der Diskursanalyse, in den *Cultural Studies* und im *New Historicism* schon auf die Literatur bezogen worden. Aber die immer wieder beklagte und bemängelte Vielfalt und Heterogenität, Vagheit und Unbestimmtheit des dort verwendeten Kulturbegriffes kann nur überwunden werden, wenn man den fundamentalen Bereich kulturellen Wissens nicht überspringt, sondern auch die komplexeren Formen kultureller Phänomene auf diese Grundlage stellt (Willems 2000, 425). Erst dann wird deutlich, dass Kultur trotz aller funktionalen Ausdifferenzierung einer besonderen Sphäre verdichteter kultureller Kommunikation eine *Dimension* der Gesellschaft ist, die in allen ihren Handlungsfeldern konstitutive Funktionen besitzt, weil sie in jenem kulturellen Grundwissen wurzelt, das allem Handeln zugrunde liegt, indem es für die Handlungsfähigkeit des Menschen überhaupt konstitutiv ist. Dabei ist zugleich eine durchaus allgemeine Definition dieser Dimension von ihren Grundstrukturen bis zu ihren raffiniertesten Spitzenleistungen möglich: Sie umfasst ›Wissen‹ im weitesten Sinne, besteht also in mentalen, psychophysischen und medialen Repräsentationen von Welt- und Selbsterfahrung (von den unbewussten Erinnerungen des Körpers und der Psyche eines Menschen über explizierbare Verhaltensregeln und alltägliches Sachwissen bis hin zu modernen (Sprach-) Kunstwerken und den jüngsten Spitzenleistungen der Wissenschaft).

Erworben wird das kulturelle Basiswissen in der alltäglichen (Interaktions-, Kommunikations- und Arbeits-) Praxis selbst, also im Verlaufe der Sozialisation im Allgemeinen und der literarischen Sozialisation im Besonderen, und mit der Alltagspraxis bleibt es eng verbunden, wird reproduziert, ergänzt und der sich wandelnden Welt angepasst. Hier erfährt es auch – daran muss immer wieder erinnert werden – seine Abstimmung auf die funktionalen Erfordernisse des sozialen, ökonomischen und politischen Systems. Die diesen funktionalen Imperativen gehorchenden Rollen und deren Beziehungen, Handlungsnormen und die Kommunikationsregeln der Diskurse sind also nicht nur im kulturellen Basiswissen fundiert, umgekehrt reproduzieren sie dieses Basiswissen auch. Eine wichtige Rolle spielt dabei allerdings auch die Lebenswelt, die den Zusammenhang des kulturellen Wissens über die Systemgrenzen hinweg garantiert, gerade weil sie aufgrund ihres kommunikativen, nicht-instrumentellen Interaktionsmodus nicht im engeren Sinne als Funktionssystem verstanden werden kann. Wichtig dabei ist, dass das kulturelle Basiswissen, da es selbst eine *symbolische* Ordnung ist, über die Grenze zwischen Gesellschafts- und Symbolsystem hinaus einen tieferen Zusammenhang behält, der das funktionale Zusammenwir-

ken beider Seiten garantiert (Berger und Luckmann 1980, 139-185). Ein solches Konzept hat natürlich gerade für einen funktional-soziologischen Ansatz der Literaturanalyse Konsequenzen: Dieser hat nun zu berücksichtigen, dass literarische Texte sich nicht auf eine empirisch-faktische Realität, sondern immer schon auf ein kulturell gedeutetes und mit Sinnangeboten durchsetztes Bild von der sozialen Wirklichkeit beziehen[43] – sowohl im Prozess ihrer Produktion als auch in ihren Wirkungsstrategien (Röcke 2002, 41f; Switalla 1998; Lehmann 2006, 132). Der literarische Selektions- und Formungsakt leistet dann eine spezifische Brechung dieser Bezüge, die in ihren Verfahrensweisen einer eigenständigen historischen Entwicklung folgt.[44].

Der Begriff der Kultur als Komplex von unhinterfragten Grundannahmen, Werthaltungen, Sinnsystemen und Interpretationsschemata ermöglicht es dann auch, die ›Institution‹ der Literatur als vermittelnde Kategorie zwischen Autor, Text und Leser auf der einen Seite und der Gesellschaft auf der anderen Seite genauer und konkreter zu fassen. Dies geschieht etwa in Bourdieus Begriff des „literarischen Feldes“. Hier wird deutlicher als etwa bei Bürger, wie die ›Institution Literatur‹ nicht nur die kulturellen Grundvorstellungen über die Produktion und Rezeption von literarischen Texten formt (und mit ihnen die entsprechenden Praktiken), sondern wie diese Vorstellungen je nach dem Platz der Menschen in einer von Ungleichheiten gekennzeichneten Gesellschaft in ganz unterschiedlicher Weise als Teil eines psychophysischen „Habitus“ ausgeprägt werden – und wie infolgedessen die gesellschaftlichen Machtkämpfe auch in den Bereich der Literatur hineinwirken, ja sogar die Struktur des „literarischen Feldes“ maßgeblich prägen. Auf diese Weise kann Bourdieu nicht nur zeigen, wie es trotz der Anonymisierung des Autor-Leser-Verhältnisses seit der Perfektionierung des Buchdrucks zu jener ›magischen‹ Kompatibilität zwischen Produzenten und Rezipienten kommt, er kann auch die Ausdifferenzierung der Autoren, Stile und Genres sowie ihre Kongruenz mit einem ausdifferenzierten Publikum ganz unterschiedlicher Geschmäcker, Interessen und Bildungsvoraussetzungen soziologisch erklären (Bourdieu

[43] Medvedev hatte schon in den 20er Jahren darauf hingewiesen, dass für die Literatursprache als Medium dasselbe gilt: Ihre Zeichen entstammen unterschiedlichen sozialen Interaktionsfeldern („ideologischen Milieus“) und sind entsprechend mit impliziten Deutungen und Wertungen verknüpft, die in der ästhetischen Struktur des literarischen Textes eine weitere semiotische Brechung erhalten – gemäß dem Entwicklungsstand der symbolischen Produktionsmittel und den historischen Bedingungen des Handlungsfeldes Literatur (Dörner und Vogt 1994, 28-31). Ähnliche Auffassungen vertrat auch Bachtin mit seiner „dialogischen“ Auffassung des Zeichens. Und in neuerer Zeit hat Peter V. Zima den Bezug der Literatursprache zu verschiedenen „Soziolekten“ betont (1980, 72ff).

[44] Vgl. Röcke 2002, 41f.: „[L]iterarische Texte wiederholen nicht einfach die Deutungsmuster, ›Weltbilder‹ oder Mentalitäten, mit denen sie sich auseinander setzen, sondern reflektieren und verändern sie, ästhetisieren sie oder stellen sie in Frage. Diese kritische Funktion von Literatur gilt insbesondere für Epochenbrüche, Wendezeiten oder zumindest Krisen des sozialen Selbstverständnisses und der mentalen Orientierung [...]“ – und wer wollte bezweifeln, dass gerade die Gegenwartsliteratur in einer solchen Übergangszeit angesiedelt ist.

2001, 328-332, 365ff). Seine anachronistische Orientierung an der künstlerischen Moderne und ihren Avantgarde-Bewegungen macht jedoch bei der Anwendung seines Konzeptes auf die deutschen Verhältnisse der Gegenwart deren völlige Neueinschätzung nötig.[45]

Problematischer ist allerdings ein grundsätzlicherer Mangel: Bourdieus Literatursoziologie versäumt es (ähnlich wie viele andere kulturtheoretische Konzepte), die genuine Qualität der Literatur gegenüber anderen kulturellen Produkten und gesellschaftlichen Prozessen abzugrenzen; infolgedessen begeht er den Fehler, Analyse- und Beschreibungstheorien seiner Gesellschaftstheorie umstandslos auf literarische Texte zu übertragen, obwohl diese als fiktiv-narrative Gebilde anders konstituiert und strukturiert sind (Sill 2001, 37f).[46] Auf diese Weise hält „gleichsam durch die Hintertür die alte Widerspiegelungstheorie erneut Einzug [...]" (a.a.O., 38). Bourdieus Blick auf die Literatur kommt von außen, und in sein Blickfeld „gelangt weitestgehend nur die instrumentelle Funktion von Literatur für die Positionierung des Einzelnen im hierarchisch strukturierten Gefüge der Gesellschaft" (a.a.O.). Die eigentliche Funktion der ästhetischen Erfahrung wird damit verfehlt.

Ähnliches gilt auch für Luhmanns Verortung von Literatur und Kunst in seinem Gesellschaftsmodell. Entgegen dem ersten Anschein zeigt sich Luhmanns Nähe zur kulturalistischen Soziologie und zur kulturwissenschaftlichen Analyse schon daran, dass sein Begriff der „Semantik", der alle Wissensformen umgreift, die Auffassung von Kultur als einer durchgehenden Dimension der Gesellschaft stützt, und er erkennt dieser Dimension auch eine eigene historische Entwicklungslogik zu (Luhmann 1980, 19).[47]

---

[45] Vgl. auch Ort 2000, 127: „Für eine historische wie theoretische Generalisierbarkeit des ›Feld‹- und ›Habitus‹-Konzeptes wird ferner ausschlaggebend sein, dass es gelingt, seine monetäre und ökonomische Metaphorik zu verlassen, die Dominanz von ›Geld‹ und ›Macht‹ als handlungsleitende Mechanismen zu relativieren und neben homologen Strukturähnlichkeiten noch andere, komplexere Beziehungen zwischen Sozial- und Symbolstrukturen zuzulassen."

[46] Dies zeigt sich gerade in der Art, wie Bourdieu das Besondere literarischen Schreibens „als das ihm eigene Vermögen" definiert, „die gesamte Komplexität einer Struktur und Geschichte, die die wissenschaftliche Analyse mühsam auseinander falten und entwickeln muss, in der konkreten Singularität einer sinnlichen wie sinnlich erfassbaren Gestalt und eines individuellen Abenteuers, die zugleich als Metapher und Metonymie funktionieren, zu konzentrieren und zu verdichten." (2001, 53). Diese auf den ersten Blick einleuchtende Differenzierung legt die Literatur auf einen sozialen Realismus fest, welcher der realen Vielfalt literarischer Themen, Motive und Darstellungsmodi nicht entspricht.

[47] Luhmann versteht unter „Semantik einer Gesellschaft" ihren „Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln [...], einen höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn", der im Handeln und Erleben aktualisiert wird. Damit ist zunächst der „Alltagsgebrauch" von Sinn gemeint – eine Ebene, auf der die Semantik einer Gesellschaft ausschnitthaft für jedermann verfügbar ist. Davon unterscheidet er den Bereich „gepflegter Semantik", der an ausdifferenzierte Situationen, Rollen und Teilsysteme sowie an Schrift gebunden ist (Luhmann 1980, 19).

> Die semantischen Konzepte werden Luhmann zufolge nicht direkt von den gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt, sie stehen vielmehr in eigenen Traditionszusammenhängen, die für ihre Genese und ihren Wandel ebenso bedeutsam sind wie die gesellschaftlichen Strukturen. Ideen entwickeln sich demnach notwendig in der Anknüpfung und Auseinandersetzung mit den in der Tradition bereitstehenden semantischen Konzepten, die sie variieren und umdeuten. Die Variationen des Ideengutes sind also ›innersemantisch‹ erklärbar. Welche Ideen sich aber durchsetzen, Dominanz gewinnen und überdauern, das hängt von den gesellschaftlichen Strukturen ab. Der durch sie erzeugte Problemlösungsbedarf wirkt als Selektionsrahmen für die Ideen. (Willems 2000, 439)

Ganz im Einklang mit der kulturwissenschaftlichen Sichtweise ist Literatur für Luhmann ein besonderer Bereich dieser Semantik, der an dafür ausdifferenzierte Situationen, Rollen und Teilsysteme sowie an Schrift gebunden ist (a.a.O., 438). Die Kompatibilität der Systemtheorie mit der Kulturwissenschaft nimmt noch zu, wenn man berücksichtigt, dass sie in ihr Konzept von Semantik sogar das vorsprachliche kulturelle Wissen aufgenommen hat:

> Während Sprache als Struktur relativ zeitbeständig fixiert sein muss, gibt es einen zweiten Kopplungsmechanismus, der labil und gleichsam lernfähig eingerichtet ist. Wir nennen ihn [...] ›Schemata‹. In einem schlecht koordinierten Forschungsgebiet hat er auch viele andere Namen, zum Beispiel ›frames‹, ›scripts‹, ›prototypes‹, ›stereotypes‹, ›cognitive maps‹, ›implicit theories‹ – um nur einige zu nennen. Diese Begriffe bezeichnen Sinnkombinationen, die der Gesellschaft und den psychischen Systemen dazu dienen, ein Gedächtnis zu bilden, das fast alle eigenen Operationen vergessen, aber einiges in schematisierter Form doch behalten und wiederverwenden kann. (Luhmann 1998, 111)

Sprache als explizites Wissen wird ergänzt durch die Schemata als implizites Wissen, und dieses „lässt sich als ein praktisches Wissen begreifen, das man innerhalb eines bestimmten Handlungszusammenhanges erwerben kann. Der Begriff der Praxis erläutert dabei die Genese von dem, was man normalerweise Erfahrung nennt. [...] Auf die Frage, wie sich bestimmte Schemata zuerst ausbilden und dann wieder zurückbilden können, würde die Antwort jetzt lauten: durch Erfahrung“ (Lehmann 2006, 73).

Luhmanns Ansatz hat sogar den unbestrittenen Vorteil, von vornherein unter funktionalen Gesichtspunkten vorgenommen worden zu sein, und es ist inzwischen längst Forschungskonsens, dass im Zuge der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft auch die Literatur zu einem relativ eigenständigen Handlungs- und Kommunikationsbereich geworden ist, der sich jenseits aller heteronomen Indienstnahmen nur noch an den eigenen ästhetischen Maßstäben orientiert. Die funktionale Ausdifferenzierung des Literatursystems darf allerdings nicht als Abkoppelung und Autarkie missverstanden werden, sondern ist als eine Konzentration auf bestimmte Problembe-

reiche und spezifische Problemlösungsstrategien zu begreifen. Das Literatursystem erhält und reproduziert sich zwar wie alle Systeme aus eigenen Elementen, doch „solange sie ›Energie‹ importieren, können sie sich nie ganz von der Verpflichtung des Leistungsexports ablösen. Lösung von Problemen, Erfüllung von Funktionen gehören zu ihren Lebensbedingungen“ (Eibl 2000, 187). Auch aus systemtheoretischer Sicht muss also ein literarischer Text bei seiner Interpretation auf den gesellschaftlichen Problemhorizont bezogen werden, auf den er reagiert, wenn denn die Interpretation irgendein Interesse finden soll; es sollte dabei aber berücksichtigt werden, dass er dies mit seinen eigenen, medienspezifischen ästhetischen Mitteln tut (a.a.O., 188).

Diese problemlösenden Funktionen erfüllt die Literatur für andere Subsysteme der Gesellschaft in ihrer „Umwelt“, während andere Subsysteme ihrerseits konstitutive Leistungen für das Subsystem Literatur erbringen – etwa indem sie das Problem massenhafter Vervielfältigung in Buchform und der Distribution an die Leser lösen (aber auch indem sie bei einem relevanten Teil der Bevölkerung für die nötigen Bildungsvoraussetzungen der Literaturrezeption sorgen). Klärend wirkte in diesem Zusammenhang die Neufassung des literatursoziologischen Gegenstandsbereichs als Beziehung zwischen dem Sozialsystem und dem Symbolsystem der Literatur, auch wenn es dringend weiterer Präzisierung bedarf. Literarische Texte können dann zwar als kommunikative Akte ein eigenes System – die Literatur als Symbolsystem – bilden, weil sie immer an eine Vielzahl anderer literarischer Texte anknüpfen, aber sie sind nur eine von drei Stellen in einem ›unterbrochenen‹, entkoppelten Kommunikationsvorgang, und sie sind durchgehend auf enge strukturelle Koppelungen mit den Institutionen des Handlungssystems Literatur angewiesen: Autor und Leser, aber auch Verlagswesen, Literaturmarkt, Literaturkritik etc.

Die besondere Eigenart, wie die Literatur (aber auch andere Kulturprodukte) ihre problemlösenden Funktionen erfüllt, beschreibt Luhmann instruktiv als „Beobachtung zweiter Ordnung“: Beobachtungen von Beobachtern und ihren Beobachtungen – wobei sowohl die psychischen Systeme der Beobachter als auch deren Kommunikationen in den Blick geraten können. Diese Beobachtung zweiter Ordnung gestattet, auch die beobachtungsleitenden Unterscheidungen der Beobachter und damit ihre blinden Flecken auszuleuchten (Sill 2001, 156). Derartiges gibt es zwar auch in den anderen Funktionssystemen, sie bilden dort jedoch nur eine Teilmenge und bleiben an die spezifische beobachtungsleitende Differenz des jeweiligen Systems gebunden. ›Autonome‹ Kulturprodukte, ob Filme, Theateraufführungen, Popsongs oder Literatur, sind dagegen *durchgehend* Beobachtungen zweiter Ordnung; dabei zeichnet sich die Literatur durch eine

besondere Komplexität hierarchisch gestaffelter Kommunikationsniveaus aus, auf denen die Beobachtung von Beobachtungen möglich ist: zunächst auf der untersten Ebene der dargestellten Figuren, ihrer Psyche, ihrer Kommunikationen und Interaktionen; sodann auf der mittleren Ebene des fiktiven Erzählers und seines fiktiven Adressaten; und schließlich auf der höchsten Ebene des (impliziten) Autors und (impliziten) Lesers (Sill 2001, 167ff).

Allerdings ist inzwischen von verschiedenen Seiten eindrücklich gezeigt worden, dass sich wesentliche Eigenschaften von gesellschaftlichen Funktionssystemen wie Ökonomie, Politik und Wissenschaft offenkundig nicht ohne weiteres auf die Literatur und das „literarische Leben" übertragen lassen (Kramaschki 1993, 110). So kann der Zwang, den spezifischen Beobachtungsmodus mit Hilfe einer binären Leitdifferenz zu fassen, tatsächlich unter keinen Umständen auf die Literatur angewendet werden (Sill 2001, 157, 164), und eine Trennung von Information und Mitteilung – für Luhmann Bedingung literarischer Kommunikation – lässt sich ebenfalls nicht vornehmen; vielmehr ist typischerweise gerade die Mitteilung, das Wie der Darstellung, die eigentliche Information, die sich als solche nicht isolieren lässt, weil sie in eine interne Verweisungsstruktur eingebettet ist (Sill 2001, 158; Stanitzek 2000, 40; Müller 1988, 226). Hinzu kommt, dass auch bei Luhmann das Verhältnis zwischen ästhetischen Phänomenen und ihrer soziologischen Funktionsbestimmung letztlich unterbestimmt bleibt. Zudem bleibt erneut unklar, was das Besondere des literarischen Symbolsystems im Unterschied zu den unzähligen anderen Symbolsystemen ausmacht.

Die notwendige Weiterentwicklung der Systemtheorie ist nun jüngst von Harry Lehmann geleistet worden, indem er den streng spezialisierten Funktionssystemen wie Ökonomie, Politik, Recht, Wissenschaft usw. mit ihrer Ausblendung aller anderen Wirklichkeitsaspekte den konträren und zugleich komplementären Typus des „Reflexionssystems" gegenüberstellt und ihm die unspezifische Funktion zuweist, die „Weltblindheit" der anderen Systeme durch das provozierende Sichtbarmachen ungesehener gesellschaftlicher Probleme zu kompensieren (Lehmann 2006, 82ff). Für diese Aufgabe bedient er sich eines spezifischen „Humanmediums", das anders als die „Kommunikationsmedien" nicht alles unter der Alternative seines binären Codes betrachtet, sondern potenziell alle Aspekte von Erfahrung einzubeziehen in der Lage ist, weil sie die für die Kommunikation notwendige Komplexitätsreduktion durch die Konzentration der Aufmerksamkeit auf einen partikularen Bezugspol leistet. Hier wird „das Allgemeine im Besonderen betont [...] – in der Kunst im besonderen Objekt" (a. a. O., 142f). Der Name „Humanmedien" beruht

darauf, „dass sie in einer ganz besonderen Art und Weise den Menschen, sprich sein individualisiertes Bewusstsein aktivieren und in Anspruch nehmen“ (a.a.O., 138). Die Unterscheidung von Kommunikations- und Humanmedien ist also an dem „Unterschied einer spezifisch-universalistischen und einer partikularen Gründung von Geltungsansprüchen“ festzumachen (a.a.O., 143), sie hängt vor allem an dem unterschiedlichen Weltbezug, den die symbolische Generalisierung ermöglicht.

> Die von den Medien der Funktionssysteme geführte Kommunikation schließt sich gegen die Welt ab, sie beschränkt sich auf einen Sektor der Welt, in dem sie sich entfalten und ausdifferenzieren kann, und transformiert auf diese Weise die Welt in eine spezifische Umwelt. Die Kommunikation der Humanmedien bleibt hingegen zu jeder Zeit weltoffen; sie transformiert die Welt in eine je partikulare Welt. (a.a.O.)

Der Preis für diesen „partikulären Universalismus“ ist jedoch ein verhältnismäßig geringes Systembildungspotential: Das kulturelle Wissen, das in literarischen Texten produziert wird, behält immer etwas von der Einzigartigkeit dieser Texte sowie der Individualität der Rezipienten und lässt sich daher nur sehr begrenzt vernetzen (a.a.O., 145f). Und noch etwas trägt zur ›Lockerheit‹ des Literatursystems bei: Anders als in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft ist die Anwendung des Codes nicht durchgehend vom System in vorgegebenen Regeln allgemeiner Natur programmiert, sondern kann auch durch eine „Selbstprogrammierung“ des einzelnen Textes geschehen, der sich damit seine eigenen (ästhetischen) Regeln schafft. Gegenüber den „stark programmierten“ Funktionssystemen sind die Reflexionssysteme daher nur „schwach programmiert“ (a.a.O., 149f). Insofern also literarische Texte die Regeln des Literatursystems oft (zumindest ein Stück weit) negieren, erfordern sie ein „emphatisches Verstehen“, während die Kommunikationen der Funktionssysteme im Rückgriff auf allgemeinverbindliche Regeln erklärt werden können (a.a.O., 153f). Letztere streben nach dem Ideal der „geräuschlosen Kommunika-tion“, erstere hingegen sind bewusst „geräuschvoll“, lösen gezielt Irritationen aus und stimulieren die Einbeziehung von Emotionen, Wünschen und privaten Ideen (a.a.O., 157).

Auf der Grundlage dieser Modifikationen kann die Systemtheorie in unser literatursoziologisches Konzept mit einbezogen werden. Unmittelbare Funktion der Literatur ist aus ihrer Perspektive „die nichtidentische Reproduktion des Bewusstseins“, eine entsprechende „Veränderung seiner Beobachtungsmöglichkeiten“ und mit ihr eine erweiterte „Welterschließung“, die ihrerseits auf die Handlungsfähigkeit einwirkt. Allerdings ist diese Handlungsfähigkeit, in der sich anthropologische Grundkonstanten mit je historischen Prägungen mischen, nicht allein über

kulturelles Basiswissen erklärbar. So ist grundsätzlich unvorstellbar, dass kulturelles Wissen die Komplexität besitzen kann, für die ins Unendliche gehende Fülle der konkreten Situationen stets passend vorgefertigte Verhaltensweisen bereit zu halten – eine Fülle, die sich erst in der modernen Gesellschaft zu dieser Komplexität entfaltet und auch vielfach widersprüchliche Anforderungen in sich aufgenommen hat. Gerade heute müssen die Akteure immer wieder unvorhergesehenen Situationen die Stirn bieten können (Bourdieu 1987, 115; Willems 2000, 441).

> Die kulturellen Muster müssen dementsprechend an eine Fülle unterschiedlicher Kontexte und Situationen anpassbar sein und auch unter gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen, die die Praxis neu konstituieren, anwendbar bleiben. Um dies leisten zu können, brauchen die kulturellen Muster – wie es bei Greenblatt heißt – ›Elastizität und genügend Raum für Variationen‹, was eine grundsätzliche Differenz zwischen der Struktur und der Praxis voraussetzt, die sich im Verhältnis zur Struktur als ›regelhafte[] Improvisation[]‹ (Bourdieu 1987, 107) konstituiert. (Willems 2000, 431)

Entsprechend ist auch der literarische Text weder „willkürliche subjektive Schöpfung“ noch „bloß determinierter Ausdruck, [...] bloßer Reflex der kulturellen Muster einer Zeit, sondern aktiviert sie in Variationen und Improvisationen. [...] Er verknüpft Individuelles und Allgemeines, Innovation und Regelmäßigkeit; er bringt die kulturellen Codes seiner Zeit also nicht nur zum Ausdruck, er kann sie auch in gewissem Maße reflektieren, sie in Frage stellen, mit ihnen spielen, sie verändern“ (a.a.O., 433f) – das entspricht ja auch Lehmanns Auffassung. Der Autor ist zwar durch seinen von der sozialen Praxis strukturierten sozialen Habitus und durch die Regeln des Literatursystems in seiner Handlungs- und Kommunikationsfreiheit eingeschränkt, erhält durch ihn aber auch seine entsprechenden Potentiale und Freiräume und wirkt durch sein Schreiben wieder als „strukturierende Struktur“ auf die kulturelle Praxis zurück (Bourdieu 1987, 98 u. 102). Das Ausmaß, in dem ein Autor über solche Freiräume verfügt und sie ausschöpft, kann durchaus als ein Kriterium literarischer Qualität gelten (a.a.O., 106; Greenblatt 1995b, 49ff; Willems 2000, 436f). Ebenso wenig ist der Leser in seiner Rezeption durch die kulturellen Codes seiner Zeit vollkommen festgelegt; er verfügt durchaus über Freiräume bei der Interpretation, und er kann durch literarische Texte über die Grenzen seiner Denk- und Erfahrungsmuster hinausgeführt werden – was dann gleichfalls (bestätigend und verändernd) auf die Praxis zurückwirken kann. Hinzu kommt, dass in der Literatur unterschiedliche Diskurstypen, Wissen aus unterschiedlichen kulturellen Sphären miteinander kombiniert werden, die sonst nicht miteinander in Kon-

takt kämen. Diese Kombination ermöglicht eine Interaktion, in der das kulturelle Material ebenfalls nicht unverändert bleibt (Willems 2000, 435f; Greenblatt 1995b, 57).[48]

Eine solche Offenheit und Flexibilität des kulturellen Grundwissens wirft allerdings die Frage auf, welche Instanz für dessen realitätsgerechte Applikation auf die konkreten Situationen bzw. für die Regelhaftigkeit in der Improvisation sorgt. Hier hilft die Anknüpfung an sozialpsychologische Konzepte, welche den fundamentalen Kulturbegriff durch eine spezifisch menschliche, sozialhistorisch geprägte *Antriebs- und Bedürfnisstruktur* ergänzen.[49] Schon Erich Fromm hatte diese sozialpsychologischen Aspekte als „Gesellschafts-Charakter" zum vermittelnden Glied zwischen Gesellschaftsstruktur, Denken und Handeln erklärt:

> Der Charakter im dynamischen Sinn der analytischen Psychologie ist die besondere Form, in welche die menschliche Energie durch die dynamische Anpassung menschlicher Bedürfnisse an die besonderen Daseinsformen einer bestimmten Gesellschaft gebracht wird. Der Charakter bestimmt dann seinerseits das Denken, Fühlen und Handeln des einzelnen Menschen. (Fromm 1990, 201)

In bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse hineingeboren, kann das Kind aufgrund seiner umfassenden, vor allem emotionalen Abhängigkeit von den Eltern gar nicht anders, als sich – auch was das mehr oder minder gebremste Ausleben seiner Triebe und deren tolerierte ›Objekte‹ angeht – an deren Lebensweise als Teil dieser sozialen Verhältnisse anzupassen (a.a.O., 19ff, 25). Seine Selbständigkeit kann nur in dem Maße wachsen, wie es im Laufe seiner Kindheit und Jugend die herrschenden Anschauungsformen, Wertmaßstäbe und Verhaltensnormen internalisiert. Die Familie fungiert dabei über die entsprechend geprägten Charaktere der Eltern als psychologische Agentur der Gesellschaft (a.a.O., 207) – ebenso wie (sekundär) die außerfamiliären Erziehungs- und Sozialisationsinstitutionen. Auf diese Weise wird die subjektive Bedürfnisstruktur funktional an die objektiven Erfordernisse der Gesellschaft angepasst:

> Die subjektive Funktion des Charakters besteht bei einem normalen Menschen darin, dass er ihn veranlasst, so zu handeln, wie dies vom praktischen Standpunkt aus für ihn notwendig ist, und dass er ihm darüber hinaus bei seiner Betätigung noch eine psychologische Befriedigung gewährt. [...] Wenn [...] der Gesellschafts-Charakter derart an die objektiven Aufgaben angepasst ist, die der einzelne in dieser Gesellschaft zu erfüllen hat, dann werden die Energien dieser Menschen so geformt, dass sie zu Produktivkräften werden, die für das Funktionieren eben dieser Gesellschaft unentbehrlich sind. (a.a.O., 204)

[48] Vgl. das ähnliche Konzept des „Interdiskurses" bei Link und Link-Heer (1980).

[49] Schon Norbert Elias hatte mit einem an Freud angelehnten Konzept „psychophysischer Prägung" im Sozialisationsprozess gearbeitet, welche die Verhaltensregulierung der Individuen bis tief ins Unbewusste hinein auf die funktionalen Notwendigkeiten der Sozialstruktur abstimmt (Elias 1976, 317).

Neben allgemeinen Charakterzügen wie Gehemmtheit oder Spontaneität, Vorsicht oder Draufgängertum, Gründlichkeit oder Lässigkeit gehört es also zur Deutung und Wertung seines kulturellen Wissens von der Sozial- und Objektwelt, dass seine Elemente mit je spezifisch gehemmten oder verschobenen bzw. sublimierten Triebenergien verknüpft sind. Da die spezifisch künstlerischen Formen kultureller Kommunikation im Unterschied zu den wissenschaftlichen gerade dadurch gekennzeichnet sind, dass sie den Bereich des Emotionalen und Subjektiven in ganzheitlicher Weise mit einbeziehen, ist auch die soziale Funktion der Literatur nur angemessen zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass und wie die kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster mit den Antriebsstrukturen der Menschen emotional verbunden sind.

In psychoanalytischem Vokabular besteht die Grundstruktur des individuellen wie gesellschaftlichen Charakters in dem Kräfteverhältnis zwischen den drei psychischen Instanzen Es, Ich und Über-Ich. Je mehr Verdrängungen von Bedürfnisimpulsen sozial erforderlich sind, desto stärker werden die aus dem Unbewussten wirkenden Kräfte, und je rigider und autoritärer das gesellschaftliche Regelsystem ist, desto stärker ist das Über-Ich, während das zwischen ihnen vermittelnde Ich von jedem Kräftezuwachs der beiden anderen geschwächt wird, entsprechend weniger flexibel auf die Realität reagieren kann und überhaupt weniger offen für die Akkumulation komplexen kulturellen Wissens über die Außenwelt ist – funktional ist dies nur in einer wenig komplexen oder hierarchisch segmentierten Gesellschaft. Das Ich wiederum ist je stärker, desto größer der Anteil an menschlichen Bedürfnissen ist, deren Befriedigung (wie vermittelt auch immer) durch positive gesellschaftliche Bewertung – oder zumindest durch Neutralität/Indifferenz – in die eigene Handlungsfähigkeit integriert werden kann. Ein relativ starkes Ich ist dann auch erfahrungsoffener, vermag also ein umfangreicheres Wissen über die Außenwelt zu akkumulieren. Des Weiteren ist das Ich der Ort von Bewusstsein, Rationalität und Reflexion; mit seiner Stärkung wächst entsprechend auch das Reflexionsvermögen, somit die Fähigkeit zur Distanzierung von der Selbst- und Welterfahrung sowie von allem automatischen, gewohnheitsmäßigen Verhalten. Die Verbindung aus komplexerer Bedürfnisstruktur, komplexerem Realitätswissen und gesteigerter Reflexionsfähigkeit ist demzufolge eine Bedingung für die flexiblere Handlungsfähigkeit in einer funktional hochdifferenzierten Gesellschaft. Tatsächlich hat Greenblatt in historischer Perspektive eine Verschiebung hin zu mehr Flexibilität festgestellt. Die Funktion der Literatur wandelt sich entsprechend, indem sie neben der Bestätigung und Festigung existierender Gesellschafts-Charaktere bzw. bestehender Antriebs- und Bedürfnisstrukturen auch deren

Infragestellung, Flexibilisierung und Erweiterung zu betreiben vermag – sei es durch provozierende Anknüpfung an das Verdrängte, sei es durch Infragestellung der im Über-Ich sedimentierten Regeln oder sei es durch Transformation des Ich-gebundenen kulturellen Wissens.

Das kulturelle Basiswissen ist jedenfalls das Medium, mit dem diese gesellschaftlich geprägte Bedürfnisstruktur innerhalb der herrschenden Verhältnisse ihre Orientierung erhält. Beides ist so eng miteinander verbunden, dass es nur heuristisch getrennt werden kann. Wie „Ideen“ und „Doktrinen“ besitzt schon auf fundamentaler Ebene alles kulturelle Wissen „eine emotionale Matrix, und diese Matrix ist in der Charakterstruktur des einzelnen Menschen verwurzelt“ (Fromm 1990, 201). Fromms Erkenntnis muss allerdings noch auf die assoziative Vernetzung des kulturellen Wissens erweitert werden – auch die Verknüpfungen der einzelnen Wissenselemente sind mit jener emotionalen Matrix verbunden, und entsprechend werden je nach Situation und Bedürfnislage (›Stimmung‹) bestimmte Assoziationen bevorzugt. Das gilt auch für die Sprache als jenes kulturelle Speicher- und Kommunikationsmedium, welches das gesamte kulturelle Wissen überformt, ohne ganz mit ihm identisch zu sein. Wie der sinnliche Erfahrungsschatz sind auch die Wörter durch die Verwendungskontexte, über die sie aufgenommen wurden, von emotional repräsentierten Wertungen gesättigt, die teils mit den (unterdrückten oder modifiziert zugelassenen) Trieben des Es zusammenhängen, teils mit den Forderungen des Über-Ich – meist mit beiden. Hinzu kommen bestimmte Assoziationsdominanzen, die ihrerseits mit emotionalen Wertungen imprägniert sind. Nicht nur über die spezifische ›Einteilung‹ der Wirklichkeit durch das Vokabular einer Sprache sowie über die in ihrer Syntax liegende Verknüpfungslogik, sondern auch über jene wertenden emotionalen Konnotationen und Assoziationen, die je nach Situation changieren können, ist die Sprache als subjektives Vermögen fundamental gesellschaftlich geprägt und prägt durch ihre Verwendung ihrerseits wiederum die Gesellschaft.

Die Verknüpfung zwischen kulturellem Basiswissen und der psychischen Struktur geschieht nicht zuletzt durch die Identität. Es ist dieses (in der eigenen Erfahrung und von anderen) positiv bewertete, relativ kohärente und konstante Bild von sich selbst (Erikson 1974, 17; Huber und Krainz 1987, 475), welches die psychischen Energien und das kulturelle Orientierungswissen zu einem (relativ konsistenten, relativ kontinuierlichen) Ganzen integriert, sie ist Antriebsregulator und ›innerer Kompass‹ der eigenständigen und zugleich hinreichend gesellschaftskonformen Handlungsfähigkeit. Die Identität bildet somit ein entscheidendes Bindeglied, ein „selbstreflexives Scharnier“ (Keupp et al. 1999, 28) zwischen Individualität und Gesellschaftlichkeit: Sie wird

in einem spannungsvollen Wechselspiel von ›Dazugehören‹ und ›Eigensinn‹, zwischen ›Anpassen‹ und ›Abgrenzen‹ entwickelt und leistet in einer prekären Balance die Verwirklichung des paradoxen Zwanges, wie alle anderen zu sein und sich gleichzeitig von allen anderen zu unterscheiden (Krappmann 1993, 78ff; Mollenhauer 1972, 104). Da jedoch die Art, wie jemand die Welt sieht, an entscheidender Stelle zu dem Bild gehört, das er selbst von sich hat und das die anderen von ihm haben, hängen Selbst- und Weltbild aufs engste zusammen: Die Bestätigung oder Infragestellung des einen beeinflusst in hohem Maße die Bestätigung oder Infragestellung des anderen.

So sehr auch die individuellen und kollektiven Anteile unter wechselnden historischen Bedingungen schwanken mögen und so oft auch die Biographien durch Brüche und Wandlungen gekennzeichnet sind – man kann mit vollem Recht behaupten, dass die Ausbildung einer Identität in diesem universellen Sinn eine anthropologische Notwendigkeit darstellt (Wagner 1998, 51; Keupp et al. 1999, 28 u. 31).[50] Dass es dabei zu Spannungen zwischen Ich-Ideal und Selbstwahrnehmung sowie zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung kommen kann und dass der Identität selbst bei einer harmonischen Beziehung dieser Instanzen immer ein illusionäres Moment anhaftet, ist seit Lacans Untersuchungen hinreichend bekannt; vieles spricht dafür, dass diese Spannungen selbst ein wesentliches Antriebsmoment menschlichen Handelns und ein wichtiger Motor historischer Entwicklung sind. Dass die Identität jedoch, um zu funktionieren, niemals *völlig* illusionär sein kann, dürfte ebenso klar sein. Das Selbstbild kann sich nur auf die Vermittlungsleistungen des Ich beziehen, insofern muss es weite Bereiche des Unbewussten „verkennen“; aber das bedeutet nicht, dass dieses Selbstbild keine Realität und keine wichtige Funktion besäße.

Schon die Bedeutung, welche das Vorhandensein oder Fehlen von „Identifikationsfiguren“ für die Einschätzung literarischer Texte hat, demonstriert, dass die Literatur in ihrer Wirkung auf die kulturellen Wahrnehmungs- und Identifikationsmuster für die Identitäten als Ganze eine Funktion haben muss – zumal Variationen, Veränderungen und Infragestellungen des kulturellen Basiswissens ja nur durch einen Wandel der Identität als Ganzer integriert werden können, also auch nur über eine solche Integration handlungsleitend werden können. Die Art, wie literarische Texte anhand des Figurenpersonals Identitäten beobachtbar machen und durch ihre sprach-

[50] Der Verlust der Identität führte zu allen Zeiten zu schweren Verhaltens- und Gesundheitsstörungen sowie zu psychischen Zusammenbrüchen (Erikson 1974, 112f). Wenn die Identität eines Menschen ernsthaft erschüttert wird, bricht entweder seine Handlungsfähigkeit überhaupt zusammen, oder sein Handeln verliert die Kompatibilität mit den gesellschaftlichen Verhältnissen – die Ausbrüche unvorstellbarer Gewalt in Situationen kollektiver Identitätsgefährdung spricht hier Bände.

künstlerischen Verfahren zugleich Modi der subjektiven Selbst- und Welterfahrung imaginär nachvollziehbar machen, die unwillkürlich der Identität eines Erzählers zugerechnet werden, unterstreicht die Existenz einer solchen Funktion. *Die gesellschaftliche Funktion von Literatur ist also nicht nur über die Dimension der Kultur vermittelt, sondern auch über die unmittelbare Funktion, die sie für die Individuen und ihre Identitäten besitzt* – nur so ist zu erklären, dass sie auch nach der beträchtlichen Entwertung des mit ihr verbundenen symbolischen Kapitals in jüngerer Zeit noch individuell nachgefragt wird. Die Identität darf also auch von einer kulturwissenschaftlichen Germanistik, der es um die Funktion literarischer Kommunikation geht, nicht geleugnet und methodisch ignoriert werden. Tatsächlich ist ihr in ihren nationalen, ethnischen, postkolonialen und geschlechtsspezifischen Aspekten von den *Cultural Studies* großes Interesse entgegengebracht worden (Biti 2001, 370ff). In einer Zeit, da die Identitäten einerseits durch die Homogenisierungstendenzen der Globalisierung ihrer traditionellen und regionalen Elemente beraubt, andererseits durch die fortschreitende funktionale Differenzierung mit ihrer Multiplikation divergierender Rollenanforderungen sowie durch den beschleunigten gesellschaftlichen Wandel problematischer geworden sind als je zuvor, könnte die individuelle wie die soziale Funktion der Literatur in dieser Hinsicht durchaus von erheblicher Bedeutung sein.

Die Frage, wie die Literatur auf das kulturelle Basiswissen der Individuen sowie auf ihre Identität wirkt und welche Rolle dabei die Bedürfnisstruktur und anthropologische Faktoren spielen – also auch die Frage nach der Funktion der Literatur –, hängt schließlich nicht nur von Produzenten, Rezipienten und den Institutionen des sozialen Handlungssystems Literatur ab, sondern in entscheidendem Maße ebenso von den Eigenschaften des Mediums, das in diesen Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen Verwendung findet: Das Medium der Schriftsprache, zumal in der Form gedruckter Bücher, ist weit davon entfernt, ein neutraler Träger von Informationen zu sein; es bestimmt in seiner Materialität vielmehr entscheidend mit, was (wie gut oder schlecht) kommuniziert werden kann und was nicht, beeinflusst die Strukturen der Kommunikation und damit auch die Welt- und Selbstbilder, die es zu vermitteln imstande ist. „Es handelt sich bei ihnen um keine Übertragungskanäle, sondern um besondere Konstitutionselemente interaktiver Kommunikation“ (McGann 2005, 146). Die fortdauernden Mängel der soziologischen Literaturbetrachtung haben daher mindestens zum Teil mit dem Fehlen eines integrierten medientheoretischen Konzeptes zu tun – eine Theorielücke, die in einer immer stärker auf mediale Kommunikation orientierten Sozietät besonders schwer wiegt (Ertler 2000, 195; Karpenstein-Eßbach

1995, 15) und zudem einem ausgeprägten Trend in der ›kulturalistisch‹ orientierten Literaturwissenschaft widerspricht (Vosskamp 2000, 317).

Medien sind in ihrer jeweiligen Struktur und materiellen Gestalt zwar historisch bestimmt, unterliegen jedoch einer eigenen (technischen) Entstehungs- und Entwicklungslogik und implizieren in Abhängigkeit von anthropologischen Determinanten je unterschiedlich begrenzte Produktions-, Distributions- und Rezeptionsmöglichkeiten, die ihrerseits je nach wechselnden historischen Verhältnissen in unterschiedlicher Weise ausgeschöpft worden sind und die dabei von ihrer Stellung bzw. Rolle im Gesamtensemble der Medien sowie von historisch unterschiedlichen Konkurrenz- und Kooperationsverhältnissen zu anderen Medien beeinflusst wurden. In jüngerer und jüngster Zeit muss auch in dieser Hinsicht von einer funktionalen Differenzierung ausgegangen werden, denn „Neue Medien machen alte nicht obsolet, sie weisen ihnen andere Systemplätze zu“ (Kittler 1993, 178). Erst vor diesem Hintergrund werden aber vor allem die Funktionen der Literatur gegenüber denen anderer Medien abgrenzbar (Vosskamp 2000, 318). In meiner Untersuchung ist hiervon zumindest soviel zu berücksichtigen, dass der Verlust ihrer kulturellen Hegemonialstellung an die audiovisuellen Massenmedien die Literatur in zwei entgegengesetzte Richtungen treibt: zu einer Anpassung an die spezifischen Darstellungsverfahren und Rezeptionsmodi der AV-Medien einerseits und zu einer Spezialisierung auf die besonderen kommunikativen Möglichkeiten der gedruckten Schriftsprache andererseits.

Letztere beruhen zunächst auf der besonderen Abstraktheit des Schriftmediums als arbiträres Zeichensystem, das die Konstitution des Ästhetischen zu einem innerlichen Vorgang des Vorstellungsvermögens macht und dem Rezipienten daher nicht nur einen unübertroffen hohen kreativen Anteil, sondern auch ein hohes Maß an Kontrolle gewährt und daher in Verbindung mit der isolierten Rezeptionsweise die Behandlung besonders problematischer Themen gestattet. Ansonsten lässt sich das Besondere des Mediums Schrift in einem ersten Zugriff als eine stark ausgeprägte, aber atemporale, zeitunabhängige Linearität bzw. Sequenzialität fassen, die zwar grundsätzlich nur ein vergleichsweise langsames Rezeptionstempo zulässt, dabei jedoch ein hohes Maß an Selbstbestimmung erlaubt (Pausen, Vor- und Zurückblättern, wiederholte Lektüre bestimmter Abschnitte). Das langsame Rezeptionstempo ist zudem nicht nur eine Schwäche, sondern kann auch eine Stärke sein, gestattet sie doch ein Ausmaß an analytischer Konzentration, das in keinem anderen Medium möglich ist. Die starke Fokussierung des Linearen und das selbstbestimmte Rezeptionstempo wiederum lassen eine anderswo unerreichbare Komplexität

und Genauigkeit der Darstellung zu; schließlich begünstigen sie eine mediale Reflexivität, die Präsentation und Bewusstmachung des Mediums in seiner Materialität und Struktur.[51]

Medial fassen lässt sich aber nicht nur das Schriftsprachlich-Textuelle, sondern auch das Besondere *literarischer* Texte – nämlich als Fiktion einerseits und als Kopräsentation des Medialen andererseits; in der Erzählliteratur kommen noch spezifisch narrative Strukturen hinzu. Für sich genommen gehören diese Merkmale auch zum Potential anderer Medien. Aber in Kombination mit den oben skizzierten Besonderheiten des Schrift-Text-Mediums bilden sie einen charakteristischen Komplex, der entscheidend an der Konstitution der ästhetischen Produkte mitbeteiligt ist, indem er bestimmte Darstellungsmöglichkeiten privilegiert und andere erschwert oder gar ausschließt. Privilegiert wird etwa durch die Kombination aus Linearität und narrativer Sequenzialität eine sehr genaue, analytische Darstellung von diachronischen Verläufen und Zusammenhängen, während die synchronische Darstellung komplexer Verhältnisse relativ schnell an ihre Grenzen stößt – sie wird in Texten, besonders literarischen Texten, quasi ›automatisch‹ analytisch auseinandergelegt und ›temporalisiert‹. Privilegiert wird durch die verinnerlichte Konstitution des ästhetischen Scheins aber auch die Darstellung von psychischen Zuständen und Sinneseindrücken, die sich einer Visualisierung entziehen – allerdings nur bis zu der Grenze, wo sie sich der Versprachlichung entziehen. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit einer permanenten Verknüpfung von äußeren und inneren Sinneswahrnehmungen sowie einer konsequenten Nutzung der Selbstbeobachtung als Mittel der Umwelterkundung (Giesecke 2000, 367). Die Unabhängigkeit von den realen Raum-Zeit-Verhältnissen gestattet (noch einfacher als im Film) nicht nur ein schnelles Hin- und Herspringen zwischen entfernten Zeiten und Schauplätzen, sondern auch verschiedene Grade der Zeitdehnung und -raffung. In Kombination mit dem Fiktionscharakter können außerdem ohne großen technischen Aufwand Erfahrungen nachvollziehbar gemacht werden, die den Bereich des Realen und Wahrscheinlichen in den des Vorstellbaren und Unwahrscheinlichen überschreiten. Privilegiert werden schließlich Darstellungen, in denen die Medialität der

[51] Diese Stärken sind in anderer Hinsicht natürlich auch Schwächen: Der Mangel an sinnlicher, detailgesättigter Konkretheit von Texten (besonders im bildspezifischen Modus der Gleichzeitigkeit) mindert sicherlich den ›Realitätseffekt‹, die Intensität des sinnlichen Erlebens und die Nähe zum ästhetischen Schein – Schockeffekte sind in der Literatur weitaus schwieriger zu erzielen, und vor allem besitzen die AV-Medien wie der Film wegen der viel geringeren Eigenbeteiligung des Rezipienten größere Möglichkeiten, deren Wahrnehmungsgewohnheiten zu durchbrechen und zu erweitern – auch wenn diese Möglichkeiten wegen der stärker kommerzialisierten Produktions- und Distributionsbedingungen selten konsequent ausgeschöpft werden. Die Möglichkeit wiederum, Vorgänge in ›Echtzeit‹ darzustellen oder sogar darüber hinaus zu beschleunigen, sind im Medium Schrift mit einer erheblichen Zunahme von Abstraktion erkauft.

Sprache, der Schrift, des Textes und des Buches selbst Teil der Darstellung ist – oder in denen die Narration, das narrative Genre und das Fiktive selbstreflexiv thematisiert werden.

Zusammengefasst basiert meine Untersuchung also auf einer Reihe von grundlegenden Arbeitshypothesen: Erstens gehe ich davon aus, dass der Literatur – wie der Kunst allgemein – sowohl ein individueller und kollektiver Gebrauchswert als auch systemspezifische Funktionen für die Institution Literatur (als gesellschaftliches Handlungsfeld) und für die Gesellschaft als ganze zukommen müssen, dass den Werken also Funktionen bzw. Komplexe von Funktionen eingeschrieben sind, die für unterschiedliche Texte und unterschiedliche soziale Zielgruppen erheblich voneinander abweichen können – „und dass die heuristische Annahme einer solchen Funktionalität einen wichtigen Beitrag zum Verständnis“ der Literatur zu leisten vermag (Fluck 1997, 11). Die Beziehung der literarischen Darstellung zur Realität – also die ›Welthaltigkeit‹ der Literatur – ist nur im Zusammenhang mit dieser Funktionalität angemessen zu beurteilen.

Zweitens arbeite ich mit der Voraussetzung, dass sich Literatur – also auch ihr Gebrauchswert bzw. ihre Funktionen – nicht auf eine soziale ›Wirklichkeit an sich‹ bezieht, sondern zunächst und unmittelbar auf die *kulturelle* Dimension, auf die kommunikativ zirkulierenden Wissens- und Glaubensbestände sowie die kulturellen Orientierungen der Leserin bzw. des Lesers; erst über diese Vermittlung, über die Bestätigungen oder Veränderungen, die sie in dieser Dimension bewirken, werden sie auch für das soziale Handeln der Menschen relevant. Drittens verstehe ich Kultur im Allgemeinen und die Literatur im Besonderen nicht nur aus ihren Leistungen für die Gesellschaft als ganze, ihre Institutionen und die in ihr verbundenen Gruppen, sondern immer zugleich auch aus ihren Leistungen für den einzelnen konkreten Menschen in seinen anthropologischen und gruppenspezifischen Dimensionen, in seiner Mentalität, seinem „Habitus“ (Bourdieu) bzw. seinem „Gesellschafts-Charakter“ (Fromm 1990, 200ff), für seine Orientierung und Identität, die Handhabung seiner Gefühle und Triebe, den Umgang mit seiner leiblichen Dimension usw. Genauer: die gesamtgesellschaftlichen Funktionen der Literatur können sich überhaupt nur über die individuellen realisieren. Zwischen diesen liegen die gesellschaftlichen Gruppen bzw. kulturellen Milieus, in denen die individuellen Funktionen – in Übereinstimmung mit einem Habitus, welcher den Lebensbedingungen bzw. dem Anteil an materiellem, sozialem und kulturellem Kapital entspricht – jeweils gleiche oder ähnliche Grundzüge aufweisen.

Außer durch diese unterschiedliche Kapitalverteilung und den Lebensstil der sozialen Milieus sind (so meine vierte Annahme) die kulturellen Orientierungen, welche die Funktion der

Literatur bestimmen, durch den historischen Entwicklungsstand der Institution Literatur geprägt, die mit ihren spezifischen Grundannahmen, Normen, Rollen und Praxisformen – sowohl als Feld von Macht- und Konkurrenzkämpfen wie auch als sich selbst reproduzierendes System – nicht nur die formalen, stilistischen und thematischen Gestaltungsmöglichkeiten der Schriftsteller bestimmt, sondern auch die Voraussetzungen und die Formen des rezeptiven Umgangs mit ihren Produkten (ohne sie freilich gänzlich zu determinieren). Dabei handelt es sich zumindest insoweit um ein sich selbst organisierendes und reproduzierendes Sozialsystem, als politische, ökonomische, pädagogische, moralische, religiöse usw. Einflüsse die literarische Kommunikation niemals direkt ihren Zwecken dienstbar machen, sondern in einen spezifisch ästhetischen Code ›übersetzt‹ werden müssen, der eine eigene historische Entwicklungslogik und Tradition besitzt.

Innerhalb des institutionalisierten Handlungsfeldes Literatur muss jedoch zwischen dem Symbolsystem Literatur im engeren Sinne (der Gesamtheit der Schreibprozesse, Texte und Rezeptionen, ihr Bezug zueinander und zur literarischen Tradition) und einer Reihe koexistierender Systeme wie Verlagswesen, Literaturmarkt, Feuilleton, Bildungssystem, audiovisuellen Medien, Literaturpreisen u.a. unterschieden werden, die füreinander Umwelten sind, zugleich aber konstitutive Leistungen erbringen. Diese „strukturelle Koppelung“ (Luhmann) hat zur Folge, dass vor allem die ökonomischen, aber auch die politischen Machtverhältnisse innerhalb der Gesamtgesellschaft in erheblichem Maße in die Institution Literatur hineinwirken – besonders in das Handlungsfeld Literatur in weiterem Sinne, in vermittelterer Art und Weise aber auch in die literarische Kommunikation im engeren Sinne. Auf diese Weise wird sowohl das Symbolsystem Literatur als auch das soziale Handlungssystem Literatur zu einem Feld von Differenzen, Gegensätzen und Konkurrenzkämpfen um Erfolg, Macht und Einfluss.

Schließlich muss fünftens die Eigenart der Literatur ebenso wie ihr Gebrauchswert bzw. ihre Funktionen medienspezifische Besonderheiten aufweisen, die sie bei aller Möglichkeit von Überschneidungen sowohl gegenüber den audiovisuellen Medien als auch gegenüber nichtliterarischen, diskursiven Texten klar abgrenzbar machen – ebenso wie gegenüber allen „literaturbezogenen Handlungen und Kommunikationen“ der angrenzenden Systeme der „Institution Literatur“ im weiteren Sinne (Feuilleton, Literaturkritik, Literaturwissenschaft etc.). Das besondere mediale Potential des Symbolsystems Literatur entfaltet sich zwar erst in der kommunikativen Praxis und wird insofern historisch unterschiedlich konkretisiert, es hat jedoch gerade in der Gegenwart durch die enorm gewachsene Medienkonkurrenz erheblich an Bedeutung gewonnen.

2. Ästhetische Vorannahmen

Das spezifisch Literarische lässt sich jedoch rein medientheoretisch noch nicht zureichend fassen, es bedarf vielmehr auch einer Fundierung durch die ästhetische Theorie. Wenngleich die Frage, ob und inwieweit literarische Texte Kunstwerke sind, in dieser Allgemeinheit höchst umstritten ist und eine breite Zone fließender Übergänge zur Unterhaltung angenommen werden muss, will ich mich in dieser Untersuchung doch gerade mit Literatur auseinandersetzen, die einen künstlerischen Anspruch besitzt. Jede literaturwissenschaftliche Arbeit, die dies tut, geht (zugegebenermaßen oder nicht) von Vorannahmen darüber aus, was ein literarisches Kunstwerk eigentlich ist. Die Explikation dieser Vorannahmen ist eine gute wissenschaftliche Tradition, um sie kritisierbar zu machen und ihnen damit den Status von Hypothesen zu geben. Im übrigen lassen sich aus ihnen bereits einige weitere Folge-Hypothesen ableiten, welche die möglichen Funktionen der Gegenwartliteratur weiter einengen.

Schon dem sozialhistorischen Ansatz der siebziger Jahre zufolge kann das Ziel literarischer Kommunikation nur im Transfer einer Art von Wissen, Wirklichkeitsdeutungen und Sinnkonstruktionen liegen, die – zumindest in ihrem spezifischen Modus – aus anderen Diskursformen herausfällt und die dennoch für die soziale Existenz der Individuen von erheblicher Bedeutung ist (Benthien 2002, 70). Hierzu gehört sicherlich das spezifisch subjektive, emotionale und ›all-sinnliche‹ Element von Erfahrung, das sich in begrifflich-diskursiver Sprache nur unzureichend repräsentieren lässt – ein Erfahrungsmodus, bei dem die Wirklichkeit den Wahrnehmenden nicht als Objekt „gegenüber“ steht, sondern „ein komplexes Geschehen“ darstellt, „das sie umfängt und umfasst“ (Seel 2001, 98).

> Literaten und ihre Leser haben die Möglichkeit, neben den höheren Schichten der (linken) Hirnhälfte auch das Gefühl, das Unbewusste und also stammesgeschichtlich ältere psychische Instanzen bei der Informationsgewinnung und -verarbeitung einzusetzen. Und gute Literatur tut dies. Körperliche Resonanz gilt, seit wir überhaupt Äußerungen über die Sprachkunst kennen, als Gütekriterium. [...] Voraussetzung ist, dass Leser wie Autor zwischen innerer und äußerer Wahrnehmung unterscheiden und ihren Körper – seine Erschütterung und Entlastung, wie Nietzsche sagen würde – spüren können. In dieser Nutzung verschiedener psychischer Instanzen und Wahrnehmungsformen ist sie reicher als etwa die naturwissenschaftliche Beschreibung. (Giesecke 2000, 371)

Zu den sprachlich nur in literarischer Form vermittelbaren Erfahrungen gehört aber auch die des Konkreten und Individuellen, des Hier und Jetzt in seinem detailgesättigten Sosein sowie des Ereignishaften in seiner Kontingenz und Flüchtigkeit – allesamt konstitutive Aspekte der Reali-

tät, die von der Abstraktion des Begriffs ebenfalls vernachlässigt werden müssen (a.a.O.), aber dennoch einer kulturellen Deutung sowie der Integration in Sinnkonstrukte bedürfen. Und mit dem Individuellen sind, wie wir sahen, auch der Autor und die Leser als Individuen – in der Form der Selbsterfahrung und als Erfahrungsmodus von ›Welt‹ – in konstitutiver Weise in diesen Erfahrungstransfer involviert. All dies lässt sich darin zusammenfassen, dass Literatur sich auf eine spezifisch *ästhetische* Kommunikation spezialisiert hat, die sich von pragmatischen Kommunikationsformen abgrenzt und diese zugleich ergänzt. Natürlich sind auch pragmatische Formen nicht ohne ästhetische Aspekte, wie ästhetische Formen nie ohne pragmatische Elemente auskommen; aber die primäre Intention ist eben jeweils nur eine, und die anderen sind ihr untergeordnet.

„[D]ie Wirkung der schönen Literatur [soll] so gleich und so unterschiedlich sein, wie die Resonanzkörper und –seelen der Leser dies sind“ (Giesecke 2000, 372). Die Möglichkeit, derart unterschiedlich zu wirken und verstanden zu werden, ergibt sich daraus, dass literarische Texte – wie andere Kunstwerke und im Unterschied zu wissenschaftlich-diskursiven Texten – bewusst nicht auf Eindeutigkeit angelegt, sondern durch Bildhaftigkeit, durch Stärkung der Konnotation gegenüber der Denotation sowie durch semantische Verdichtung und semantische Leerstellen prinzipiell unterschiedlich interpretierbar sind: „Der überlieferte Text ist überdeterminiert, multivalent, in sich spannungsreich, und er gehört [...] deshalb auch niemandem beziehungsweise immer nur dem, der ihn thematisiert, mit welcher Perspektive auch immer“ (Tenorth 2000, 417).

Wichtig ist, dass literarische ebenso wie pragmatisch-diskursive Texte nicht nur menschliche Erfahrungen kommunizieren, sondern sie als *sinnvolle* konstruieren und damit ein entsprechendes anthropologisches Grundbedürfnis erfüllen. Die Alltagsbedeutung von „Sinn“ könnte man dabei (unabhängig von Semantik und Sprachphilosophie) vorläufig als jene Form der Erfahrung definieren, in der Handlungen, Zustände oder Verhältnisse kausal auf Wirkungen bzw. teleologisch auf Zustände abzielen, die von den Handelnden bzw. Beteiligten und Betroffenen (im Einklang mit kollektiven Werten) positiv bewertet werden oder in einem größeren Zusammenhang von Handlungen, Zuständen und Verhältnissen stehen, der in seinem räumlichen und zeitlichen Zusammenwirken strukturell und teleologisch auf solche Wirkungen ausgerichtet ist. Der Kausalnexus bedarf nicht unbedingt einer wissenschaftlichen, sehr wohl aber einer je subjektiven Verbindlichkeit, die Wirkungen können dabei ästhetischer, ethischer und faktischer Natur sein und ihre positive Wertung basiert darauf, dass sie psychische (d.h. emotionale und intellek-

tuelle), und/oder physische (d.h. körperliche und materielle) Bedürfnisse und Wünsche befriedigen.

Als Besonderheit literarischer Erfahrungsvermittlung wäre demnach die Konstruktion nicht-begrifflichen, ästhetischen Sinnes anzunehmen. Er entsteht auf der einfachsten Ebene dadurch, dass individuelle, konkrete Elemente der multi-sinnlichen Erfahrung auf unterschiedlichen Ebenen kultureller Deutung und Bewertung in mimetischer, nicht begrifflicher Absicht sprachlich repräsentiert bzw. evoziert und dabei in eine synchronische Struktur und/oder eine diachronische Sequenz eingeordnet werden, die in ihrem Zusammenspiel wechselseitiger Wirkungen sich gegenseitig Sinn verleihen, eine sinnvolle Ordnung bilden (und damit ihrerseits einen sinnerfüllten Wahrnehmungsmodus bzw. ein überzeugendes Interpretationsmuster modellieren), indem sie entweder synchronisch nicht oder weniger Wünschenswertes mit Wünschenswertem verbinden oder eine implizite Teleologie auf wünschenswerte oder interessante Zustände hin besitzen bzw. zu mimetisch nachgeahmten positiven Wirkungen führen. Dabei sind literarische Texte (wie wir sahen) nicht an ein Raum-Zeit-Kontinuum gebunden, sondern setzen dieses voraus, so dass sie durch Hin- und Herspringen zwischen verschiedenen Zeiten und Schauplätzen, durch Vorausdeutungen und Rückverweise sowie durch zeitraffende und zeitdehnende Darstellung den alltäglichen Erfahrungsmodus erheblich modifizieren können.

Auf einer sekundären Ebene können solche Ordnungen schon qua Ordnungseffekt ›sinnvoll‹ sein, indem sie den ›wünschenswerten Effekt‹ haben, die Komplexität der Umwelterfahrung zu reduzieren und ihr eine intelligible Struktur zu verleihen; in diesem Zusammenhang sind dann auch vorgeführte Ursachenzusammenhänge von Unlust oder Angst auslösenden Phänomenen ›sinnvoll‹, zumal sie deren emotionale Verarbeitung und praktische Vermeidung erleichtern (sowie nicht zuletzt zur Profilierung positiver Sinnangebote führen). Ästhetische Ordnungsmodelle mit Sinnanspruch können sich allerdings auch kritisch-negativ, dekonstruierend oder gar destruktiv gegen herrschende Sinnkonstrukte richten – zumal dann, wenn sie damit auf ein zumindest latentes Ungenügen an diesen Konstrukten treffen. Sie sind in der Regel aber auch dann *ex negativo* zumindest auf die Möglichkeit einer alternativen sinnvollen Ordnung bezogen.

Ästhetische Mimesis meint bei alledem nicht so sehr ›Nachahmung der Wirklichkeit‹, sondern ein konkretes Nachvollziehbar-Machen ganzheitlicher menschlicher Erfahrung von Wirklichkeit unter Einschluss ihrer subjektiven, sinnlichen, emotionalen und individuell-ephemeren Anteile – ja sie kann sogar ihre irrealen, phantastischen und irrationalen Seiten mo-

dellieren. Damit vermittelt künstlerische Mimesis immer auch die Alterität von subjektiven Erfahrungen, die der Leser bzw. die Leserin nicht selbst gemacht haben – eine Alterität allerdings, die im überindividuellen Medium der Sprache nur sehr eingeschränkt, etwa durch poetische Verfahren, nachvollziehbar gemacht werden kann und immer auch ein gutes Stück weit in den Verstehenshorizont der Adressaten eingepasst werden muss (Assmann 2000, 21).[52] Indem Literatur diese Art von Erfahrung nachvollziehbar macht, besitzt sie durchgehend einen repräsentationalen Aspekt, der sich indirekt – über das kulturelle Wissen – immer auch auf die Außenwelt, auf die historisch-soziale Umwelt bezieht.

Die Bedeutung begrifflich nicht fassbarer Erfahrungen für andere könnte man darin sehen, dass sie generell einen unverzichtbaren Bestandteil kulturellen (Hintergrund-) Wissens ausmachen, der über das Wissen objektivierender Diskurse hinaus für die Orientierung des individuellen Verhaltens eine konstitutive Rolle spielt, so dass eine Erweiterung dieses Wissens zu den Grundfunktionen der Kultur gehört – eine Erweiterung, die eben in der mündlichen Alltagskommunikation allein nicht (mehr) hinreichend zu leisten ist. Die Literatur ist sicher nicht das einzige Medium, welches hier einen Ausgleich schafft (Film und Fernsehen dominieren zumindest quantitativ, und die anderen Künste spielen ebenfalls eine Rolle), aber sie tut es für bestimmte Aspekte in besonders effektiver Weise – und sie tut es in einer von anderen systemfunktionalen Erfordernissen sorgfältig isolierten Sphäre. Sie bietet also dem Affektiven, Irrationalen und Individuell-Subjektiven einen Entfaltungsraum und hält es der Gesellschaft zugleich ›vom Leib‹.

Allerdings ist sogleich darauf hinzuweisen, dass Kunst und Literatur sich keineswegs in der Vermittlung und Strukturierung begrifflich und logisch nicht fassbarer Erfahrungen erschöpfen. Schon eine oberflächliche Vergegenwärtigung bekannter literarischer Texte zeigt, dass in ihnen auch begrifflich-diskursive Reflexionen eine teils erhebliche Rolle spielen. Dies zeigt, dass die Vermittlung nicht-begrifflicher Erfahrungen von vornherein (wenn auch in durchaus unterschiedlichem Maße) auf eine Verknüpfung mit begrifflich-rationalen hin angelegt ist – und umgekehrt. Es ist die Perspektive auf Ganzheitlichkeit, die Literatur und Kunst auszeichnet (Giesecke 360). Die beiden Erfahrungsmodi können sich dabei gegenseitig sowohl ergänzen als auch

[52] „Alterität, als methodisch-hermeneutischer Begriff verstanden, bezöge sich in diesem Sinne [...] auf ein Moment des nicht von vornherein Verfügbaren, das die Eigenart des sprachlich-literarischen Weltentwurfs kennzeichnet, auf eine systematische Fremdheit des Textes, die erst in geduldiger Analyse und immer wieder nur in bestimmten Grenzen rekonstruierbar ist.“ (Kiening 2000, 484)

relativieren, aber die Konstruktion von Sinn scheint jedenfalls nur dann ihre volle Überzeugungskraft zu entfalten, wenn sie möglichst eng aufeinander bezogen werden.

Der enge Zusammenhang der begriffslos-ästhetischen mit der begrifflich-logischen Erkenntnis kommt ebenso dadurch zustande, dass literarische wie bildende Kunstwerke konstitutiv durch ihre Interpretationsbedürftigkeit gekennzeichnet sind: Auch wenn sie ihren Rätselcharakter nicht herauskehren, ist schon das unwillkürliche Verstehen bei der Rezeption ein Akt der Rationalisierung, und häufig wirkt diesem Verstehen eine spezifische Widerständigkeit entgegen, die gerade aus dem nicht-begrifflichen und auch alltagssprachlich nicht vermittelbaren Charakter der literarisch vermittelten Erfahrungen bzw. der entsprechenden Darstellungsweise hervorgeht – ebenso wie aus ihrer Alterität. Nicht zuletzt deshalb versteht Adorno das Kunstwerk als einen Akt der Kommunikation von Nicht-Kommunizierbarem, der sich so der Kommunikation immer auch ein Stück weit verweigern muss (Adorno 1990, 171, 251, 292, 360). Nicht nur stellt das begrifflich-logisch und alltagssprachlich nicht Fassbare eine Provokation für das rationale Erkenntnisvermögen dar, es ist im (literarischen) Kunstwerk auch in einer Weise als bedeutungsvolle Konstellation inszeniert, dass diese Provokation durch die berechtigte Erwartung verstärkt wird, hinter der Konstellation subjektive Intentionen und diskursive Regeln zu finden.

Der besondere Charakter der begriffslos-ästhetischen Erkenntnis kommt jedoch dadurch zum Ausdruck, dass sie sich nicht 1:1 in begrifflich-diskursive übersetzen lässt. Das Spezifische des ästhetischen Artefaktes besteht vielmehr darin, dass es seinen Sinn und seine Bedeutung gerade *nicht* eindeutig determiniert, sondern immer durch einen hohen Anteil von Vieldeutigkeit, Aussparungen und implizit Gemeintem gekennzeichnet ist; daher gehört neben seiner Interpretationsbedürftigkeit auch eine grundsätzliche *Verschiedeninterpretierbarkeit* zu seinen konstitutiven Merkmalen: Es gibt keine exklusive verbindliche Deutung, die durch den Text legitimiert werden könnte. Bei der (zumindest heute) fast ausschließlich individualistischen Form der Literaturproduktion und –rezeption garantiert dies seine Funktionalität für ein Publikum aus ganz verschiedenen Leser-Individuen mit einzigartigen Identitäten und ganz unterschiedlichem Erfahrungshintergrund, die, obwohl zusammen eine anonyme Masse, den Text alle je für sich als ›persönliche Botschaft‹ dekodieren müssen. Sie bringen ihre individuelle Identität ein, indem sie, wie die Rezeptionsästhetik gezeigt hat, in kreativer Mitarbeit Leerstellen ausfüllen, Vagheiten konkretisieren und Vieldeutigkeiten reduzieren. Die konstitutive Verschiedeninterpretierbarkeit macht literarische Texte für die Interpreten unerschöpflich und ermöglicht, dass sie noch zu den Nach-

fahren der Zeitgenossen sprechen und eine Wirkungsgeschichte entfaltet. Sie ist aber keineswegs mit Beliebigkeit gleichzusetzen, denn es sind immer auch viele Deutungen vorstellbar, die am Text *nicht* legitimiert werden können – oder schlechter als andere.

Trotz aller berechtigten Infragestellung des Werk-Charakters künstlerischer Produkte als Ausdruck eines schöpferischen Individuums, trotz der konstitutiven Bedingtheit durch ein gemeinsames kulturellen Grundwissen, trotz entsprechend reichhaltiger Bezüge zu anderen kulturellen Produkten sowie den Bedingungen und Regeln der Produktion, welche das Artefakt eher als offenen Knotenpunkt denn als geschlossenes Gebilde erscheinen lassen – und bei aller Anerkennung innerer Brüche und Widersprüche, wie sie der Dekonstruktivismus herausgearbeitet hat, besteht die neuere Ästhetik zurecht darauf, dass die sinnhafte, spezifisch ästhetische Erfahrung, die man bei der Rezeption von Kunst und Literatur machen kann, wesentlich an die individuelle konstellative Ganzheit des jeweiligen Artefaktes sowie an die nicht substituierbare (durch keine andere Kombination von Elementen ersetzbare) Ausführung ihres Materials gebunden ist:

> Der entscheidende Unterschied zu anderen Formen der sprachlichen oder sonstigen Darbietung liegt darin, dass es hier auf eine genaue, individuelle Anordnung der Zeichenelemente ankommt – anders als bei der (nicht literarisch verwendeten) Schrift, anders als beim gesprochenen Wort [...]. (Seel 2001, 157)

Selbst bewusst fragmentarische oder strukturell offene Texte sind in diesem Sinne geschlossene Konstellationen, deren Lücken und Brüche wesentlich zum ästhetischen Kalkül gehören. Sie zeichnen sich gegenüber der Alltagskommunikation durch eine besondere strukturelle und semantische Dichte aus, und auch wenn längst bekannt ist, in welch vielfältigen und intensiven Beziehungen sie regelmäßig zu anderen Texten stehen, ist doch die zugehörige ästhetische Erfahrung wesentlich an deren Abgegrenztheit und materielle Invarianz gebunden (zumindest seit der Perfektionierung des Buchdrucks).

Besonders semiotische und strukturalistische Literaturtheoretiker haben die formale Durchkonstruiertheit und konstellative Ganzheit des literarischen Textes mit einer weiteren konstitutiven Eigenschaft von Kunstwerken zusammengebracht: mit dem nicht-referentiellen Charakter ihrer Zeichenverwendung (Jakobson 1979, 92f)[53] und ihres Geltungsanspruchs als komplexes Zeichen, wie er sich bei der Literatur in ihrer Fiktionalität zeigt. Diese offene Abkoppelung von

[53] Bei Jakobson heißt es an der angegebenen Stelle wörtlich: „Die *Einstellung* auf die BOTSCHAFT als solche, die Ausrichtung auf die Botschaft um ihrer selbst willen, stellt die POETISCHE Funktion der Sprache dar. [...] Indem sie das Augenmerk auf die Spürbarkeit der Zeichen richtet, vertieft diese Funktion die fundamentale Dichotomie der Zeichen und Objekte."

der unmittelbaren Erfahrungswirklichkeit begründet nicht nur die Selbstreferentialität literarischer Texte (wie aller Kunst), sondern auch ihren besonderen Status und die besondere, indirekte Art ihres Wirklichkeitsbezuges:

> In konsequenter Selbstbezüglichkeit nämlich hört Literatur auf, lediglich Wiedergabe von etwas Anderem zu sein, ob wahr oder erfunden, um vielmehr als ein eigenes Tun, jenseits von Wahrheit und Lüge, hervorzutreten. Am Punkt ihrer maximalen Entkoppelung von jeder Bezugnahme auf Wirklichkeit ereignet sich ihr Bezug zur Wirklichkeit, ihr Realismus, ihre Verkoppelung mit der Realität. (Dotzler 2002, 118)

Die Selbstreferentialität der Literatur gibt ihr einen reflexiven Charakter: Der Schein stellt auch seine eigene Scheinhaftigkeit zur Schau, die Darbietung bietet ihren Darbietungs-Charakter dar und präsentiert ästhetisch ihre ästhetischen Mittel, kurz: „Kunstwerke sind Objekte, die in ihrem performativen Kalkül *verstanden* sein wollen“ (Seel 2001, 158). Die Literatur macht nicht nur ein bestimmtes Weltbild vorstellbar, sondern stellt immer auch ihre eigenen weltbildnerischen Verfahren aus. Auf diese Weise wird nicht nur das Wie eines bestimmten Erfahrungsmodus, sondern zugleich auch das Wie seines Gestaltungsmodus zum zentralen Gegenstand des Rezeptionsinteresses; und dadurch erhält die literarische Vermittlung jenes Erfahrungsmodus' ein reflexives Moment, das zusammen mit einem veränderten Blick auf die Wirklichkeit auch die Kulturtechniken – hier die sprachlich-textuellen Verfahren – durchschaubar macht, mit denen wir uns die Wirklichkeit als kulturelles Konstrukt erschaffen. Mit der Hervorhebung seines Konstruktcharakters stellt das Kunstwerk, wie schon Adorno erkannt hat, seine Position fortwährend zur Disposition, und darin liegt ein Moment des Widerstands gegen alle falschen Naturalisierungen in Kultur und Gesellschaft (Adorno 1990, 144; Seel 33), denn dadurch macht es uns überhaupt erst in gesteigertem Maße bewusst, dass die Wirklichkeit ein (disponibles) kulturelles Konstrukt ist – auch wo dies normalerweise verschleiert wird (Bode 2005, XIII).

Um dem nicht-referentiellen Charakter der Literatur und ihrem dennoch – oder gerade deshalb – exemplarisch ausgeweiteten Geltungsanspruch der in sie eingegangenen Partialerfahrungen gerecht zu werden, hat Jurij M. Lotman den literarischen Text als *Modell* von Wirklichkeit und die Institution Literatur entsprechend als „sekundäres modellbildendes System“ (Lotman 1973, 22) zu fassen versucht, während Umberto Eco den eigentümlich indirekt-allgemeinen Realitätsbezug dieser Modelle als den einer „epistemologische[n] Metapher“ einstufte:

> Der eigentliche Inhalt des Kunstwerks wird somit seine Art, die Welt zu sehen und zu beurteilen, ausgedrückt in einem Gestaltungsmodus, und auf dieser Ebene muss dann auch

> die Untersuchung der Beziehungen zwischen Kunst und Welt geführt werden. Die Kunst erkennt die Welt durch die Strukturen ihres Gestaltens [...]. In diesem Sinne arbeiten gewisse Operationen der Kunst, die unserer konkreten Welt so fern zu sein scheinen, letzten Endes darauf hin, uns die imaginativen Kategorien zu liefern, mittels derer wir uns in der Welt bewegen können. (Eco 1977, 271f u. 281)

Aus dieser Textstelle wird zugleich eine weitere Eigenart von Kunst und Literatur deutlich: Wenn sie die Funktion haben, eine spezifisch ästhetische, also nicht-begriffliche und nicht-diskursive Form der Erkenntnis und des Orientierungswissens zu vermitteln, die an prominenter Stelle in unser kulturelles Weltbild eingeht, so tun sie dies nicht, indem sie direkt auf die empirisch-historische Wirklichkeit Bezug nehmen, sondern indem sie in ostentativer Suspendierung solcher direkten Bezüge ein nicht-theoretisches Dispositiv, einen Erfahrungs*modus* entwerfen, der uns die Wirklichkeit in neuer Weise aufzuschließen oder frag-würdig zu machen vermag.

Ähnlich verhält es sich mit den Bedeutungs- und Sinnzuweisungen, die wesentlicher Bestandteil kulturell codierter Erfahrungen sind: In dem ästhetischen Erfahrungsmodus, wie er von Literatur nachvollziehbar gemacht wird, sollen nicht in erster Linie Sinn und Bedeutung selbst angeboten werden, es geht nicht um den Sinn bzw. die Bedeutung dieser oder jener Realitätselemente, sondern um *Verfahren der Sinnbildung* (Bode 2005, 33, 41, 67). Unter dieser Prämisse ist die Literatur mehr als nur Ausdruck einer historischen Situation und Erweiterung des subjektiven Erfahrungsschatzes, nämlich ein weltbildnerisches Modell, das durch Auswahl, Strukturierung und eine bestimmte Perspektivik die soziale Realität so veranschaulicht, dass man sich leichter und sicherer oder aufmerksamer, sensibler und kritischer in ihr bewegen kann. Hierin liegt dann auch ein Kriterium literarischer Qualität im künstlerischen Sinne: „Ob es sich lohnt, die Welt in ihrem Stil wahrzunehmen“ (Seel). Indem dieser weltbildnerische Transfer von Erfahrungsmodi sich selbst in seinen medialen Besonderheiten und Gemeinsamkeiten, seinem mimetischen und performativen Leistungspotential allgemein sowie seinen besonderen künstlerischen Darstellungs-, Wirkungs- und Sinnbildungsverfahren durchsichtig macht, vermag er jenes kulturelle Orientierungswissen kritisch zu „denaturalisieren“, also in seiner Konstruiertheit, historischen Kontingenz und Veränderbarkeit durchschaubar zu machen.

Damit wird in Ergänzung des sozialhistorischen Ansatzes nochmals bestätigt, dass sich das „implizite Funktionsmodell“ in seinen epistemologischen Aspekten zunächst und in erster Linie auf die kulturelle Dimension bezieht – und zwar in der Form, wie sie den einzelnen Leser als Subjekt mit einer Identität konstituiert. „Das ist letztlich der allen Romantexten nicht abzu-

sprechende Wirklichkeitsbezug: was sie in unserem Hirn anrichten“, wie „sie unsere Wirklichkeitssicht affizieren, ob verstärkend oder unterlaufend“ (Bode 2005, 78). Literarische Texte interagieren zunächst und vor allem mit dem Selbst- und Weltbild, der Selbst- und Welterfahrung des einzelnen, individuellen Lesers – diese zu bestätigen oder zu verändern tritt es an, und erst von dieser im Text angelegten Transformation aus kann es wiederum auf seine (indirekte) soziale Funktion für das Leben der Rezipienten und für die Gesellschaft, in der sie leben, befragt werden. Selbst eine Destabilisierung des Selbst- und Weltbildes kann die positive Funktion haben, dysfunktionale Ideologien und Identitäten aufzuweichen und damit für Kritik sowie für Anpassungen an neue gesellschaftliche Erfordernisse und individuelle Bedürfnisse zu öffnen.

Als kommunikativer Transfer exemplarischer Modi nicht-begrifflicher, nicht-diskursiver Erfahrung sowie ihrer spezifischen Darstellungs-, Wirkungs- und Sinnbildungsverfahren zum Zwecke der Erweiterung, Differenzierung oder kritischen „Denaturalisierung“ des kulturellen Orientierungswissens ist die Funktion von Literatur jedoch immer noch nicht zureichend begriffen. Der offen ausgestellte Status der Fiktion, ist vielmehr bekanntermaßen auch deshalb erforderlich, weil in die Literatur regelmäßig ein erheblicher Anteil von kontrafaktischen Elementen eingeht. Die Elemente der Realitätserfahrung werden dergestalt selegiert und rekombiniert, dass den Fiktionen daraus die Fähigkeit zur *Neu*strukturierung von Erfahrungszusammenhängen erwächst, aus der überhaupt erst die Möglichkeit ästhetischer Erfahrung entsteht (Fluck 1997, 12) – auch dies ein performativer Aspekt literarischer Kommunikation. Wenn aber die Fiktion performativ ein „Überschreiten der Wirklichkeit bzw. des Realen“ ist, also etwas Neues, so noch nicht Dargestelltes zur Erscheinung bringen will, dann muss sie auch darin eine Funktion haben – etwa die Möglichkeit, „in probeweiser, von unmittelbaren Handlungskonsequenzen entlasteter Form Gedanken, Gefühle, Phantasien und Erfahrungen Gestalt zu geben, die ansonsten nicht gegenstands- und kulturfähig wären“ (Fluck 1997, 15).

Aus systemtheoretischer Perspektive ist dies die „Beobachtung des Unbeobachtbaren“ und geschieht durch eine Überschreitung der etablierten Wahrnehmungs-, Deutungs- und Interpretationsmuster des kulturellen Basiswissens, deren Rätselhaftigkeit von den Rezipienten ein „emphatisches Verstehen“ erfordert (Lehmann 2006, 95). Jenes zuvor Unbeobachtbare, das auf diese Weise in den Erfahrungshorizont der Leser eingeholt werden kann, bestimmt Lehmann als jenes gesellschaftliche Problempotential, das durch die „organisierte Unverantwortlichkeit“ der spezialisierten Funktionssysteme entsteht, dabei aber durch die ›Betriebsblindheit‹ ihres binären

Codes ihrer Wahrnehmung entzogen ist – in der „Problemfindung“ sowie in der Einspeisung der entsprechenden Wahrnehmungsmodi in die mediengesteuerte Öffentlichkeit bestünde dann ihre gesamtgesellschaftliche Funktion, die in einer „Risikogesellschaft“ mit enorm beschleunigter Evolution und dramatischer Intensivierung der Autodestruktionsgefahr erheblich an Bedeutung gewonnen hat (a.a.O., 80f).

Damit ist jedoch noch nicht gesagt, worin das die herrschende Wirklichkeitsauffassung überschreitende Element der Literatur seine Quelle hat, da es ja weder der empirisch-historischen Wirklichkeit noch den bestehenden kulturellen Erfahrungsmustern von ihr entstammen kann. Wolfgang Iser bestimmt diese Quelle richtungsweisend als das *Imaginäre,* d.h. jenes diffuse und formlose, vom Begehren geprägte psychische Potential, aus dem Phantasie und Vorstellungskraft schöpfen (Iser 1993, 21) – dass Literatur und Traum gewisse strukturelle und funktionale Übereinstimmungen besitzen, hatte ja schon Freud gezeigt. In der Form des Spiels, so Iser (in einer Modifikation von Kants und Schillers Ästhetik), wirken das Fiktive und das Imaginäre bei der Konstitution des literarischen Textes zusammen, wobei das Fiktive als intentionaler Akt der Auswahl und Neukombination von Elementen der außertextuellen ›Wirklichkeit‹ dem Imaginären eine bestimmte Form gibt und damit indirekt zum Medium seines Erscheinens wird, während das Imaginäre dem Fiktiven seine bildhafte, symbolische Bedeutungsfülle verleiht und gerade auch zwischen den Zeilen zum Ausdruck kommt (a.a.O., 20, 22, 24ff, 27). Durch die neue Relationierung der selegierten Wirklichkeitselemente wird laut Iser der denotative Charakter der Sprache ›stillgelegt‹ und die Funktion des Bezeichnens in eine solche des bildlich-analogischen Figurierens verwandelt. Darin sieht er wie Lehmann einen Verweis, der sich nicht mehr über bestehende Referenzsysteme einlösen lässt, sondern auf Ausdruck und Repräsentation einer weder sprachlichen noch objekthaften ›Wirklichkeit‹ zielt – eben der des Imaginären (a.a.O, 33f).[54] Die modellhaft präsentierte Wirklichkeit wird „irrealisiert“, ja Produzenten wie Rezipienten müssen sich „selbst [...] irrealisieren [...], um der Irrealität der Textwelt die Möglichkeit ihres Erscheinens zu sichern“ (a.a.O., 44f). Die Überschreitung des Weltbildes ist an die Überschreitung des Selbstbildes gebunden und tangiert damit die Identität der Rezipienten.

[54] Vgl. auch Iser 1997, 25 u. 29. Wichtig dabei ist, dass die Elemente der außertextuellen Realität, die in der Fiktion neu konfiguriert werden, nicht nur immer bereits kulturell codiert sind und zu bestimmten Sinnzusammenhängen gehören, sondern dass zu ihnen überhaupt auch andere kulturelle Produkte gehören – an erster Stelle natürlich (fiktionale und nichtfiktionale) Texte sowie andere Medienprodukte bzw. entsprechende Formen und Genres. Aber auch sie gehen Iser zufolge nie unverwandelt in den neuen fiktionalen Text ein.

Man darf jedoch nicht wie Iser dabei stehen bleiben, das Erscheinen des Imaginären psychologistisch als Zweck in sich selbst zu verstehen; Lehmann hat es vielmehr zurecht an eine gesamtgesellschaftliche Funktion von Literatur gebunden. Zieht man nämlich in Betracht, dass die aus dem Unbewussten wirksamen Verdrängungen bekanntermaßen gesellschaftliche Ursachen haben und soziale Zwänge widerspiegeln, so lässt sich sehr wohl eine Verbindung zwischen Lehmanns und Isers Thesen herstellen: Das unerkannte und/oder unbearbeitete gesellschaftliche Problempotential findet sich nämlich mit hoher Wahrscheinlichkeit eben dort, wo gesellschaftlich (d.h. systemfunktional) erzwungene Verdrängungen unerträglich oder gesamtgesellschaftlich disfunktional geworden sind und wo entsprechend ein Leidensdruck bzw. ein zielloser Bedürfnisdruck entsteht, dessen Ursachen nicht (zureichend) durchschaut werden. Daran zeigt sich, dass psychische Verdrängung, wo sie gesellschaftlichen Zwängen entspringt, mit einer ›Ausblendung‹ der betreffenden Aspekte durch die kulturellen Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster korrespondiert, so dass beides nur gemeinsam aufgehoben werden kann. Wenn in der Literatur das Wirkliche *überschritten* wird, so deshalb, weil es die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen notorisch *unterschreitet*.

Insofern kann Literatur, wo sie jene Muster durchbricht, zugleich zwei konträre Funktionen erfüllen: Zum einen dient sie (ähnlich wie der Traum) als Kompensation für die Versagungen, welche die Gesellschaft dem Menschen auferlegt, und wirkt damit zugleich systemstabilisierend; zum anderen aber gibt ihr jene Aufhebung unnötiger oder übermäßiger Verdrängungen, indem sie bei klarem Bewusstsein erfolgt, eine individuell-therapeutische Funktion, lässt also den Autor wie den Rezipienten nicht unverwandelt, denn sie verschafft beiden Zugang zu bislang unbewussten Erfahrungsmöglichkeiten und gestattet ihnen auf diese Weise, eine kritische Distanz gegenüber der Wirklichkeit des Systems herzustellen. Literatur hat deshalb mit ihrer therapeutischen zugleich immer eine gesellschaftskritische Funktion, indem sie den Anspruch der menschlichen Bedürfnisse und Wünsche gegen überflüssige oder übermäßige gesellschaftliche Zwänge vertritt und auf diese Weise sowohl soziale Probleme als auch entsprechende Veränderungspotentiale erkennbar macht. Ja insofern die Erfahrung des Anderen nicht nur das Bewusstsein, sondern mit den kulturellen Orientierungen graduell auch die Persönlichkeit und Identität des Individuums wandelt, kann dieses mit seinem Verhalten (als einzelner minimal, aber bei zunehmender Leserschaft und Multiplikation durch die Medien der Öffentlichkeit kumulativ) sogar zu einer Veränderung seiner sozialen Umwelt beitragen – in dieser Hinsicht kann Literatur also

durch viele Vermittlungen hindurch tatsächlich systemkritisch und systemverändernd wirken. Der Anteil der kompensatorischen und der kritischen Funktionen wechselt je nach den historischen Rahmenbedingungen, je nach dem Entwicklungsstand der Literatur und je nach dem literarischen Genre, aber keine von ihnen ist auf die andere reduzibel.

Spezifisch literarische ›Gesellschaftskritik‹ meint in ihrem Kern also ausdrücklich *nicht* (wie in der ›engagierten Literatur‹ traditioneller Machart oft) das literarische Aufgreifen und Bebildern von kritischen Erkenntnissen oder Thesen aus Wissenschaft oder Publizistik – selbst wenn dies durchaus zu ihren Möglichkeiten gehört –, sondern den Vorstoß zu problematischen Aspekten, die der Wahrnehmung aller anderen Funktionssysteme bislang entgangen sind (bzw. notwendig entgehen mussten). Gerade hier liegen die Grenzen eines ›reinen‹ Realismus, und gerade hier kann ein Vergleich mit anderen Formen der Gesellschaftskritik zeigen, ob und wie weit ›realistische‹ Gegenwartsliteratur mehr leisten kann als die Bestätigung vorhandener Erfahrungsmuster und Verstärkung eines bestehenden Problembewusstseins.

C. Methode und Vorgehensweise

Wie bereits oben ersichtlich, geht mein Verständnis der *Funktion* von Literatur davon aus, dass sowohl die Bedingungen literarischer Produktion als auch die Wirkung ihrer Produkte zu wesentlichen Anteilen durch individuelle, subjektive Verstehensakte vermittelt sind, die nicht im Sinne von ursächlichen Zusammenhängen *erklärt* werden können, sondern als Sinn und Bedeutung *verstanden* werden müssen. Gerade die kulturwissenschaftliche Grundannahme, dass unsere Erfahrungswelt immer schon kulturell vorinterpretiert und bewertet ist, macht für jedes Konzept einer Funktion von Literatur die Vermittlung über Sinnverstehensakte notwendig, die sich im Horizont des jeweiligen kulturellen Weltwissens vollziehen. Literarische Texte sind als Artefakte kommunikative Akte, die ihren Akt-Charakter in kommunikativer Absicht ausstellen, die offen an eine Interpretation appellieren; sie sind Resultate menschlichen Handelns, deren Intention darin besteht, in ihrer Intention verstanden werden zu wollen. Als solche müssen sie deshalb auch von der Literaturwissenschaft ernst genommen werden, die entsprechend auf hermeneutische Verfahren nicht verzichten kann. Diese sind nur dann problematisch, wenn sie einen Anspruch auf Objektivität erheben (Scheffer 1992, 314).

Dennoch geht es in der Hermeneutik nicht bloß um eine hypothetische Rekonstruktion von Intentionen, vielmehr ist auch der soziokulturell bedingte Erwartungs- und Verständnishorizont der anvisierten Rezipienten – soweit er zugänglich ist – mitzureflektieren:

> Der dialogische Charakter der Sprache läßt den Ausgangspunkt in der Subjektivität, gerade auch den des Sprechers in seiner Intention auf Sinn, hinter sich. Was im Sprechen herauskommt, ist nicht bloß eine Fixierung von intendiertem Sinn, sondern ein beständig sich wandelnder Versuch oder besser, eine ständig sich wandelnde Versuchung, sich auf etwas einzulassen und sich mit jemandem einzulassen. (Gadamer 1984; 29)

Prinzipiell ist jedoch das Rezipientenbewusstsein – mit Ausnahme des eigenen – für den Literaturwissenschaftler ebenso unzugänglich wie das Autorenbewusstsein; über beide sind nur indirekt erschließende Aussagen zu machen, und diese sind auf Seiten der Leser wegen deren Anonymität sogar noch vager als solche über den Autor – wenn sie nicht wie der rezeptionsästhetische Ansatz überhaupt vom konkreten Leser zugunsten allgemein-idealtypischer Aussagen abstrahieren.

Entsprechend muss man sich auch im Hinblick auf unser primäres Erkenntnisziel klar machen, „dass über die tatsächliche Realisierung einer sozialen Funktion in einem komplexen gesellschaftlichen Handlungsfeld letztlich keine verlässlichen Aussagen möglich sind“ (Fluck

1997, 12) – daran haben auch die reichhaltigen Ergebnisse der empirischen Leser- und Rezeptionsforschung nichts Wesentliches geändert.[55] Zwar sind diese durchaus nicht ohne Wert, aber sie bleiben doch viel zu undifferenziert, um auch nur halbwegs erkennbar zu machen, welche (qualifizierbare und quantifizierbare) Leserschaft die unterschiedlichen Gruppen des breiten Spektrums verfügbarer literarischer Texte finden – geschweige denn einzelne Werke.[56] Vor allem aber vermögen sie über grobe Motivationen und allgemeine (alle Textsorten betreffende) Aussagen hinaus keinen Aufschluss zu geben über die spezifische Art und Weise, *wie* die Leser einen literarischen Text aktualisieren und wie er auf sie wirkt, welche Art von kulturellem Wissen und codierten Emotionen durch ihn vermittelt werden und welche Funktion er für sie hat. Die entscheidenden Vorgänge im Bewusstsein der Leser sind (wenn überhaupt) nur sehr selektiv, indirekt und nicht verlässlich zugänglich – über Versprachlichungen der Betroffenen nämlich, die selbst bereits Interpretationen darstellen und deren Qualität stark von ihrem sprachlichen Vermögen abhängig ist. Ergo: „Im strengen Sinn einer empirisch nachprüfbaren gesellschaftlichen Wirkung scheint der Begriff Funktion auf die Literatur überhaupt nicht anwendbar zu sein" (a.a.O., 12).

Strenge empirische Nachprüfbarkeit ist aber ohnehin kein realistisches Erkenntnisziel der Literaturwissenschaft. Ihre dennoch intersubjektiv plausibilisierbaren Aussagen können und sollten zwar empirisches Wissen anderer Disziplinen mit einbeziehen, besitzen ihre primäre Erkenntnisbasis aber in Texten und ihren Kon-Texten. Auch die Suche nach einer Funktion der Gegenwartsliteratur kann deshalb nicht anders, als bei den literarischen Texten zu beginnen. Dabei gehe ich von der Annahme aus, dass Literatur sich in ihren ästhetischen Mitteln entsprechend der Funktion organisiert, die sie ausüben will – dass der Text also in seiner ästhetischen Struktur die Funktion modelliert, die er im weiteren kommunikativen Kontext seiner zeitgenössischen Kultur realisieren soll. Ich übernehme deshalb Flucks Begriff des „impliziten Funktionsmodells", mit dem „eine Konfiguration gemeint [ist], die als Analogon für den in den Text eingeschriebenen Wirkungsprozess dienen soll, weil Wirkung anders nicht anschaulich bzw. vorstellbar gemacht werden kann" (Fluck 1997, 14)[57] – was nicht heißt, dass Rezensionen und Verkaufszahlen als empirische Kontrolldaten mit beschränkter Reichweite unberücksichtigt bleiben sollen. In zweiter

[55] Vgl. Franzmann, Hasemann und Löffler 1999; Bonfadelli 1999, 86; Christmann und Groeben 1999, 145ff u. 177f.
[56] Die großen empirischen Umfragen differenzieren innerhalb des Sektors „Belletristik" meist nicht weiter oder beschränken die Kategorie „Romane" auf „Unterhaltungs-, Liebes- und Kriminalromane" (Bonfadelli 1999, 110ff).
[57] Dabei muss man sich allerdings vor einem Funktionalismus hüten, der alle Textaspekte auf eine implizite Funktion bezieht, denn eine solche totalisierende Anwendung lässt sich aus der Funktion als solcher nicht legitimieren und widerspricht im übrigen der Erfahrung.

Linie ist dann aber auch unser Wissen über die (potenzielle) Leserschaft durchaus von Bedeutung; die Unzugänglichkeit ihrer Reaktionen lässt sich wenigstens ansatzweise dadurch überwinden, dass sich auf der Basis soziologischer Untersuchungen gewisse Angaben über die kulturellen Bedürfnisse und Interessen gesellschaftlicher Gruppen machen lassen, und aus ihnen wiederum sind, wenn auch recht allgemein, plausible Erwartungshorizonte dieser Gruppen gegenüber der Literatur und den anderen Medien rekonstruierbar, deren Berücksichtigung ein wichtiges Gegenlager für den Gesellschaftsbezug des impliziten Funktionsmodells bietet. Hier findet dann auch empirisches Wissen seinen Ort.

Die Grenzen der hermeneutischen Methode liegen bekanntlich in den Grenzen derjenigen ästhetischen Sinnbildungsverfahren, Wirkungsstrategien und Interpretationen, die als bewusste intentionale Akte eines Subjektes denkbar und wahrscheinlich sind, denn damit gerät nur ein Teil jener Verfahren in den Blick. Die eigenen künstlerischen Antriebskräfte und das in die literarische Produktion einfließende kulturelle Wissen sind dem bewussten Kalkül der Autoren ja ebenso nur beschränkt zugänglich wie die Bedürfnisse der Rezipienten und der Horizont ihres Verstehens; und sogar den Lesern selbst dürften die Gründe, die sie zu künstlerisch anspruchsvoller Literatur greifen lassen, in der Regel nicht vollständig durchsichtig sein. Entsprechend ist auch die Funktion literarischer Werke nicht zur Gänze im Modus hermeneutischer Deutung beschreibbar.

Gerade das kulturelle Wissen, besonders das vorsprachliche Basiswissen, auf das sich literarische Texte beziehen, besitzt in hohem Maße überindividuellen Charakter; es ist den Autoren wie den Lesern vorgegeben, ja ist durch die Sozialisation Teil ihrer Identitäten geworden. Die subjektiv-gestalterische Verfügbarkeit darüber ist entsprechend begrenzt. Ausgangspunkt jeden Textes – sowohl bei seiner Produktion als auch bei seinem Verstehen – bleibt das bestehende kulturelle Selbst- und Weltbild; seine Überschreitung, so entscheidend sie auch sei, ist immer nur partiell möglich. Ganz Ähnliches gilt von der Sprache und ihren Strukturen, ja sogar von den verfügbaren literarischen Formen und Strukturelementen sowie den Regeln, welche die Institution Literatur für ihre Auswahl und Verwendung vorgibt.[58] Gleiches gilt aber auch, wie wir sahen,

[58] Die zulässige Spannbreite von Ideen, Werten und Normen sowie das verfügbare Inventar literarischer Gestaltungsmittel mag heute vielfältiger und heterogener sein denn je, und sie mögen noch nie mit so bewusstem ästhetischen Kalkül als sekundäre eingesetzt worden sein – dennoch wird die regulierende Macht des literarischen Diskurses ziemlich schnell deutlich, wenn man sich klar macht, welche Ideen, Themen, Schreibweisen vom literarischen Diskurs der Gegenwart ausgeschlossen werden: Ein in Alexandrinern verfasstes Versepos über das Jüngste Gericht

für die psychische Antriebs- und Bedürfnisstruktur in ihrem engen Zusammenwirken mit dem kulturellen Wissen. Ohne die Berücksichtigung all dieser überindividuellen Strukturen sind Aussagen zur gesellschaftlichen Funktion von Literatur kaum zu machen, diese Berücksichtigung aber hat nur noch sehr begrenzt etwas mit subjektiven Intentionen zu tun. Sie hat dagegen sehr viel mit ursächlichen Zusammenhängen zu tun, denn man muss kein Marxist sein um zu wissen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse und das kulturelle Wissen von ihr ein Mindestmaß an Kongruenz besitzen müssen, um ein hinreichendes Funktionieren des Gesellschaftssystems bzw. seiner Subsysteme zu gewährleisten.

Als Konsequenz meiner prinzipiellen methodischen Vorentscheidungen kann eine Funktionsbestimmung der Gegenwartsliteratur streng genommen nur dann wirklich sichere und verbindliche Resultate erzielen, wenn sie die volle Breite und Vielfalt sowie das komplexe Zusammenspiel aller wichtigen Phänomene berücksichtigt: Die publizierten Texte, ihr Medienecho (einschließlich Vertonung und Verfilmung) sowie ihre Rezeption in Schule und Studium, die Autoren und ihre soziokulturelle Herkunft bzw. Position, die Verlage, ihre Verkaufsstrategien und die Lage auf dem Buchmarkt, ferner die Leserschichten, ihre soziokulturelle Position und ihre literarischen wie allgemein medialen Präferenzen, schließlich die Förderinstitutionen wie Literaturpreise, Stipendien u.ä. Ein derart weites Untersuchungsfeld stellt allerdings für eine monographische Arbeit wie diese eine klare Überforderung dar. Hinzu kommt, dass die anvisierte Funktionsbestimmung nur dann literaturwissenschaftliche Relevanz beanspruchen kann, wenn sie auch den einzelnen Text mit durchdringender Gründlichkeit unter komplexen theoretischen Perspektiven analysiert und möglichst viele seiner Bezüge zur Gegenwartsgesellschaft herausarbeitet – zumal wenn dabei ein erweiterter methodischen Ansatz getestet werden soll. Beide Ansprüche zugleich zu befriedigen, ist vollends unmöglich.

In dieser widersprüchlichen Situation erschien es mir am lohnendsten, an *einem* exemplarischen Text zu zeigen, welche Bezüge zwischen Gegenwartsliteratur und Gegenwartsgesellschaft erkennbar sind und welche funktionalen Potentiale für die Leser sich daraus ergeben können. Die Crux dieses Ansatzes kommt sogleich zu Bewusstsein: In einer derart von Heterogenität gekennzeichneten Literaturlandschaft wie der heutigen kann es eigentlich gar keinen wirklich exemplarischen Text geben; insofern kann meine Arbeit tatsächlich nur begrenzte Gültigkeit be-

---

wäre heute ebenso undenkbar wie ein politisch-agitatorisches Revolutionsdrama oder ein moralisierend-didaktischer Frauenroman in bürgerlichen Kreisen.

anspruchen. Allerdings ist es gar nicht unbedingt notwendig, eine repräsentative Gesamtansicht der Gegenwartsliteratur anzustreben; für meine Zwecke genügt es vorläufig, an einem entsprechend ausgewählten Text zu zeigen, was „Welthaltigkeit“ von Literatur gegenwärtig bedeuten und welche gesellschaftlichen Funktionen sie erfüllen *kann*. Zudem lassen sich durchaus Texte finden, die eine Vielzahl von typischen Merkmalen vereinen und damit für einen nicht geringen Teil der Gegenwartliteratur eine gewisse Exemplarizität besitzen.

Einerseits lag es in einer auf Aktualität bedachten Untersuchung natürlich nahe, einen möglichst jungen Primärtext auszuwählen, den Text eines möglichst jungen Autors zumal, der die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse uneingeschränkt als seine eigenen versteht und dessen Innovationswille und formale Experimentierfreudigkeit noch groß sind. Andererseits ist aber auch ein gewisser Minimalabstand vonnöten, um literarische Zeiterscheinungen als Ganzes in den Blick zu bekommen und auf ein Mindestmaß an Rezeptionszeugnissen bauen zu können. Deshalb habe ich einen Text der 90er gewählt, von einem Autor, der erst in dieser Dekade zu publizieren begonnen hat. Die Literatur jener Zeit ist zum einen noch „gegenwärtig“ genug, um in lebendiger Weise weiterzuwirken, zum anderen aber ist sie mit der Jahrtausendwende bereits in eine historische, wenigstens ansatzweise „objektivierende“ Distanz gerückt.

Damit soll keineswegs geleugnet werden, dass auch in jenem Jahrzehnt nicht auch ältere Autoren im literarischen Leben eine bedeutende Rolle gespielt haben; in mancher Hinsicht sind sie – wie Grass, Walser, Strauß und Handke – in der Öffentlichkeit sogar weitaus präsenter gewesen. Allerdings ist es durchgängig Usus der Literaturgeschichten, ihre Epochen durch diejenigen Tendenzen zu kennzeichnen, die jeweils neu waren und als typisch für den Zeitgeist empfunden wurden. Wichtiger ist jedoch, dass ich ein repräsentatives Bild der literarischen 90er hier gar nicht anstrebe. Es geht mir vielmehr um die avanciertesten Tendenzen, weil mich vor allem interessiert, wie diejenigen, die bereits unter den Bedingungen einer entwickelten postindustriellen Mediengesellschaft sozialisiert wurden, mit ihrem Schreiben auf diese Bedingungen reagiert haben. Ich will mit einem Text arbeiten, dessen Hintergrunderfahrungen von den jüngsten sozialen und kulturellen Entwicklungen geformt wurden. Für meinen Zweck ist das Zukunftsträchtigste das Aussagekräftigste, da die intellektuelle und künstlerische Entwicklung nicht nur der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen in der Regel hinterherhinkt, sondern da auch alle wichtigen gesellschaftlichen und kulturellen Tendenzen – funktionale Differenzierung, Individualisierung, Zerfall der Klassen in Milieus, Globalisierung und Neoliberalismus, Virtualisierung

etc. – weiter wirksam sind und weiter voranschreiten. Es geht mir nur sehr ausschnittweise um eine Diagnose der 90er, im Hintergrund steht vielmehr das Interesse an der „Zukunft der deutschen Literatur“ (Bullivant 1995).

Die neunziger Jahre sind auch in soziologischer Hinsicht eine hochaktuelle Zeit, in der die historische Ausnahmesituation der Wiedervereinigung schnell in einen schwierigen Alltag mündete, die nationale Euphorie bald verflog und die negativen Seiten des gesellschaftlichen Wandels verstärkt hervortraten – eine Zeit aber auch, in der nach dem Ende der Hochkonjunktur die mittel- und langfristigen Probleme der Globalisierung erstmals deutlich ins öffentliche Bewusstsein rückten. Heute bilden diese Probleme bereits einen festen Bestandteil unseres Alltags und haben von ihrer Brisanz nichts eingebüßt. Schließlich waren die 90er eine Zeit, in der eine breite Debatte um das Selbstverständnis der deutschen Literatur nach der Wiedervereinigung stattfand und sich zugleich erste Ansätze einer gesamtdeutschen Literatur herausschälten. Es handelt sich also um eine Zeit, in der nicht nur ein Bewusstsein von Wandel sowohl im Bereich der Literatur als auch im Bereich der Gesellschaft allgegenwärtig war, sondern in der auch die ersten Erfahrungen mit der „neuen Realität“ zu einer wirklichkeitsgerechteren, illusionsloseren, kritischeren Stufe dieses Bewusstseins führten – sie ist daher eher als die eigentliche „Wendezeit“ geeignet, die sich herauskristallisierenden Verhältnisse der neuen Epoche zu fassen.

Aus diesem Grund habe ich für meine Untersuchung auch kein Werk der „Wendeliteratur“ im engeren Sinne ausgewählt. Die Wiedervereinigung war ein außergewöhnliches historisches Ereignis, aber ihre soziologische Relevanz besteht in einem Umbruch, der sich erst danach zu einer neuen gesellschaftlichen Realität verfestigte. Natürlich war auch der Zustand der DDR-Gesellschaft eine wichtige Bedingung für die Wiedervereinigung, aber die entscheidenden Ursachen waren weltpolitischer Art und lagen im Zerfall der Sowjetunion; insofern war der Umbruch selbst eher Ursache, während mich vor allem die Wirkungen interessieren, die längerfristigen strukturellen Realitäten – sie sind es, welche die 90er Jahre prägen und weiterhin wirksam sind.

Für eine Untersuchung, die ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft richtet, liegt auch eine gattungsmäßige Einschränkung des Gegenstandsbereiches nahe: die Konzentration auf den Roman. Tatsächlich ist weitgehend unbestritten, dass der Roman unter den drei Gattungen über die größte „Welthaltigkeit“ verfügt, die Fähigkeit also, die jeweils aktuelle soziale Wirklichkeit mit einer Vielfalt von Details in sich aufzunehmen und formal innovativ auf soziokulturelle Veränderungen zu reagieren. Nur so kann er seine „weltbildne-

rische Funktion“ (Bauer 1997, 1) erfüllen, ohne dass er deshalb einen unmittelbaren referentiellen Bezug zur Realität aufnehmen müsste. Nach Bakhtin ist er gerade wegen seines engen Kontaktes zur Gegenwartsrealität das einzige noch in lebendiger Entwicklung befindliche Genre (1981, 7), die „Leitgattung“ der Moderne (4); und es ist offensichtlich, dass er – schon wegen seiner Fähigkeit, andere Genres oder Elemente derselben in sich aufzunehmen und zu parodieren (5f), diese Rolle auch in der „Postmoderne“ eher noch gefestigt hat; schon rein quantitativ stellt er bis heute die übergroße Mehrheit der rezipierten, rezensierten und institutionell geförderten Literatur. „It is mostly in prose literature that western societies confront larger social problems from the vantage point and the prestige of [...] the ›institution literature‹“ (Brockmann 1999, 19).[59] Daraus lässt sich folgern, dass sowohl die Mehrheit der Schriftsteller als auch die der Leserinnen und Leser die Funktion(en) der Literatur am umfassendsten durch den Roman abgedeckt sehen.

Quer zum dominierenden Paradigma in den Kulturwissenschaften scheint zunächst meine Entscheidung zu liegen, den eigentlichen Gegenstand der Interpretation auf das zu begrenzen, was früher „Hochliteratur“ genannt wurde. Darin verbirgt sich jedoch nicht die Absicht, jene hierarchische Dichotomie wiederzubeleben, welche diesem Begriff zugrunde liegt; in meinem Verständnis bezeichnet dieser Gegensatz in grober Weise zwei verschiedene Arten von Literatur, die durch verschiedene soziokulturelle Funktionen und tendenziell auch eine unterschiedliche Leserschaft getrennt sind – obwohl es hier sicherlich (auch das ein Kennzeichen unserer Zeit) breite Zonen der Überschneidung gibt. Da es jedoch nicht die Populärliteratur, sondern vor allem die künstlerisch anspruchsvolle Literatur ist, deren Stellenwert in der gegenwärtigen Kulturlandschaft problematisch geworden ist, die Mehrheit der Literaturwissenschaftler aber dennoch weiterhin die Arbeit an kanonisierter Hochliteratur bevorzugt, ist die für die Germanistik, für die Literaturkritik und den Deutschunterricht entscheidende Frage tatsächlich die nach *deren* sozialer Relevanz innerhalb der gesamten Spannbreite von Medienerzeugnissen.

[59] Vgl. auch das Argument von Angela Fitz: „Die Wahl fiel auf Erzählprosa, da sie gegenüber der Dramatik eine komplexere Struktur der Kommunikationsebenen besitzt, nämlich die der Figuren, des fiktiven Erzählers und des »abstrakten Autors«. Diese Vielfalt der Bewusstseinsebenen vergrößert die Zahl der Gestaltungsmöglichkeiten sich wechselseitig bedingender Assoziations- und Deutungshorizonte. Denn da keine der Kommunikationsebenen unabhängig von den anderen erfasst werden kann, bietet Erzählprosa einen besonders geeigneten Rahmen, die Komplexität natürlicher, gesellschaftlicher und individueller Prozesse literarisch wiederzugeben. Zwar kennt auch Lyrik diese Vielzahl der Kommunikationsniveaus. Aufgrund des ihr eigenen Gestaltungsprinzips der Verdichtung neigt sie jedoch dazu, Figuren und Handlungsabläufe nicht so zu entfalten wie die Erzählprosa“ (1998, 14f).

Unter den zahlreichen künstlerisch anspruchsvollen, von jungen Autoren verfassten Texten der neunziger Jahre habe ich für meine Untersuchung Ingo Schulzes Roman *Simple Storys*[60] (sic!) ausgewählt, weil er sich nicht nur beim Publikum ebenso großer Beliebtheit erfreute wie im Feuilleton, sondern weil er auch in exemplarischer Weise die Vereinigung jener zwei typischen, scheinbar gegensätzlichen Merkmale der gegenwärtigen Romanproduktion repräsentiert: Einen lesbaren, detailgesättigten und gegenwartsnahen Realismus nach amerikanischem Vorbild, der das Buch schnell zu einem Bestseller machte, und eine komplexe, ja raffinierte ästhetische Struktur, die auch die anspruchsvolleren Rezensenten zufrieden stellte, indem sie die stilistischen Parameter der Darstellung und die konventionell mit ihnen verbundenen Erwartungen (vor allem den realistischen Anspruch auf Authentizität) auf subtile Weise wieder in Frage stellte. Schulze erfüllt einerseits geradezu vorbildlich die Forderung nach ›Welthaltigkeit‹, indem er genau beobachtete Alltagsszenen aus seinem unmittelbaren Lebensumfeld zu einer Art ›Sittenbild‹ der zeitgenössischen Gesellschaft montiert. Entsprechend hoben die Rezensenten gerade die realitätsnahe Wahrhaftigkeit und die Sinnlichkeit des Romans hervor. Die Rezeption von *Simple Storys* im Feuilleton ist allerdings zugleich ein typisches Beispiel für die fragwürdige Tendenz, die „Unmittelbarkeit sinnlich menschlicher Erfahrung als Kriterium für das Gelingen oder Misslingen des Romans“ zu verwenden (Hahn 2001, 222). Als ein Meister des stilistischen Understatements und der Anspielung verwendet Schulze nämlich andererseits ausdrücklich, in einer typisch postmodernen Wendung, die Form der *Short Story* amerikanischer Herkunft als Grundelement seines Romans, lässt den Autor in einer Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven verschwinden und reduziert den Erzähler zu einer scheinbar unbeteiligten Stimme, die jegliche vordergründige Gesellschaftskritik vermeidet und gerade dadurch um so nachhaltiger kritische Perspektiven jenseits der stereotypen öffentlichen Debatten vermittelt.

Befremdlich mag zunächst erscheinen, dass ich für meine repräsentativ gemeinte Analyse einen Autor aus Ostdeutschland gewählt habe; die Gegenüberstellung eines West- und eines Ost-Autors wäre bei den fortdauernden kulturellen Differenzen in der Tat naheliegend gewesen. Obwohl sein Schreiben nicht mehr vom Literatursystem der DDR beeinflusst wurde, weil er seine literarische Produktion erst nach der Wende begann, ist natürlich kaum von der Hand zu weisen, dass Schulze dennoch von der DDR-Gesellschaft geprägt worden ist und dass sein Blick auf die ›Verwestlichung‹ der ostdeutschen Gesellschaft von einer gewissen Verfremdung gekennzeichnet

[60] Im Folgenden zitiert als SiSt.

ist. Gerade dies aber ist für meine Art der Untersuchung eine Stärke: Was in den alten Bundesländern schon derart selbstverständlich ist, dass es kaum noch kritische Aufmerksamkeit erhält, wird von den Autoren aus den neuen Bundesländern oft überscharf registriert. Dabei kann man dem Autor nicht vorwerfen, dass er aus einer parteilichen Sicht schreibt: Der Blick nach vorne und zurück ist gleichermaßen illusionslos. Wichtiger als all dies war für mich jedoch, dass der Roman eindeutig nicht mehr der DDR-Literatur zugerechnet werden kann, sondern bereits zu den ersten Vertretern einer sich neu herausbildenden Literatur des wiedervereinigten Deutschlands gezählt werden muss: Weder inhaltlich noch stilistisch wäre er in der DDR möglich gewesen, schon mit der postmodernen Technik des Pastiche und mit seiner offenen Anknüpfung an ein genuin amerikanisches Genre setzt er sich ostentativ von der Vor-Wende-Literatur des Ostens ab. Im Hinblick auf seine sprachlichen und erzählerischen Mittel fügt er sich bereits nahtlos in die heterogene Vielfalt der gesamtdeutschen Literaturlandschaft ein und kann daher (in den erörterten Grenzen) auch als repräsentativ für sie gelten (Emmerich 2005, 506; Durzack 2006b, 1023).

Dieser exemplarische Text soll nun als Konsequenz meiner allgemeinen methodologischen Vorüberlegungen einer Analyse unterzogen werden, welche das eigentümliche Wirklichkeitsverhältnis fiktiver künstlerischer Texte zwischen epistemologischem Modell der Wirklichkeitserfahrung und Erscheinungsform eines Imaginären, zwischen Repräsentation der kulturellen Erfahrungsmuster und ihrer gezielten Durchbrechung in Rechnung stellt; sie befasst sich mit den weltbildnerischen Prinzipien, nach denen erstens Elemente aus der kulturell vorinterpretierten Wirklichkeitserfahrung ausgewählt wurden, zweitens mit den Strukturen, in denen diese Elemente im literarischen Text angeordnet wurden, und drittens mit den mimetischen ästhetischen Verfahren, mit denen der spezifische Erfahrungsmodus nachvollziehbar gemacht wird, in dem diese rekombinierten Wirklichkeitselemente erscheinen – und zwar immer streng bezogen auf die Übereinstimmungen und Differenzen gegenüber der textjenseitigen Erfahrung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, so dass das Verhältnis zwischen ›realistischer‹ mimetischer Repräsentation und irrealisierender Überschreitung der bestehenden Wahrnehmungs- und Deutungsschemata bestimmt werden kann, das für die Einschätzung der Textfunktionen so wichtig ist.

Dabei stellt sich natürlich sogleich die drängende Frage, wie die kontextuelle Bezugsebene der textexternen gesellschaftlichen Erfahrungswirklichkeit modelliert werden soll. Will man allen Versuchungen eines essentialistischen oder positivistischen Missverständnisses aus dem Weg gehen und versteht ›Realität‹ als kulturelles Wissen, tendiert sie nämlich bei einem so

komplexen Gegenstand wie ›der Gesellschaft‹ zu unendlicher Vielfalt und ist methodisch schlechterdings nicht handhabbar. Um diesem Dilemma zu entgehen, ziehe ich als exemplarische Repräsentation der außertextuellen gesellschaftlichen Wirklichkeit vor allem den aktuellen gegenwartsdiagnostischen Forschungsstand der Soziologie zum Vergleich heran – eine Vorgehensweise, die ich nicht als indirekte Absicherung in der Empirie, sondern als intertextuell verstehe.

Die Soziologie als Spielart kulturellen Wissens von der Gesellschaft hat eine ganze Reihe von Vorteilen: Sie stellt bereits eine methodisch fortgeschrittene, auf intersubjektive Geltung abzielende Bearbeitungsstufe und Vertiefung des Alltagswissens von der Gesellschaft dar, ist kritisch reflektiert, besitzt eine hinreichende Breite und Detailliertheit, bezieht die Kultur inzwischen an entscheidender Stelle in ihre Untersuchungen mit ein und lässt sich wegen ihres systematischen Charakters dennoch in überschaubarer Weise zusammenfassen; sie spielt mit ihren prominentesten Vertretern eine nicht unerhebliche Rolle in den Medien und der Politik[61]; sie findet jenseits wissenschaftsinterner Öffentlichkeiten ihr Publikum – zum Teil in popularisierter Form – am ehesten in jenen intellektuellen Milieus, aus denen sowohl die meisten Autoren der 90er als auch ihr Publikum stammen; die Soziologie ist also dem Weltbild der Produzenten und Rezipienten von Gegenwartsliteratur näher als anderen gesellschaftlichen Gruppen. Außerdem bildet sie in seinen begrifflich-diskursiven, objektivierenden und analytischen Verfahrensweisen sowie in seinem intersubjektiv verallgemeinerten Geltungsanspruch einen Gegenpol zu literarischen Erfahrungsmodi und Wissensordnungen, die auf diese Weise gerade in ihrer Besonderheit hervortreten. Schließlich sind soziologische Kenntnisse und Fragestellungen ein wesentlicher Teil des kulturwissenschaftlichen Ansatzes und vermögen – bei allen Vorbehalten gegen die empiristische Realitätsauffassung dieser Disziplin – eine relativ zuverlässige wissenschaftliche Grundlage für die Bestimmung des soziokulturellen Kontextes zu bilden, ohne den eine Funktionsbestimmung literarischer Texte nicht auskommt.

Dennoch sind einige Vorsichtsmaßnahmen angebracht: Wo wissenschaftlich repräsentierte Aspekte der Gesellschaft in einem literarischen Text *fehlen*, kann zwar von einer Selektivität des literarischen Zugriffs ausgegangen werden, wo literarische Darstellungen jedoch den Angaben der Soziologen *widersprechen*, soll nach anderen Quellen gesucht werden, bevor eine Über-

[61] Vgl. die Beratertätigkeit von Ulrich Beck für die rot-grüne Bundesregierung und die von Anthony Giddens für die Labour-Regierung unter Tony Blair; vgl. aber auch den politisch-oppositionellen Anspruch Pierre Bourdieus und seine Rolle für die Anti-Globalisierungsbewegung sowie Wilhelm Heitmeyers öffentliche Rolle als Experte für Rechtsextremismus.

schreitung der außertextuellen Wirklichkeit konstatiert wird. Zudem sollen die Angaben der Soziologie nicht gewaltsam homogenisiert und systematisiert werden; wo den innerwissenschaftlichen Gegensätzen solche im literarischen Text entsprechen, sind sie entsprechend zu kennzeichnen. Des weiteren sind kulturkritische und medienwissenschaftliche Aussagen zur Diagnose der Gegenwartsgesellschaft mit heranzuziehen, wo dies vom Text nahegelegt wird. Was ferner die funktionale Relationierung angeht, sollte der Blick aufs gesellschaftliche Ganze nicht die Leistungen für den konkreten Einzelmenschen, für soziale Gruppen und intermediäre Institutionen in den Hintergrund treten lassen. Und schließlich darf nie aus den Augen verloren werden, dass der subjektive Erfahrungsmodus der gesellschaftlichen Wirklichkeit von soziologischen Texten nur in sehr allgemeiner, abstrakt-generalisierender Weise repräsentiert werden kann; was in dieser Hinsicht ›realistisch‹ ist und was nicht, kann ich nur im introspektiven Rückgang auf meine eigenen Erfahrungen sowie in vorsichtigem Bezug auf literarische und massenmediale Darstellungen einschätzen – ein naturgemäß heikles Unterfangen, zu dem ich jedoch keine praktikable Alternative erkennen kann.

Die Auswahl der soziologischen Vergleichstexte orientierte sich naturgemäß an ihrer Nähe zu dem von mir entworfenen literatursoziologischen Konzept. Die Gesellschaftstheorie Pierre Bourdieus spielt deshalb in meiner Untersuchung eine große Rolle – weniger in Gestalt seiner eigenen Arbeiten als vielmehr in den Texten jener deutschen Soziologen, die von ihm beeinflusst sind: Michael Vester und die um ihn versammelte Forschergruppe mit ihren Untersuchungen zur Milieugesellschaft sowie Gerhard Schulze mit seinem Buch zur Erlebnisgesellschaft. In diesen Arbeiten zeigt sich, dass die „kulturalistische Wende“ in den Sozialwissenschaften ihr Korrelat in einem Entwicklungsstand der Gesellschaft hat, deren Struktur nicht mehr vornehmlich durch materielle Faktoren, sondern immer mehr durch kulturelle Faktoren bestimmt wird.

Jürgen Habermas’ Gesellschaftstheorie ist wegen ihres integrativen Charakters – der auch kulturalistische und systemtheoretische Aspekte nicht ausschließt – ebenfalls kompatibel, auch wenn ich mich seiner optimistischen Einschätzung der lebensweltlichen Kommunikation als Gegenkraft der funktionalen Differenzierung nicht im vollen Umfang anschließen kann. Kompatibel sind daher auch Soziologen, die von ihm beeinflusst sind: an erster Stelle Ulrich Beck mit seinen Thesen zur „Risikogesellschaft“ und die sich daran anschließenden Forschungen, des weiteren Richard Münch mit seiner Analyse der Kommunikationsgesellschaft (1991) und schließlich die Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer mit ihren Untersuchungen zur gesellschaftlichen Desin-

tegration. Unter den angelsächsischen Soziologen lässt sich Richard Sennett mit seinen Thesen zur Flexibilisierung am ehesten in den soziologischen Textkorpus integrieren, während Anthony Giddens neben seiner „Entbettungs"-These (1995) vor allem für die Analyse der Liebespartnerschaft (1993) wichtig ist. Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie dagegen werde ich zwar in vielen ihrer Ergebnisse – besonders zur Liebespartnerschaft (1994) –, jedoch nur begrenzt in ihren theoretischen Grundannahmen einbeziehen; in dieser Hinsicht stütze ich mich auf die Weiterentwicklung der Systemtheorie durch Harry Lehmann (2006), die diese auch mit dem kulturalistischen Ansatz Bourdieus kompatibler macht. Daneben fließen eine ganze Reihe empirischer Untersuchungen zur Gesellschaft der neunziger Jahre ein, die geeignet sind, die allgemeinen soziologischen Gegenwartsdiagnosen im konkreten Detail zu bestätigen und so mit den Details der Romandarstellung vergleichbar zu machen.

Abschließend ein paar Worte zu dem, was diese Arbeit aus Platzgründen *nicht* leisten kann. Der Fokus auf dem mimetisch-darstellenden und funktionalen Wirklichkeitsverhältnis der Gegenwartsliteratur zwingt zu einer Vernachlässigung der eigentlich wichtigen medienspezifischen Aspekte literarischer Kommunikation. Die Frage, ob und wie die Literatur sich gerade durch die verschärfte Konkurrenz von Film und Fernsehen auf ihr besonderes medienspezifisches Potential besinnt oder sich an die ästhetischen Verfahren der Konkurrenten anzupassen versucht, soll zwar im Hintergrund sehr wohl mit beobachtungsleitend sein, kann aber hier nicht eigens systematisch untersucht werden, obwohl gerade die besondere Leistungsfähigkeit literarischen Erzählens sich an Schulzes Roman gut darstellen lässt. In meiner Untersuchung der ›Welthaltigkeit‹ und ihrer Funktion gehe ich aufgrund meiner Lektüreerfahrungen von der heuristischen Annahme aus, dass die genannten Tendenzen in der Literatur der 90er *beide* wirksam sind und in ihrer Gegensätzlichkeit nicht nur miteinander konkurrieren, sondern durchaus auch ästhetisch überzeugende Verbindungen eingehen können.

Ebenso wenig bietet diese Arbeit den nötigen Raum, um den intertextuellen und intermedialen Bezügen nachzugehen, die gerade *Simple Storys* mit besonderer Deutlichkeit darbieten. Allerdings kann und soll nicht vernachlässigt werden, dass der offene Bezug zur Tradition der amerikanischen Short Story den Realismus des Romans als einen nachgeahmten Stil zu erkennen gibt, den Schulze aus einem anderen Kulturkreis und einer anderen Zeit auf die ostdeutschen Verhältnisse übertragen hat, um auch auf diese Weise die soziale und kulturelle ›Verwestlichung‹ seiner Heimat nachvollziehbar zu machen. Dies ist für meine Untersuchung insofern von zentra-

ler Bedeutung, als durch dieses typisch ›postmoderne‹ Verfahren jeder mit dem Realismus verbundene Objektivitäts- und Authentizitätsanspruch deutlich relativiert wird – eine Erkenntnis, die dadurch noch mehr Gewicht erhält, dass einzelne Kapitel sich bei näherem Hinsehen als Übertragungen Hemingwayscher Short-Story-Plots erweisen und Schulze in Interviews nicht nur seine stilistische Abhängigkeit von Raymond Carvers Kurzgeschichten, sondern auch die Vorbildlichkeit von Robert Altmans Verfilmung dieser Storys offen eingestanden hat. Gerade die Verfilmung eröffnet zudem intermediale Bezüge, die einen systematischen Vergleich geradezu herausfordern, und Ähnliches gilt von Anna Langhoffs Bearbeitung für das Theater.

Ich muss mich hier jedoch mit der pauschalen Annahme begnügen, dass Schulze durch die sekundäre Verwendung von Formen aus dem Traditionsbestand der Moderne die eigenständige Rolle des ›Mediums Literatur‹ gegenüber der gestalterischen Souveränität des künstlerischen Subjekts bewusst hervorhebt und auch den Realismus als ein künstlerisch-mediales Verfahren auszeichnet, das den Eindruck von Objektivität und Authentizität als performative Effekte erst erzeugt und nicht einer außertextuellen Wirklichkeit durch besondere ›Nähe‹ abgewinnt. Auf der anderen Seite lässt sich aber an den Bearbeitungen von Hemingway-Plots auf den ersten Blick erkennen, dass der Autor sich dabei einen beträchtlichen gestalterischen Spielraum bewahrt.

Schließlich muss ich mich in dieser Untersuchung weitgehend auf das Symbolsystem Literatur beschränken und kann nicht näher auf die Art und Weise eingehen, wie das Sozialsystem Literatur als institutionalisiertes Handlungssystem die literarische Produktion, Distribution und Rezeption beeinflusst und damit auch die Textgestalt mitbestimmt. Als wichtigste Elemente des institutionellen Rahmens will ich hier nur die folgenden voraussetzen: Die vollständige funktionale Ausdifferenzierung des Literatursystems hat zwar – gerade gegenüber dem der DDR – die ästhetische Gestaltung von politischer Bevormundung befreit, hat jedoch auch ihren direkten Einfluss auf die Gesinnungen relevanter Leserschichten minimiert. Die Funktion der Literatur ist nun zur Gänze durch ihren Einfluss auf die kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster vermittelt. Der neuerliche Individualisierungsschub im Nachkriegsdeutschland sowie der Zerfall der gesellschaftlichen Großgruppen in Milieus hat jedoch dazu geführt, dass gerade diese Wahrnehmungs- und Deutungsmuster viel von ihrer Homogenität verloren haben, so dass es zunehmend schwieriger geworden ist, mit einem literarischen Text mehr als ein kulturelles Milieu zu erreichen. Der eigentliche gesellschaftliche Bedeutungsverlust der Literatur wurzelt jedoch darin, dass sie der rasant wachsenden Konkurrenz eines von audiovisuellen Massenmedien beherrschten

kulturellen Marktes ausgesetzt wurde. Diese Entwicklung hat die kulturelle Position der Literatur marginalisiert, und diese Marginalisierung kommt in zwei gegensätzlichen Zwängen zum Ausdruck: Einerseits ist eine Anpassung an die AV-Medien zumindest insoweit nötig, als das Literatursystem sie als Multiplikator nicht mehr entbehren kann – das legt auch Anpassungen der Schreibweisen an mediengeprägte Rezeptionsmuster nahe. Andererseits kann die Literatur ihre kulturelle Rolle nur aufrechterhalten, wenn sie ihr besonderes Leistungspotential, ihre ureigenen ästhetisch-kommunikativen Stärken betont.

Eine andere Rahmenbedingung betrifft den Entwicklungsstand der ästhetischen Produktionsmittel. Nachdem die grundsätzlichen Möglichkeiten literarischer Gestaltung schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Innovationsfuror der Avantgarden bis in die Extreme ausgereizt worden sind, steht die Möglichkeit formal-sprachlicher Innovation und stilistischer Originalität für die Autoren der Gegenwartsliteratur nur noch in sehr engen Grenzen zur Verfügung – als Möglichkeit der ›originellen‹ Kombination, Variation und Verschmelzung von Gestaltungselementen aus dem Traditionsbestand der Literaturgeschichte. In Verbindung mit dem Zerfall des Bürgertums bzw. der fortschreitenden Differenzierung des Lesepublikums in verschiedene kulturelle Milieus hat dies zu einer Pluralisierung der Schreibweisen geführt, welche die Strukturierung des literarischen Feldes durch wenige konkurrierende Stilrichtungen, die zudem noch häufig im Verhältnis alt-neu zueinander standen, durch ein unübersichtliches Nebeneinander abgelöst hat. Die Erschöpfung der radikal „antikommerziellen“ Avantgarden, das Verschwinden des Bildungsbürgertums und die Auflösung seiner kulturellen Hegemonialstellung, aber auch eine im Zuge der Globalisierung fortschreitende Kommerzialisierung haben dabei auch die Trennung zwischen künstlerisch anspruchsvoller und kommerziell erfolgreicher Literatur verwischt – das eine schließt das andere nicht mehr kategorisch aus, und für die Leser sind Unterhaltung und Erweiterung des Erfahrungshorizontes gleichermaßen legitim. Entsprechend mangelt es in der gegenwärtigen Situation in fundamentaler Weise an allgemeinverbindlichen Kriterien für literarische Qualität, wodurch auch das Feuilleton – wie wir sahen – viel von seiner orientierenden und selegierenden Funktion verloren hat. Die Verlage setzen in dieser Situation auch bei anspruchsvollen Titeln viel stärker auf einen schnellen Verkaufserfolg, während der Anteil der langfristigen Gewinne über die ›Backlist‹ geschrumpft ist. Der Zerfall eines homogenen Lesepublikums in verschiedenste kulturelle Milieus erforderte eine Ausdifferenzierung des Angebotes, was zusammen mit dem Streben nach Erhöhung der Umsatzzahlen die Titelproduktion erhöht und den Pub-

likationsrhythmus beschleunigt – daher die unübersichtliche Vielfalt und das schnellere ›Altern‹ der Gegenwartsliteratur. Unter solchen Bedingungen kann sich ein Autor nur einen Namen machen, wenn er in relativ schneller Folge Texte produziert, die beim Feuilleton ebenso erfolgreich sind wie beim Publikum – eine riskante Gratwanderung zwischen ›Masse‹ und ›Klasse‹.

Solche Erfolge sind jedoch unter den skizzierten Bedingungen des literarischen Feldes nur möglich, wenn man neben handwerklicher Gediegenheit mehr als früher auch die Bedürfnisse des Publikums berücksichtigt – d.h. eines ganz bestimmten kulturellen Milieus oder mehrerer verwandter Milieus. Die Distanz zum Publikum, einst Markenzeichen der Avantgarde, ist unter den gewandelten Verhältnissen merklich geschrumpft. Irritation und Provokation sind bei einer bestimmten Leserschaft in Grenzen durchaus erwünscht, aber diese Grenzen sind relativ eng gezogen. Ästhetischer Radikalismus bedeutet ein Risiko, das kaum noch jemand einzugehen bereit ist; die wenigen wirklich widerständigen Autoren wie Reinhard Jirgl und Ernst-Wilhelm Händler erreichen nur eine kleine Fangemeinde, leben also vom Prestigebedürfnis einiger Verlage und von der Literaturförderung. Die meisten aber arbeiten mit der bekannten Strategie der ›Doppelcodierung‹: Alle artistischen Raffinessen verbergen sich hinter einer relativ leicht konsumierbaren, mehr oder weniger ›realistischen‹ bzw. konventionellen Oberfläche, so dass zwei Leserschichten bzw. zwei konträre Leserbedürfnisse nebeneinander befriedigt werden können – das nach lustvoller Bestätigung des eigenen Selbst- und Weltbildes sowie das nach Reflexion und Überschreitung desselben.

Insofern ist Ingo Schulzes Roman *Simple Storys* ein typisches Produkt des gegenwärtigen literarischen Feldes: Er bietet eine lockere Folge von relativ leicht lesbaren, realistischen Episoden aus dem Alltagsleben der thüringischen Provinz, die für viele ostdeutsche Mittelschichtangehörige von hohem Wiedererkennungswert sein dürften, während sie bei den Westdeutschen dem Nachwende-Interesse an dem fremdgewordenen Leben der östlichen Landsleute entgegenkommen, ohne die Unterschiede allzu sehr zu betonen. Zugleich aber sind sie durch die Verknappung des Realismus keineswegs widerstandslos konsumierbar, sondern erfordern eine gesteigerte Aufmerksamkeit für Details und Anspielungen. Außerdem enden die Kapitel zumeist in einer Offenheit, welche ihre Pointe nicht eben leicht zugänglich macht; manche sind sogar ausgesprochen rätselhaft. Des weiteren verlangt der diskontinuierliche Charakter der Episodenfolge ein hohes Maß an Interpolationen, um den Zusammenhang des Ganzen herzustellen, und das soziale Beziehungsnetz des komplexen Figurenpersonals erfordert für seine Erfassung geradezu detekti-

vische Bemühungen. Schließlich setzen die intertextuellen Bezüge des Romans ein literaturgeschichtliches Wissen voraus, das keineswegs mehr selbstverständlich ist. Was ›Welthaltigkeit‹, was ›Wirklichkeitsnähe‹, was ›Gesellschaftsbezug‹ in solchen ästhetischen Gebilden bedeuten kann, soll die folgende Untersuchung zeigen.

II. Ingo Schulzes Roman ›Simple Storys‹

Ingo Schulze nimmt die Gegenstände seines Schreibens aus der gerade vergangenen Gegenwart und aus seinem eigenen Erfahrungsumfeld.[62] Die Aspekte der sozialen Wirklichkeit, mit denen der Leser in seinem zweiten Roman konfrontiert wird, sind vielfältig; aber sie sind alle aktuell in dem Sinne, dass sie wichtige von der Soziologie herausgearbeitete Züge der Gegenwartsgesellschaft gut erkennen lassen. Zwar beschränkt der Autor den Fokus überwiegend auf seine Heimatstadt Altenburg und erzählt damit in erster Linie von der „ostdeutschen Provinz" Thüringens, so dass man vieles von den Eigenheiten der dortigen Situation nach der Wende wiederfindet; doch sind die Erfahrungen, die der Roman gestaltet, meist auch über die Region und die neuen Bundesländer hinaus gültig – sie werden lediglich intensiver, weil als neu und noch fremd erfahren (Arend 1998; Michalzik 2000, 35; Soldat 1998, 3). In einem Interview hat Schulze selbst gesagt: „Ich denke, in *Simple Storys* habe ich Situationen beschrieben, die überall in der westlichen Welt so passieren können. Der Unterschied ist, ob Menschen von einer Woche auf die andere mit dem Westen konfrontiert wurden oder ob sie darin groß geworden sind" (Schulze und Brussig 1998).[63] Das entspricht im Großen und Ganzen dem soziologischen Befund: Bezüglich der sozialen Lagen kommt Schwenk zu dem Ergebnis, dass „sich die gleichen sozialstrukturellen Dimensionen in

[62] Dies galt schon für seinen Erstling *33 Augenblicke des Glücks*, der auf den Erfahrungen des Autors in St. Petersburg beruht. In Altenburg, dem Ort der Handlung von *Simple Storys*, hat er jahrelang gewohnt und wohnt dort zeitweise noch heute. „Es spielt ja alles in Altenburg, in einer Kleinstadt. Das ist auch als Erfahrungsraum der einzige, von dem ich wenigstens einen Schimmer habe" (Schulze 1999b, 117). Er war dort nach der Wende Chef eines Anzeigenblattes, das sich „zu einem Forum erlittenen Unrechts und erzählter Biografien" (Escherig 1995) entwickelte. Dazu gehört etwa der Fall eines Mannes, der die Vorlage für Ernst Meurer gebildet hat: „Wo ich plötzlich merkte: Da ist jemand, der kommt überhaupt nicht mit dem Neuen zurecht, der vielleicht nicht explizit ein Schuldbekenntnis von sich gibt, aber sich nicht mehr beteiligt an der Verteilung der Posten und das alles anhalten will" (Schulze und Deggerich 42). Besonders alle Aspekte, die mit dem Betrieb eines Anzeigenblattes zu tun haben, basieren also auf persönlichen Erfahrungen (Schulze 1999b, 108; Schulze 2007a, 6). „Es sind sehr unmittelbare Erfahrungen, die ich unter anderem auch durch die Zeitungsmitarbeit in Altenburg hatte" (Schulze 1998c, 42). Wie seine Figur Martin Meurer ist Ingo Schulzes Vater in den Westen geflohen; anders als Renate Meurer heiratete Schulzes Mutter jedoch nicht wieder; die Vaterrolle übernahm stattdessen der Großvater (Auffermann 1998). Wie Renate und Ernst Meurer ist der Autor nach der Wende nach Italien gefahren (Seibt 1998, 1998). Seine Freundin hat tatsächlich einen Dachs überfahren und wollte ihn dann einem Naturkundemuseum anbieten (Michalzik 2000, 35). Martin Meurers Erlebnis in Halberstadt („Panik") ist ihm in ähnlicher Weise auf dem Weg zu einem Stipendiatsaufenthalt widerfahren (Schulze 2007a, S. 16). Die Froschmänner in der Einkaufszone hat er tatsächlich in Stuttgart gesehen, und von Anglern, die ihren Fang nur fotografieren und wieder ins Wasser werfen, hat er in einem Spiegel-Artikel gelesen (Schulze 1998c 40).

[63] Vgl. auch Schulze 2007a, S. 15: „Mitte der Neunziger Jahre wurde mir [...] mehr und mehr bewusst, dass das, was [...] als Transformationsprozess bezeichnet wurde, etwas historisch Neues war und dass diese Veränderungen nirgendwo in solcher Radikalität und Schnelligkeit vonstatten gegangen waren wie in Ostdeutschland."

beiden Teilen Deutschlands als lagebestimmend erweisen, die Lebensbedingungen [...] in Ostdeutschland jedoch generell auf niedrigerem Niveau sind“ (1995, 26f).

Natürlich gibt es bei genauerer Betrachtung eine ganze Reihe von ostdeutschen Besonderheiten, die hier nicht verschwiegen werden sollen. Die Soziologen fassen sie in dem Begriff der „Transformationsgesellschaft“, mit dem all jene Sozietäten beschrieben werden, deren Wandel sich nicht als evolutionär offener Modernisierungsprozess, sondern mit einem (vorgeblich) fest umschriebenen Ziel vollzieht: der Überführung des sozialistischen Gesellschaftstypus in den Typus der marktwirtschaftlichen Demokratien des Westens – ein Prozess, der dann jedoch mit erheblichen Verzögerungen, Problemen und Widerständen verbunden war und ist. Auf der anderen Seite ist dieser Übergang nur ein zeitlich und räumlich begrenzter Spezialfall der Modernisierung mit quasi „nachholendem“ Charakter (Weymann 2000, 25ff; Wingens 2000, 171; Crow und Hennig 1995, 99), da die ostdeutsche Nachkriegsgesellschaft zwar durchaus durch ähnliche Entwicklungstendenzen gekennzeichnet ist, im Tempo und Ausmaß dieser Entwicklung jedoch um etwa 25 Jahre zurückgeblieben war (Geißler 1992, 117 u. 307ff). Allerdings wirkten und wirken der „nachholenden Modernisierung“ wegen ihrer krisenhaften Seiten und wegen der Persistenz der alten Habitus-Strukturen nicht unerhebliche Widerstände entgegen (Vester 1995, 8 u. 12). Eine Besonderheit der Transformation Ostdeutschlands gegenüber anderen Transformationsländern in Ost- und Mitteleuropa bestand darin, dass nicht nur die Bedingungen und das Ziel der Transformation von Beginn an festgelegt waren, sondern auch der Prozess selbst kaum Variationsoffenheit besaß, indem er als eine „völlige Aufhebung des Institutionengefüges der alten DDR und das Auf- und Überstülpen der BRD-Institutionen“ realisiert wurde (Mayer 1991, 97; Weymann 2000, 31; Wingens 2000, 171) – eine Art ›Kolonisierung‹, die gerade in ihren demütigenden Aspekten auch Eingang in den Roman gefunden hat. Zugleich wurde dieser Prozess jedoch – anders als in Osteuropa – durch massive Transferleistungen sozial abgefedert.

Strukturelle Wandlungsprozesse, wie sie für die alte Bundesrepublik beschrieben wurden, fanden im ostdeutschen Transformationsprozess ›im Zeitraffer‹ statt. Der gesellschaftliche Wandel erhielt dadurch den Charakter eines „sozialen Großversuches“ oder „Live-Experimentes“ (Giesen und Leggewie 1991), bei dem sich aus soziologischer Perspektive die seltene Chance ergab, den Einfluss dieses Wandels auf Lebens- und Erwerbsverläufe in überschaubaren räumlichen und zeitlichen Grenzen empirisch zu untersuchen (Windzio 2000, 266f; Crow und Hennig 1995, 99) – allerdings nur *ex post* und aus westlicher Perspektive. Aus ganz ähnlichen Gründen

kann dem Thema des Romans *Simple Storys* ein exemplarischer Charakter zugesprochen werden: Er erzählt nur zum Teil und nicht in erster Linie von der Transformation einer sozialistischen in eine kapitalistische Gesellschaft, sondern von einer Gesellschaft im Umbruch von einer *industriellen* zu einer *postindustriellen* Formation – oder, wenn man einen gemäßigteren Standpunkt einnimmt, zu einer „industriellen Dienstleistungsgesellschaft“ (Geißler 1992, 120). Und zu dieser Kategorie von Gesellschaften gehören eben nicht nur die Transformationsgesellschaften, selbst wenn sie in einer historisch einmaligen Plötzlichkeit und Heftigkeit davon betroffen sind – dazu gehören vielmehr auch die westlichen Marktgesellschaften, auch wenn letztere einen beträchtlichen Teil dieses Wandels schon hinter sich hatten, als erstere unvermittelt in ein Aufholrennen geworfen wurden.

Obgleich die neuen Bundesländer nur ›nachholten‹, was für die alten Bundesländer schon seit längerem zur Alltagsrealität gehörte, waren die gewandelten Verhältnisse für die Menschen in Ostdeutschland ebenso fremd und schwer durchschaubar wie eine historisch neue Gesellschaftsstruktur – mit dem Unterschied vielleicht, dass man sie, wohl auch aufgrund eines verzerrten Medienbildes, anders antizipiert hatte. „Die Menschen in den neuen Bundesländern werden nicht nur mit neuen institutionellen Logiken konfrontiert, vielmehr sind sie schlagartig ihrer zentral gesteuerten Ordnung entledigt worden und müssen sich nun in zum Teil grundlegend anderen Strukturen zurechtfinden“ (Crow und Hennig 1995, 99).

Diese Fremdheit, die durch die Plötzlichkeit und Heftigkeit des Wandels noch verstärkt wurde, rückt die Erfahrung der gewandelten Verhältnisse in die entfremdete Perspektive einer Neuaneignung (Weymann 200, 37) und spiegelt sich in einer entsprechend verfremdeten Perspektive der Romandarstellung. Zugleich verstärkte das Tempo des Wandels seine krisenhaften Aspekte; insbesondere die destabilisierenden Auswirkungen auf die Identitäten, die Erfahrungsmuster, Weltbilder und Wertesysteme erfuhren eine nicht unerhebliche Dramatisierung, für die es auch in der Romandarstellung deutlich erkennbare Entsprechungen gibt. Indem Schulze sich den verfremdenden Blick der Ostdeutschen und die dramatisierte Krisenhaftigkeit ihrer Erfahrungen zueigen macht, ist seine Prosa aber gerade geeignet, den Panzer der Gewöhnung zu durchbrechen, den die marktwirtschaftliche Ordnung für die Westdeutschen und andere Westeuropäer angenommen hat – eine Funktion, die Literatur immer wieder erfüllt hat. Für die ostdeutschen Leser hingegen hatten die so perspektivierten Erfahrungen einen Wiedererkennungswert, der ihre Schwierigkeiten als kollektives Schicksal durchschaubar machte und damit den individualisierten

Erfahrungsmodus durchbrach, der sich mit den ›westlichen‹ Verhältnissen durchgesetzt hatte und einen solidarischen Zusammenhalt in der Krise und gegen die Krise verhinderte. Bevor ich ausführlich untersuche, welche inhaltlichen Selektionsprinzipien die literarische Darstellung der deutschen Nachwendegesellschaft in *Simple Storys* erkennen lässt, muss ich jedoch auf einige sprachliche und formale Grundzüge eingehen, welche die wichtigsten literarischen Eigenheiten gegenüber den soziologischen Texten ausmachen, damit der Vergleich nicht am spezifisch Literarischen vorbeigeht.

A. Formale Grundzüge der literarischen Darstellung

Stil und Form sind für Ingo Schulze eine bewusste Wahl ästhetischer Mittel, die sich nach dem Gegenstand zu richten hat (Schulze 2007a, 12 u. 19). Und da der Gegenstand von *Simple Storys* die ostdeutsche Gesellschaft nach der Wende ist, fungieren Stil und Form als „ein Mittel, der neuen Wirklichkeit gerecht zu werden" (Schulze 1999). Sie sind demnach ziemlich aufschlussreich für das Bild, das der Roman von der sozialen Wirklichkeit (der thüringischen Provinz) entwirft. Insofern ist es bemerkenswert, dass die erzählerische Repräsentation dieser sozialen Wirklichkeit in einem fiktiven Modell zunächst überwiegend in unmittelbar realistischer Weise geschieht: Die Verhältnisse, Verhaltensweisen, Ereignisse und Entwicklungen werden in einer einfachen und knappen, sachlichen und von Bildhaftigkeit weitgehend entkleideten Sprache benannt. Der hohe Anteil und die zentrale Rolle von szenischem Dialog in Alltagssprache verstärken den Eindruck mimetischer Nähe zur Realität (Yos 2001, 60 u. 69; Böttiger 1998). In die gleiche Richtung wirkt der Umstand, dass der Erzähler sich (abgesehen von kurzen ironischen Kapitelvorspännen) sehr stark zurücknimmt und häufig seine eigenen Figuren erzählen lässt. Im Unterschied zum Vorgängerbuch *33 Augenblicke des Glücks* (1995), das in St. Petersburg spielt, bleiben die genannten Stilmerkmale ziemlich homogen, was der Autor aufschlussreicher Weise dadurch erklärt, dass Ostdeutschland im Vergleich zu Osteuropa „bereits in ruhigen Gewässern" manövriere (Schulze 2007a, 20). All dies macht den Vergleich mit soziologischen Texten zunächst einmal relativ unkompliziert: Trotz fehlender Distanz der Erzählerstandpunkte beschreibt Schulze Situationen und erzählt Ereignisse in einer sachlich-objektivierenden Weise, die der wissenschaftlichen Objektivität soziologischer Untersuchungen ein Stück weit entgegenkommt.

Allerdings wird schnell deutlich, dass der Text bei aller Sachlichkeit auch eine bildliche Bedeutungsebene aufweist, die für die Repräsentation des Sozialen ebenfalls von Bedeutung ist: Durchaus realistisch beschriebene Details oder Szenen nehmen oftmals eine symbolische oder allegorische Bedeutung an, die zum Verständnis des Textes samt seiner gesellschaftlichen Implikationen wichtig ist. Diese für Literatur konstitutive, über die konventionalisierte Alltags- und Begriffssprache hinausgehende semantische Ebene leistet gerade jene Einbeziehung der emotionalen, subjektiven, einmaligen und flüchtigen Elemente von Erfahrung in die Darstellung, die über die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Diskurses hinausgeht und die Adorno als Mimesis bezeichnet hat (1990, 86f. u. 169ff); sie muss entsprechend gewissenhaft in die Untersuchung miteinbezogen werden, auch wenn sie naturgemäß meist komplexerer Art ist, ja zum Teil sogar

einer Deutung erheblichen Widerstand entgegensetzt. Unbedingt zu beachten ist weiterhin, dass die Erklärungsansprüche, Sinnkonstruktionen und Wertungen eines Romans im Gegensatz zur Wissenschaftsprosa implizit bleiben, dass sie den narrativen Mustern immanent sind – seien sie nun eher linear-handlungsbezogen oder konstellativ, offen oder geschlossen, durch positive oder negative Teleologien gekennzeichnet.

Noch wichtiger ist, dass die vordergründige Objektivität der Romandarstellung in *Simple Storys* mit einer ausgeprägten Tendenz zur Verknappung und Aussparung einhergeht, so dass sie nirgendwo auch nur in die Nähe einer Vollständigkeit im Detail gerät. Immer wieder haben die Rezensenten darauf hingewiesen, dass der Roman in besonderem Maße mit Auslassungen und Andeutungen arbeitet (Bielefeldt 1998), und obwohl dies im Prinzip sicherlich ein allgemeinliterarisches Phänomen ist, bestätigt schon die erste Lektüre (und bestätigen übrigens auch die Äußerungen der Rezensenten), dass *Simple Storys* dieses Potential so weit ausreizt, dass der Roman ohne die Dimension „zwischen den Zeilen“ schlechterdings nicht zu verstehen ist – zumal diese Dimension gerade nicht widerstandslos durch quasi ›automatische‹ Assoziationen zugänglich wird. Was dabei vom Leser indirekt erschlossen werden muss, sind nämlich durchaus auch Fakten und Hintergründe. Das macht es notwendig, sehr gründlich die Selektionsprinzipien der Darstellung herauszuarbeiten und diese nicht umstandslos als Mangel an Gehalt zu verbuchen.

Erschlossen werden müssen vor allem viele, wenn nicht die meisten emotionalen Elemente subjektiven Erlebens, überhaupt das Innenleben der Figuren, zu dem die Leser meist nur indirekt Zugang erhalten. Viele Rezensenten haben die „Kälte“ des Erzählerblicks bemerkt (Höbel 1998; Böttiger 1998). Es liegt natürlich nahe, auch dieses Stilmittel im Sinne einer Angemessenheit an den Stoff mit dem „Gefühlsstau“ zu erklären, den Hans-Joachim Maaz als Ergebnis autoritärer Erziehungspraktiken und Sozialisationseinflüsse zu einen stark verbreiteten Charakterzug unter den Ostdeutschen erklärt hat (1990) und der auch in Brussigs satirischem Wenderoman *Helden wie wir* dargestellt wird; hierbei ist allerdings Vorsicht angebracht, denn empirische Absicherung und theoretische Fundierung von Maaz’ Thesen sind problematisch (Leuschner 1993), und in anderen Texten – auch von Ingo Schulze – ist die emotionale Zurückhaltung weit weniger ausgeprägt. Jedenfalls entziehen die nüchterne Emotionslosigkeit der Darstellung und die objektivierende Perspektive gerade solche Aspekte der unmittelbaren sprachlichen Expression, welche eigentlich wesentlich zum spezifisch literarischen Potential der Erfahrungsvermittlung gehören. Die Gefühls- und Innenwelt der Figuren kommt nur sehr sparsam durch Redewiedergabe zum

Ausdruck, und die der Erzähler und Erzählerinnen lassen sich lediglich aus Anspielungen, narrativen Arrangements und Symbolik erschließen.[64] Um so gründlicher ist bei ihrer Aufspürung vorzugehen.

Das vielleicht auffälligste Merkmal der Art und Weise, wie die soziale Wirklichkeit in Schulzes Roman repräsentiert wird, ist die narrative Kleinteiligkeit und der damit verbundene Verzicht auf zusammenhängende Handlungsstränge und eine einheitliche Perspektive. Die 29 Romankapitel besitzen allesamt die Form von in sich geschlossenen Kurzgeschichten, deren Anordnung zwar nicht erkennbar gegen die Chronologie verstößt, die jedoch kein zeitliches Kontinuum herstellen und Handlungszusammenhänge bewusst fragmentieren. Hinzu kommt, dass die meisten Kapitel unterschiedliche Perspektiven aufweisen: 16 der 29 Kapitel sind aus der Ich-Perspektive von einem der Protagonisten erzählt, und mit Ausnahme von Martin Meurer und Lydia Schumacher, die je zwei Kapitel erzählen[65], handelt es sich jedes Mal um andere Ich-Erzähler. Die restlichen Kapitel bedienen sich meist eines Er-Erzählers, der einer der Figuren und ihrer Perspektive nahe steht. Diese Struktur konstruiert einen Erfahrungsraum, in dem jede übergreifend gültige Perspektive zerfallen ist.

Damit trägt der Roman zunächst einmal dem Zerfall der sozialistischen Ideologie als des verbindlichen Weltbildes Rechnung, und darüber hinaus dem Zerfall *jedes* übergeordneten Weltbildes in eine weltanschauliche Pluralität, die selbst für die vielen Ostdeutschen, die längst nicht mehr an das kommunistische Gesellschaftsideal glaubten, verunsichernd wirken musste:

> Dieses radikal dezentrierte Sprechen bringt auf der Ebene der Form den Verlust traditioneller Sicherheiten zum Ausdruck, von dem auch das Erzählen erfasst worden ist: Mit dem Utopieverlust geht die Dekonstruktion eines traditionellen Erzählgebildes einher. (Grub 2003, 401)

Damit findet jedoch lediglich eine schockhafte Anpassung an im Westen längst etablierte Verhältnisse statt. Insofern trägt die Romanform auch über Ostdeutschland hinaus auf naheliegende Weise dem soziologisch bestätigten Umstand Rechnung, dass aufgrund der Komplexität funktionaler Differenzierung, wegen der erhöhten Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen sowie an-

[64] Mit äußerster Sparsamkeit wird in *Simple Storys* freilich auch die Gedankenwiedergabe eingesetzt. In manchen Ich-Erzählungen fungiert sie gerade als Mittel, um einen Moment besonderer Klarheit zu vermitteln – so etwa am Ende der Kapitel „Du kannst jetzt“ (13) und „Blinking Baby“ (26). Sonst spielt die Gedankenwiedergabe nur dann eine Rolle, wenn Figuren-Erzähler über längere Passagen allein sind – wie etwa Ernst Meurer in „Sommerfrische“ (7). In diesen Fällen verschmilzt die Gedankenwiedergabe jedoch in einer Weise mit der nüchternen Erzählerstimme und einer sachlich registrierenden Wahrnehmung, dass die Subjektivität des Innenlebens betont unakzentuiert bleibt und daher kaum als solche auffällt. Die ›Alptraumsequenz‹ am Ende von „Sommerfrische“ bleibt eine Ausnahme.

[65] Martin Meurer erzählt Kapitel 4 und 10, Lydia die Kapitel 5 und 26.

gesichts der kulturellen und lebensformspezifischen Pluralisierung schon die individuelle Erfahrung nicht mehr zu einer kohärenten Einheit und kontinuierlichen Entwicklung synthetisiert werden kann (Keupp et al. 1999, 86ff), erst recht also eine überindividuelle Erfahrung der Wirklichkeit mit einem gewissen Anspruch von Authentizität nur noch zersplittert vermittelt zu werden vermag (Beck 1986, 216).[66] Dass sich die erzählten Figuren „in Fragmenten von Sinn, von Handlungsketten, von Weltentwürfen" fortbewegen, ist nicht bloß, wie Hubert Winkels und Walter Schmitz meinen, das semiotische Komplement zu ihrer spezifisch ostdeutschen gesellschaftlichen Entwurzelung (Schmitz 2000, 139; Winkels 1998, 181), es ist darüber hinaus eine angemessene Darstellungsform für die individualisierte und pluralisierte, funktional differenzierte Gegenwartsgesellschaft allgemein, die (wie Luhmann gezeigt hat) von keinem Punkt mehr als Ganze zu überblicken und zu beschreiben ist, weil die in den einzelnen Teilsystemen agierenden Menschen nur jeweils das sehen, was sie anhand ihrer je anderen beobachtungsleitenden Codes sehen *können* (Kneer und Nassehi 1993, 102f). Die Welt als Ganze ist zum „Unbeobachtbaren par excellence" geworden (Luhmann 1999, 8), und „Habermas' Schlagwort von der neuen Unübersichtlichkeit, eigentlich zur Kennzeichnung politischer Perspektivenlosigkeit gedacht, hat sich im soziologischen Sprachgebrauch als Kurzformel für die Schwierigkeiten etabliert, sich in unserem Alltagsleben zurechtzufinden" (G. Schulze 1993, 36).[67]

Darüber hinaus entspricht die Struktur von *Simple Storys* mit ihrem bloßen Nebeneinander je gleichwertiger und in sich abgeschlossener Episoden der veränderten Struktur der Gegenwartsgesellschaft auch noch in einer anderen Weise:

> Auf der anderen Seite hat sich auch die primäre gesellschaftliche Differenzie-rungs*form* von einer hierarchischen in eine heterarchische transformiert; vertikale Differenzverhältnisse wurden zunehmend durch horizontale ersetzt, hypotaktische Ordnungsverhältnisse

[66] Dort heißt es: „Entscheidend ist [...], wie in der individualisierten Gesellschaft das institutionell geprägte Kollektivschicksal im Lebenszusammenhang verarbeitet wird. [...] Der Hohlspiegel des Klassenbewusstseins zersplittert, ohne zu zerfallen, und jeder Splitter gibt seine eigene Totalperspektive wider, ohne dass die [...] in ihre Bestandteile zerfallene Spiegeloberfläche noch ein gemeinsames Bild erzeugen könnte. Indem die Menschen in Individualisierungsschüben immer wieder aus sozialen Bindungen herausgelöst und privatisiert werden, [...] werden die Wahrnehmungsformen privat, und sie werden zugleich [...] ahistorisch. Die Kinder kennen schon nicht mehr den Lebenszusammenhang der Eltern, geschweige den der Großeltern."

[67] Demgegenüber hat Jean Lyotard den Pluralismus modernen Wissens bekanntlich auf den Zerfall universalistischer Legitimationsdiskurse zurückgeführt (1986, 112ff), der nur noch heterogene „Sprachspiele" mit einer Geltung von begrenzter Reichweite übrig lasse (118f). Diesen Zerfall aber hat er wiederum einerseits mit der Trennung zwischen Wissenschaft und narrativem Alltagswissen in Verbindung gebracht (84), andererseits mit einer sozialen Transformation zur Kommunikations- und Wissensgesellschaft, die den einzelnen zu einem Knotenpunkt von Informationsströmen macht (55) und sich in Richtung auf eine Atomisierung des Sozialen in lockere Netze des Sprachspiels bewegt (59). Hier ergeben sich Anknüpfungspunkte zur Luhmannschen Diagnose.

> wurden von parataktischen abgelöst. Diese Grundsachverhalte haben inzwischen den Status einer vortheoretischen Plausibilität im zeitgenössischen soziologischen Diskurs erlangt [...]. (Lehmann 2006, 13)

Jedes Kapitel, jede ›Story‹ bildet einen besonderen Kontext, in dem Erfahrungen auf je andere Weise gemacht werden, und eine übergeordnete Erzählerperspektive wird bewusst vermieden. Selbst die je zwei von Martin Meurer und Lydia Schumacher erzählten Episoden lassen nicht ohne weiteres eine einheitliche Perspektive erkennen. Die *Konstruktion* des Romans leistet damit (in der von Adorno herausgearbeiteten Dialektik von Rationalität und Ausdruck) eine *Mimesis* der polykontexturalen Beobachtungsverhältnisse, in der „die Weise des Beobachtens vom jeweiligen Kontext abhängt, in dem es sich abspielt“ (a.a.O., 17), so dass erst einmal niemand „aus seinen eigenen Beobachtungen auf das schließen kann, was der andere sieht. Beobachten lässt sich immer nur wie der andere Beobachter beobachtet, und daraus lassen sich dann Schlüsse ziehen, ob man [...] die Welt mehr oder weniger gleichsinnig sieht“ (a.a.O.). Diese „Beobachtung zweiter Ordnung“ (Luhmann) ist genau das, was Schulzes Roman durch seine Struktur ermöglicht: Der Leser erhält nicht einen Erfahrungsmodus, sondern viele Erfahrungsmodi der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich gegenseitig relativieren:

> Mehr und vor allem deutlicher als in anderen Funktionssystemen kann in der Kunst vorgeführt werden, dass die moderne Gesellschaft und, von ihr aus gesehen, die Welt nur noch polykontextural beschrieben werden kann. Die Kunst lässt insofern die ›Wahrheit‹ der Gesellschaft in der Gesellschaft erscheinen und zeigt zugleich (wenn sie es kann!), dass gerade unter diesen Bedingungen Formzwänge entstehen, Stimmigkeit und Unstimmigkeit zum Problem werden und jedenfalls die so oft befürchtete Beliebigkeit des ›anything goes‹ nicht zu erwarten ist. (Luhmann 1997, 494f)

Entsprechend erfahren wir nicht nur, wie sich die Gesellschaft verändert, sondern wie parallel dazu auch die bisherigen Bilder und Erfahrungsmuster der Gesellschaft sich verändern. Diese Veränderungen der kulturellen Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata werden – zumindest teilweise – auch von der Soziologie erfasst; sie sind also von uns in den Vergleich mit dem soziologischen Erkenntnisstand einzubeziehen. Dabei wird zu zeigen sein, dass auch *Simple Storys* (wie die moderne Kunst und Literatur allgemein) regelmäßig die Wahrnehmungs- und Deutungsschemata des Lesers überschreitet und damit den Charakter eines „spannenden“ Rätsels annimmt, dessen Auflösung eine Veränderung bzw. Erweiterung dieser Erfahrungsmuster erfordert (Lehmann 2006, 42).

Die gewollte Heterogenität des Romantextes ist jedoch keineswegs absolut; es gibt durchaus starke Elemente, welche die Kapitel miteinander verbinden – sonst wäre die Bezeichnung „Roman" nicht zu rechtfertigen gewesen (Hahn 2001, 219). Zwei solcher Elemente sind der im Vergleich zu Schulzes Erstling ziemlich einheitliche Stil[68] und die Verwendung der amerikanischen Short Story als formales Grundmuster des Erzählens. Ein solches Element ist aber auch der Ort der Handlung(en): Die große Mehrzahl der Kapitel spielt in der ostthüringischen Kleinstadt Altenburg, die mit ca. 48.000 Einwohnern etwa 15 Kilometer südlich von Leipzig liegt und wo der Autor Schulze selbst fünf Jahre vor und nach der Wende gelebt hat (Graves 2000, 198; Grub 2003, 403f).[69] Lediglich acht Kapitel machen eine Ausnahme: Das erste spielt teilweise in Italien, das siebente im Harzvorland, das zehnte in München, das 16. in Berlin, das 17. in New York, das 25. in der Autobahnraststätte Kirchheimer Dreieck (südwestlich von Stuttgart), das 26. wieder in Berlin und das letzte schließlich in Stuttgart.[70] Aber auch diese Episoden behalten einen engen Bezug zu Altenburg, wo die Figuren fast sämtlich herkommen (Graves 2000, 198; Seibt 1998).[71]

Signifikant ist in diesem Zusammenhang die Wahl der Provinz als Ort der Handlung, die durch den Untertitel des Romans noch besonders hervorgehoben wird. Sie wiederspricht einer gewissen Tendenz zur Metropolenliteratur, die in den neunziger Jahren zu einer Fülle von Berlinromanen geführt hat, reiht sich aber in eine stattliche Zahl von Ausnahmen ein[72], die von manchen Rezensenten sogar zu einem gegenläufigen Trend zum Provinziellen zusammengefasst wurden (Schirrmacher 1998, 24f; Kämmerlings 2003, 1 u. 3; Diel 2001, 5ff; Wiegerling 2001, 11ff). Altenburg gewinnt in seiner kleinstädtischen Individualität allerdings keinerlei Profil bei Schulze: „[E]s hätte auch Döbeln sein können oder eine andere Kleinstadt. Ich merkte beim Schreiben, dass äußerliche Schauplätze kaum eine Rolle spielen. Es taucht nie der Marktplatz auf. Es ist immer das Badezimmer, das Schlafzimmer, das Auto" (Schulze 1998c). Altenburg

[68] Ingo Arend bringt diesen in seiner Rezension „mit der Monotonie des implodierenden Alltags" zusammen, „um den es ihm diesmal geht" (1998). Dass es hier einen Form-Inhalt-Konnex gibt, ist tatsächlich unübersehbar. Angemessener ist jedoch die Auskunft des Autors selbst, dass der Stil im Vergleich zu dem in St. Petersburg spielenden *33 Augenblicke des Glücks* „relativ homogen" sei, „denn im Vergleich zu Osteuropa manövrierte Ostdeutschland – als Teil der Bundesrepublik – bereits in ruhigeren Gewässern" (Schulze 2007a, 20).

[69] Sie ist lediglich bekannt als deutsches Skatzentrum mit Sitz des internationalen Skatgerichts, als Museumsstadt und – neben einer Spielkartenfabrik – als ehemals bedeutendes Zentrum der Elektroindustrie der DDR (Grub 2003, 403). Ein journalistisches Portrait der Stadt bietet Hajo Steinert in seiner Rezension (1998).

[70] Martin Meurer erzählt Jenny, dass er seine Mutter besucht (SiSt 299), und diese ist, wie aus dem 22. Kapitel hervorgeht, aus beruflichen Gründen in einen Ort „bei Stuttgart" gezogen (SiSt 227).

[71] Ausnahmen sind der Frankfurter Immobilienmakler Harry Nelson, die Ostberliner Schwesternschülerin Jenny, ihr aus Stuttgart stammender Freund Maik und einige am Rande auftretende, namenlos bleibende „Wiesbadener".

[72] Dazu gehören die Romane von Matthias Altenburg, Arnold Stadler, Peter Weber, John von Düffel, Thomas Meinecke, zum Teil auch die Wolfgang Hilbigs, Sibylle Bergs und Ralf Rothmanns.

steht also repräsentativ für die „ostdeutsche Provinz“ insgesamt (Grub 2003, 404). Abgesehen davon, dass Ingo Schulze in seiner Heimatstadt in größerem Maße eigene Erfahrungen verarbeiten konnte, dürfte zur Wahl einer Kleinstadt vor allem beigetragen haben, dass dort die gesellschaftlichen Tendenzen in einem übersichtlicheren Maßstab zu beobachten sind (Schulze 1999 b, 117) und der Schauplatz zudem eine mittlere Stellung zwischen den Extrempolen des Großstadt- und Landlebens einnimmt. Jedenfalls lassen sich die gesellschaftlichen Probleme und Widersprüche hier weniger leicht verstecken und kompensieren als in der Anonymität der Metropole (Steinert 1998), denn „[h]ier kennt eben jeder jeden. Das ist hier nun mal so“ (SiSt 58)[73], und so kann im Prinzip auch jeder etwas über jeden erzählen.

Überhaupt bildet die örtliche Beschränkung ein notwendiges Gegengewicht zu der kleinteiligen, zersplitterten Erzählweise: „Die Verdichtung der Episoden zum Roman übernimmt die Provinz“ (Lehmann 2006, 85), zumal sie es ist, welche dann auch vielfältige personelle Überschneidungen und ein enges Netz sozialer Beziehungen ermöglicht. Das erzählerische „Kaleidoskop einer Stadt“ trägt dabei „die Züge eines gesellschaftlichen Mikrokosmos“ (Auer 2000, 6). Der Begriff „Provinz“ ist jedoch doppeldeutig: „Das Provinzielle schwingt da ebenso mit wie die Vorstellung von Kolonie“ (Rothschild 1998). Damit ist schon im Titel ein ironischer Seitenhieb auf die Problematik des Vereinigungsprozesses, des Ost-West-Verhältnisses und der ostdeutschen Identität versteckt. Es kommt darin zum Ausdruck, dass der Transformationsprozess, nachdem die Vereinigung noch maßgeblich von den ostdeutschen Bürgern erkämpft worden war, nun weitgehend unter westdeutscher Hegemonie stattfindet, als „Ausverkauf“ der ostdeutschen Betriebe an westliche Investoren und als Überstülpung des westdeutschen Institutionensystems.

Auf der anderen Seite wird gerade durch den Vergleich mit Schulzes in St. Petersburg spielendem Prosaerstling *33 Augenblicke des Glücks* deutlich, dass durch diese Wahl des Schauplatzes jenes breite Spektrum von kulturellen und gesellschaftlichen Phänomenen ausgeblendet wird, welches die Schriftsteller als ›Großstadtleben‹ zumeist besonders fasziniert hat – nicht zuletzt deswegen, weil hier die jeweiligen Modernisierungstendenzen (im Guten wie im Schlechten) immer am weitesten fortgeschritten waren. Gerade die literarischen und künstlerischen Avantgarden sind untrennbar mit dem kulturellen Experimentierfeld der Großstädte verbunden. Der ostentative Verzicht auf die Metropole als repräsentativen Schauplatz kann daher als implizite Stellungnahme zum gesellschaftlichen Modernisierungsprozess verstanden werden: Zum einen

[73] Ähnlich Martin Meurer (SiSt 223); „Hier kennt doch jeder jeden.“

führt sie vor, dass und wie dieser Prozesse inzwischen längst alle Teile der Gesellschaft ergreift und dabei den Unterschied zwischen Großstadt und Provinz durch Fernsehen und (Daten-) Autobahn mehr und mehr verwischt (Wiegerling 2001, 12), zum anderen entzieht sie der Modernisierung das Faszinosum der exzeptionellen urbanen Zusammenballung und der kulturellen Überhöhung, so dass sie in ihrer Alltagsgestalt nüchterner betrachtet werden kann.

Als weiteres Element der Einheit zeigt sich im Fortgang der Lektüre schnell, dass sich das Figurenpersonal der einzelnen ›Storys‹ nicht nur überlappt, sondern dass es untereinander auch kunstvoll verzahnt ist, da die handelnden Personen in vielfältigen sozialen Beziehungen miteinander stehen (Auer 2000, 6). Solche Verbindungen erschließen sich nicht erst bei fortgeschrittener Lektüre (Grub 2003, 402), sondern begegnen von Anfang an (Graves 2000, 200), und betreffen über die Figuren hinaus auch einen Teil der Erzähler, da auch diese beiden Gruppen sich überschneiden (Seibt 1998). Schon die Ich-Erzählerin des zweiten Kapitels, Conny Schubert, erweist sich schnell als Tochter jenes früheren Lehrers Dieter Schubert, der als „Zeus“ im ersten Kapitel den Ex-Schuldirektor Ernst Meurer angeklagt hatte, und das übernächste Kapitel wird von dessen Stiefsohn Martin Meurer erzählt, dessen Geschenk die Italienreise des ersten Kapitels gewesen war. Dieser ist es auch, der im Kapitel 10 von der Begegnung mit seinem leiblichen Vater erzählt und aus dessen Perspektive der Er-Erzähler des 21. Kapitels ein Gespräch mit dem Asylanten Tahir wiedergibt. Martin Meurers Eltern richten schon im siebenten Kapitel eine Datscha im Harzvorland wieder her; Mutter und Sohn treten ein weiteres Mal im Kapitel 22 auf, in dem es um Ernst Meurers Weg in die psychische Krankheit geht, und im Schlusskapitel lernt Martin noch die zuvor bereits mehrfach aufgetretene Schwesternschülerin Jenny Ritter kennen.

Dieter Schubert alias „Zeus“ begegnet ebenfalls nicht nur in der Eingangsgeschichte; im 13. Kapitel hat er mit seiner Frau die Museumsdirektorin Hanni zu Besuch, im 15. findet er beim Angeln den Tod und im 16. erfahren wir noch posthum von seinem ›Verhältnis‹ mit der Schwesternschülerin Jenny Ritter. Im 22. und 26. Kapitel wird er erwähnt. Bei seinem Tod ist der Lehrer Peter Bertram zugegen, der uns bereits im dritten Kapitel als Erzähler einer sensationslüsternen SM-Geschichte und im fünften Kapitel in seiner beruflichen Funktion begegnet ist; er taucht dann noch einmal im 24. Kapitel als gewissenloser Kollege des Anzeigenakquisiteurs Pit Meurer auf. Schuberts Frau Marianne wird schon im zweiten Kapitel erwähnt, hält sich dann im 12. Kapitel („Die Killer“) als krebskranke Sekretärin eines Möbelhauses die Anzeigenakquisiteure Pit Meurer und Edgar Körner sowie den Zeitungschef Christian Beyer vom Hals, fungiert im 13. Kapitel

als Ich-Erzählerin und Zuhörerin der Museumsdirektorin Hanni, begegnet im 16. Kapitel als Patientin des Berliner Virchow-Krankenhauses im Gespräch mit der Schwesternschülerin Jenny und im 24. Kapitel als „amazonenhafte“ Retterin Hannis und Gesprächspartnerin Pit Meurers.

Die Journalistin Danny, die das dritte Kapitel erzählt, erweist sich als die Schwägerin von Martin Meurer und hat nach dem Tod seiner Frau im elften Kapitel seinen Sohn Tino bei sich aufgenommen, während sie eine Partnerschaft mit Edgar Körner eingegangen ist; im 20. Kapitel erkennen wir sie als Patentante von Lucas, einem der Zwillinge des Künstlerpaares Tom und Billi, und im 27. Kapitel taucht sie nochmals als Partnerin des Fotografen Patrick auf. Die Tierpräparatorin Lydia Schumacher, die im fünften Kapitel von ihrer Chefin Hanni und der Begegnung mit der Neurologin Barbara Holitzschek erzählt, begegnet gleich wieder im folgenden Kapitel als Freundin Patricks und Bekannte der Künstler Tom und Billi, dann am Rande der Kapitel 18 und 19 als Gefährtin des ›Dichters‹ Enrico Friedrich und schließlich als Erzählerin des 26. Kapitels in Berlin, wo sie in der Rolle einer mütterlichen Freundin der Schwesternschülerin Jenny zuhört. In diesem Stil könnte die Beschreibung weiter gehen – Pit Meurer, Edgar Körner, der Fotograf Patrick und die Holitzscheks tauchen in mehreren Kapiteln auf und erscheinen dort in vielfältigen sozialen Beziehungen zum Rest des Romanpersonals.

Es gibt kaum eine Figur, die nicht in anderen Kapiteln noch ein- oder mehrmals auftaucht oder zumindest Gesprächsgegenstand ist, und es gibt kaum eine Figur, für die sich nicht soziale Beziehungen zu mindestens fünf, meist jedoch doppelt und teilweise dreimal so vielen anderen Figuren nachweisen lassen. Rechnet man die Bekanntschaften hinzu, die vor dem Hintergrund der Romanhandlung und der manifesten Beziehungen wahrscheinlich sind[74], so dürfte für die meisten Figuren tatsächlich gelten, dass (mindestens indirekt) jeder jeden kennt oder im Laufe der Romanhandlung kennen lernt. Zwar ist Graves in der Auffassung zuzustimmen, dass es sich um ein Netz mit vielen Löchern und unverbundenen Enden handelt (Graves 2000, 201), aber dies ist vornehmlich ein Resultat der diskontinuierlichen Darstellungsweise und bleibt im Übrigen weit unterhalb der Offenheit realer sozialer Netzwerke.

Auf diese Weise setzt sich für den Leser im Verlauf der Lektüre zwischen der Vielzahl von Figuren ein Netz von sozialen Beziehungen zusammen, die sich zum Teil überschneiden:

[74] So ist anzunehmen, dass der Lokalpolitiker Frank Holitzschek allen Romanfiguren wenigstens dem Namen nach bekannt ist, obwohl sich dies im Text nur für fünf Figuren nachweisen lässt; ähnlich bekannt dürfte der Ex-FDJ-Chef Peter Neugebauer sein. Conny Schubert dürfte die gesamte Meurer-Familie und die Bekanntschaft ihrer Eltern kennen usw.

solche intim-sexueller, familiärer, geschäftlicher, beruflich-kollegialer, politischer, kultureller und nachbarschaftlicher Art, darüber hinaus eine Reihe lockerer Freundschaften und Bekanntschaften, aber auch einige Feindschaften und Rivalitäten. Obwohl der kleinstädtische Rahmen sicherlich eine wichtige Bedingung für den realistischen Charakter dieser hohen Beziehungsdichte bildet, zeigt sich doch „die Romanhaftigkeit dieses Netzwerkes [...] darin, dass das Beziehungsnetz einen viel höheren Grad an Verbundenheit aufweist, als das ›im wirklichen Leben‹ üblicherweise der Fall ist, wo die Löcher zwischen Teilen des gesamten Netzwerkes vorherrschen und die fehlenden Beziehungen vielfach aussagekräftiger sind als die bestehenden Verbindungen“ (Schweizer und Schnegg 1998, 3). Allerdings erfordert der Umfang des Romanpersonals und die Komplexität seiner (oft eher beiläufig angedeuteten) Beziehungen vom Leser ein erhebliches Maß an Konstruktions- und Kombinationsarbeit – es ist kein Zufall, dass von einigen Rezensenten der Wunsch nach einer Übersicht über das Romanpersonal geäußert wurde, wie sie manchmal den Romanen Dostojewskijs beigefügt werden (Böttiger 1998; Seibt 1998a); mancher sieht hier sogar eine Schwäche des Romans (Auffermann 1998).[75] Für den Durchschnittsleser dürfte die Komplexität des sozialen Beziehungsnetzes jedoch höchstens ahnungsweise präsent sein. Mit einiger Sicherheit ist sie vom Autor also als Überkomplexität intendiert, die nur durch systematische Anstrengungen vollständig erfasst werden kann. Auf jeden Fall wirkt der Text so, ob intendiert oder nicht, und dies ist ein performativer Effekt von erheblicher Relevanz, der mit Luhmanns Diagnose von der Überkomplexität der Gesamtgesellschaft für jeglichen Beobachter übereinstimmt: „Warum sollte der Leser einen besseren Überblick haben als die handelnden und voneinander in Bruchstücken erzählenden Personen selbst?“ (Hillgruber 1998).

Zwei größere Familienverbände werden erkennbar: Die Meurers mit dem Ehepaar Ernst und Renate Meurer und den beiden Söhnen Martin und Pit, wobei Ernst jedoch nicht der leibliche Vater ist (zu diesem bestehen nur sehr sporadische Beziehungen, weil Vater und Stiefvater sich als Gegner sehen[76]). Martin wiederum bildet mit seiner Frau Andrea und dem gemeinsamen Sohn Tino (wenigstens am Anfang) eine Familie; die Journalistin Danny muss eine Schwester von Andrea sein, da Martin sie als „Schwägerin“ bezeichnet, die Eltern der beiden werden jedoch

[75] Der prominenteste der überforderten Kritiker war sicherlich Marcel Reich-Ranicki, der im „Literarischen Quartett“ bekannte, dass er die Lektüre nur aufgrund professioneller Zwänge beendet habe (Meinhardt 1998). Claus-Ulrich Bielefeld hingegen verbucht in der *Woche* diese „Puzzle-Arbeit“ als kreativen Lustgewinn (1998) – ebenso wie Stephan Maus in der *Jungen Welt* (1998) und Kathrin Hillgruber (1998) im *Tagesspiegel*.

[76] Ernst Meurer stellt als einzige Bedingung für seine Heirat mit Renate den Abbruch aller Beziehungen zum ersten Ehemann (SiSt 220), dieser wiederum sieht in seinem Nachfolger nur den Usurpator aus dem gegnerischen ideologischen Lager, den „roten Meurer“, den er hasste und dem er nur schwer verzeihen konnte (SiSt 107).

nicht namentlich erwähnt. Daneben gibt es die Familie Schubert mit dem Ehepaar Dieter und Marianne und der gerade erwachsenen Tochter Conny. Eine weitere Hauptinstanz der sozialen Integration sind die beiden Altenburger Anzeigenblätter als Arbeitgeber und Dienstleister: Bei Christian Beyers Blatt sind Danny als Journalistin und Patrick als Fotograf beschäftigt, Hanni schreibt als freie Mitarbeiterin Artikel über Haustiere; beim Konkurrenzblatt von Kuzinski arbeiten Pit Meurer, Edgar Körner und nach dessen Entlassung auch Peter Bertram als Anzeigenakquisiteure (letzterer hatte sich schon vorher als ›Quelle‹ bei Beyers Blatt angebiedert). Neben dem Makler Harry Nelson ist das „Möbelparadies“ zuerst Anzeigenkunde bei Beyer und wechselt dann zu Kuzinski. Da auch Peter Neugebauer, zeitweilig Arbeitgeber für Renate Meurer, indirekt für Anzeigenkunden sorgt, schweigen beide Blätter über seine Parteivergangenheit. Trotz der formalen Zersplitterung und der Multiperspektivität der Darstellung ist also der soziale Zusammenhang des Romanpersonals auf der Darstellungsebene hinreichend ausgeprägt, um von einem Vergleich mit den Gegenwartsdiagnosen der Soziologie signifikante Ergebnisse zu erwarten.

Außerdem schälen sich eine ganze Reihe biographischer Linien heraus, die sich als ein „feingesponnenes Netz [...] durch den ganzen Text [ziehen] und [...] ein Sammelsurium kleiner Geschichten zur großen Geschichte verflechten“ (Lehmann 2006, 85): etwa das schon angesprochene Schicksal des Ex-Schuldirektors Ernst Meurer, der wegen seiner SED-Vergangenheit entlassen wird, sich immer mehr in sich selbst zurückzieht und schließlich im Verfolgungswahn endet; auch der entsprechende Lebensabschnitt seiner Frau Renate, die sich voller Energie in das neue Leben stürzt, nach zunehmender Zerrüttung ihrer Ehe auf Arbeitssuche nach Stuttgart geht und sich schließlich von ihrem Mann lossagt; ebenso der Lebensweg des Sohnes Martin Meurer, der als Kunsthistoriker entlassen wird, sich erfolglos als Vertreter durchzuschlagen versucht, seine Frau bei einem Verkehrsunfall verliert, den eigenen kleinen Sohn Tino seiner Schwägerin Danny überlässt, sich nach einer Begegnung mit seinem leiblichen Vater taufen lässt und beruflich bis zum Schluss nicht Fuß zu fassen vermag, dafür jedoch Jenny Ritter kennen lernt. Auch der Weg Dieter Schuberts von seiner DDR-Vergangenheit als Bombenopfer, Lehrer und Bergsteiger, strafversetzter Braunkohlearbeiter und Museumspädagoge über seinen Kampf um die Anerkennung als Opfer der SED-Diktatur und seinen Seitensprung mit Jenny bis zu seinem vorzeitigen Tod beim Angeln fügt sich sukzessive zusammen. Gleiches gilt von der Neurologin Barbara Holitzschek, die Andrea Meurers Tod verursacht und von ihren Schuldgefühlen langsam aufgefressen wird, so dass ihre Ehe mit dem wenig hilfreichen Politiker Frank Holitzschek all-

mählich in die Brüche geht. Daneben gibt es noch Hanni, die Museumsleiterin und Chefin von Lydia Schumacher, die Barbara Holitzschek nachts am Telefon eine Liebeserklärung macht, dann Marianne Schubert von einer gescheiterten Beziehung erzählt, danach mit Christian Beyer, dem Chef eines Lokalblattes, zusammen nach New York fliegt, später von diesem zur Prostitution mit einem Finanzbeamten aufgefordert wird und schließlich nach einem Besäufnis nicht nur von Marianne Schubert „gerettet" wird, sondern auch Pit Meurer als ihren zukünftigen Ehemann kennen lernt. Die Journalistin Danny wird vom eben erwähnten Christian Beyer entlassen, nimmt den kleinen Sohn Martin Meurers zu sich, ist dann mit dem Anzeigenakquisiteur Edgar Körner zusammen, verlässt ihn auf einer gemeinsamen Ferienreise und wird später ihrerseits von dem Fotografen Patrick verlassen. Zwar handelt es sich durchgehend nur um größere oder kleinere Fragmente von Biographien, aber sie gehen in den meisten Fällen deutlich über bloße Momentaufnahmen hinaus und machen die Figuren damit auch soziologisch aufschlussreicher.[77]

Ein Moment der Einheit ist trotz der diskontinuierlichen Abfolge der Wirklichkeitsausschnitte auch der begrenzte Zeitrahmen der Handlung: Sie erstreckt sich etwa vom Februar 1990 bis ins Jahr 1997.[78] Obwohl sich gerade in dieser Zeit in Ostdeutschland viel ändert, bleibt die Grundsituation doch sehr ähnlich: Sie ist geprägt durch die Probleme des Übergangs und der Anpassung an das neue Wirtschafts- und Gesellschaftssystem. Eine Überwindung dieser Probleme ist innerhalb der fiktiven Romanwelt ebenso wenig in Sicht wie andere fundamentale Änderun-

[77] Daneben gibt es eine ganze Reihe kleinerer biographischer Fragmente, von denen im Laufe der Untersuchung noch häufig genug die Rede sein wird.

[78] Hinweise zur Datierung finden sich im Text nur sehr spärlich. Eine Ausnahme machen aber gerade das erste, zweite und dritte Kapitel, die vom 16. - 21. 2. 1990, vom Mai bis zum 2. Juli 1990 und im Februar 1991 spielen. Im 22. Kapitel findet man, dass Ernst Meurers Kündigung um Ostern 1990 erfolgt sein muss (SiSt 225). Darüber hinaus gibt es Hinweise im 10. Kapitel, das den Tod Andrea Meurers auf Oktober 1991 datiert, so dass man das 5. Kapitel, das diesen Tod als Hintergrund hat, in diese Zeit legen kann, während das 4. Kapitel, in dem Andrea Meurer noch lebt, auf den Juli davor datiert werden kann, weil es ihrem Mann als Ich-Erzähler so vorkommt, „als seien es die letzten glücklichen [Tage] gewesen." (SiSt 41) Die abweichende Angabe aus dem 22. Kapitel, das für Andreas Tod den Oktober 1992 nennt (SiSt 224), dürfte wohl ein Irrtum des Autors sein. Aus weiteren Angaben des 10. Kapitels kann man errechnen, dass der gemeinsame Sohn Tino kurz vor dem 13. Februar 1993 zu seiner Tante Danny gezogen ist und dass die Begegnung Martins mit seinem leiblichen Vater auf den März desselben Jahres fällt. Schon im 6. Kapitel („So viel Zeit in einer Nacht") ist jedoch von Dannys Quasi-Adoption Tinos die Rede, so dass es nach dem 13. Februar 1993 spielen muss. Weitere Jahresangaben gibt es nicht. Für den Umzug Dannys und Edgars mit Tino in eine neue Wohnung in „Südost" im 11. Kapitel wird nur die Zeit nach dem 18. März ohne Jahr angegeben; es könnte sich also noch um 1993 oder, was wahrscheinlicher ist, um das folgende Jahr handeln, denn inzwischen ist sie bei der Zeitung entlassen worden, während sie im 6. Kapitel noch dort arbeitete. Kapitel 20 erzählt von einem missglückten Sommerurlaub am Scharmützelsee und von Edgar Körners Entlassung im Januar folgenden Jahres – das könnte sich auf die Jahre 1994 und 1995 beziehen. Laut eigener Aussage ist er ein Dreivierteljahr arbeitslos (SiSt 205), findet also im Herbst 1995 seinen neuen Job als Fernfahrer. Er erwähnt im gleichen Kapitel, dass zu diesem Zeitpunkt Danny mit dem Fotografen Patrick zusammengezogen ist. Deren Trennung könnte dann ins nächste Jahr fallen. Die Romanhandlung würde dann etwa bis 1996 gehen, höchstens bis 1997 (1998 ist der Roman erschienen).

gen der äußeren Lebensbedingungen – die größten Veränderungen haben die Menschen allesamt bereits hinter sich. Die Ausschnitte der erkennbaren Lebensläufe sind überschaubar, es dominiert der statische Eindruck eines Mosaiks, nicht der eines Bündels oder Flechtwerks von dynamischen Handlungssträngen. Obwohl in den Partnerschaften und beruflichen Tätigkeiten nur wenig Kontinuität herrscht, wirken sie eher wie Rekonfigurationen von identischen Elementen in einem geschlossenen System als wie Momente eines offenen Veränderungsprozesses.

Die formale Qualität und Sachangemessenheit von Schulzes Roman ist immer wieder hervorgehoben worden: „Schulze ist damit einer der wenigen Prosaautoren, die der Außergewöhnlichkeit der Ereignisse auch mit einer Entsprechung auf der formalen Ebene begegnen“ (Grub 2003, 299). Das stärkste Element der Romaneinheit ist jedoch kein formales, sondern ein inhaltliches bzw. thematisches: In allen Episoden geht es um das Leben der Ostdeutschen nach der Wende und dessen Schwierigkeiten. „Hierbei machen sie ihre eigenartigen Erfahrungen mit der neuen Lebenssituation, die sich hinter ihrem Rücken zur kollektiven Erfahrung verdichten. Weil es den *Simplen Storys* gelingt, dies zu zeigen, weil sie jene Kristallisation von Sozialität sichtbar machen, wurden sie zurecht als der exemplarische Wenderoman gepriesen“ (Lehmann 2000, 85).

B. Allgemeine inhaltliche Selektionsprinzipien

Was genauer die Auswahl seiner Inhalte angeht, konzentriert sich der Autor in *Simple Storys* deutlich auf den gewöhnlichen Alltag von Durchschnittsmenschen, zeigt Ausschnitte aus ihren unspektakulären Biographien (Michalzik 2000, 35; Graves 2000, 198), in denen diese eine Wendung, einen Bruch oder einen Moment der Klarheit erfahren. Dabei ist der Umfang des Figurenpersonals für einen relativ kurzen Roman wie diesen ungewöhnlich groß, selbst wenn man Nebenfiguren außer Acht lässt – was auch daran liegt, dass die übliche Fokussierung auf eine Hauptperson oder eine kleine Gruppe von Protagonisten fehlt.[79] Mit zwei Ausnahmen stammen die Figuren alle aus Ostdeutschland.[80] Die Zahl der männlichen Figuren überwiegt die der weiblichen absolut gesehen deutlich (24:15), aber da viele Männer nur ganz am Rande auftreten und das Verhältnis zwischen Erzählern und Erzählerinnen in etwa ausgeglichen ist (14:13), macht sich beim Lesen kein auffälliges Ungleichgewicht bemerkbar.

Obwohl die Figuren drei Generationen angehören, liegt der Schwerpunkt, soweit man dies erkennen kann, auf Menschen mittleren Alters. Die Mehrzahl der Figuren befindet sich in den späten Zwanzigern bis Vierzigern[81] – es sind also Menschen um den Höhepunkt ihres Erwachsenen- und Erwerbslebens. Nur ein Kind spielt eine nennenswerte Rolle[82], und Jugendliche werden nur beiläufig erwähnt[83], so dass Erziehungsprobleme eher einen Diskussionsstoff zwischen Erwachsenen als ein Element der Handlung bilden.[84] Jüngere Erwachsene treten nur drei auf: Die

[79] Etwa 30 Figuren kann man nicht weglassen, ohne dass das Verständnis des Textes leidet, 39 Figuren sind es insgesamt (Vgl. Schweizer und Schnegg 1998, Tab. 1).

[80] Neben Harry Nelson ist dies der aus dem Stuttgarter Raum kommende Kellner Maik. Die ›Wiesbadener‹ Bekannten von Tom und Billi bleiben namenlose Randfiguren. Auch Martin Meurers leiblicher Vater lebt seit 20 Jahren in Westdeutschland.

[81] Renate Meurer als typische Vertreterin der älteren Generation hat ihren zweiten Mann Ernst mit 27 geheiratet (SiSt 220) und feiert im ersten Kapitel ihren 20. Hochzeitstag (SiSt 15), ist also am Anfang des Romans 47 Jahre alt.

[82] Lucas und Max, die Zwillinge des Künstlerpaares Tom und Billi, werden nur am Rande erwähnt, wenn auch in recht aufschlussreicher Weise (SiSt 198). Die Schulklasse, die in „Zugvögel“, begleitet von Peter Bertram, das Naturkundemuseum besucht und von der Direktorin Hanni herumgeführt wird, bleibt bis auf Zeichen schul- und altersstypischer Disziplinlosigkeit gänzlich amorph.

[83] Jugendliche im engeren Sinne sind nur Peter Bertrams (fiktiver?) Sohn Eric, Raffaels sechzehnjähriger Sohn David und Hannis ebenso alte Tochter Sarah, die alle nur einmal erwähnt werden (SiSt 35ff, 87, 286 u. 288). Jennys Geschichte über Gewalt in der Schwimmhalle (SiSt 267f) fällt in ihr 18. Lebensjahr, aber Lydias Erinnerung an den Missbrauch durch ihren Vater (SiSt 272) bezieht sich auf ihr elftes, zwölftes und dreizehntes Lebensjahr.

[84] Immerhin sind fünf von vier weiblichen Figuren Mütter, obwohl nur Renate Meurer und Billi mehr als ein Kind haben. Von den kinderlosen Frauen kann man Conny und Jenny Ritter aber wegen ihrer Jugend eigentlich nicht mitzählen, so dass nur Barbara Holitzschek und Lydia Schumacher übrigbleiben, und Martina Meurers Mutterrolle wird nach ihrem Tod von der kinderlosen Danny übernommen. Damit liegt das Verhältnis etwas unterhalb von 6:3, was den tatsächlichen Verhältnissen in etwa entspricht (Geißler 2006, 46f, 49).

Kellnerin Conny Schubert[85], die Schwesternschülerin Jenny Ritter und ihr zeitweiliger Freund Maik.[86] Von ihnen hat nur Jenny zu Beginn des Romans ihre Ausbildung noch nicht beendet, die anderen sind bereits ins Berufsleben eingetreten. Lediglich drei wirklich alte, das heißt jenseits des Erwerbslebens stehende Menschen (Kohli 2006, 116) begegnen im Roman, und zwei davon auch nur in Nebenrollen.[87] Der Schwerpunkt des Altersspektrums liegt also bei zwei berufstätigen Erwachsenengenerationen, die teilweise im Eltern-Kind-Verhältnis stehen: einer älteren um Ernst und Renate Meurer sowie Dieter und Marianne Schubert, die darüber hinaus Peter Bertram umfasst[88]; einer jüngeren um Martin und Pit Meurer, Martins Frau Andrea, Conny Schubert, Patrick, Edgar Körner, Danny und Lydia. Hanni wird im 8. Kapitel 35, und auch die Holitzscheks sind sicher unter Vierzig, ebenso Raffael und Christian Beyer. Es ergibt sich also ein deutliches Übergewicht der unter Vierzigjährigen; deren Beziehung zur Elterngeneration ist nur bei den Schuberts und Meurers Gegenstand des Romans.[89]

Ein Ergebnis dieser Selektion besteht darin, dass Generationenkonflikte im Roman kaum eine Rolle spielen: In einem Nebensatz wird erwähnt, dass Ernst Meurer seinen Stiefsohn Martin zu DDR-Zeiten wegen Teilnahme an den Montagsdemonstrationen aus der Wohnung geworfen hat[90], und auch Martins Verhältnis zu seinem leiblichen Vater Dr. Reinhard ist von untergründigen Spannungen gekennzeichnet; aber typische intergenerationale Auseinandersetzungen wie die über differierende Norm- und Wertvorstellungen oder konfligierende Lebensstile fehlen fast völlig – die Beziehung zwischen Martin Meurer und seiner Mutter enthält nur Spurenelemente davon (Kap. 22), und die Entfremdung zwischen der alleinerziehenden Hanni und ihrer sechzehnjährigen Tochter Sarah führt nur dazu, dass letztere zu ihrem Vater zieht (SiSt 87). Die Distanz zwischen Marianne Schubert und Jenny Ritter sowie die milde Fremdheit zwischen dieser und Lydia Schumacher enthalten deutliche Elemente der Generationendifferenz bzw. -distanz, und auch Martin Meurer wird von Jenny schon als „alt“ wahrgenommen (SiSt 301); es kommt jedoch

[85] Sie ist im Mai 1990 neunzehn Jahre alt geworden (SiSt 24).
[86] Jan und Alex, Altersgenossen und Mitbewohner Jennys, sind nur ein eher nebensächlicher Gesprächsgegenstand im 26. Kapitel und erscheinen dort als ausgeprägte Vertreter der „hedonistischen“ Jugendkultur. (SiSt 264)
[87] Es handelt sich um die Mutter der Neurologin Barbara Holitzschek (SiSt 89) und den greisen, auf seinem Balkon sterbenden Nachbarn, den Lydia Schumacher beschreibt (SiSt 263f; 271) und auch Jenny erwähnt. (SiSt 302) Martin Meurers Vater Dr. Reinhard ist mit Mitte Sechzig immerhin Pensionär (SiSt 104).
[88] Als Randfigur dürfte auch der erfolgreiche „Wendehals“ Peter Neugebauer zu dieser Generation gehören.
[89] Eher randständige Ausnahmen bilden Hannis Tochter Sarah, die mit 16 ihre Mutter verlässt (SiSt 87) und Barbara Holitzscheks Mutter, um die sich die Tochter während einer schlaflosen Nacht Sorgen macht (SiSt 89).
[90] Auch Martin Meurers Meinung zum Verhalten seines Stiefvaters vor, während und kurz nach der Wende ist entschieden kritisch – andererseits gibt er zu, seinen Vater nie eingehender zu seiner politischen Vergangenheit befragt zu haben, und er ist er der Einzige, der sich um den psychisch Angeschlagenen zu kümmern bereit ist (SiSt 222-231).

an keiner Stelle zu den üblichen Machtkämpfen um die Deutungshoheit in der gemeinsamen Lebenswelt. Schon im Hinblick auf die Altersgruppen kann man also nicht so ohne Weiteres wie Grub (2003, 405) davon ausgehen, dass die Figuren exemplarisch und repräsentativ für die Gegenwartsgesellschaft sind.

Allerdings zeigen soziologische Untersuchungen tatsächlich, dass das Generationenverhältnis nach den erheblichen Spannungen und eskalierenden Konflikten in den späten 60ern, den 70ern und noch in den 80ern seit Beginn der 90er wieder von einem eher partnerschaftlichen Verhältnis abgelöst worden ist. Das hängt vor allem damit zusammen, dass sich infolge einer durchgängigen Enttraditionalisierung aller Lebensbereiche viele hergebrachte Generationsdifferenzen – gerade im Bereich der Werte und der Lebensstile – abgeschwächt oder sogar aufgelöst haben. Zwar werden andererseits die lebensweltlichen Schnittbereiche zwischen Jung und Alt geringer, doch die dadurch entstehenden Fremdheiten bieten bei der Entkoppelung der Lebenssphären und im Zuge einer allgemeinen Pluralisierung der Lebensstile weniger Konfliktpotential (Keupp 2006, 1 u. 10).[91] Damit verliert die Darstellung des Generationenverhältnisses für einen Roman aber auch an gesellschaftsdiagnostischer Signifikanz, und eine Reduktion auf wenige (Rand-) Figuren im Senioren- und Kindesalter wie in *Simple Storys* lässt sich eher rechtfertigen. Dass sich anstelle des kulturellen Konfliktpotentials nun allerdings ein finanzielles um die Verteilung der Lasten für die Altersversorgung aufgetan hat (Lessenich und Nullmeier 16), schlägt sich im Roman nirgends nieder.

Immerhin stimmen diese Verhältnisse so weit mit der tatsächlichen Altersstruktur der deutschen Bevölkerung überein, als die breiteste Stelle der Alterspyramide in den 90ern bei den 35-Jährigen liegt und der Anteil der älteren Erwachsenen bis zum 60sten Lebensjahr beträchtlich bleibt, während der Anteil der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch die seit dreißig Jahren abnehmende Geburtenrate deutlich geschrumpft ist und in Ostdeutschland nach der Wende ein dramatischer Geburteneinbruch stattgefunden hat (Sackmann 2000b, 238ff; Geißler 2006, 44f). Auf der anderen Seite ist das Resultat eine fortschreitende Überalterung der Gesellschaft, die besonders im Vergleich mit der Altersstruktur der klassischen Industriegesellschaft hervorsticht (a.a.O., 52ff)[92] und die den Anteil der über 65-Jährigen erheblich hat steigen lassen –

[91] Außerdem hat man statistisch nachweisen können, dass die Wertsysteme der zwischen 1937 und 1946 Geborenen sich in der DDR nicht so stark von denen der zwischen 1959 und 1966 Geborenen unterscheiden wie in der alten Bundesrepublik (Hennig 1999, 101).
[92] Vgl. auch Geißler 1992, 293f. sowie 2004, S. 20ff.

dieses wegen der Überlastung der Renten- und Sozialsysteme seit den 90ern intensiv diskutierte Thema spielt jedoch im Roman keine Rolle. Dass die gewachsene Bedeutung der Alten als Bestandteil sozialer Netzwerke, als Konsumenten und als Pflegebedürftige in den letzten Jahren nachdrücklich ins öffentliche Bewusstsein gerückt ist (Kohli 2006, 115 u. 120ff), schlägt sich in Schulzes Roman nur ganz am Rande nieder – wenngleich in durchaus signifikanter Weise, so dass die entsprechenden Stellen später eingehend untersucht werden sollen.

Ähnliches gilt trotz ihres nachlassenden numerischen Umfangs für die Kinder und Jugendlichen, deren spezifisches Problempotential durch die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte ebenfalls zugenommen hat – die Folgen der erheblich gesunkenen Stabilität familiärer Bildungen werden immerhin am Rande thematisiert, andere Probleme wie Kinder- und Jugendarmut (a.a.O., 127), die sozialisatorischen Auswirkungen der neuen Medien und die Entwertung von Bildungsabschlüssen bei gleichzeitig wachsender Bildungsabhängigkeit (Beck 1986, 237f) spielen in *Simple Storys* jedoch keine Rolle; die Jugendarbeitslosigkeit ist im Roman ebenso ein (durchaus signifikantes) Randphänomen wie die Jugendgewalt und die Affinitäten zur rechten Szene.[93] Dass die Modernisierungsverlierer mit besonderer Häufigkeit an den äußeren Enden des Generationenspektrums zu finden sind (Vester 1995, 89f; Kohli 2006, 127), ist in die Darstellung nur sehr selektiv und an untergeordneter Stelle eingegangen.[94] Jedenfalls werden von Schulzes Roman zwei Lebensphasen ganz an den Rand gerückt, deren Bedeutung aus soziologischer Perspektive in den letzten Jahrzehnten durch die Verkürzung der Erwerbsarbeitsphase und die Verlängerung der Ausbildungszeiten kontinuierlich zugenommen hat (Kohli 1994, 226) und die infolge differenzierter institutioneller Regelungen durchaus eigenständigen Rollenanforderungen, Handlungsimperativen und Problemmustern unterliegen (Mayer und Müller 1994, 284f). Besonders auffällig ist dies vor dem Hintergrund der erheblichen Rolle, welche Kindheit, Jugend und der Übergang ins Erwachsenenalter auch in der zeitgenössischen Literatur spielen.

Dennoch ist die Gruppe der Erwerbstätigen vor allem in dem Sinne exemplarisch-modellhaft, dass „die Erwerbsarbeit [immer noch] der strukturelle Kern ist, an den sich die übrigen sozialen Systeme anlagern und auf den sie zugeschnitten sind“ (Kohli 1994, 222): Obwohl

[93] Es gibt keine Figuren, deren Übergang von der Schule zur Ausbildung nicht gelingt; Conny Schuberts und Jennys Arbeitslosigkeit gehören zum zweiten Typus der Jugendarbeitslosigkeit, dem Übergang von der Ausbildung zum Berufsleben; sie ist im ersten Fall jedoch vorübergehend.

[94] Es gibt in *Simple Storys* immerhin eine ganz versteckte Anspielung auf den besonderen Problemdruck, dem gerade die junge und die ältere Generation unterliegen: Renate Meurer macht bei ihrem Besuch in der Nervenheilanstalt Dösen die Beobachtung: „Entweder sind die Leute hier jung oder alt [...]. Dazwischen is nix, oder?“ (SiSt 232)

der Beruf mit seiner Eingrenzung auf das mittlere Drittel des Lebenslaufs und ein Drittel der Bevölkerung viel von seiner früheren sozialen Bedeutung verloren hat (Bonss 2006, 59-64; Vester et al. 2001, 142), bleibt die „Ausbildung durch alle Stationen hindurch auf das in ihr nicht vorhandene ›Jenseits‹ des Berufs bezogen", und „[s]elbst Alter wird durch Nichtberuf definiert. Es fängt dort an, wo die Berufswelt die Menschen entlässt – egal, ob sie sich alt fühlen oder nicht" (Beck 1986, 220f). Wichtiger aber ist, dass die Gruppe der Erwerbsfähigen am eklatantesten von den Schwierigkeiten betroffen ist, sich innerhalb eines rapiden gesellschaftlichen Wandels zu behaupten, der gerade auch den Arbeitsmarkt betrifft: Die meisten von ihnen sind vollständig in der DDR sozialisiert, hatten sich meist auch schon beruflich etabliert oder zumindest ausbildungsmäßig positioniert und eine entsprechende Identität ausgebildet; für sie ist die Wende am stärksten ein beruflich-biografischer Bruch und belastet die Identität, das Wertesystem und das Weltbild besonders stark, während jüngere Menschen sich noch leichter anpassen können[95] und für Rentner diese Anpassung nicht mehr von derart vitaler Bedeutung ist, weil ihre Einkommenssituation nicht mehr vom Arbeitsmarkt abhängig ist (Riedmüller 1994, 84) – ohnehin gehören sie ja durch die Anpassung der Renten ans Westniveau klar zu den Wendegewinnern (Geißler 2006, 225). Es wird also ein sozialer Ausschnitt gewählt, der immerhin mit gewissen Einschränkungen repräsentativ und signifikant für den spezifischen Problemgehalt der Gegenwart ist.

Das soziale Spektrum der dargestellten Romanfiguren ist wohl bewusst nicht sehr breit angelegt: Die Mittelschicht, teilweise mit kleinbürgerlichen Zügen, dominiert – auch dort, wo ein akademischer Hintergrund vorausgesetzt werden kann. Das obere wie das untere Ende der sozialen Pyramide wird weitgehend ausgespart, und zwar sowohl bezüglich der DDR als auch bezüglich der Nachwendegesellschaft: Weder Arbeiter noch Bauern, weder höhere Ex-Parteifunktionäre noch Großunternehmer oder einflussreiche Politiker spielen tragende Rollen (ganz zu schweigen von den Stars des kulturellen Lebens)[96]; der aus dem Westen kommende Immobilienhändler Harry Nelson ist ebenso eine Ausnahme wie der Ex-FDJ-Chef Neugebauer, der als Chef eines Steuer- und Buchhaltungsbüros Karriere macht und „reich wird, weil er Aufträge für Baufirmen vermittelt, der kennt halt Tod und Teufel" (SiSt 226). Thomas Steuber, der mindestens eine Million für zwei Etagen einer Jugendstilvilla anlegt und „ganz andere Möglichkeiten" hat

[95] Vgl. die Ergebnisse der „Berufsverlaufsstudie Ost" bei Falk 2000, 80, 85f. sowie Windzio und Rasztar 2000, 101f. Damit soll das Problem der Jugendarbeitslosigkeit und die daraus resultierende Perspektivlosigkeit nicht verharmlost werden. Sie bleibt jedoch – außer im Fall von Conny Schubert – außerhalb der Darstellung.

[96] Entsprechend spielt auch die soziale Mobilität in die höheren und höchsten Gesellschaftsschichten im Roman keine Rolle.

(SiSt 208f), begegnet als gelegentlicher Arbeitgeber Martin Meurers ebenfalls nur zwei Mal kurz. Die wirklichen Gewinner der Wende erscheinen nur am Rande – Nelson tritt nur ein Mal auf, Neugebauer erscheint lediglich als Gesprächsgegenstand.[97] Die „partielle westdeutsche Überschichtung Ostdeutschlands" mit Führungskräften in Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung und Politik (Geißler 2006, 135) wird durch die Figur Harry Nelsons kaum angedeutet.[98] Diese soziale Selektivität ist möglicherweise auch Ausdruck einer Konkurrenz und funktionalen Differenzierung in den Medien: Politiker, Verbandsfunktionäre, Unternehmer bzw. höhere Manager sind in den Massenmedien ohnehin schon präsent (wie der Fall Harry Nelsons zeigt), und auch die Unterschichten sind als ›Problemgruppe‹ regelmäßig Gegenstand öffentlicher Berichterstattung; die ›normalen‹ Durchschnittsmenschen hingegen werden vom massenmedialen Raster des Ungewöhnlichen und Abweichenden nicht erfasst und eignen sich gerade deshalb für ein Medium, das seine Funktionen auch sonst dort findet, wo Presse, Rundfunk und Fernsehen trotz ihrer dominierenden Position in der Öffentlichkeit ihre Grenzen finden.[99]

Kleine und mittlere Unternehmer wie die Chefs der beiden lokalen Anzeigenblätter und der Taxiunternehmer Raffael repräsentieren den ›Gründerboom‹ nach der Wende (Woderich 1995, 163; Geißler 2006, 148); ihre Berücksichtigung anstelle von Großunternehmern entspricht einer statistisch verbürgten ›Umkehrung‹ des Verhältnisses von Groß- und Kleinbetrieben in Ostdeutschland im Verlaufe des Transformationsprozesses, an dem auch der Zusammenbruch oder die Zerschlagung der ehemaligen Kombinate durch die Treuhand maßgeblich beteiligt war (Sackmann 2000a, 50). Dass der Sprung in die Selbständigkeit für die ›Neulinge‹ oft mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war (Geißler 2006, 149ff; Woderich 995, 163 u. 173ff), findet ebenfalls seinen Niederschlag im Roman: Die Unternehmerfiguren sind hoch verschuldet, operieren oft am Rande des Bankrotts und haben es so noch nicht zu repräsentativem Wohlstand gebracht, auch wenn sich kulturelles und soziales Kapital wie beim „Dispatcher" Raffael und dem Funktionär Neugebauer als anschlussfähig erwies. Für den Hausbesitzer Thomas Steuber ist der neue BMW ein großes Ereignis, und auch der Lokalpolitiker Frank Holitzschek von den Grünen

[97] Immerhin entspricht die Gestaltung dieser wenigen Nebenfiguren der Erkenntnis, dass die Wirtschafts- und Machtelite von heute keine „Leisure-Class der feinen Leute" (Veblen 1899) ist, sondern eher eine rastlose Gruppe von außerordentlich leistungsbezogenen Menschen (Geißler 2006, 126f).

[98] 40% der Spitzenpositionen waren 1995 von „Westimporten" besetzt – im Militär 100%, in der Wirtschaft 88%, in Verwaltung und Justiz 87%, in den Gewerkschaften 80%, in der Wissenschaft 50%, aber in der Politik nur 13% (Geißler a.a.O.).

[99] Das würde auch erklären, warum in Schulzes Roman – wie (mit Ausnahme der Popliteratur) in der Gegenwartsliteratur insgesamt – Prominente aus Kultur und Medien keinerlei Rolle spielen.

ist trotz gewisser Privilegien und respektablen Wohlstandes eher ein „kleines Licht“.[100] Das Aufkommen moderner „postsozialistischer“ Großagrarier und Agrarmanager in der ostdeutschen Landwirtschaft (Geißler 2006, 159) bleibt hingegen ganz außerhalb der Romandarstellung.

Ansonsten dominieren die Angestelltenberufe im Dienstleistungsbereich: Lehrer, Journalisten und ein Fotograf, eine Neurologin, eine lokale Museumsdirektorin und eine Tierpräparatorin, Sekretärinnen, eine Buchhalterin, ein Vertreter und eine Schwesternschülerin – die weiblichen Figuren sind durchaus nicht mehrheitlich auf typische Frauenberufe verteilt, wie dies der Sozialstatistik entspräche (a.a.O., 304ff), und sie kommen mit der Museumsdirektorin Hanni und der Neurologin Dr. Holitzschek weit über dem realen Anteil auch in Führungspositionen vor. Arbeiter und Bauern fehlen gänzlich; auch Angestellte von Großbetrieben der Landwirtschaft und der produzierenden Industrie geraten nicht in den Blick, so dass das gesamte Spektrum technisch-mathematisch-naturwissenschaftlicher Professionen mit ihrer spezifischen Rationalität außerhalb der Darstellung bleibt[101], obwohl die industriellen Betriebe Altenburgs durchaus erwähnt werden: Schon im zweiten Kapitel ist beiläufig vom „Waggonbau“ die Rede (SiSt 28), es gibt eine „Fabrikstraße“ (SiSt 29) und die berühmte Spielkartenfabrik (SiSt 51); außerdem fährt Edgar Körner „Altenburger Essig und Senf für die Lidl-Märkte“ bis nach Frankreich (SiSt 206). Eine Ausnahme ist lediglich Renate Meurer, die zu DDR-Zeiten als Statistikerin in einer Textilfabrik beschäftigt war – und vielleicht der Kubaner Orlando, der mit seinem Diplom in Maschinenbau allerdings keine Stelle bekommt.

Diese Reduktion ist insofern auffällig, als immer wieder auf die Prägung der Ostdeutschen durch die polytechnisch-naturwissenschaftliche Orientierung des DDR-Ausbildungssystems hingewiesen worden ist (Pioch 1995, 95-110). Sie entspricht aber insofern der empirischen wirtschaftlichen Entwicklung, als im primären und sekundären Sektor die meisten Arbeitsplätze verloren gingen; hier fand im Zuge der „nachholenden Modernisierung“ eine rapide Tertiarisierung statt (Geißler 2006, 183 u. 377ff), ohne dass die neugeschaffenen Arbeitsplätze bei Banken, Ver-

[100] Er fliegt mit seiner Frau über Weihnachten zwei Wochen nach Teneriffa (SiSt 89), und die beiden machen lange Reisen bis nach Australien, weil er in einem Spezialprogramm für junge Parlamentarier ist. Sie wohnen in einer von einem Makler vermittelten Wohnung mit Aussicht und ohne Verkehrslärm, aber zu einem eigenen Haus reicht es auch nicht, und Barbara macht sich über die übertriebenen Vorstellungen Hannis von dem Wohlstand und Prestige eines Parlamentariers lustig (SiSt 88).

[101] Hanni ist zwar Biologin, aber ihre Arbeit als Direktorin des Naturkundemuseums bezieht sich eher auf die Organisation von Wissensvermittlung. Ähnliches gilt für den „handwerklichen“ Beruf der Tierpräparatorin Lydia.

sicherungen und Dienstleistungsunternehmen die Verluste auffangen konnten.[102] „So wurden die Arbeitermilieus zu den größten Verlierern der deutschen Vereinigung. Getroffen wurden nicht nur die unterprivilegierten *»Traditionslosen Arbeiter«*, sondern auch die einst in die Mitte integrierten *»Traditionsverwurzelten«* und *»Kleinbürgerlichen«* Facharbeitermilieus“ (Vester et al. 2001, 533). Da Ingo Schulze in *Simple Storys* jedoch gerade die Wendeverlierer besonders in den Blick nimmt, ist die Aussparung der Arbeiter und technischen Angestellten dennoch bemerkenswert, zumal die qualifizierten Facharbeiter und Ingenieure durchaus zum Mittelstand zählen. Möglicherweise wollte er als Autor mit DDR-Sozialisation bewusst jede Verwechslung der Romanperspektive mit dem jahrzehntelang von oben verordneten ›Standpunkt der Arbeiterklasse‹ vermeiden und die Parallelität der Grundprobleme nach der Wende durch alle gesellschaftlichen Gruppen hindurch betonen. Dass auch Figuren aus der staatlichen Verwaltung sowie aus dem Bank- und Versicherungswesen fehlen, kann man zwar unter Umständen mit deren gesicherter, also unproblematischer Position erklären, es führt jedoch dazu, dass in beruflicher Hinsicht von einer Repräsentativität des Figurenpersonals nicht mehr gesprochen werden kann.[103]

Das untere Ende der sozialen Pyramide ist im Roman nicht vertreten, obgleich eine ganze Reihe von Figuren als „unqualifiziertes Dienstleistungspersonal“ auf dem „Jedermannsarbeitsmarkt“ (wahrscheinlich für geringe Löhne) arbeitet: Die Kellnerin Conny und der Kellner Maik gehören ebenso dazu wie – auf einer etwas ›höheren Ebene‹ – die Anzeigenakquisiteure Pit Meurer, Edgar Körner und Peter Bertram. Nach seinem Scheitern als Vertreter bewegt sich Martin Meurer mit seinen Gelegenheitsjobs ebenfalls in dieser Sphäre, auch Jenny Ritter ist am Ende dort zu finden, Edgar Körner bleibt auch als Fernfahrer darin, und Asylanten wie Orlando und Tahir zählen – trotz hoher Qualifikation – ohnehin dazu. Inwieweit diese Figuren einem „prekären Arbeitsmarkt“ mit niedrigeren Standards bei Arbeitsverträgen, Löhnen und Sozialleistungen (Vester et al. 2001, 86) zugerechnet werden können, geht aus dem Romantext nicht hervor, kann aber zumindest für Orlando, Tahir und einige von Martin Meurers Tätigkeiten interpoliert werden. Dem entspricht ein „prekärer Wohlstand“: Diese Figuren haben zum Teil finanzielle

[102] Nur 37% der kontinuierlich im Beschäftigungssystem Verbliebenen befand sich im Frühjahr 1993 noch im primären und sekundären Sektor (Schenk 82). Die über 50-Jährigen dieser Sektoren wurden fast geschlossen in die Frührente entlassen, in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen ›geparkt‹ oder in kapitalschwache Kleinstunternehmer, Hausfrauen und Arbeitslose verwandelt (Vester et al. 2001, 533f; Wegner 1999, 732ff). Die Kombinate und Großbetriebe des verarbeitenden Gewerbes schrumpften so rasch, dass der Vorsprung der DDR an Großbetrieben sich in einen Rückstand der neuen Bundesländer gegenüber den alten verwandelte (Sackmann 2000a, 50; Windzio und Rasztar 2000, 96f).

[103] So bleibt etwa die partielle westdeutsche Überschichtung auch in diesem Bereich (Geißler 2006, 185) unsichtbar.

Schwierigkeiten, können nur begrenzt am Konsum partizipieren und besitzen ihren Lebensstandard nur „auf Widerruf“ (a.a.O., 86f) – die Meurers müssen ihren bloß auf 14 Tage angelegten Urlaub vorzeitig abbrechen, auch Christian Beyer und Maik geht auf Reisen schon nach kurzer Zeit das Geld aus, und der Kauf einer IKEA-Küche kostet Edgar Körners gesamte Ersparnisse.

Während manche dieser Figuren der offiziellen Definition zufolge durchaus unter die Armutsgrenze fallen dürften – ein Schicksal, das erwiesenermaßen deutlich zugenommen hat (Heinze 1998, 160ff; Geißler 2006, 205f, 215f u. 225f; Andreß und Kronauer 2006, 44ff) –, bleiben Armut im engeren Sinne und Obdachlosigkeit, deren Zunahme gleichfalls erwiesen ist (Geißler 2006, 211, 215 u. 225f), im Roman ein fernes Schreckensbild am Horizont – etwa in Gestalt der im Ort untergebrachten bosnischen Flüchtlinge, in Gestalt des zuckerstehlenden Münchner Bettlers (SiSt 102f) oder des früheren Studienkollegen, der nach seiner Entlassung dem Alkohol verfällt und in einem entmieteten Haus wohnt (SiSt 214f). Wichtiger aber ist, dass auch die zumindest vorläufig den ›Wendeverlierern‹ zuzurechnenden Figuren in Habitus und Bildungsstand – soweit erkennbar – allesamt nicht wirklich zu den dauerhaft unterprivilegierten Schichten zählen, sondern trotz ihrer beruflichen Situation im Hinblick auf ihr kulturelles und soziales Kapital eigentlich ebenfalls zur gesellschaftlichen Mitte gehören. Dieses Kapital hat durch den wirtschaftlichen Systemwechsel und seine krisenhaften Aspekte zwar eine drastische Entwertung auf dem Arbeitsmarkt erfahren, doch geht diese Entwertung nicht so weit, dass für die Figuren von einer dauerhaften sozialen Deprivation ausgegangen werden müsste; vielmehr bestätigen sie den Trend zu einer stärkeren Fluktuation über die Grenzen der Armut (Geißler 2006, 214ff u. 225f).

Im Ganzen erhöht die betonte Durchschnittlichkeit der Figuren und Erzähler die Repräsentativität der dargestellten Erfahrungen, geht aber auf Kosten panoramatischer Breite des Gesellschaftsbildes und macht damit deutlich, dass ein solches Gesellschaftspanorama wohl auch nur sehr eingeschränkt angestrebt ist. Vor allem macht sie weder das Ausmaß sozialer Ungleichheit erfahrbar noch die von den Soziologen festgestellte Zunahme dieser Ungleichheit, mit der sich die ostdeutsche Gesellschaft an eine westdeutsche Entwicklung annähert, die schon in den 70er Jahren begonnen hat (Vester et al. 2001, 83f, 88f u. 404ff; Ebert 1995, 55-57; Geißler 2006, 82 u. 87f). Außerhalb der Romandarstellung bleiben damit auch die von den Soziologen festgestellten Unterschiede in den Wertesystemen der Ober-, Mittel- und Unterschichten (Vester et al. 2001, 37ff; G. Schulze 1993, 283-333). Es dominieren die typischen Mittelschichtwerte mit ihrer relativen materiellen ›Sättigung‹, ihrem gebremsten Hedonismus und dem deutlich erkennbaren,

aber doch mäßigen Anteil von postmateriellen Selbstentfaltungswerten – modifiziert nur von der situationsbedingt höheren Gewichtung der Arbeitsplatzsicherheit. Ausgeprägtes Status- und Karrieredenken fehlt ebenso wie reiner Materialismus, zügelloser Hedonismus und experimenteller Avantgardismus. Im Mittelpunkt stehen eher die Probleme, welche die gebildete Mittelschicht mit dem gesellschaftlichen Umbruch und der Zunahme sozialer Unsicherheit hat – womit der Fokus zugleich auf jenem gesellschaftlichen Spektrum liegt, aus dem der Autor stammt und aus dem auch die Leser des Romans am ehesten stammen dürften. Immerhin lassen die wenigen Gewinner-Figuren am Rande der Darstellung doch eine Ahnung aufkommen, dass dem Abstiegsprozess der meisten Romanfiguren ein Aufstiegsprozess weniger gegenübersteht.

Dennoch sind Klassenverhältnisse oder gar -gegensätze innerhalb des mittelständischen Figurenspektrums schon wegen des Fehlens von Arbeitern nicht wahrnehmbar: Zwar gibt es durchaus, wie wir noch sehen werden, Interessengegensätze zwischen Unternehmern und ihren Angestellten, aber diese führen nirgendwo im Roman zu einem ökonomischen und sozialen, geschweige denn politischen Gruppenbewusstsein mit entsprechend solidarischem Verhalten und kultureller Identität. Die mittelständischen Unternehmer spielen zwar gelegentlich ihre ökonomische Macht aus, verwenden ihr Kapital jedoch auffallend selten zur sozialen Distinktion, sondern sind im Gegenteil deutlich bestrebt, den Unterschied der sozialen Lage zu überspielen und mit ihren Angestellten auf gleicher Ebene zu verkehren – wie der Zeitungschef Christian Beyer, der zwar de facto alle Entscheidungen selbst fällt und die Journalistin Danny ökonomisch unter Druck setzt, dies aber in der Rolle des väterlichen Freundes tut, seine Angestellte duzt, am Abend mit ihr ein Bier trinken und überhaupt immer „Kumpel sein“ will (SiSt 32). Auch die Museumsdirektorin Hanni bemüht sich um eine geradezu körperliche Nähe zu ihrer Angestellten Lydia. Der andere Zeitungschef Kuzinski versucht (wie sein Verhalten auf einer Betriebsfeier zeigt), seine Angestellten an Kleinbürgerlichkeit zu übertreffen (SiSt 244f), und der grüne Politiker nimmt an Veranstaltungen in bayerischer Trachtenkleidung teil (SiSt 145).

Damit entspricht die Romandarstellung eher den soziologischen Diagnosen Ulrich Becks als denen Michael Vesters, der am Klassenbegriff festhält und lediglich eine Modifikation dieses Strukturprinzips zugestehen will (Vester et al. 2001, 13, 78f u. 135ff).[104] Beck hingegen interpretiert den sozialen Wandel im Nachkriegsdeutschland trotz der fortbestehenden sozialen Un-

[104] Diese Modifizierung geht aber so weit über den Marxschen Klassenbegriff hinaus, dass man ihn eben so gut fallen lassen kann. Vesters Abgrenzung von Beck beruht denn auch in vielem auf einer sehr selektiven Lektüre.

gleichheit als Auflösung von Klassenbindungen durch Anhebung des Lebensstandards, durch Mobilität, Bildungsexpansion, Enttraditionalisierung, Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile (Beck 1986, 122ff, 131). Während der steigende Wohlstand und die zunehmende Mobilität, die verbesserten Arbeitsbedingungen, die zunehmende Freizeit und das steigende Bildungsniveau insofern als Vereinheitlichung der Lebensbedingungen wirkt, als auch die unteren Schichten an den Privilegien der mittleren und oberen Schichten teilhaben, wirkte eine „neue" Signifikanz horizontaler Ungleichheiten wie Geschlecht, Alter, Region, Milieu usw. in Richtung einer Differenzierung und Diversifizierung der Soziallagen (a.a.O., 121-131).[105] Als Ergebnis dieser Prozesse hat zudem eine „stille Revolution" (Inglehard 1977) im Wertgefüge der Menschen stattgefunden, die klassen- und schichttypische Subkulturen aufgelöst und dafür postmaterielle Selbstentfaltungswerte, hedonistische Einstellungen sowie die Bedeutung von „Lebensstilen" und ästhetischer Differenzen enorm gefördert hat – Werte, die ganz andersartige soziale Gruppenbildungen induzieren als die materiellen und statusbezogenen Werte einer industriellen Knappheitsgesellschaft (G. Schulze 1993, 23, 35, 76ff). Auf der anderen Seite hat die Beschneidung und Überlastung des Sozialsystems zu einer Wiederbelebung der Verteilungskämpfe geführt, die „alle, auch tiefgehende kulturelle Differenzen in ökonomische Verteilungsprobleme übersetzt, Gruppendifferenzen als materiale Gerechtigkeitsfragen (statt als Lebensziel- und -stilfragen) erlebt" (Lessenich und Nullmeier 2006, 17). Dies schlägt sich – gerade auch in *Simple Storys* – in einer Vervielfältigung gesellschaftlicher Spaltungen durch Konkurrenzbeziehungen und Konkurrenzverhalten nieder, selbst wenn der Roman sich auf die Konfliktlinien zwischen Frauen und Männern, Kapital und Arbeit, Wirtschaftssystem, Staatsverwaltung und privater Lebenswelt konzentriert, dagegen die Gegensätze zwischen Wendegewinnern und –verlierern, Ost- und Westdeutschen, früheren Stasi-Mitarbeitern und ihrem Opfern, Deutschen und Ausländern sowie Mobilen und Immobilen nur am Rande darstellt und die zwischen Armen und Reichen, Elite und Masse, Beschäftigten und Arbeitslosen sowie Gebildeten und Ungebildeten praktisch ausblendet (vgl. a.a.O.).

[105] Vgl. auch Geißler 1992, 67; Geißler 2006, 104. Es kann hier nicht entschieden werden, ob Beck „die Tendenzen zur Entstrukturierung der sozialen Ungleichheit, zur Auflösung der Klassen und Schichten [...] erheblich überzeichnet", wie Geißler meint (1992, 69). Wichtiger ist, dass in Schulzes Roman stark in den Hintergrund tritt, „dass soziale Ungleichheiten in der BR weiterhin in erheblichem Ausmaß um traditionelle Schichtkriterien wie Berufsposition und Bildungsniveau gruppiert sind" (a.a.O.). Geißlers These von der „Dominanz der vertikalen Dimensionen der sozialen Ungleichheit" (a.a.O.) lässt sich in der fiktiven Welt von *Simple Storys* nicht fundieren.

Als weitere Ursachen für die Auflösung der industriellen Großgruppengesellschaft wird in der Fachliteratur das Verschwinden traditioneller Formen kollektiver Selbsterfahrung identifiziert: Der räumliche Zusammenhang des Wohn- und Arbeitsbereiches, die gemeinsame Betroffenheit durch Notlagen und die Ähnlichkeit der Arbeitserfahrung sind zerfallen (G. Schulze 1993, 410; Beck 1986, 124f, 131, 137f), und die milieuspezifischen kulturellen Überlieferungen – ihrerseits Bedingungen lebensweltlicher Kommunikation – lösen sich nicht nur deshalb, sondern auch unter dem Einfluss einer kommerzialisierten Massenkultur auf (Honneth 1994,12ff). Diese Umstände werden zwar nicht unmittelbar mimetisch dargestellt, drücken sich aber formal in der kleinteiligen, in vielerlei Perspektiven zerfallenen Darstellungsweise von *Simple Storys* aus – und ebenso im Misslingen einzelner Versuche, die Erfahrungen des gesellschaftlichen Umbruchs auf einer generalisierenden Ebene zu kommunizieren: Hannis Nachwendeerfahrungen finden in ihrem nächtlichen Telefonat mit Barbara Holitzschek ebenso wenig Bestätigung wie Renate Meurers Anamnese ihres Mannes in der psychiatrischen Klinik (Kap. 22), Martin Meurers Selbstdarstellung gegenüber seinem leiblichen Vater (Kap. 10) und seine Darstellung der gebrochenen Biographien seiner Kommilitonen (Kap. 21). Außerhalb der Romandarstellung bleibt hingegen, dass die Institutionalisierung der Klassenkonflikte in den hochregulierten Auseinandersetzungen von Gewerkschaften und Arbeitnehmerverbänden (sowie innerhalb des Parteiensystems) aus soziologischer Sicht in die gleiche Richtung wirkt, weil sie den Klassenkonflikt dem Bereich kollektiver Erfahrung und individueller Initiative entzogen hat (G. Schulze 1993, 407; Beck 1986, 133). Diese Aussparung mag darin begründet sein, dass die Soziologen ähnliche Entwicklungen – wenn auch nicht ganz so ausgeprägt und mit leicht verschobenen Akzenten – auch schon für die DDR festgestellt haben (Ahlheit 1994, 255ff; Vester 1995, 15), so dass sie nicht die Signifikanz des Neuen besitzen. Außerdem werden wir sehen, dass die großen und intermediären Organisationen sowohl auf politischem wie auch auf wirtschaftlichem Gebiet noch aus anderen Gründen generell in der Romandarstellung unberücksichtigt bleiben.

Für das Ausmaß des sozialen Wandels ist aus Sicht der Soziologen vor allem kennzeichnend, dass weder die Repolarisierung der westdeutschen ›Nivellierten Mittelstandsgesellschaft‹ (Schelsky 1965) seit den 80er Jahren (Brock 1994, 64f) noch die schnelle Repolarisierung der ostdeutschen Gesellschaft nach der Wende[106] *nicht* zu einer Neubildung sozialer Großgruppen

[106] Die sozialen Ungleichheiten des Westens werden im Osten sogar bald noch übertroffen und nehmen eine ausgeprägte Dreiteilung der Gesellschaft in Gewinner, Gesicherte und Verlierer an (Vester 1995, 9; Neckel 2006, 353ff).

und einer Wiederbelebung des Klassenkampfes geführt hat, sondern die Entsolidarisierung eher noch vorantreibt (Heinze 1998, 76-86; Geißler 1999, 692f; Vester et. al. 2001, 114ff; Lessenich und Nullmeier 2006, 15f; Reißig 2000, 3). Auch in Schulzes Roman gibt es kaum je Beispiele für Solidarität unter Arbeitnehmern – im Konflikt mit den Arbeitgebern steht Danny ebenso allein wie Martin Meurer und Orlando, und die Widerstandsbereitschaft ist bei der asymmetrischen Machtverteilung entsprechend gering, beruht sie doch – wie bei Danny – allein auf persönlicher Zivilcourage und ist mit einem hohen Risiko verbunden.[107]

Allerdings sind kollektive Züge des durch die Wende initiierten sozialen Wandels im Roman überhaupt deutlich unterrepräsentiert: Die wenigen Gewinner und Gesicherten unterscheiden sich in ihrem Habitus kaum von den vielen Verlierern und Verunsicherten, und selbst das relativ enge örtliche Zusammenleben in einer Kleinstadt scheint der Selbsterfahrung der Figuren kaum gemeinsame Züge zu verleihen. Wahrnehmbar sind für den Leser lediglich charakteristische Individualisierungsphänomene auf der Mikro-Ebene, nicht deren Ursachen- und Bedingungszusammenhänge auf der Makro-Ebene. Was dargestellt wird, sind die Konsequenzen im Alltagsleben, wo die Individuen nun darauf verwiesen sind, die sozioökonomischen Krisensymptome als je persönliche Probleme zu bearbeiten, die bestenfalls durch familiäre Netzwerke abgefedert werden. Entsprechend kommen dabei verunsicherte Identitäten, erschütterte Weltbilder und in Frage gestellte Werthaltungen in den Blick.

Als Konsequenz dieser inhaltlichen Selektionsprinzipien ist es fast ebenso schwierig wie die Identifikation von Klassenstrukturen, das Figurenpersonal von *Simple Storys* nach dem Schichtenmodell zu klassifizieren, denn auch dieses beruht auf dem prävalenten Distinktionskriterium der sozialen Lage – Beruf, Einkommen, Bildung und das damit verbundene Prestige –, das in der Darstellung von *Simple Storys* und im Verhalten seiner Figuren gerade auffallend zurücktritt (man vergleiche etwa mit Gesellschaftsromanen des 19. Jahrhunderts!). Zwar gehören beinah alle Romanfiguren den Mittelschichten an, aber bei keiner von ihnen ist ein für geschichtete Gesellschaften so typisches Aufstiegsstreben in die nächst höhere Schicht oder ein Abgrenzungsbedürfnis nach unten erkennbar (G. Schulze 1993, 149ff) – geschweige denn ein Distinktionsbewusstsein oder signifikante Habitusabweichungen zwischen Selbständigen und Angestellten oder zwischen höherer, mittlerer und ausführender Dienstleistungsschicht (Geißler 2006, 100f). Ledig-

[107] Die wenigen Beispiele für gegenseitige Unterstützung sind rein persönlicher Natur – so etwa die ›Rache‹ Edgar Körners und Pit Meurers an Christian Beyer für die Entlassung Dannys in „Die Killer“.

lich Peter Neugebauer, der schon vor der Wende zur Führungsschicht zählte, demonstriert eine ausgeprägte Karriereorientierung. Innerhalb der Mittelschichtfiguren scheinen hingegen weder die jeweils ausgeübten Berufe noch Besitz und Bildung ein besonderes Sozialprestige zu genießen, die Figuren sind hauptsächlich damit beschäftigt, irgendeine Form von Normalität, von Konsolidierung und relativer sozialer Sicherheit herzustellen – aber auf welchem Niveau, scheint (auch für das Urteil der anderen) zweitrangig zu sein. Sie wollen einen einigermaßen sicheren Job und eine funktionierende Beziehung bzw. eine halbwegs harmonische Familie – ob sie außerdem nach Australien und New York reisen oder an die Ostsee und den Scharmützelsee, ist kaum identitätsrelevant. Zwar ist bei einigen eine Tendenz zur Verbesserung der Wohnsituation festzustellen[108], aber der Taxiunternehmer Raffael ist der einzige, der offen den Ehrgeiz äußert, der erste zu sein, „der seine Familie aus [der schlechten Wohngegend] Nord rausbringt" (SiSt 95).

Auch der Bildungsgrad, im Schichtenmodell ein Hauptkriterium sozialer Distinktion, bildet in Schulzes Roman weder einen deutlich verhaltensbestimmenden Faktor noch ein klares Selektionskriterium für soziale Beziehungen. Zwar zeigt sich bei näherem Hinsehen im Widerspruch zur betonten Durchschnittlichkeit des Romanpersonals ein ungewöhnlich hoher Bildungsstand, denn bei zehn der zwanzig wichtigeren Figuren ist ein Universitätsabschluss entweder im Text nachweisbar oder kann doch aufgrund der beruflichen Position als sicher vorausgesetzt werden – ein Anteil von 50% gegenüber den real etwa 10% (Geißler 2006, 276). Diese Selektivität der Romandarstellung ist in der Tat bemerkenswert; sie wird jedoch in ihrer Bedeutung dadurch erheblich gemindert, dass kaum eine der Akademiker-Figuren einen intellektuellen Habitus erkennen lässt, ja dass der hohe Bildungsabschluss das Verhalten, die Äußerungen und die Interessen der Figuren überhaupt auffallend wenig prägt – ein Phänomen, das noch aus der DDR-Gesellschaft stammt: Der studierte Martin Meurer gerät am Ende an die Schwesternschülerin Jenny, die studierte Museumsdirektorin Hanni klagt ihr privates Leid der Sekretärin Marianne Schubert und heiratet schließlich Martins Bruder Pit Meurer, dessen Bildungsgrad im Dunkeln bleibt. Was die Figuren sagen und denken, scheint von ihrem Bildungsstand unabhängig zu sein: Der Lehrer Ernst Meurer zeigt ausländerfeindliche Tendenzen und ergötzt sich an deutschen Automarken, sein Kollege Peter Bertram schreibt pornographische Trivialliteratur und der Ex-Lehrer und Museumspädagoge Dieter Schubert liest sie; die beiden letzteren verbringen ihre

[108] So bei Edgar Körner und Danny im Kapitel 11, Martin Meurer in Kapitel 21 und Raffael im Kapitel 28.

Freizeit zusammen beim Angeln (einem typischen Arbeiter- und Kleinbürgersport[109]). Der scheinbar unqualifizierte Edgar Körner dagegen versucht sich während seiner Arbeitslosigkeit an Störigs *Kleine Weltgeschichte der Philosophie* sowie an Musils *Mann ohne Eigenschaften* und will Englisch lernen (SiSt 205), obwohl er Dannys psychologische Interessen (Alice Miller und C. G. Jung) kurz zuvor noch in einem typisch antiintellektuellen Affekt als „Hokuspokus", „Schwachsinn" und „Blödsinn" bezeichnet und Tinos Verhaltensauffälligkeit in pädagogischer Ignoranz darauf zurückführt, dass er „nach Strich und Faden verwöhnt" wurde (SiSt 198f, 201). Die pädagogisch sehr bewusste, politisch engagierte und psychologisch interessierte Danny wiederum plappert unternehmerische Propaganda-Vorurteile gegenüber deutschen Arbeitern nach und stempelt ihre Konkurrentin Lydia umstandslos als verrückt ab (SiSt 200 u. 279f). Ansonsten sind kulturelle Indikatoren des Bildungsniveaus kaum zu finden, auch die Sprache bildet keinen deutlichen Indikator, ist die Verwendung von Jargon doch meist eher situativ bestimmt bzw. bewusst rollenhaft wie in „Die Killer".

Diese Tendenz der Darstellung ist gleichfalls ganz im Einklang mit Becks Diagnose des „Fahrstuhleffekts", durch den die sozial strukturierende Bedeutung von Einkommen, Beruf und Bildungsstand zurückgegangen ist. Nachdem die meisten materiellen Güter und Dienstleistungen für die Mehrheit erschwinglich geworden sind, ist die Schmerzhaftigkeit der weiterhin bestehenden Lageunterschiede und die subjektiv empfundene Dringlichkeit ihrer Überwindung zurückgegangen – zumal die erhöhte soziale Mobilität die ›Schicksalhaftigkeit‹ der Herkunftslage relativiert. Die tatsächlich von Armut Betroffenen schließlich (wie viele Arbeitslose, alleinerziehende Mütter und manche Arbeitslose) sind eine sozial äußerst heterogene Gruppe, die kaum noch gemeinsame Lebens- und Arbeitsbereiche besitzt. Außerdem ist demonstrativer Konsum meist kein eindeutiges Mittel sozialer Identifikation und Distinktion mehr – wichtiger sind Gemeinsamkeiten und Unterschiede des ›Lebensstils‹ geworden (G. Schulze 1993, 401ff; Beck 1986, 140ff).

Bei aller Nähe zu jüngeren Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung blendet die mangelnde soziale Diversität des Romanpersonals allerdings weitgehend aus, dass trotz aller Tendenzen zur Auflösung gesellschaftlicher Großgruppen und ihrer Subkulturen kollektive vertikale Ungleichheiten in nicht zu unterschätzendem Maße fortbestehen, ja sogar zugenommen haben, indem weiterhin Einkommen, Bildung und soziale Herkunft stark miteinander korrelieren: Nicht nur differieren die Lebenschancen und Risiken (einschließlich der Mobilitätsmuster) wei-

[109] Vgl. Bourdieu 1987, 212f.

terhin deutlich nach der Verteilung dieser Güter, sondern auch die neuen Milieudifferenzierungen, indem die Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse vornehmlich ein Phänomen der gebildeten Mittel- und Oberschichten sind – Unterschiede, die durch spezifische Erziehungsstile, Sozialisations- und Heiratsmuster sowie ein sozial selegierendes Bildungssystem perpetuiert werden (Geißler 2006, 116f). Jedenfalls sind die Verhältnisse von Chancengleichheit noch weit entfernt (Geißler 1992, 222-235; 2006, 284f), beträchtliche Mobilitätsbarrieren bestehen weiterhin (Geißler 1992, 202ff; 2006, 269) und es ist erwiesen, dass nach wie vor eine stabile und durchgängige vertikale Ordnung von Berufen nach ihrem Prestige existiert (Mayer 1987, 378), auch wenn ihr Aufmerksamkeitswert als Bezugspunkt der sozialen Wahrnehmung zurückgeht und seine statusdefinierende Macht entsprechend ein Stück weit nachgelassen hat (G. Schulze 1993, 406). Hier lässt sich eindeutig ein Selektionsprinzip der Romandarstellung feststellen, das die jüngeren Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung zuungunsten der fortbestehenden Züge der „industriellen Dienstleistungsgesellschaft“ stark akzentuiert und damit eine ausgeprägte Mittelschichtenperspektive verrät – ob diese dem Autor zuzurechnen ist oder ein bewusstes literarisches Dispositiv darstellt, sei zunächst dahingestellt.

Zu diesen neueren Tendenzen gehört auch die Lockerung zwischen den klassischen Schichtindikatoren Einkommen und Bildung. So demonstriert Martin Meurers Schicksal im Roman exemplarisch, dass die Öffnung des höheren Bildungswesens für weite Teile der Bevölkerung – besonders im Zeichen hoher Akademikerarbeitslosigkeit – zu einer ›inflationären‹ Entwertung höherer Bildungsabschlüsse geführt hat, deren Koppelung an bestimmte Berufskarrieren auf dem knappen Arbeitsmarkt deutlich an Festigkeit verloren hat (Geißler 1992, 219f). Zudem zeigen sich innerhalb bestimmter Bildungsniveaus – wie innerhalb sozialer Lagen insgesamt – so grundlegende Differenzen der Lebensweise, dass man von einer Spaltung in mehrere Großgruppen ausgehen muss. Auch in *Simple Storys* unterscheiden sich die Lehrer Ernst Meurer, Dieter Schubert und Peter Bertram in Habitus und Weltsicht deutlich von jüngeren Akademikern wie Martin Meurer und dem Ehepaar Holitzschek. Die vertikale Ordnung der Schichtung ist also durch eine horizontale Ordnung durchbrochen, wobei quantitative Differenzen häufig durch qualitative überlagert werden (G. Schulze 1993, 401; Beck 1986, 138f). Dabei spielt der Generationenwechsel mit seinem Wandel von materiellen, sicherheits- und statusbezogenen Wertpräferenzen zu solchen der Selbstentfaltung und Partizipation eine bedeutende Rolle (G. Schulze 1993, 401ff; Vester et al. 2001, 76-81).

Dennoch sind Strukturmodelle, welche dieser horizontalen Differenzierung Rechnung tragen, auf die Darstellung der Gesellschaft in *Simple Storys* nur schwer anwendbar. Pierre Bourdieus Dimensionierung des sozialen Raums etwa, in der die vertikale Gliederung nach der Summe des Gesamtkapitals durch eine horizontale Gliederung nach der Kapitalstruktur, also je nach dem Anteil von kulturellem und ökonomischem Kapital ergänzt wird (Bourdieu 1987, 195ff), scheitert an der mangelnden Differenziertheit der Darstellung im Hinblick auf das kulturelle Kapital der Romanfiguren sowie an der geringen Spannweite ihrer Einkommenslagen. Die Positionierung der mittelständischen Unternehmer wie Raffael, Christian Beyer, Kuszinski und Kerndel auf der rechten, mehr dem ökonomischen Kapital zuneigenden Seite, sowie der studierten Hanni, Barbara Holitzschek und Danny mehr auf der linken, dem kulturellen Kapital zuneigenden Seite gibt für die Interpretation wenig her, da das Verhalten und die Äußerungen der Figuren kaum eine erkennbare Differenzierung nach dem Bildungsniveau aufweisen. Analytisch nicht besonders ergiebig ist auch Bourdieus Koppelung von Habitus-Gruppen an die Kapitaldimensionen. Das gilt vor allem für die vertikale Achse des Gesamtkapitals, weil die Habitus-Gruppen hier noch sehr schichtenspezifisch ausfallen – dass Verhaltensweisen der Distinktion und des Aufstiegsstrebens im Roman nur sehr selten zu finden sind, habe ich schon gesagt, und Ähnliches gilt für den Habitus der „Arriviertheit“ bzw. „Respektabilität“, während Habitus-Elemente der „Notwendigkeit“ hier eher zu jenen „Coping-Strategien“ zählen dürften, die dem Anpassungsdruck der gesellschaftlichen Umbruchsituation zu verdanken sind (Bourdieu 1987, 277ff). Tatsächlich sind soziologisch deutliche Anzeichen gefunden worden, dass solche schichtenspezifischen Habitus-Typen mit ihrer außenorientierten Fixierung auf Statussicherung und –verbesserung seit den 60er und 70er Jahren (zumindest in Deutschland) erheblich an Bedeutung verloren haben (G. Schulze 1993, 139f; Sinus 2001, 6), auch wenn sich durch soziale Prägung – oft in verwandelter Form – etwas von ihnen erhalten hat. Am ehesten aussagekräftig für *Simple Storys* ist die Habitus-Theorie noch in ihrer horizontalen Differenzierung in hierarchiegebundene bis autoritäre sowie eigenverantwortliche bis experimentelle Typen, die in etwa der Differenzierung nach Kapitalsorten und nach Altersgruppen parallel liegen soll (Vester 1995, 15; Vester et al. 2001, 26f, 43f).

Ein wenig besser gelingt die soziale Klassifikation des Romanpersonals, wenn man jene Milieumodelle heranzieht, welche das Schichtenmodell auf einer zweidimensionalen Matrix mit einer Skala grundlegender Wertorientierungen (von konservativ über materiell und hedonistisch

bis erlebnisorientiert) kombinieren; es bleiben aber nach wie vor erhebliche Unklarheiten, weil eben im Roman auch jene Wertorientierungen und Lebensauffassungen in vielen Fällen nicht deutlich bzw. differenziert genug hervortreten. Orientiert man sich am Sinus-Modell der ostdeutschen Milieus aus dem Jahre 2000, lassen sich die Romanfiguren immerhin grob den unterschiedlichen Mittelschichtmilieus zurechnen, während das traditionelle Arbeiter- und Bauernmilieu ebenso außerhalb der Romanwelt bleibt wie die ›moderne Unterschicht‹ des konsummaterialistischen und hedonistischen Milieus (Geißler 2004, 71f).

Die ost-spezifischen Milieus des Sinus-Modells sind eigentlich nur durch Ernst Meurer vertreten: Er kann mit einiger Sicherheit dem bürgerlich-humanistischen Milieu zugerechnet werden, denn er zeigt während der Wende eine eindeutig konservative Grundorientierung und gehört als Lehrer klar zum Bildungsbürgertum, auch wenn dies in seinem Verhalten kaum zum Ausdruck kommt – möglicherweise liegt dies daran, dass er (wie viele seiner Kollegen) als Aufsteiger in dieses Milieu gelangt ist (Geißler 1992, 226ff).[110] Die bei ihm begegnende Dominanz von Pflicht- und Akzeptanzwerten[111] gegenüber den Selbstentfaltungswerten[112] macht ihn zu einem jener „ordnungsliebenden Konventionalisten“, wie sie sonst hauptsächlich unter den Älteren und schlecht Ausgebildeten vorkommen (Klages und Gensicke 2005, 288f). Wahrscheinlich gehört er zu jenen Teilen der Arbeiterschaft oder des Kleinbürgertums, die (um den Preis einer Anpassung an den SED-Machtapparat) durch die massiven Egalisierungsbestrebungen der DDR-Bildungs-politik zu ihrer einflussreichen gesellschaftlichen Position gekommen sind (Geißler a.a.O.). Obgleich er als Schulleiter an untergeordneter Stelle auch zum ›abgewickelten‹ Führungskader in Partei, Verwaltung und Kultur gehört, eine deutlich autoritäre, hierarchiegebundene Haltung zeigt und den humanistischen Traditionen von Toleranz und Menschenwürde ebenso fern steht wie der ehemaligen intellektuellen Opposition, unterscheidet er sich vom „DDR-verwurzelten Milieu“ doch dadurch, dass er während der Auseinandersetzungen um seine Person im Gegensatz zu seinen Vorgesetzten die alten protestantischen Tugenden hochhält (Vester 1995,

[110] Vgl. auch Anweiler 1999, 87; Vester 1995, 49; Vester et al. 2001, 530. Ernst Meurer entstammt seinem Habitus nach jedenfalls wohl nicht den Resten jener ehemaligen Führungsschicht, die in der DDR nach 1945 „in mittlere Positionen des Kultur-, Bildungs- und Gesundheitsbereichs [...] herabgestuft“ worden sind (Vester et al. 2001, 527).

[111] Das sind mit Bezug auf die Gesellschaft Disziplin, Gehorsam, Pflichterfüllung und Treue, mit Bezug auf das individuelle Selbst Unterordnung, Fleiß, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, Anpassungsbereitschaft, Pünktlichkeit, Fügsamkeit und Enthaltsamkeit (Klages 1984).

[112] Mit Bezug auf die Gesellschaft: Emanzipation, Gleichbehandlung, Gleichheit, Demokratie, Partizipation und Autonomie. Mit Bezug auf das individuelle Selbst: Hedonismus (Genuss, Abenteuer, Spannung, Abwechslung, Ausleben emotionaler Bedürfnisse) und Individualismus (Kreativität, Spontaneität, Selbstverwirklichung, Ungebundenheit, Eigenständigkeit) (Klages 1984).

49; Vester et al. 2001, 530f): Er steht zu dem, was er zu DDR-Zeiten getan hat, erwartet Loyalität von seinen ehemaligen Vorgesetzten in der Partei und kündigt von selbst, als er von ihnen keine Rückendeckung erhält – und all das, obwohl es im Hinblick auf seine persönlichen (materiellen) Interessen höchst disfunktional ist (SiSt 224f) und die Funktionseliten im Schulwesen ansonsten nicht unter besonderem Entlassungsdruck standen (Vester et. al. 2001, 528; Geißler 2006, 184).[113] Im Grunde hält er trotz seiner sozialen Deklassierung am Oberklassenhabitus des „Arrivierten" fest, ja verstärkt sogar unter dem Druck des objektiven Abstiegs seinen subjektiven „Stolz" und seine „Empfindlichkeit" gegenüber jeder symbolischen Anerkennung von Statusverlust – deshalb ist er auch nicht bereit, als Nachhilfelehrer zu arbeiten. Sein konservativer und rigider Habitus kollidiert mit einer historischen Situation, die gerade besondere Flexibilität erfordert – ein Widerspruch, der diese Gruppe auch in Westdeutschland zu Verlierern des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels macht. Die dadurch ausgelöste Status-Verunsicherung weist ihn als einen der 16% „perspektivlos Resignierten" aus (Klages 2001, 10); sie zeigt sich an seinem ängstlichen Rückzug ins Private und die zunehmend aggressive Ausgrenzung der als Bedrohung wahrgenommenen gesellschaftlichen Realität – zunächst in vereinzelten xenophoben Aggressionen gegen „die Rumänen" (SiSt 72), schließlich in der bewaffneten Verteidigung seiner ›Ruhe‹ gegen die Nachbarn (SiSt 230).

Seine Frau Renate ist sicherlich im oberen Teil des traditionellen bürgerlichen Milieus mit seiner konservativen Orientierung verwurzelt, tendiert in ihrer pragmatischen Einstellung auf die neuen materiellen Verhältnisse hingegen mehr zum „modernen bürgerlichen Milieu", das – in Übereinstimmung mit dem entsprechenden Westmilieu – zwar nach einem harmonischen, behüteten Leben in gesicherten Verhältnissen strebt, aber dabei zunehmend auf das persönliche Glück und eine gewisse Lebensintensität achtet sowie beruflich flexibel und mobil ist (Geißler 2004, 72). Frühe Heirat und frühe Kinder bei bald fortgesetzter Berufstätigkeit entsprechen den Konventionen der sechziger Jahre und den institutionellen Bedingungen der DDR (Geißler 1992, 253f, 259f, 266f); schon die Entscheidung, nicht ihrem ersten Mann in den Westen zu folgen, stellt die private Stabilität über die Einschränkung der politischen Freiheit und die limitierten Konsummöglichkeiten, und ihr schnelles Eingehen einer zweiten Ehe mit Ernst Meurer zeigt

[113] Unter den Angehörigen des „DDR-verwurzelten Milieus" dominieren dagegen die „technokratischen Funktionseliten", die nach 1989 größtenteils zur Mitarbeit am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbau bereit gewesen wären und sich erst durch ihren Ausschluss von diesem Prozess aus Enttäuschung auf die DDR zurückbesannen (Vester et al. 2001, 529).

nochmals die Bereitschaft, für einen „guten Mann“ mit Familiensinn den Preis politischer Konformität und materieller Genügsamkeit zu zahlen. Die Loyalität zu ihrem Mann während der Wende ist noch Ausdruck ihres Konservatismus; ihre pragmatische Bereitschaft, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, zeigt jedoch die Abhängigkeit dieser konservativen Loyalität vom Primat einer gesicherten sozialen Position; sie hat entsprechend genau dort ihre Grenze, wo Ernst Meurer zur Bedrohung für das harmonische, behütete Leben in stabilen Verhältnissen wird. Immerhin geht ihr pragmatischer Opportunismus nicht so weit, die Legitimität des neuen Systems fraglos anzuerkennen; ihre kritische Haltung ist jedoch nur bedingt ein Zuwachs an geistiger Autonomie, zeigt sie doch eine Affinität zum offiziellen Legitimationsdiskurs der DDR. Dennoch tendiert sie als Wertetypus deutlich zu den „aktiven Realisten“, die aufgrund einer Synthese von Pflicht- und Konventionswerten mit idealistisch-kreativen und hedonistisch-materiellen Werten die nötige Persönlichkeitsstärke besitzen (Klages und Gensicke 2005, 291), um

> auf verschiedenste Herausforderungen ›pragmatisch‹ zu reagieren, gleichzeitig aber auch mit starker Erfolgsorientierung ein hohes Niveau an ›rationaler‹ Eigenaktivität und Eigenverantwortung zu erreichen. Sie sind auf eine konstruktiv-kritikfähige und flexible Weise institutionenorientiert und haben verhältnismäßig wenige Schwierigkeiten, sich in einer von schnellem Wandel geprägten Gesellschaft zielbewusst und mit hoher Selbstsicherheit zu bewegen. (Klages 2001, 10)

Insgesamt zeigt sich jedoch schon hier, dass Ingo Schulzes Figurenzeichnung weniger das sozial Typische hervorhebt als vielmehr das Individuelle und vor allem die inneren Brüche, Widersprüche und Spannungsverhältnisse – Charakterzüge, die tatsächlich durch die besondere Situation des abrupten gesellschaftlichen Wandels bei vielen verstärkt worden sind.

Der Lehrer Peter Bertram ist dagegen trotz seines Bildungsstandes und seiner früheren Funktion im Machtapparat der DDR weder im bürgerlich-humanistischen Milieu noch im ehemals staatstragenden Funktionärsmilieu verwurzelt; obwohl er seine einstige Tätigkeit bei den Grenztruppen verteidigt, stützt er sich dabei doch lediglich auf den allgemeinen Konformismus, weicht einer echten Diskussion seiner Vergangenheit aus und zeigt im Übrigen eine pragmatische Anpassungsbereitschaft an die neuen Verhältnisse, ohne der DDR (wenigstens scheinbar) eine Sekunde nachzutrauern. Seine Ambitionen als Hobbyautor wurzeln zwar in seinem hohen kulturellen Kapital, doch seine Bereitschaft zur restlosen Marktkonformität negiert ebenso wie deren Kombination mit sexuellen Gewaltphantasien nachdrücklich jede Gemeinsamkeit mit dem Bildungsbürgertum. Seiner Herkunft nach wahrscheinlich ein kleinbürgerlich-autoritärer Charakter,

sprechen seine ›moralfreien‹, erfolgs- und ›erlebnisorientierten‹ Freizeitaktivitäten – gerade im Zusammenhang mit seiner beruflichen Deklassierung – für eine Tendenz zum hedonistischen Milieu (Geißler 2004, 73; G. Schulze 1993, 322ff; Vester 1995, 48). Jedenfalls gehört er zum „hedomaterialistischen" Wertetypus, der zwar flexibel ist, jedoch durch die „Dominanz des Lustprinzips und die Jagd nach schnellen Gewinnen" dazu tendiert, „die Grenzen des sozial und legal Verträglichen auszukosten" (Klages 2001, 10).[114]

Bei Peter Neugebauer hingegen, früherer FDJ-Chef und damit einer der Vorgesetzten Ernst Meurers, ist eine klare Zuordnung möglich – wohl weil er nur eine etwas schematisch gezeichnete Nebenfigur ist: Er gehört weder zu einem der ost-spezifischen Milieus, noch orientiert er sich in Richtung Konsum und Erlebnis; auch ein intellektueller Habitus ist ihm fremd, obwohl sicherlich auch er ein Studium absolviert hat. Man kann ihn vom Wertetypus zu jenem ehrgeizigen und fleißigen Teil der Hedomaterialisten zählen, denen es vor allem um Karriere, Erfolg, Status und Macht geht (Klages und Gensicke 2005, 290; Vester 1995, 49). Er ist damit der typische Vertreter jener Teile der früheren DDR-Führungsschicht, die sich trotz umfassender Entlassungen und vorübergehender Deklassierungen aufgrund ihres Ausbildungs- und Beziehungskapitals als ›Wendehälse‹ der ersten Stunde zu einem status- und karriereorientierten Milieu von etwa 9% der ostdeutschen Bevölkerung verbanden und nun mit dem etablierten Segment des statusorientierten Milieus im Westen konvergieren (Vester et al. 2001, 528f u. 538; Geißler 2006, 184). Renate Meurer charakterisiert ihn als ebenso intelligent, fleißig und willensstark wie skrupellos und betont die Rolle seiner früheren Verbindungen für seinen Erfolg (SiSt 226f).

Die Einordnung einer so wichtigen Figur wie Ernst Meurers Gegenspieler Dieter Schubert ist dagegen wiederum nicht leicht: Als früherer Kunstlehrer und späterer Museumspädagoge gehört er ebenfalls zum Bildungsbürgertum und zeigt dessen Tendenz zur kulturellen Distinktion auf dem „Assisi-Trip" des ersten Kapitels in geradezu satirisch verzerrter Penetranz (SiSt 16f u. 223) – eine Penetranz, die in ihrer Verbindung mit einem übertriebenen Geltungsbedürfnis darauf hindeutet, dass auch er wie viele seiner Generation in dieses Milieu erst aufgestiegen ist (Geißler 2006, 288). Anders als die breite Mehrheit der „sozialistischen Intelligenz" mit ihrer besonderen SED-Loyalität (a.a.O., 181) ist er jedoch durch seine öffentliche Disziplinierung in eine Opposition zum DDR-Staat getrieben worden, die ihn die Wende begrüßen lässt und ihm eine gewisse kritisch-intellektuelle Haltung – auch gegenüber dem Westen – verleiht. Hohe Konsumstandards

[114] Vgl. auch Klages und Gensicke 2005, 290.

und ehrgeizige Karriereziele scheinen keine große Rolle für ihn zu spielen, aber all diese Züge sind sicherlich nicht ausgeprägt genug, um ihn zum linksintellektuell-alternativen Milieu mit seinen postmateriellen Ansprüchen zählen zu können. Seine Opposition wurzelt vor allem in der Verletzung seines Selbstwertgefühls, hängt außer mit seiner Relegation auch mit seinem minderwertigen Glasauge und seinem Spitznamen zusammen (SiSt 165), ist entsprechend eng verbunden mit seinem starken Selbstdarstellungsbedürfnis und bleibt in ambivalenter Weise an opportunistische Tendenzen gekoppelt, wie seine vorübergehende DSU-Mitgliedschaft[115] und seine Bemühungen um Anerkennung als ›Opfer der SED-Diktatur‹ zeigen. Im Grunde ist seine soziale Position wohl nur daraus zu verstehen, dass seine ausgeprägte Anpassungs- und Leistungsbereitschaft (als Charakterzüge von „aktiven Realisten“) sowohl vom DDR-Staat als auch vom westdeutschen System zurückgewiesen worden ist. Nur deshalb zieht er sich in ein berentetes Opferdasein zurück. Dieser Opportunismus sowie sein schuldbewusster Hang zur Pornographie, seine Doppelmoral und seine leistungsorientierten Freizeitaktivitäten (Bergsteigen, Joggen, Sportangeln) sprechen jedenfalls eher für kleinbürgerliche, autoritäre, hierarchiegebundene und leistungsorientierte Einstellungen, die er möglicherweise als Aufsteiger aus einem entsprechenden Herkunftsmilieu mitgebracht hat – jedenfalls deutet seine Teilnahme an der Abendschule und einem „Zeichenzirkel“ (SiSt 165) darauf hin, dass er die Zugangsberechtigung zum Lehramtsstudium über den zweiten Bildungsweg erworben hat. Dennoch lässt er kein ausgeprägtes Interesse an einer Geborgenheit und Sicherheit in Heim und Familie erkennen, sondern ist von einem (für ›Entwurzelte‹ typischen) Hunger nach neuen Erfahrungen und einem unbefriedigten Bedürfnis nach Sinn getrieben.

Seine Frau Marianne weist allerdings keine bildungsbürgerlichen Züge auf, was auch die Zugehörigkeit ihres Mannes relativiert – dass auf ihrer Couch die Zeitschriften „Burda“ und „TV-Spielfilm“ sowie ein Bibliotheksbuch liegen (SiSt 250), spricht ebenso wie ihre Lektüre von Horoskopen (SiSt 141) eher für einen begrenzten Bildungsgrad. Ansonsten bietet Marianne Schubert ebenfalls ein ambivalentes Bild: Einerseits zeigt sie die entschiedene Selbstbehauptungs- und Tatkraft einer „aktiven Realistin“, andererseits kann sie diese nur mit Mühe und mit Hilfe zwanghafter Verhaltensweisen aufrechterhalten. Sie hält sich souverän aggressive Anzeigenakquisiteure vom Leib (Kap. 12), entlarvt kühl die Doppelmoral ihres Mannes (Kap. 13) und rettet

[115] Diese Partei repräsentierte nach Vester u. a. (2001) vor allem Personen, die ihre Unsicherheit nach dem „Parvenü-Muster“ kompensierten: „in einer kritiklosen Identifikation mit marktwirtschaftlichem Ellenbogendenken, mit einem in Westdeutschland schon relativierten Fortschrittsglauben und einer entsprechenden High-Tech-Faszination“ (538).

Hanni in einem Akt ›weiblicher Solidarität‹ bravourös aus einer gefährlichen Situation, so dass man sie als „Amazone“ bezeichnet (Kap. 24) – da sie sich der Museumsdirektorin nicht innerlich verbunden fühlt, stehen dahinter wohl Elemente einer Pflichtethik. Andererseits hört man von ihr sozialdarwinistische Äußerungen (SiSt 26), ihre zwanghafte Beschäftigung mit Haushaltstätigkeiten verweist auf ein starkes Ordnungs- und Sauberkeitsbedürfnis und sie kann die Nähe anderer Menschen ebenso schwer zulassen wie die Infragestellung ihrer häuslichen Lebenswelt (sei es durch ihre Krankheit oder die Eröffnungen Jennys über ihren Mann) – Bedrohungen und Ängste, die sie nach außen projiziert und mit allen, auch aggressiven Mitteln auf Distanz zu halten versucht (ihr gescheiterter Antrag auf einen Waffenschein spricht hier Bände und zeugt zugleich für ein gehöriges Maß an Naivität). Obwohl keine ausgeprägte materialistische Orientierung zu erkennen ist, spricht all dies für eine Zugehörigkeit zum traditionell-kleinbürgerlichen Milieu (Vester 1995, 50). Wie ihr Mann gehört sie jedenfalls sicher nicht zu den ost-spezifischen bzw. DDR-nostalgischen Milieus, zählt sich aber dennoch zu den Wendeverlierern; da ihr Bedürfnis nach einem konventionellen bürgerlichen Leben in gesicherten Verhältnissen enttäuscht worden ist, beweist sie im Vergleich zu Renate Meurer eine eher resignativ-pessimistische Einstellung.[116]

Eindeutiger dem linksintellektuell-alternativen Milieu zuzuordnen ist die Journalistin Danny, die in ihrem Beruf ein hohes Maß an gesellschaftskritisch-aufklärerischem Idealismus demonstriert, jenseits materieller oder karrierespezifischer Motive (SiSt 278) ein weit überdurchschnittliches Arbeitsethos erkennen lässt und dabei sogar ihr Privatleben vernachlässigt (SiSt 30ff); der Beruf ist für sie offenkundig in erster Linie ein Feld der Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung, ein asketischer Habitus und postmaterielle Werte sind unübersehbar (vgl. Vester 1995, 48; Vester et al. 2001, 531f) – dafür spricht auch ihr starkes Streben nach Unabhängigkeit und Authentizität, wie es in der kontroversen Auseinandersetzung mit ihrem Chef und in ihrer Entlarvung Peter Bertrams zum Ausdruck kommt. Ebenso zeigt dies der Umstand, dass sie als einzige Figur in Alltagsästhetik und Lebensstil ein gewisses Selbstdarstellungs-, Originalitäts- und Distinktionsstreben beweist: Sie fährt einen alten amerikanischen Straßenkreuzer, schneidet sich die Haare kurz und praktiziert ›männliche‹ Trinksitten (SiSt 197, 200). Sie beansprucht als Frau Gleichberechtigung mit Männern ohne Aufgabe ihrer weiblichen Identität, pocht auf ihre Qualifikation (SiSt 277) und betreibt eine pädagogisch bewusste Erziehung ihres Neffen zur

[116] Auf der zweidimensionalen Werteskala von Klages (2005, 289) wäre sie sowohl zwischen den perspektivenlos Resignierten und den ordnungsliebenden Konventionalisten als auch zwischen diesen und den aktiven Realisten zu verorten.

Selbständigkeit. Zudem beschäftigt sie sich privat mit Psychologie und lässt in Bezug auf den Bürgerkrieg in Jugoslawien eine konsequent pazifistische Oppositionshaltung erkennen (SiSt 198 u. 203) – selbst im Privatleben weist sie politischen Überzeugungen und konsequenten Werthaltungen eine entscheidende Rolle zu.[117] Offenbar hat sie 1989 zur aktiven Opposition gehört.[118] Dass sie Maria Callas über Walkman hört (SiSt 204), verbindet das Interesse an der Hochkultur mit einer Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Medien, und ihr Auto signalisiert sicherlich auch eine Nähe zur Popkultur. Ihr intellektueller Habitus und die entsprechende Werthaltung sind allerdings keineswegs ungebrochen: Ihr idealistisch-asketisches Arbeitsethos ist anfällig gegenüber Sinnkrisen (SiSt 38), ihr politisch-moralischer Rigorismus kann Kritik nur schwer ertragen (SiSt 202f), weist – etwa in der Frage der Beschäftigung von Immigrantinnen als Putzfrauen – gewisse Inkonsequenzen auf (SiSt 276) und ist schnell bereit, Rivalinnen mit übler Nachrede zu bekämpfen (SiSt 279). Dennoch tendiert sie von allen Figuren am ehesten zum Typus der „nonkonformen Idealistin", denn gerade die Angehörigen dieser Gruppe „sind zwar verbale Fortschrittsbejaher, stehen [jedoch] wegen ihrer oft ideologisch geprägten Sichtweise der Realität der Modernisierung frustrationsanfällig gegenüber" (Klages 2001, 10).[119]

Auch den Bildhauer Tom und seine Frau, die Musikerin Billi, kann man mit einiger Sicherheit dem intellektuellen Milieu zurechnen, hier mit künstlerischem Einschlag: Tom bekommt zum Geburtstag kunsthistorische Bildbände geschenkt (SiSt 63), und das Paar zeigt ein reflektiert-fortschrittliches Erziehungsverhalten (SiSt 198). Dennoch betont der Roman auch bei ihnen nicht so sehr die Konsistenz als vielmehr die Brüche und das individuell Besondere: Tom spielt das Künstlerisch-Intellektuelle in Richtung des Handwerklichen herunter, die Partykonversation ist recht anspruchslos und die sportlichen Interessen sind betont volkstümlich (Kap. 6). Obwohl die beiden infolge ihrer Doppelerbschaft auch einige hedonistische Züge erkennen lassen, streben sie auf ihrem Bauernhof doch offenbar vorwiegend nach (künstlerischer) Autonomie vom Erwerbszwang, nach ›Privatismus‹ und ›Selbstentfaltung‹, für deren postmateriellen und statusunabhängigen Charakter sowohl die Handwerkerkluft des Bildhauers als auch das betont einfache Party-Essen sprechen. In der DDR zur oppositionellen Kunstszene gehörend, sind nun allerdings

[117] So fühlt sie sich von dem Fotografen Patrick verraten, als dieser sich der Anweisung Beyers nicht widersetzt, vorsichtshalber auf eine namentliche Kennzeichnung seiner Bilder über rechte Gewalt zu verzichten (SiSt 277).
[118] Darauf verweist ihre Bemerkung zu Edgar Körner SiSt 203.
[119] Der Begriff „ideologisch" spiegelt hier eine negative Wertung des Autors und dessen Orientierung an einem nicht weniger ›ideologischen‹ Mainstream-Realismus wider. Er wäre daher besser durch den Begriff ›idealistisch‹ zu ersetzen, wenn damit jenseits aller philosophischen Terminologie eine Werthaltung gemeint ist, die an Werten und Ideen auch gegen den Widerstand ihrer mangelnden Realisierbarkeit festhält.

keine politischen Interessen, kein kritisch-idealistisches Engagement mehr zur erkennen. Der betont nicht-kommerzielle Charakter von Toms Kunstproduktion zeigt dabei die typische, von Bourdieu analysierte Beziehung zum Kunstmarkt: Seine Kunden geben sich als befreundete Kenner, die ihr finanzielles Kalkül zugunsten des symbolischen Kapitals der Kunst herunterspielen, weil nur letzteres eine langfristige Rendite garantiert (Bourdieu 2001, 134ff u. 226ff).

Zum intellektuell-künstlerischen Milieu, wenngleich auf sozial deklassierter Ebene, gehört auch der Möchtegern-Schriftsteller Enrico Friedrich, und auch er zelebriert jene ostentative Unabhängigkeit vom ökonomischen Feld, die gerade durch die Betonung rein künstlerischer Motive und Maßstäbe langfristig auch auf einen ökonomischen Erfolg spekuliert – eine Strategie, die in seinem Fall allerdings allzu durchsichtig und zugleich völlig illusionär ist. Sein betonter Individualismus, sein unbeugsamer Idealismus und seine leidenschaftliche, wenn nicht manische Fixierung auf das Schreiben entspricht der ›heroischen‹ Tradition der Avantgarde, ist jedoch allem Anschein nach auf tragische Weise mit kreativer Impotenz gepaart und erschöpft sich daher in einer bloßen Pose, in der Weltfremdheit fließend in Wirklichkeitsverlust übergeht. In Bezug auf Klages' Typologie haben wir hier eine ins Wahnhafte übersteigerte Variante des „nonkonformen Idealisten" vor uns (Klages 2001, 10). Sie kontrastiert zudem in eigentümlicher Weise mit seiner eher proletarischen Ausdrucksweise (SiSt 188ff) – vielleicht liegt in einer entsprechenden Herkunft und ihrer notorisch mangelhaften Ausstattung mit psychosozialem Kapital eine Wurzel dafür, dass er den hohen psychischen Anforderungen der Künstlerexistenz nicht gewachsen ist.

Frank Holitzschek dürfte als Grünen-Politiker gleichfalls noch ins linksintellektuell-alternative Milieu gehören, obwohl er als Landtagsabgeordneter zur neuen politischen Elite zählt und bereits deutliche Züge arrivierter Bürgerlichkeit zeigt, die eher in den modernen Mainstream des „adaptiven Milieus" verweisen (Geißler 2004, 72f). Besonders gut passt er in Vesters „Liberal-intellektuelles Milieu", in dem sich „ein hohes Arbeits- und Kulturethos" mit „postmaterialistischen Werten und mit sozialer, staatsbürgerlicher und ökologischer Reformbereitschaft" verbindet (Vester et al. 2001, 38). Dabei gehört er weniger zum Wertetypus des „nonkonformen Idealisten" als vielmehr zu dem des „aktiven Realisten" (Klages 2001, 10). Er agiert und argumentiert vernunftbetont, tolerant und verantwortungsbewusst, lehnt traditionelle männliche Rollenzuweisungen ab (SiSt 146ff) und ist von unbefangen körperbetonter Zärtlichkeit im Umgang mit seiner Frau (SiSt 86), doch verbirgt sich dahinter ein gewisser selbstzentrierter Mangel an Sensibilität, der seinem verständnisvollen Habitus Grenzen setzt – so ist er bereit, rechte Kra-

wallmacher als Opfer ihrer Lebensbedingungen zu sehen (SiSt 144), urteilt Enrico Friedrich jedoch als „Suffkopp und Quatscher“ mit irrelevanten Wohlstandsproblemen ab (SiSt 183f) und erweist sich vor allem als unfähig, das ›offene Geheimnis‹ seiner eigenen Frau zu durchschauen (Kap. 18).

Diese wiederum, an der Oberfläche sozial ähnlich zu situieren, zeigt ganz im Sinne ihres universitären Bildungsniveaus und problembezogenen Berufes ökologische Interessen und Konsumgewohnheiten („Relaxsocken“) und liest den ›Spiegel‹, zeigt aber in punkto Sauberkeit und Ordnung, wie die Reflexionen über ihre alternde Mutter zeigen (SiSt 89), eine ausgesprochen (klein-) bürgerliche Prägung, die auch in gewissen autoritären Zügen hervortritt: So erwartet sie von ihrem Mann ein gewaltsames Einschreiten und eine aktive Beschützerrolle gegenüber rechtsradikalen Störenfrieden (SiSt 146) und hegt ein resignativ-fatalistisches Menschenbild (SiSt 52). Geplagt von einem Schuldkomplex, ist sie trotz gefestigter privater Verhältnisse und trotz sicherer, verantwortungsvoller Berufstätigkeit sehr empfänglich für Erschütterungen ihres Wertesystems. Mehr noch als bei ihrem Mann sind es hier also eher die individuellen Widersprüche bzw. Erschütterungen als das ›Milieutypische‹, was durch die Darstellung hervorgehoben wird. Als Ursache lässt sich vermuten, dass der „doppelte Bruch“ in der Entwicklung der ostdeutschen Gesellschaft nach 1945 und 1989 (Geißler 2004, 264 u. 268f) von längerfristigen Beharrungseffekten („Hysteresis“) im Habitus (Vester 1995, 11f) überlagert wird.

Noch weniger vom Habitus eines Intellektuellen zeigt trotz seiner Universitätsbildung Martin Meurer; seine Wertorientierung bleibt überhaupt ziemlich unklar. Zwar hat er als Kunsthistoriker an einer Dissertation gearbeitet (SiSt 45), kann aus dem Stand und ohne nachzudenken über mittelalterliche Architektur, Umweltbelastung und Stadtsanierung sprechen (SiSt 40) und war aktiv an der friedlichen Revolution von 1989 beteiligt, steht entsprechend auch nicht an, offen Einwände gegen die legitimatorische DDR-Sicht seiner Mutter zu formulieren (SiSt 222ff); eine kritische Haltung zu den Nach-Wende-Verhältnissen ist jedoch nirgendwo erkennbar, obwohl er zu den Figuren gehört, die mit am meisten unter ihnen zu leiden haben. Wenngleich er den griechischen Kommunisten Dimitrios offenbar durchaus ein wenig bewundert, setzt er dessen selbstloses Engagement als eine Form von Masochismus herab und hält eine Revolution in Deutschland weder für wahrscheinlich noch für wünschenswert (SiSt 213f), was gegen seine Einordnung als nonkonformer Idealist spricht. Sein aktives Selbstbehauptungsstreben auf dem Arbeitsmarkt und seine flexible Bereitschaft, die akademische Karriere einem gleichgültigen Brot-

beruf zu opfern, zeigen ihn vielmehr als einen weiteren aktiven Realisten, auch wenn die persönlichen ›Kosten‹ dieser Anpassung nicht unbeträchtlich sind und die Wertesynthese aus beruflichem Leistungsethos und privater Selbstverwirklichung (Klages und Gensicke 1999, 291) nicht zufriedenstellend gelingt, so dass die fortgesetzten Frustrationen schließlich zu gewissen resignativen Tendenzen führen. Reste einer „idealistischen", sozial engagierten, postmaterialistischen Werthaltung zeigen kaum noch kritisch-nonkonformistische Tendenzen, werden mit seiner Konversion in ein neues christliches Ethos überführt und tragen nicht nur zur Fürsorgebereitschaft für seinen Stiefvater, sondern auch zur Unterstützung von Asylbewerbern wie Tahir bei, wenngleich er gegenüber seinem eigenen Sohn in auffälliger Weise versagt.[120] Jedenfalls zeigt er eine moralische Sensibilität, die selbst seine Mutter als „streng" empfindet. Eine gewisse Autoritätshörigkeit und Konfliktscheu deuten auf eine kleinbürgerliche Charakterprägung – so legt er keinen Widerspruch gegen einen Führerscheinentzug ein, setzt sich auch nicht gegen einen unhöflichen Taxifahrer zur Wehr (SiSt 46f) und vermag es nicht, sich gegenüber einem ehemaligen Stasi-Spitzel abzugrenzen (SiSt 214). Kulturell in eine ähnliche Richtung weisen das Lottoabonnement, der Kauf eines Flaschenschiffs und ein Abend in der Bar eines Kurhotels (SiSt 41). Diese Tendenz zum Konformismus hat seine Grenze jedoch in einer Abneigung gegen offene Herablassung (wie die des Nordsee-Chefs im letzten Kapitel) sowie gegen Heuchelei, wie er sie beim Besuch seines leiblichen Vaters in München erlebt (Kap. 10), und wird zudem durch eine kritische Selbstreflexivität gemildert. Bei seiner Frau Andrea hingegen sind keinerlei intellektuelle Züge mehr zu erkennen, und sie zeigt auch nicht das weibliche Selbstbewusstsein ihrer Schwester Danny; vielmehr fällt sie vor allem durch ihre Neigung auf, trotz ihres Festhaltens an beruflichen Ambitionen in der Sorge ums Häusliche aufzugehen. Zwar demonstriert auch sie durchaus ein gehöriges Maß an Flexibilität, ja geht in ihrer Anpassungsbereitschaft z. T. sogar weiter als ihr Mann, aber ihre Frustrationstoleranz ist nicht sehr ausgeprägt. Wiederum ist es nicht das sozial Typische und die Konsistenz einer Identität, sondern die innere Widersprüchlichkeit, Verunsicherung und individuelle Einzigartigkeit, die in der Figurenzeichnung hervortritt.

Ähnlich verhält es sich mit der Museumsdirektorin Hanni, bei der ebenfalls ein Universitätsabschluss vorausgesetzt werden kann. Sie hält Vorträge, schreibt kleine Artikel für die Zeitung und pocht gegenüber Lydia auf ein hohes Leistungs- und Arbeitsethos (SiSt 58); ihr Unmut

[120] Tatsächlich ist bemerkenswert, wie außerordentlich selten in Martin Meurers Erzählungen die Beziehung zu seinem Sohn auftaucht; Schuldgefühle wie in Bezug auf den Tod seiner Frau scheint er jedenfalls nicht zu haben.

über die anspruchslosen Routinetätigkeiten ihres Berufes (SiSt 85) deutet auf ein enttäuschtes Streben nach professioneller Selbstverwirklichung – alles Merkmale der „progressiven Bildungselite“ (Vester et al. 2001, 507f). Politisch tendiert sie nach eigener Aussage zu den Grünen, aber vom linksintellektuell-alternativen Milieu des Sinus-Modells trennt sie der pragmatische Habitus einer beruflichen Leitungsfunktion, dem sie auch ihre politische Einstellung unterordnet (SiSt 85). Andererseits fällt sie in New York vor allem durch (wenig originelle) hedonistische Einstellungen auf (SiSt 172), gibt sich gelegentlich auch einer erlebnisorientierten, durch reichlichen Alkoholkonsum geprägten Geselligkeit mit TV-Show-ähnlichen ›Geständnisspielen‹ hin (SiSt 83f) und zeigt gewisse esoterische Tendenzen wie in der Erzählung von ihrem ›Urschrei-Erlebnis‹ (SiSt 140). Allerdings hindert sie ihre kritische Selbstreflexion, von solchen ›westlichen‹ Aktivitäten ganz überzeugt zu sein; sie sind vielmehr erkennbarer Ausdruck eines enttäuschten und desorientierten Glücksstrebens – insbesondere nach privatem Glück durch tiefe Freundschaften und eine verlässliche Intimbeziehung (wobei das Geschlecht möglicherweise zweitrangig ist). Dabei erwartet sie von Männern trotz ihrer beruflichen Führungsposition durchaus Elemente traditionellen Rollenverhaltens wie die des ›Beschützers‹ und ›Machers‹, während sie in ihren Vorstellungen von Barbara Holitzscheks Eheleben den projektiven Wunsch durchblicken lässt, die Erwerbstätigkeit dem Mann zu überlassen (SiSt 85) – möglicherweise eine Regression, die durch berufliche Frustrationen bedingt ist. Die neuen wirtschaftlichen (Macht-) Verhältnisse sieht sie sehr kritisch, wenn auch ohne DDR-Nostalgie oder linksalternatives Engagement, sondern ausgesprochen fatalistisch und pessimistisch; sie lösen bei ihr eine Verunsicherung aus, die sich in einem starken Hang zu Misstrauen bis hin zu xenophoben Tendenzen zeigt (SiSt 135). Auch hier also stehen traditionelle kleinbürgerliche Charakterzüge in einem spannungsvollen Verhältnis zu reflektiertem, kritischem Selbstbewusstsein und moderner Selbständigkeit, wie sie im akademischen Teil des modernen bürgerlichen Milieus vorherrschen – ein inneres Spannungsverhältnis, das die Verunsicherung durch die gewandelten Verhältnisse noch verstärkt. Es zeigt sich wie bei Martin Meurer, dass auch tendenziell „aktive Realisten“ mit dem Druck und den Widersprüchen der gewandelten Verhältnisse nicht klarkommen, wenn sie nicht über eine ziemlich stabile Psyche bzw. eine ausgeprägte Persönlichkeitsstärke verfügen (Klages 2001, 12f), die immer noch für viele nicht erreichbar ist (zumal für DDR-Sozialisierte, die nur in Grenzen die dafür notwendige Erziehung zur Selbständigkeit und die positive Konditionierung durch Lob und Anerkennung erfahren haben (Klages und Gensicke 1999, 291)).

Die Biologielehrerin Petra schließlich, Frau des Taxiunternehmers Raffael, gehört zu denjenigen Figuren mit Universitätsabschluss, die ihr Bildungskapital am wenigsten in einen intellektuellen Habitus ausgeformt haben: Ihr äußerst populäres Literaturverständnis ist frei von jeglichem künstlerischen Anspruch, ja zeigt sogar anti-künstlerische Affekte (SiSt 289f), und mit ihrer an Hysterie grenzenden Neigung zu Ängstlichkeit, Ekel und Pessimismus (SiSt 291) fordert sie von ihrem Mann eine traditionelle Beschützer- und Trösterrolle (SiSt 288). Die Ehekrise in der schwierigen Anfangsphase von Raffaels Taxibetrieb deutet darauf hin, dass sie trotz ihrer gesicherten beruflichen Eigenständigkeit sowohl wirtschaftliche Sicherung als auch häusliche Präsenz von ihm erwartet. All dies verweist auf einen Wertetypus zwischen ordnungsliebendem Konventionalismus und perspektivenloser Resignation, der wohl nur zum Teil auf die Erschütterung der sozialen Verhältnisse zurückgeführt werden kann.

Eine Ausnahmeerscheinung unter den studierten Figuren ist der kubanische Maschinenbauingenieur Orlando, der offenbar während eines Studienaufenthaltes im ›sozialistischen Bruderland‹ von der Wende überrascht worden ist. Obwohl er auch über beträchtliche Computerkenntnisse verfügt, gibt ihm die Krise des produzierenden Gewerbes trotz hoher Leistungs- und Anpassungsbereitschaft keine Berufschancen, und sein sozialer Status ist noch zusätzlich durch die sich ausbreitende Xenophobie beeinträchtigt, so dass er zu den am meisten deklassierten Figuren gehört und am Ende Brötchen austrägt. Dies entspricht dem generell höheren Arbeitslosigkeitsrisiko von Ausländern (Geißler 2006, 242f; Dicke 1999, 24) und der besonders starken Ausländerfeindlichkeit in den neuen Bundesländern (Geißler 2006, 250f; Dicke 1999, 24f). Ähnlich wie Martin Meurer und seine ehemaligen Studienkollegen steht er zugleich für die tendenzielle Entkoppelung höherer Bildungsabschlüsse von ökonomischem Kapital durch den Widerspruch zwischen Bildungsexpansion und schrumpfendem Arbeitsmarkt, in deren Folge sich Abiturienten und Akademiker zunehmend quer zur Schichtendifferenzierung verteilen.[121] Auch er zeigt aber keinerlei kritische Tendenzen gegenüber der Gesellschaft, die ihm eine gleichberechtigte Zugehörigkeit so beharrlich verweigert; stattdessen versucht er seine prekäre Position durch Überanpassung und durch die „kumpelhafte“ Investition in Sozialkapital zu stabilisieren (Kap. 9) – eine Tendenz, die seiner marginalisierten Position als Ausländer entspricht.

[121] Geißler weist allerdings zurecht darauf hin, dass diese Entwicklung deutliche Grenzen aufweist und höhere Bildungsabschlüsse das Arbeitsplatzrisiko sowie das Armutsrisiko erheblich mindern (2006, 281f). Die entsprechend höheren Risiken von Menschen ohne Hauptschulabschluss sind nicht Teil des sozialen Kosmos von *Simple Storys*.

Diejenigen Romanfiguren, die eindeutig oder wahrscheinlich nicht über eine universitäre Bildung verfügen, lassen sich am ehesten in eine (vorläufig) konsolidierte und eine (vorläufig) deklassierte Gruppe unterteilen. Alle, die sich halbwegs erfolgreich in den neuen Verhältnissen etablieren konnten, sind mit pragmatischer Anpassungsbereitschaft, aber durchaus selbständig und eigenverantwortlich bestrebt, ihren Status zu halten, zu sichern und auszubauen, während Selbstentfaltung, Genuss und Konsum zwar eine gewachsene Rolle spielen, aber erst an zweiter Stelle rangieren; diese Gruppe ist am ehesten dem „modernen bürgerlichen Milieu" des Sinus-Schemas und dem Wertetypus der „aktiven Realisten" zuordnen, zeigt aber – besonders bei ihren älteren Vertretern – noch deutlich traditionell-(klein-)bürgerliche Züge. Die beiden Unternehmer Raffael und Christian Beyer gehören hierher – da sie wirtschaftlich ums Überleben kämpfen, ist unklar, ob sie nicht unter günstigeren Verhältnissen zu einer deutlicheren Aufstiegsorientierung tendieren würden. Wie wir sahen, passen auch Marianne Schubert und Renate Meurer in etwa hierhin. Der Sinn solcher Zuordnungsversuche wird hier jedoch durch die Unwägbarkeiten der Lücken, Widersprüche und strikt individuellen Züge bereits nachdrücklich in Frage gestellt.

Auch Patrick scheint sich trotz seiner vorübergehenden Arbeitslosigkeit in seinem Beruf des Fotografen etabliert zu haben, und es ist anzunehmen, dass er in diesem Bereich schon zu DDR-Zeiten eine Ausbildung absolviert hat. Seine eher zurückhaltende Art trägt Züge eines Distinktionsstrebens gegenüber allzu affirmativem Verhalten, und sein betonter Verzicht auf Karriereorientierung, in dem er sich mit Danny einig ist (SiSt 278), spricht (ähnlich wie seine Unterstützung für Enrico Friedrich) für ein Festhalten an gewissen idealistischen Werten bzw. für neue postmaterielle Werte wie Individualismus und Selbstentfaltung. In seinem Job zeigt er durchaus gesellschaftskritisches Engagement, ohne dass ansonsten nonkonformistische Tendenzen erkennbar sind. Auch er hat jedoch mit latenten Ängsten zu kämpfen und denkt bei einer nächtlichen Verfolgung automatisch an „Rumänen, Russen, Polen" (SiSt 66). Danny bescheinigt ihm pädagogisches Geschick und Feingefühl im Umgang mit schwierigen Kindern, aber gegenüber Frauen kann davon keine Rede sein. Man sieht: eine weitere Figur, deren Verhaltensweisen und Äußerungen sich nicht auf einen einheitlichen Sozialcharakter zurückführen lassen.

Raffael demonstriert mit seiner oft rüden und drastischen Ausdrucksweise, seinem Interesse für Fußball und seinem trivialen Literaturverständnis ein eher einfaches Bildungsniveau, das auch seinem früheren Beruf als Koordinator im Busbahnhof entspricht – obgleich er ein typisches Beispiel für die „Anschlussfähigkeit beruflicher Qualifikationen und Branchenerfahrungen aus

DDR-Zeiten“ (Geißler 2006, 151) ist, tendiert seine Kapitalstruktur deutlich zum ökonomischen Pol, auch wenn die entsprechenden Mittel weitgehend kreditfinanziert sind. Dies und eine nur wenig experimentelle und erlebnisorientierte Grundorientierung trennt ihn auch vom „aufstiegsorientierten Pioniermilieu“ (Vester et al. 2001, 537). Trotzdem zeugt sein Sprung in die Selbständigkeit grundsätzlich von beträchtlicher Risikobereitschaft, und er gehört zu den wenigen Figuren mit ausgeprägtem sozialen Ehrgeiz, auch wenn der Erfolg sich dann nur sehr zögerlich einstellt und weiterhin von Zweifeln begleitet ist. Die neue Rolle als Arbeitgeber mit ihren moralfremden Zwängen fällt ihm, wie die Auseinandersetzung mit Orlando zeigt, nicht leicht, und der gewachsene Leistungsdruck verführt ihn ebenso wie die höheren Risiken der Selbständigkeit gelegentlich zu sentimentalen Erinnerungen an seine DDR-Zeit, zu eskapistischen Phantasien und zu Fatalismus. Das entspricht dem empirischen Befund der Soziologen, dass „›große Sorgen‹ über die eigene wirtschaftliche Lage unter Selbständigen [...] weiter verbreitet [sind] als unter allen Arbeitnehmergruppen mit Ausnahme der Un- und Angelernten“ (Geißler 2006, 143).

Ähnliches gilt für Christian Beyer, über dessen Bildungsgrad und früheren Beruf wir nichts erfahren. Er füllt seine neue Rolle zwar skrupelloser aus, setzt seine Angestellten unter Druck (SiSt 31f) und ist zu Bestechungsversuchen bereit (Kap. 23), ja zeigt in demütigenden Situationen sogar ein gehöriges Maß an Frustrationstoleranz (Kap. 12). Dennoch wird er von seinen Angestellten nicht als überzeugende Führungspersönlichkeit wahrgenommen (SiSt 32 u. 125ff). Außerdem leidet er, wie sich schließlich herausstellt, doch unter der Schuldenlast, der Fremdbestimmung und dem unbarmherzigen Konkurrenzdruck und wird von Selbstzweifeln und Versagensängsten geplagt. Unter solchen Bedingungen neigt auch er zu Anfällen von Fatalismus und Eskapismus (Kap. 17 u. 23). Für diese beiden Figuren bedeutet der Sprung in die Selbständigkeit den Aufstiegsversuch in eine neue, typisch westliche Gesellschaftsgruppe, ohne dass sie in ihrem Herkunftsmilieu alle erforderlichen Fähigkeiten erworben hätten – und ohne dass bereits ganz klar ist, ob sie den neuen Anforderungen auf die Dauer gerecht werden können (und wollen); sie hängen deshalb in einem sozialen Übergangsstadium: geprägt von abhängiger Lohnarbeit, empfinden sie das ›freie Unternehmertum‹ eher als Zunahme von Abhängigkeiten (nämlich von der Institution des Marktes und der Staatsbürokratie).

Über den anderen Zeitungschef Kuzinski erfahren wir in dieser Hinsicht zu wenig, denn er bleibt eine Nebenfigur. Aufschlussreich ist er nur in kultureller Hinsicht, in der Art nämlich, wie er seine patriarchalische Führungsrolle auf einer Betriebsfeier in die Rolle des Animateurs

überführt – ob hier der Einfluss westlicher Modelle von ›Unternehmenskultur‹ eine Rolle spielt, kann nur vermutet werden, jedenfalls findet das Ganze, für ein journalistisches Unternehmen besonders erstaunlich, auf dem untersten Niveau der Unterhaltungskultur statt und ist damit ein Indiz für die Entkoppelung von kulturellem und ökonomischem Kapital gerade im Mittelstand. Über die letzte Unternehmerfigur, Thomas Steuber, erfahren wir noch weniger. Er ist jedoch der einzige, der Ansätze zu einem Luxuskonsum als Statussymbol zeigt und insofern zum status- und karriereorientierten Milieu tendiert; dazu passt sein Hobby, das Mooszüchten, denn als ›veredelte‹ Form der Gartenarbeit (wie das Rosenzüchten) stellt es eine Verbindung von geistiger Anspruchslosigkeit und aristokratischer Prätention von ›Geschmack‹ dar (Bourdieu 1987).

Für die Gruppe der weniger erfolgreichen Figuren ohne erkennbare berufliche Qualifikation ist eine soziologische Zuordnung kaum noch möglich. Lydia und Jenny haben immerhin eine Ausbildung gemacht, auch wenn sie in ihrem Beruf keine (dauerhafte) Arbeit finden. Obwohl Jenny einerseits deutlich hedonistische und erlebnisorientierte Einstellungen sowie eine skeptische Distanz zu idealistischen und konventionellen Werten zeigt, ist doch andererseits unübersehbar, dass sie sich auf einer postmaterialistischen Sinnsuche befindet und mit verschiedenen Lebensstilen experimentiert – wobei eine gewisse Orientierungslosigkeit erkennbar wird. Ähnlich widersprüchlich ist ihre Haltung zur etablierten Erwachsenenwelt: Einerseits grenzt sie sich deutlich von ihr ab, indem sie mit einem unbedingten Wahrheitsstreben gegen deren Lebenslügen angeht und mit ihrem prononcierten Zynismus die bürgerliche Doppelmoral in Frage stellt; andererseits sucht sie gerade zu Vertretern dieser Erwachsenenwelt (wie den Schuberts, Edgar Körner, Lydia Schumacher und Martin Meurer) auffallend intensiv den Kontakt, ist dabei gelegentlich ebenso verständnisvoll wie mitfühlend, kann dagegen mit den Vertretern ihrer eigenen Generation (wie Maik) offenbar wenig anfangen. Sie selbst schwankt zwischen der kindlich-spontanen Launenhaftigkeit der ›verlängerten Adoleszenz‹[122] und entschiedenen Schritten in ein selbstbeherrschtes, anpassungsfähiges und zielgerichtetes Erwachsenenverhalten, wie sie es besonders ausgeprägt gegenüber Martin Meurer im letzten Kapitel zeigt. Auch sie steckt also in einer biographischen Übergangsphase, die zugleich eine Passage zwischen antibürgerlichem Jugendmilieu und einem der etablierten Mittelschichtmilieus darstellt – was ihre Einordnung schwierig macht.

[122] Durch die verlängerten Ausbildungszeiten „schiebt sich zwischen die Statusgruppen der Jugendlichen und Erwachsenen eine weitere Phase im Lebenslauf, für die häufig der Begriff ›Postadoleszenz‹ verwendet wird (Geißler 2006, 280). Erikson hat dieses Phänomen schon früh als „psychosoziales Moratorium“ untersucht.

Lydia Schumacher steht gleichfalls zwischen hedonistischen und erlebnisorientierten Einstellungen sowie einer postmateriellen Sinnsuche, obwohl sie wegen ihres höheren Alters weniger radikal auftritt. Als einzige Figur, die (in Kap. 6) beim formvollendeten Shoppen und beflissenen ›Networking‹ dargestellt wird, behalten diese betont ›westlichen‹ Verhaltensweisen doch etwas spürbar Rollenhaftes und kontrastieren mit einem ausgeprägten Rückzugs- und Distanzbedürfnis, das auf Unsicherheit und Ängste verweist. Sie schwankt zwischen einem übersensiblen sozialen Gewissen und einer Unfähigkeit, die Nähe zu einem Menschen längere Zeit zu ertragen – so bereitet ihr Patricks Einstellung einer tschechischen Putzfrau schlaflose Nächte und ihre Unterstützung Enrico Friedrichs verträgt keine Infragestellung, aber paradoxerweise sind beides Gründe für die Trennung von ihrem langjährigen Freund (SiSt 275f), und auch bei dem Möchtegern-Schriftsteller hält sie es nicht lange aus. Hinzu kommt ein bürgerliches Bedürfnis nach Sicherheit, wie es in ihrem Neid auf Toms und Billis Erbschaft, in ihrer Forderung nach männlichem Beschützerverhalten sowie in ihrer Lebensversicherung zum Ausdruck kommt (Kap. 6), sowie ein gleichermaßen bürgerlicher Hang zu Sauberkeit und Ordnung, wie sie ihn bei Enrico Friedrich und in ihrer Berliner Wohnung zeigt (Kap. 19 u. 26). Lydias Charakter ist also besonders heterogen: hedonistische und erlebnisorientierte Werthaltungen werden mit konventionell-bürgerlichen und idealistischen kombiniert, ohne dass dabei eine Synthese zum „aktiven Realismus“ gelingt; denn sie werden von mächtigen Gegentendenzen in Richtung perspektivloser Resignation relativiert, die, wie man am Schluss erfährt, auf den sexuellen Missbrauch durch ihren Vater zurückzuführen sind (SiSt 272). Ingo Schulze zeichnet hier also eine Figur, deren soziale Neuausrichtung gerade auch wegen ihres individuellen Schicksals noch nicht gelungen ist.

Figuren wie Pit Meurer und Edgar Körner, über deren Bildungsgrad nichts verlautet, agieren in ihrem Beruf zwar durchaus leistungs- und erfolgsorientiert, ihre hohe Flexibilität ermöglicht ihnen auch einen relativ problemlosen Jobwechsel, doch gründet diese Flexibilität wohl hauptsächlich in einem Mangel an professioneller Identität. Es gibt die üblichen Anzeichen für einen gemäßigten Hedomaterialismus, aber weder ist eine Aufstiegsorientierung noch sind idealistische und nonkonformistische Wertorientierungen zu erkennen, was für eine gewisse Tendenz zu Perspektivenlosigkeit und Resignation sprechen könnte. Dennoch kann man sie nicht zu einem der unterprivilegierten Arbeitermilieus (Vester et al. 2001, 540f) rechnen, denn ihre Tätigkeit als Anzeigenakquisiteure verlangt kommunikative Kompetenzen und ein Auftreten, dass in der Regel mindestens einen Realschulabschluss und das kulturelle Kapital der Mittelschicht verlangt.

Für Pit Meurer ist eine Herkunft aus dem bürgerlich-humanistischen Milieu ja auch erkennbar, entsprechend distanziert stellt er Kuzinskis Betriebsfeier dar, und seine Heirat mit der ehemaligen Museumsdirektorin Hanni weist in dieselbe Richtung. Edgar Körners sporadisches Interesse an Philosophie und moderner Literatur deutet wie sein Hang zu ungewöhnlichen Erzählungen und seine frühere Position bei der FDJ auf ähnliche Voraussetzungen – selbst seine antipsychologischen Affekte und sein in mancher Hinsicht noch traditionell geprägtes Frauenideal passen durchaus zu einer Herkunft aus dem konservativen Bürgertum (ebenso wie seine Schwierigkeiten mit dem verhaltensauffälligen Tino und seine Doppelmoral beim Thema Treue in der Liebespartnerschaft). All dies lässt vermuten, dass die beiden aus DDR-Zeiten durchaus berufsbildende oder mittlere Bildungsabschlüsse besitzen, die sie eben nur – wie viele andere – auf dem Arbeitsmarkt der Nachwendezeit nicht (mehr) nutzen können. Eine unterschichtentypische Orientierung an der Notwendigkeit scheint jedenfalls mehr von der Situation diktiert zu sein als einem „Habitus“ im Sinne Bourdieus zu entsprechen. Es handelt sich vielmehr um Personen, deren sozialer Ort – bei kleinbürgerlicher Herkunft – ›in der Luft hängt‹ (jedenfalls in beruflicher Hinsicht).

Die angeführten Schwierigkeiten bei der sozialen Klassifikation des Romanpersonals könnten natürlich – wenigstens zum Teil – auch an einer ungeeigneten Taxonomie liegen, denn es gibt starke soziologische Argumente dafür, dass die traditionell industriegesellschaftlichen Parameter der sozialen Lage – in Bourdieus Terminologie das ökonomische, kulturelle und soziale Kapital – ihre strukturierende Relevanz bereits viel weitgehender an andere Elemente des sozialen Lebens abgetreten haben bzw. entscheidend durch diese modifiziert werden (Beck 1986, 140ff; Giddens 1995, 28-52; G. Schulze 1993, 175 u. 192ff). So vertritt Gerhard Schulze nachdrücklich die Auffassung, dass die primär außenorientierte Orientierung der Menschen an Beruf, Besitz, Bildung und Status mit der Herausbildung der Konsum- bzw. Überflussgesellschaft eine Verinnerlichung erfahren hätten, sich einer „Erlebnisorientierung“ an der Vorstellung eines schönen, intensiven, interessanten, sicheren und angenehmen Lebens untergeordnet hätten (1993, 33-36, 40f, 140f). Dadurch habe sich die Gesellschaft in neuartige soziale Milieus ausdifferenziert, deren innere Konsistenz und äußere Position gegenüber den anderen Gruppen sich in erster Linie an kulturellen, lebensstilspezifischen Eigenarten festmache, wobei die Zugehörigkeit nicht mehr

allein auf Vorgabe, sondern auch auf Wahl beruhe (a.a.O., 76, 170, 174f).[123] Die Älteren findet man Schulze zufolge entweder im Niveaumilieu, das ein Bedürfnis nach Perfektion, Kompetenzerleben und Distinktion befriedigt; im Harmoniemilieu, das einem Bedürfnis nach Sicherheit, Einfachheit und Ordnung entspricht, oder im Integrationsmilieu, das – Züge der vorigen kombinierend – aus dem Streben nach Konformität hervorgeht. Die Jüngeren bilden einerseits das Selbstverwirklichungsmilieu mit seiner Priorität von Persönlichkeitsentfaltung und authentischem Erleben und andererseits das Unterhaltungsmilieu mit seiner Präferenz intensiver und abwechslungsreicher Erlebnisse (a.a.O., 283-329).

Nichtsdestotrotz bleibt Schulzes epochale Untersuchung für den Roman fast nur in negativer Hinsicht relevant: Er vermag allenfalls zu erklären, warum typisch industriegesellschaftliche Strukturmodelle für die Klassifikation des Romanpersonals nur von eingeschränktem Nutzen sind. So überzeugend Schulze auch argumentiert und so viel Resonanz er in der Fachwelt auch gefunden hat, so auffällig sind doch die Schwierigkeiten, das Personal von *Simple Storys* seinen Milieus zuzuordnen. Worauf der Soziologe Schulze seinen Fokus richtet, wird vom Romanautor Schulze gerade weitgehend ausgeblendet: die ästhetische Seite des alltäglichen Verhaltens und Auftretens, die äußere Erscheinung der Figuren und ihrer Lebenswelt sowie ihre kulturellen und konsumspezifischen Präferenzen. Schon Bourdieus umfassende Berücksichtigung des alltagsästhetischen Lebensstils als Ausdruck der Kapitalstruktur und des entsprechenden Habitus (Bourdieu 1987, 332ff) prallt an der diesbezüglichen Indifferenz der Romandarstellung ab, und so blieb auch Vesters Bild der Milieugesellschaft (1995; 2001) in dieser Hinsicht ohne Vergleichsmöglichkeit. Erst recht aber gilt dies für eine soziologische Diagnose, welche die Milieugesellschaft von einem Vorrang des Lebensstils und der Erlebnispräferenzen aus konzipiert.

Der „Roman aus der ostdeutschen Provinz“ besticht gerade durch die Armut an jenen kulturellen Milieuindikatoren, die für den Realismus des 19. Jahrhunderts so typisch sind und die in bestimmten Strömungen der Gegenwartsliteratur (etwa bei den Neo-Popliteraten) ebenfalls erhöhte Aufmerksamkeit genießen. Lassen sich für die fundamentalen Wertorientierungen hin und wieder noch Anzeichen finden, so fehlen fast alle Aspekte, die für eine Einordnung in das Milieuschema von Gerhard Schulze erforderlich sind: Der Text gibt weder hinreichend genaue Aus-

[123] Dennoch wurzeln die milieuspezifischen Eigenarten nach Schulze in psychophysischen Grundbedürfnissen, die entscheidend von Herkunft und Lebensgeschichte, also von der gesellschaftlichen Realität modelliert sind (a.a.O., 89, 252ff). Und obgleich Beruf, Einkommen und Besitz nur noch von sekundärer Bedeutung sind, bleiben doch Bildung und Alter als Dimensionen soziologische Klassifikation relevant (a.a.O., 188ff, 191ff).

kunft über Wohnungseinrichtungen noch über den Bekleidungsstil, Haar- und Barttracht. Wo doch entsprechende Beschreibungsdetails begegnen, bewegen sie sich innerhalb eines Spektrums unauffälliger Normalität, das praktisch keine Differenzierungen ermöglicht: Frisuren und Kleidung sind unauffällig, aber nicht geschmacklos oder spießig, in den Wohnungen gibt es mit Reisesouvenirs dekorierte Schrankwände und Sitzgruppen mit Couchtisch, aber wir hören nicht von Blümchentapeten und ›Stilmöbeln‹, sondern eher von einer Ikea-Küche und einer Reproduktion von van Goghs *Nächtlichem Café*.[124] Zwar begegnen Konsumartikel und Markennamen auf Schritt und Tritt, aber sie gehören durchweg zum Alltagsbedarf der Mittelschicht, entbehren also jeglichen Prestiges, und auch die Beschreibungen ignorieren weitgehend das soziale Zeichenuniversum von Geschmack und Stil. Dass es in der ersten Hälfte des Buches keine Geschichte gibt, „in der das Auto nicht in der einen oder anderen Form eine wichtige Rolle spielte" (Michalzik 34), indiziert lediglich den gestiegenen Lebensstandard insgesamt, bleibt aber fast ohne soziale Signifikanz: Die Mehrheit fährt Klein- und Mittelklassewagen wie Golf oder Fiesta. Nur Thomas Steubers BMW ist ein Statussymbol, und Dannys alter Plymouth demonstriert Originalität.

Die Sprache zeigt so gut wie keine Milieuindikatoren wie unterschiedlichen Differenziertheitsgrad oder Dialekt[125]; selbst über Ernährungsgewohnheiten[126], Gesundheitsbewusstsein sowie physische Zeichen wie Figur, Haltung und Bewegungsmuster erfahren wir zu wenig, und das Wenige ist wenig aussagekräftig oder widersprüchlich[127]: Zwar kann man das Fehlen von dicken, grobschlächtigen und ungepflegten Gestalten oder der Stammkundschaft von Eckkneipen, Sonnen- und Fitnessstudios als Bestätigung nehmen, dass keine der Figuren zum Harmonie- und Unterhaltungsmilieu zählt[128], aber andererseits wird, wohl noch als Erbe der DDR, ungewöhnlich viel geraucht und getrunken, und die Betriebsfeier bei Kuzinski gehört eindeutig in dieses Milieu.

[124] Die weiße, silbergemusterte Tapete in Bertrams Wohnzimmer (SiSt 34) ist nicht mit letzter Sicherheit als geschmacklos zu qualifizieren, der riesige Ohrensessel und der Kelim in Dannys Wohnung indiziert höchstens eine moderate Distanz zum bürgerlichen Geschmack.

[125] Ausgerechnet Enrico Friedrichs Sprache zeigt am ehesten einen leicht „proletarischen" Einschlag – aber auch nur dann, wenn er getrunken hat. Maiks leicht schwäbischer Dialekt indiziert lediglich die geographische, nicht die soziale Herkunft, und ähnliches gilt für den sächsischen Dialekt, der für die meisten Figuren vorausgesetzt werden kann: Im Text belegt ist er ausgerechnet für den studierten Kunsthistoriker Martin Meurer, wenn dieser ihn im letzten Kapitel als möglichen Grund für den Angriff eines Passanten nennt (SiSt 301).

[126] Ob Lydia Schumachers sehr gesundheitsbewusste Auswahl von Lebensmitteln in der Tankstelle repräsentativ ist, muss dahingestellt bleiben.

[127] Dieter Schuberts verkrampft-unsicheres und nervöses Körpergebaren ist mit seiner kleinbürgerlichen Herkunft in Verbindung zu bringen, Jennys Lässigkeit unterstreicht ihre jugendliche Antibürgerlichkeit, aber viele Gebärden sind eher Ausdruck der Situation als eines bestimmten Habitus.

[128] Sportliche Freizeitaktivitäten wie das Bergsteigen Dieter Schuberts, das Karpfenangeln Peter Bertrams sowie die Teilnahme Marianne Schuberts und Hannis am Frauenturnen sind ebenfalls untypisch für das Harmoniemilieu (G. Schulze 1993, 298).

Es fehlen Auskünfte, ob die Figuren eher zu Theater, Oper und Lesungen tendieren oder Film, Fernsehen, Musicals und Volksfeste bevorzugen, welchen Musik-, Kunst- und Lesegeschmack sie kultivieren, ob sie häusliche Einladungen, die Kneipenszene oder Diskotheken bevorzugen u. v. m. – kurz, ob sie eher dem „Hochkulturschema" (G. Schulze 1993, 142f), dem „Trivialschema" (a.a.O., 150f) oder dem „Spannungsschema" (a.a.O., 153f) zuneigen oder Elemente mehrerer Schemata zu integrieren trachten (a.a.O., 257f).[129]

Man kann aufgrund von Alter, Bildungsstand und verstreuten Details lediglich vermuten, dass viele der älteren Figuren zum „Integrationsmilieu" gehören, das geradezu durch seine Durchschnittlichkeit, seine Mittellage und sein Streben nach Konformität gekennzeichnet ist, Elemente der Hoch- und Trivialkultur kombiniert und eine moderate Distanz zum Spannungsschema zeigt (G. Schulze 1993, 301).[130] Dass dieses Milieu wegen seiner Orientierung an Normalität Widersprüchliches miteinander verbinden muss, ohne sie wirklich verschmelzen zu können, erklärt die Heterogenität der Merkmale: Die Wohnung ist ordentlich und gepflegt, aber konventionell eingerichtet, „die Kleidung ist maßvoll modisch, aber nicht außergewöhnlich, das Auto komfortabel und in bestem Zustand, aber unauffällig" (a.a.O.). Gartenarbeiten – wie sie von den älteren Meurers ebenso praktiziert werden wie von Thomas Steuber – sind eine typische Freizeitbeschäftigung (a.a.O., 307). Der Angehörige des Integrationsmilieus „versucht nicht, mehr zu scheinen als zu sein und unterscheidet sich dadurch vom klassischen Kleinbürger, der immer gerne größer gewesen wäre" (a.a.O., 301). Ganz wie im Roman dominieren die Angestellten und Beamten der unteren und mittleren Ebene, als Inhaber einflussreicher und verantwortungsvoller Positionen wären die Holitzscheks und Hanni hier allerdings eher untypisch. Dass es sich beim Konformitätsstreben dieses Milieus jedoch um eine „innen- und erlebnisorientierte Umformung" eines längst nicht mehr politisch, ökonomisch oder kulturell erforderlichen Habitus handelt – wie Schulze argumentiert (a.a.O., 305) –, ist im Roman nicht erkennbar.

Viele der Jüngeren kann man ohnehin eher im „Selbstverwirklichungsmilieu" vermuten, wenngleich der Gegensatz zum Integrationsmilieu nicht sehr stark ausgeprägt ist – die moderaten Differenzen zwischen Martin Meurer und seiner Mutter sind hier schon eher eine Ausnahme:

[129] Tom und Billi repräsentieren auf ihrer Party sicherlich so etwas wie ein Künstlermilieu, es werden auch einige typische Verhaltensweisen wie die über-herzlichen Begrüßungsrituale und der nichtssagende Smalltalk über Kunst eingestreut, aber insgesamt ist das Bild nicht sehr ausgeprägt – typische Merkmale einer ›Bohème‹ fehlen.

[130] Renate Meurers – nicht textsicheres – Trällern der Papageno-Arie verweist ebenso wie Lydia Schumachers lückenhafte Bekanntschaft mit klassischer Musik auf die typische Halbbildung in Bezug auf die nicht-avantgardistische Hochkultur (Schulze 1993, 308).

Renate Meurers Konformismus ist durch die Trennung von ihrem Mann und eine neue Liebesbeziehung gebrochen, Martin Meurers Kritik am (v.a. politischen) Konformismus der Eltern ist nicht wirklich konsequent, und er zeigt sich empfänglich für Religion. Ähnliches gilt, wie wir sahen, für den Gegensatz zwischen Jenny Ritter und Marianne Schubert. Am ehesten entspricht Danny dem Idealtypus dieses Milieus: Ihre psychologischen Interessen und ihre Erziehungsauffassung sind typisch für die ichbezogene, innenorientierte Perspektive dieses Milieus (G. Schulze 1993, 313f), die Verbindung von Hochkulturschema und Spannungsschema (a.a.O., 315) zeigt sich in der Ablehnung von Peter Bertrams SM-Geschichte bei gleichzeitiger Lancierung einer ebenso spannungsorientierten, aber (vermeintlich) weniger trivialen, authentischeren Anekdote (SiSt 37f), und die antikonventionelle Distinktion zeigt sich in ihrem alten Plymouth und ihrer Ablehnung des Karrierestrebens, in der sich auch die Orientierung an „Selbstverwirklichung" spiegeln dürfte. Dannys gesellschaftskritische Haltung, die Skepsis gegenüber Autoritäten und hierarchischen Strukturen und das Streben nach Unabhängigkeit sind ebenfalls milieutypisch.

Hingegen dürfte wohl keine der Figuren wirklich das Niveaumilieu repräsentieren (auch nicht Ernst Meurer und Dieter Schubert mit ihren bildungsbürgerlichen Zügen[131]), aber ebenso gibt sich keine deutlich genug als Angehörige des Harmonie- und Unterhaltungsmilieus zu erkennen. Obwohl im Weltbild der meisten Figuren das Gefühl der Statusbedrohung eine wichtige Rolle spielt, scheint sie doch zumeist nicht die primäre Perspektive auszumachen wie im Harmoniemilieu, sondern tritt in der gemäßigten Form des Integrationsmilieus auf; sie führt (trotz gewisser Tendenzen zu Paranoia, Xenophobie, Egoismus und Fatalismus) nur selten zu rigider Ausgrenzung alles Unbekannten, und eine besondere Nähe zum Trivialschema ist nicht auszumachen (vgl. G. Schulze 1993, 292ff u. 309) – Christian Beyer schaltet jedenfalls beim Fernsehen eine Folge der „Volkstümlichen Hitparade" ebenso schnell wieder weg wie ein Fußballspiel (SiSt 241). Eine ausschließliche oder auch nur dominante Orientierung am Spannungsschema, an einem Bedürfnis nach äußerer Stimulation ist erst recht nirgendwo bemerkbar. Wie dem auch sei: die wenigen versprengten Hinweise reichen für mehr als unsichere Vermutungen nicht aus, und diese Unbestimmtheit muss als künstlerisch gewollt betrachtet werden. Die Figurenzeichnung enthält – gemessen an den soziologischen Taxonomien – zudem viel Untypisches: Auch Vertreter

[131] Noch weniger gilt dies für Enrico Friedrichs herablassendes Urteil über Frank Holitzscheks Anregung, alltägliche Erfahrungen in „Storys" zu verarbeiten; sein ästhetisches Distinktionsbedürfnis beschränkt sich auf die künstlerische Produktion – ganz abgesehen von seinem wahnhaften Charakter. Auch wenn er wie die Angehörigen des Niveaumilieus das Praktische und das Triviale ablehnt, ist doch seine Verwahrlosung ein klares Ausschlusskriterium.

der älteren Generation wie Peter Bertram und Dieter Schubert sind vom Spannungsschema erkennbar angezogen, studierte Kulturproduzenten begegnen auf niveaulosen Betriebsfeiern, grüne Politiker treten in bayerischer Tracht auf, Künstler geben sich betont ›volkstümlich‹ und Fernfahrer interessieren sich für Philosophie und moderne Literatur und geben Alltagsbeobachtungen zum Besten, die von einem ›protoliterarischen‹ Erfahrungsmodus zeugen.

Zusammenfassend muss man zunächst sicher festhalten, dass die Schwierigkeiten, eine halbwegs trennscharfe Zuordnung zu den sozialen Milieukonstrukten der Soziologen vorzunehmen, einer Gesellschaft im Umbruch entsprechen, deren Milieus durch die ökonomischen und politischen Erschütterungen der Wende ins Rutschen geraten sind, ohne sich bereits zu einer neuen Konstellation verfestigt zu haben. Zwar gab es zwischen den bundesrepublikanischen und DDR-spezifischen Milieus schon vor der Wende durchaus gewisse Ähnlichkeiten, und inzwischen sind auch die beträchtlichen Kontinuitäten im Transformationsprozess herausgearbeitet worden (Bogdal 1998, 16ff; Vester et al. 2001, 526f), aber erstens hat sich auch die westdeutsche Entwicklung beschleunigt, und zweitens ist unstrittig, dass in der Folge der Wiedervereinigung massive Angleichungsprozesse an die westdeutsche Gesellschaft stattgefunden haben (Geißler 2006, 366ff), und diese sind es, die von *Simple Storys* in den Mittelpunkt gestellt werden.

Gerade die Darstellung sozialer Mobilität bezieht sich denn auch schwerpunktmäßig auf den Wende-induzierten Mobilitätsschub: Dass die Romanfiguren mehrheitlich die Arbeitsstelle wechseln müssen oder ihren Job verlieren, dramatisiert zwar die Situation, entspricht aber der drastischen Zunahme der Berufswechsel und der „Freisetzungsprozesse“ auf dem Arbeitsmarkt.[132] Dass die sozialen Abstiege im Roman überwiegen, ist auch statistisch nachgewiesen und wird soziologisch als „Umschichtung nach unten“ beschrieben (Geißler 2006, 269): Der Lehrer Peter Bertram wird Anzeigenakquisiteur, der Kunsthistoriker Martin Meurer schlägt sich als Vertreter durch, und die meisten Figuren werden irgendwann arbeitslos – manche, wie Ernst Meurer und Dieter Schubert, auf Dauer. Berufliche Kontinuität begegnet eher selten und – ganz im Sinne der soziologische Daten (a.a.O., 268f) – vor allem im staatlichen Dienstleistungsbereich (Barbara Holitzschek, Hanni und Petra). Eindeutige Aufsteiger sind nur Frank Holitzschek, Peter Neugebauer und am Ende wohl auch Raffael; ob der Sprung in die Selbständigkeit bei Christian Beyer und Kuzinski als Aufstieg zu werten ist, bleibt im Unklaren. Ob die Umschichtung nach

[132] Etwa ein Drittel der Erwerbsbevölkerung wurde aus dem Arbeitsleben ausgeschlossen, von den verbleibenden zwei Dritteln musste ein weiteres Drittel die Stelle wechseln (Geißler 2006, 268 u. 270).

unten vorübergehenden Charakter haben wird, wie von Soziologen gelegentlich prognostiziert wird, ist im Roman nicht zu erkennen, doch immerhin wird deutlich, dass die meisten Figuren ihr kulturelles Kapital bewahren; auch wenn es durch die Arbeitsmarktkrise an Wert verloren hat, so bietet es doch deutlich mehr Potential für einen zukünftigen Wiederaufstieg als das der – im Roman fehlenden – Arbeitslosen mit niedrigem Bildungsstand.

Jedenfalls sind es nicht in erster Linie Beispiele erfolgreicher Adaptionsprozesse, welche die Romanwelt prägen (auch wenn sie nicht ganz fehlen), sondern gerade die krisenhaften Aspekte, die Probleme und Schwierigkeiten bei der Einstellung auf die neuen Verhältnisse – und dazu wählt der Autor eben ein Personal, das durch den rapiden sozioökonomischen Wandel mehrheitlich aus seiner gesellschaftlichen Milieu-Verankerung gerissen wurde. Gegenüber den objektiven Aspekten des Mobilitätsschubes, die ich oben angeführt habe, liegt das Hauptgewicht der Romandarstellung jedoch auf ihren *subjektiven* Folgen, nämlich der Erfahrung einer „neuen großen Unsicherheit“ mit ihren vielfältigen Facetten: „Herausreißen aus Gewohntem; Entwertung von fachlichen, sozialen, moralischen und politischen Qualifikationen [...]; Identitätskrisen; Zusammenbruch bisheriger sozialer Kontakte, unter anderem am Arbeitsplatz; Ausbreitung anomischer Erscheinungen wie Orientierungslosigkeit, Anfälligkeit gegenüber politischen Extremismen, Lähmungserscheinungen in der Privatsphäre, Kriminalität und Kriminalitätsfurcht“ (Geißler 2006, 269). Dieser Fokus auf der subjektiven Erfahrung und der individuellen Ausprägung gesellschaftlicher Realität entspricht einerseits den besonderen Darstellungsmöglichkeiten literarischer Prosa und stellt andererseits jenen Aspekt der sozialen Wirklichkeit dar, den die Wissenschaft der Soziologie nur sehr oberflächlich erfassen kann; er entspricht also einer sinnvollen ›kulturellen Arbeitsteilung‹ zwischen Wissenschaft und Literatur.

Die weitgehende Indifferenz der Romandarstellung gegenüber dem Klassen-, Schicht- und Milieutypischen ist jedoch nicht nur als Konsequenz des sozialen Umbruchs anzusehen; sie muss auch als eine bewusste Selektionsentscheidung des Autors verstanden werden, die der Fokussierung auf andere Aspekte der gesellschaftlichen Wirklichkeit dient: Zunächst einmal geht es ihm offenkundig darum, in bewusstem Gegensatz zu jeder Typisierung (wie sie für die Soziologie charakteristisch ist) die Individualität der Figuren zu akzentuieren, deren innere Widersprüchlichkeit auszuleuchten und die Einmaligkeit ihres Schicksals zu konturieren. Wenn man wie ich davon ausgeht, dass das besondere kommunikative und epistemologische Potential der Literatur und zugleich die entscheidende Differenz zu wissenschaftlichen Texten auch im Erfahrbar-

Machen des Individuellen, Einzigartigen und Nicht-Verallgemeinerbaren liegt, sprechen die genannten Eigenheiten gerade für den künstlerischen Anspruch des Romans. Er bietet insofern eine wichtige Ergänzung zu soziologischen Gegenwartsanalysen, als er zeigt, wie die begrifflichen Abstraktionen wissenschaftlicher Erkenntnis (hier der Soziologie) in der subjektiven Erfahrungswirklichkeit des Alltags erscheinen: eben nicht bloß als „sinnliches Scheinen der Idee" (Hegel) bzw. als „typische Vertreter" gesellschaftlicher Gruppen bzw. Milieus, sondern als konkrete einzelne und sich verändernde Individuen, deren Eigenschaften immer nur teilweise mit den Aussagen der Soziologie übereinstimmen, weil diese aus statistischen Daten über größere Personengruppen hervorgehen und daher nie anderes als kollektive Züge treffen können.

Für uns wichtiger aber ist die Selektivität von Schulzes Darstellung im Hinblick auf die allgemeinen Strukturen, die hinter den individuellen Figuren, ihrem Schicksal und ihren Beziehungen dennoch sichtbar werden. Der starke Fokus auf den ökonomischen Aspekten entspricht zunächst durchaus dem soziologisch erwiesenen Umstand, dass die „Veränderungsprozesse des Erwerbssystems [...] die Lebenschancen und –perspektiven der neuen Bundesbürger so unmittelbar und nachhaltig [berühren] wie kein anderer Bereich des sozialen und politischen Wandels" (Schenk 1995, 69). Es ist empirisch erwiesen, dass die Ostdeutschen auf den gesellschaftlichen Umbruch und die erhöhten Risiken des Arbeitsmarktes mit einer „Coping-Strategie" reagierten, die mit einer beinahe exklusiven Orientierung an Beruf und beruflicher Bildung nach einer Konsolidierung der eigenen Position in den neuen Verhältnissen strebt (Struck 2000, 215) – insofern steckt in der Selektivität des Textes auch ein Stück Realismus. Dennoch widerspricht die Reduktion der kulturellen, medienspezifischen und politischen Dimensionen den wissenschaftlichen Gesamtbild, und die sozialen Beziehungen sind von einer Unmittelbarkeit, die angesichts der fortschreitenden Individualisierung und der kulturellen Segregation der Gegenwartsgesellschaft mit ihrer „Struktur gegenseitigen Nichtverstehens" (G. Schulze 1993, 364ff) sowie im Blick auf die milieuspezifischen Filterung der Kontakte beinahe künstlich wirkt.[133] Daraus lässt sich schließen, dass es dem Autor in erster Linie darum ging, die Auswirkungen des gewandelten Wirtschaftssystems auf die Individuen und ihre elementaren Beziehungen mit besonderer Deutlichkeit erfahrbar zu machen, den globalisierten Kapitalismus in seinen Effekten auf der Mikroebene des Gesellschaftlichen auszuleuchten, und zwar aus der subjektiven, besonders sensiblen

[133] Das liegt sicherlich auch daran, dass die ostdeutschen Milieus zu DDR-Zeiten wegen der deutlich beschränkteren Konsummöglichkeiten weit weniger ausgeprägt und stärker berufsbezogen waren (Vester et al. 2001, 527).

Perspektive jener, die sich neu in ihm zurechtfinden müssen. Dies ist sicherlich ein Erfahrungsbereich, der sich für die Darstellung in literarischer Prosa besonders eignet, und er kann auch durchaus einen gewissen Symptomcharakter für den sozialen Wandel insgesamt beanspruchen.

Darüber hinaus aber ist hinter dem Selektionsmuster des Romans eine performative literarische Strategie anzunehmen, denn durch den weitgehenden Verzicht auf kulturelle Milieu- und politische Standortindikatoren entzieht der Autor dem Leser einige fundamentale Orientierungspunkte zur sozialen Verortung des Romanpersonals und zur Interpretation seines Verhaltens. Diese fehlende Möglichkeit einer umstandslosen Einordnung im Sinne eigener Alltagsroutinen könnte auch als akzentuierende ›Verfremdungstechnik‹ gemeint sein (oder zumindest so wirken), welche den Blick für Aspekte schärft, die jenseits der im Alltag dominierenden Wahrnehmungsschemata liegen – etwa auch in Konkurrenz zu den visuellen Medien, in denen Aspekte des Lebensstils eine herausragende Rolle spielen. Eine solche literarische Verfremdungstechnik des systematischen Entzugs konventioneller ›Erkennungszeichen‹ und ›Orientierungspunkte‹ stellt zugleich eine Strategie der Leseraktivierung dar: Der Rezipient muss die fehlenden Dimensionen der fiktiven Romanwelt interpolieren und erfährt die Orientierung in ihr durch deren Widerständigkeit als eigene Leistung.

Mindestens ebenso wichtig ist, dass die Romanfiguren, indem auf ihre Einordnung in bestimmte Milieus mit spezifischem Lebensstil verzichtet wird, einen deutlich repräsentativeren Status gewinnen: Sie erscheinen so als eine Art Verkörperung dessen, was der breiten Mehrheit der Deutschen gemeinsam ist: ein Streben nach stabilen, materiell und sozial gesicherte Lebensbedingungen mit begrenzten Konsumbedürfnissen, aber ohne den Anspruch auf besonderen Luxus und überdurchschnittliche Selbstverwirklichung – ein vergleichsweise bescheidenes Streben nach Glück mit dem Zentrum im privaten Bereich von Liebe, Ehe und Familie, für dessen Sicherung man jederzeit zu politischer und ökonomischer Anpassung bereit ist. In der Tat haben sich diese habituellen Grundzüge in der Wohlstandsgesellschaft des Nachkriegsdeutschland von ihrem bürgerlichen Ursprung über weite Teile der Arbeiterschaft und – im Zuge von Aufstiegsprozessen – auch im oberen Mittelstand verbreitet; ja sie gelten sogar für die Mehrheit der West- *und* Ostdeutschen. Der entscheidende Punkt aber ist, dass die beschriebene Disposition ein Erbe der späten Industriegesellschaft und des Wohlfahrtsstaates ist – und dass der zugehörige Lebensstil in Ost- und Westdeutschland vom globalisierten Kapitalismus akut bedroht wird (wenn auch im Osten sehr viel dramatischer). Die Auswirkungen des sozialen Veränderungsdrucks werden gera-

de dort gezeigt, wo sie noch nicht bewältigt und wo sie für die Mehrheit in Ost und West am schwierigsten und schmerzhaftesten sind.

Die Ausblendung kultureller Milieuindikatoren macht nun jedoch auch Aussagen über die Identitäten der Figuren jenseits grober Wertorientierungen (wie der oben skizzierten) außerordentlich schwierig. Gewisse Anknüpfungspunkte gibt es lediglich beim Beruf, aber diese sind durch die Diskontinuitäten der Nach-Wende-Zeit gerade problematisch geworden. In den Aussagen und im Verhalten der Figuren finden sich, wie gezeigt, nur wenige Hinweise auf Zugehörigkeiten, Abgrenzungen, Vorbilder oder Feindbilder, und diese sind oft auch noch untypisch oder widersprüchlich.[134] Mit Ausnahme der Journalistin Danny gibt es keine Figuren, die eine positive Identifikation mit ihrem Beruf erkennen lassen (auch wenn sie bei einigen wie Patrick und Frank Holitzschek anzunehmen ist). Man kann dies als nachwirkende Prägung durch die DDR-Gesellschaft verstehen, wo öffentliche soziale Distinktion verpönt war.

Politische Identitäten schimmern nur ausnahmsweise durch – so etwa Ernst Meurers Identifikation mit dem DDR-Establishment, die dann jedoch durch den „Verrat" seiner früheren Vorgesetzten gebrochen wird, und Dannys gesellschaftskritischer und pazifistischer Impetus, der sie gegen die Intervention der NATO in Jugoslawien opponieren lässt. Dieter Schuberts DSU-Eintritt ist dagegen ausdrücklich als episodisch markiert, und Frank Holitzscheks politische Arbeit für die Grünen wird inhaltlich kaum erkennbar. Die Museumsdirektorin Hanni wiederum wählt nicht aus politischer Überzeugung, sondern ganz aus beruflichem Überlebenswillen (SiSt 85). Die nachgewiesene Distanzierung der Ostdeutschen von den noch 1991 mehrheitlich unterstützten Bonner Regierungsparteien (Falter 1995, 282) ist jedenfalls ebenso wenig erkennbar wie ihr Zusammenhang mit der Enttäuschung politischer Versprechungen (Gabriel 1995, 173f u.198). Im politisch indifferenten Profil der meisten Figuren ein Ausdruck der soziologisch bezeugten Tatsache zu sehen, dass sich mit der Auflösung der industriellen Großgruppengesellschaft auch die Parteibindungen erheblich gelockert haben und ein hoher Anteil an Wechselwählern entstanden ist (Beck 1986, 152ff u. 159), könnte sich zwar gerade in Ostdeutschland auf empirische Daten stützen (Rattinger 1995, 251f), wäre aber wohl eine Überinterpretation; tatsächlich sind parteipolitische Positionierungen und Auseinandersetzungen in der Gegenwartsliteratur allgemein – wohl wegen

[134] Gewisse anti-intellektuelle Affekte wie die Edgar Körners gegen Dannys psychologische Interessen, Enrico Friedrichs literarische Produkte und seinen Künstler-Habitus richten sich nicht gegen gesellschaftliche Gruppen, sondern nur gegen Einzelpersonen.

der Überpräsenz in den Massenmedien – äußerst selten. Sie sind in einem Maße von eingefahrenen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata geprägt, dass sie künstlerisch uninteressant sind.

Eine als Trotzreaktion zu verstehende DDR-Identität, wie Cooke sie in vielen Passagen der Romans zu erkennen meint (2003, 294ff), mag zwar durch andere Texte für Ostdeutschland vielfach belegt sein, lässt sich an den expliziten Aussagen von Ingo Schulzes Figuren aber nur ganz ausnahmsweise ablesen[135], nämlich gleich im ersten Kapitel bei Ernst und Renate Meurer – letztere orientiert sich dann jedoch schnell nach Westen, auch wenn ihre Einstellung zu den neuen Verhältnissen kritisch und ihr Bild der DDR geschönt bleibt.[136] Dieter Schuberts nostalgisch anmutende Erzählung vom Büchsen-Altar ist dagegen durch seine Opferrolle und seinen entsprechenden Hass aufs DDR-Regime gebrochen und bleibt ebenso ambivalent wie seine kapitalismuskritischen Beobachtungen.[137] Eine Zuordnung zu den unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Lagern – wie sie etwa von Vester und seinen Mitarbeitern (2001, 58ff) beschrieben werden – lässt sich jedenfalls nicht vornehmen.

Überhaupt bleiben die meisten überindividuellen staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen jenseits der Familie und der Ebene unmittelbarer sozialer Interaktionen in Betrieb und Öffentlichkeit außerhalb der fiktiven Romanwelt. Dies gilt zunächst für das Handlungsfeld der Politik, um das es trotz der bewegten Zeiten fast völlig still bleibt – selbst die Einbeziehung eines Lokalpolitikers in das Romanpersonal ändert nichts daran, denn von Frank Holitzscheks Arbeit ist nie konkret die Rede. Die „große Geschichte“ und die Tagespolitik dieser Zeit, die Phänomenologie des neuen demokratischen Systems sowie alles Offizielle, wie es die Schlagzeilen der Medien bestimmt, wird konsequent ausgespart (Steinfeld 1998). Derartiges spielt allenfalls einmal ganz am Rande herein wie die Einführung der D-Mark in den neuen Bundesländern im zweiten Kapitel, der Streit um Enteignung oder Entschädigung für die Alteigentümer von Haus- und Grundbesitz im 3. Kapitel und der jugoslawische Bürgerkrieg im 20. Kapitel – die Wiedervereinigung als ereignisgeschichtlicher politischer Prozess aber, die vorangegangenen Verhandlungen und die ersten freien Wahlen werden zum Beispiel mit keinem Wort erwähnt – ebenso wenig wie

[135] Cooke stützt denn auch seine Hypothese vornehmlich auf die Verfremdung, mit welcher der westliche Kapitalismus und die “Amerikanisierung” dargestellt werden, sowie auf erzähltechnische Argumente.
[136] Lydias Frage an ihre Chefin Hanni, ob sie sich auch manchmal nach früher sehne (SiSt 58), bleibt ebenso isoliert wie enigmatisch und ist wohl eher als spontane Reaktion auf die irritierenden Erfahrungen zu verstehen, die unmittelbar vorangegangen waren.
[137] Raffaels gelegentliche nostalgische Erinnerungen an seinen DDR-Job stehen nicht für eine allgemeine Einstellung, sondern sind in erkennbarer Weise durch aktuelle Belastungen bedingt.

die Probleme und Auseinandersetzungen der Landes- und Kommunalpolitik (vor allem um die Verwaltungsreform).

Diese Aussparung könnte man natürlich mit der verbreiteten ostdeutschen Erfahrung in Verbindung bringen, dass der tatsächliche Einfluss auf die Gestaltung der eigenen Lebensverhältnisse über politische Mitbestimmung auch in dem neuen demokratischen System gering ist. Diese Erfahrung betrifft nicht nur die Überstülpung des westdeutschen Institutionen- und Parteiensystems von oben bei gleichzeitiger Abblockung eigener Ansätze von Demokratieentwicklung, sie betrifft auch den damit einhergehenden Elitentransfer aus den alten Ländern und schließt auch den Umstand ein, dass man sich gegenüber den Westdeutschen im neuen Gesamtdeutschland schon rein zahlenmäßig in der Minderheit sieht (Reißig 2000, 6; Gensicke 1995, 142 u. 149f). Der schmerzliche Kontrast zwischen der Erfahrung umwälzender politischer Wirksamkeit und den Rückfall in die politische Bedeutungslosigkeit durch die Volkskammerwahlen am 18. März 1990, den gerade die treibenden Kräfte der ›Wende‹ erleiden mussten, ist nirgendwo in den Roman eingegangen, obwohl er zu den Erfahrungen des Autors Ingo Schulze gehört:

> Eben noch fast ein Berufsrevolutionär, fand ich mich entpolitisiert. Euphemistisch ausgedrückt, war es das allumfassende Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden. Als hätten sich alle Ideologien in Luft aufgelöst, schien die Welt nur noch aus Sachzwängen zu bestehen. (Schulze 2006, 3)

Hinzu kommt, was in dem Zitat schon anklingt: dass die Gestaltungsmacht der politischen Institutionen (etwa gegenüber den Akteuren in Wirtschaft und Medien) überhaupt erheblich geschrumpft ist. Politik nimmt einen mehr und mehr symbolischen oder virtuellen Charakter an (Beck 1986, 303ff; Vester et al. 2001, 116; Münch 1991, 95-103), sie entwickelt sich in Richtung einer „Postdemokratie“ (Crouch 2004), in der „die Kerninstitutionen der allgemeinen Wahlen, der politischen Gleichheit des *one man one vote,* der Ablösbarkeit der Regierung und des Wechselspiels von Regierung und Opposition weiterhin funktionieren, eine Gestaltung der Politik durch die Bevölkerung, ihre substantielle Mitwirkung jedoch weitgehend ausgeschlossen ist“, weil „die Politik zum Nachvollzug von Reformnotwendigkeiten regrediert“ (Lessenich und Nullmeier 2006, 24).

> Die Postdemokratien übereignen die Gestaltungsmacht an nicht-demokratisch legitimierte Akteure und bemühen sich um die ›Erziehung‹ der Bevölkerung zur Akzeptanz dieser neuen Machtinhaber. (a.a.O.)

Diese Erfahrung hat auch Ingo Schulze gemacht, als er nach der Wende ein kritisches Wochenblatt gründete:

> Wir deckten ein paar Gaunereien auf, aber gegen die Treuhand und den Kotau der Politik vor möglichen Investoren war kein Kraut gewachsen. (Schulze 2006, 4)

Zwar findet man auch hierzu im Roman keinen direkten Bezug, aber Grundlage jener Politikmüdigkeit, die sich (besonders seit 1994/95) in einer niedrigen Wahlbeteiligung und einem geringen Organisationsgrad der Parteien und Gewerkschaften niederschlug (Patzelt 1995, 74, 78; Vester 1995, 10f; Reißig 2000, 4ff), war bei vielen eben jene Enttäuschungserfahrung, zumal sie sich wohl mit einer tiefer liegenden Tendenz zur politischen Resignation verband, die sich während der letzten 20 Jahre des zunehmend sklerotischen SED-Regimes in der ostdeutschen Bevölkerung mehr und mehr verbreitet hatte.

Schließlich hatte in der öffentlichen Kommunikation eine Naturalisierung der neuen Verhältnisse stattgefunden, welche durch die Abwesenheit einer alternativen Weltdeutung praktisch totalen Charakter annahm und eine kritische Distanzierung erheblich erschwerte:

> Man spürte, dass an die Stelle der alten Abhängigkeiten neue getreten waren. [...] Das Merkwürdige aber war, dass diese neuen Abhängigkeiten als eine Rückkehr zur Normalität, in den naturgegebenen Zustand der Menschheit dargestellt wurden. Bis 1989/90 hatten sich Ost und West gegenseitig in Frage gestellt und zugleich war Ost und West von der eigenen Opposition grundsätzlich in Frage gestellt worden. Das war jetzt vorbei: Jetzt lebten wir in der besten aller möglichen Welten. Alles Reden setzte stillschweigend den status quo, also die kapitalistische Produktionsweise, als für die menschliche Gesellschaft gegeben voraus. [...] Selbst die Linke im Westen war verstummt, als sei das, was sie bisher vehement kritisiert hatte, nicht mehr kritikwürdig. (Schulze 2006, 4)

Unter solchen Bedingungen kann die politische Dimension auf eine kritisch-literarische, die herrschenden Denk- und Wahrnehmungsmuster durchbrechende Art und Weise nicht mehr im realistischen Paradigma dargestellt werden, erst recht nicht unter Bedingungen, unter denen eine solche Darstellung auf die Vermittlung durch Medienbilder angewiesen ist. Dessen ist sich auch der Autor von *Simple Storys* sehr klar bewusst:

> Wer sich auf die offizielle Terminologie einlässt, hat schon verloren. Das galt bereits in der Vergangenheit, nur war die offizielle Terminologie noch nie eine so unangefochtene lingua franca wie heute. (2006, 5)

Eine politische Kommunikation durch und über Literatur, wie sie Schulze in seiner Peter-Weiss-Rede mit Bezug auf die *Ästhetik des Widerstands* aus der DDR-Zeit in Erinnerung ruft (2006, 1-

3), steht nun vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. „Auf sich allein gestellt, ist jede und jeder verloren. Man kann eine eigene Sprache nicht allein sprechen“ (a.a.O.). Als isoliert produzierender Autor, der schreiben muss „um den Lesern zu gefallen“, kann die politische Dimension nur indirekt, durch ihre Wirkungen in der Alltagswelt und durch die Akzentuierung „subpolitischer“ Aspekte, einbezogen werden. Auch unter künstlerischen Gesichtspunkten gibt es also gute Gründe für die Aussparung der politischen Sphäre im engeren Sinne.

Die staatliche Bürokratie tritt als unmittelbare Kontaktzone zwischen politischer Herrschaft und privater Lebenswelt zwar an einigen Stellen in durchaus signifikanter Weise in Erscheinung, und dieser Kontakt soll deshalb auch in einem eigenen Kapitel untersucht werden. Auf die Stoff- und Themenverteilung des ganzen Romans bezogen bleibt sie jedoch eher ein Randphänomen, zumal sie nirgendwo direkt Gegenstand der Darstellung, sondern lediglich Gesprächsgegenstand der Figuren ist. Das könnte der soziologischen Erkenntnis entsprechen, dass die radikale Implantation der westdeutschen Institutionen noch nicht zu einer Verbindung mit der alltäglichen Lebenswelt der Menschen geführt hat. Ebenso wenig wie die staatlichen Akteure treten die ›intermediären‹ Instanzen wie Vereine, Verbände, Bürgerinitiativen, Kirchen, Gewerkschaften, Wirtschaftsverbände oder politische Parteien irgendwo als solche in Erscheinung. Dies ließe sich ebenfalls als Ausdruck einer Entwicklung verstehen, die Teil der soziologischen Gegenwartsdiagnose ist, denn jene Institutionen leiden nicht nur unter einem schrumpfenden Engagement der Bürger, sondern auch unter nachlassender Anerkennung durch die großen Konzerne, so dass ihr gesellschaftliches Steuerungspotential rapide gesunken ist (Heinze 1998, 184f). Manche Soziologen sehen geradezu „ein Vakuum im Hinblick auf gesellschaftliche Beteiligung als Baustein einer demokratischen Gesellschaft“ (a.a.O., 188).

Von den fünf (relativ unabhängigen) Dimensionen des sozialen Raumes, die Vester unterscheidet, fehlt demzufolge sowohl das „Feld der korporativen Interessenvertretungen“ als auch das „Feld der politisch-staatlichen Repräsentationen und Institutionen“ und das „Feld der gesellschaftspolitischen Bewegungen und ideologischen Lager“ (Vester et al. 2001, 24f). Diese Selektivität der Romandarstellung muss aber durchaus nicht (nur) als Akzentuierung einer realen gesellschaftlichen Tendenz gemeint sein. Sie kann auch als Resultat einer spezifisch künstlerischen Fokussierung verstanden werden, die sich in Konkurrenz zu den dominanten Massenmedien an den eigenen medialen Stärken der Literatur orientiert. Dies wird besonders dadurch wahrscheinlich, dass *Simple Storys* in dieser Hinsicht einer allgemeinen Tendenz der (west- und gesamtdeut-

schen) Gegenwartsliteratur entspricht, die ihr darstellerisches Interesse – mit Ausnahmen, die als solche auffallen – bereits seit längerem aus dem Bereich politischen Handelns zurückgezogen hat. Es ist, als könnte das Handeln in Regierung und Verwaltung, in Parteien, Gewerkschaften und Vereinen (ebenso wie in den Führungsetagen der Wirtschaft) bestenfalls noch in satirischer oder ›kafkaesker‹ Verzerrung zum Gegenstand literarischer Darstellung werden.[138] An vordergründiger politischer Aktualität besteht unter den jüngeren Schriftstellern wohl schon deshalb kein Interesse mehr, weil dieser Bereich von den Massenmedien bereits bis zur Übersättigung abgedeckt wird. Es ist aber offenbar auch das Handeln unter strikten Systemzwängen und entsprechend rigiden Rollenmustern, das von den Gegenwartsautoren als wenig geeignet für ihre Darstellungsziele empfunden wird, weil sie das Individuelle, Flüchtige, Abweichende und Einzigartige kaum noch erkennen lassen. Gleiches gilt *a forteriori* für die drastisch eingeengte Wahrnehmungsperspektive in Funktionssystemen, die für die prononcierte Weltoffenheit der künstlerisch anspruchsvollen Literatur wenig hergibt.

Einer Selbstbeschränkungsstrategie gegenüber der Dominanz der Massenmedien entspricht vor allem, dass die Medienwelt in Schulzes Roman fast vollständig ausgeblendet worden ist – jedenfalls spielt sie nicht ansatzweise die Rolle, die ihr in der unmittelbaren gesellschaftlichen Erfahrung und im Urteil der Soziologen zukommt (Münch 1991). Dass sie die gesamte Gesellschaft durchdringt, merkt der Leser vor allem an scheinbar nebensächlichen Details: In dem kleinen Harzdorf, in dem die Meurers eine „Datscha“ für den Sommer bekommen haben, ist ihr Haus das einzige ohne Satellitenschüssel, und Ernst Meurer räsoniert: „Vielleicht war das Reisen überhaupt unnatürlich, zumindest überflüssig, im Zeitalter des Fernsehens“ (SiSt 81). Conny Schubert beobachtet 1990 die Schlangen von Menschen, die für eine „Bild“-Zeitung anstehen, bei Marianne Schubert liegt zu Hause die Programmzeitschrift „TV Spielfilm“ herum, Ernst Meurer will sich zum Thema UFOs nur auf die „Tagesschau“ verlassen und Barbara Holitzschek bezieht ihre Kenntnisse über die Navigation der Vögel aus dem „Spiegel“, aber der Boom der Unterhaltungselektronik und die Inflation von Videotheken in Ostdeutschland nach der Wende

[138] In Grass' Wenderoman *Ein weites Feld* (1995) geht es vornehmlich um die politische Rolle des Schriftstellers und seine Beziehung zur Staatsmacht, politisches Handeln im engeren Sinne wird kaum dargestellt. Ähnliches gilt für Wolfgang Hilbigs Roman *Ich* (1993). Die letzte unsatirische Einbeziehung politischen Handelns in die literarische Darstellung begegnet in Erich Loests Roman *Nikolaikirche* (1995), der eine solitäre Stellung in der Gegenwartsliteratur einnimmt, aber für seine konventionelle Darstellungsweise auch kritisiert worden ist. In ästhetisch überzeugender Form gab es derartiges zuletzt in Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* (1975-81). Wolfgang Koeppens Roman *Das Treibhaus* (1953) dagegen trägt bereits deutlich satirische Züge. In der DDR war die Situation naturgemäß anders, aber auch hier wird die Darstellung politischen Handelns bei abnehmendem kritischen Spielraum immer seltener und verschlüsselter.

findet nirgendwo Erwähnung. Von der Arbeit am Computer lesen wir nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit Raffaels Taxiunternehmen, vom Computerspielen ist nur in einer Nebenbemerkung Peter Bertrams über seinen (möglicherweise fiktiven) Sohn Eric die Rede (SiSt 35), und Bezüge auf das Internet fehlen völlig. Die Figuren gehen nicht ins Kino, sie hören kein Radio und keine CDs[139], sie benutzen keine Handys und sie kommunizieren auch nicht per Fax oder Email – selbst das gewöhnliche Telefon wird eher selten benutzt.[140]

Infolgedessen können jene soziologischen Arbeiten, die gerade die modernen Kommunikationsverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die Sozialbeziehungen als kennzeichnende Besonderheit der Gegenwartsgesellschaft herausgearbeitet haben, zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen fiktiver Romanwelt und empirischer gesellschaftlicher Wirklichkeit nicht viel beitragen. Dass die industrielle Produktion als Zentrum der modernen Gesellschaft zunehmend durch die Verdichtung, Beschleunigung und globale Vernetzung von Informationsströmen abgelöst werde (Münch 1995, 15-27; Castells 2000, 17), spielt in *Simple Storys* so gut wie keine Rolle.[141] Schon dass Wissen zur dominanten Produktivkraft geworden ist (Castells 2001, 90ff), findet im Roman keinen Niederschlag; dass gerade die enorm gestiegene Produktion von Informationen keine eindeutig rationalen Entscheidungen mehr zulässt und so zur Unberechenbarkeit des Handelns beiträgt (Münch a.a.O.), müsste als Hintergrund für die Orientierungsprobleme der Figuren willkürlich untergeschoben werden.[142]

Obgleich der Zerfall lebensweltlicher Überlieferungen und Kommunikationszusammenhänge im Roman (nicht nur durch die Diskreditierung des Sozialismus als Meta-Erzählung) ebenso deutlich spürbar ist wie der biographische Bedeutungsschwund der industriellen Arbeit und beides auch in der Fiktion zu Orientierungslosigkeit, ja einer Fragmentierung der Subjekte führt, hat sich der reziprok gewachsene Einfluss der elektronisch fabrizierten Medienwirklichkeit

[139] Ernst Meurer erzählt zwar von der Anschaffung eines Stereo-Farbfernsehers und einer Stereoanlage mit CD-Player (SiSt 77), und auch bei Danny ist in einem Nebensatz vom Besitz eines Walkmans und von CDs die Rede (SiSt 204), aber diese Geräte werden nie in Benutzung gezeigt.

[140] Es gibt überhaupt nur zwei Dialoge, die über das Telefon geführt werden: das Gespräch Martin Meurers mit seiner Frau während einer Dienstreise aus Halberstadt im Kapitel "Panik", und das Gespräch Hannis mit Barbara Holitzschek im Kapitel "Der Atem an meinem Hals".

[141] Dass die mediale Präsenz des Jugoslawienkrieges zwischen Edgar und Danny zum Trennungsanlass wird, ist eine – wenn auch signifikante – Ausnahme. Selbst die Beschreibung journalistischer Arbeit beschränkt sich auf die klassischen Methoden der Recherche. Online-Recherche und E-Mail-Verkehr bleiben gänzlich unerwähnt.

[142] Immerhin kann Ernst Meurers Abwägen zwischen medialen Institutionen von verschiedener Autorität (SAT1 und ARD-Tagesschau) als Hinweis auf diese Schwierigkeiten verstanden werden – ebenso wie (auf symbolischer Ebene) der Umstand, dass Barbara Holitzscheks Spiegel-Wissen ausgerechnet umweltbedingte Orientierungsprobleme von Zugvögeln betrifft. Harry Lehmanns Hinweis, dass der verrückte Alte über Dannys Redaktion nicht ganz zu Unrecht die Quelle seiner Unordnung in der Zeitung sieht, hatte ich schon erwähnt.

(Honneth 1994, 13f) in Schulzes Text kaum niedergeschlagen, und damit bleibt auch die Bedrohung von Subjektivität und Persönlichkeit durch die Markt- und Apparatelogik der globalisierten Kulturproduktion (Touraine 1994, 168) in ihrer Bedeutung für die Identitätsprobleme der Figuren unsichtbar. Von einer Virtualisierung oder Fiktionalisierung der kollektiven Erfahrungsmuster durch den „Inszenierungszwang", der von den gewinnorientierten Medien in der ständigen Konkurrenz um die Aufmerksamkeit des Publikums ausgeht (Münch 1997, 697), scheint das Romanpersonal jedenfalls völlig unberührt zu sein – ganz zu schweigen von einer ähnlich wirkenden Simulation durch Simulakren zunehmend höherer Ordnung im Gefolge wachsender Konsumlenkung unter Überflussbedingungen[143] (Baudrillard 1991, 40). Der Wert der Waren hat sich noch kaum ins Symbolische verschoben – ihr Symbolcharakter scheint im Gegenteil, wie die Geschichte über den Büchsenaltar zeigt (SiSt 165f), zunächst einmal einer durchgehenden Desillusionierung zu unterliegen, und die Erfahrungen der Figuren haben nirgends den Charakter einer Hyperrealität. Das ist allerdings insofern „realistisch", als Virtualisierung und Simulationscharakter in der Alltagserfahrung von Durchschnittsmenschen in der Regel nicht bemerkt werden, weil diese Tendenzen dazu neigen, jede nicht-virtuelle, nicht-simulierte Wirklichkeit in sich aufzusaugen und damit kritische Vergleiche unmöglich zu machen. Für diesen Erfahrungsmodus ist dann allerdings eine Vermischung von unmittelbaren und medial vermittelten Erfahrungen typisch, der (im Gegensatz zu vielen ›postmodernen‹ Romanen) in *Simple Storys* kaum irgendwo zu finden ist – ebenso wenig wie die Simulation medial produzierter Lebensstile.[144]

Dass sich die Gegenwartsgesellschaft, besonders in ökonomischer Hinsicht, zunehmend in Form von weltweiten Netzwerken mit offenem und dezentralem Charakter organisiere (Castells 2000, 500ff), kann höchstens im Hinblick auf deren Primärcode von Ein- und Ausschluss als Hypothese zur Erklärung der besonderen Schwierigkeiten verwendet werden, denen sich das ostdeutsche Romanpersonal in den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen gegenübersieht Die fiktive Welt von *Simple Storys* beschränkt sich (schon wegen ihrer Situierung in der – zumal ostdeutschen – Provinz abseits der *Global Cities*) noch ganz auf den „Raum der Orte", die lokalen Bezü-

[143] Überflussbedingungen bedeutet für Baudrillard: Die Logik der Produktion hat eine Eigendynamik gewonnen, in der es um die maximale Zirkulation und minimale Nutzung der Güter geht. Das Problem einer Grundversorgung gibt es nicht mehr, sondern nur noch die individuelle Ermöglichung einer Verwertungsbereitschaft hinsichtlich der durch die Signalmaschinerie systemintern erzeugten Zeichen (Mode Lifestyle, Weiterbildung, Selbstverwirklichung). Diese Arbeit ist nicht mehr Mittel oder Medium der Produktion, sondern ein Dazugehören und ein Jasagen zu der ziellosen und unendlichen Steigerung und Beschleunigung der Waren-, Güter- und Wertezirkulation (Horacek 2000, 153).

[144] Allenfalls Dannys amerikanischer Wagen und das Angeln Peter Bertrams und Dieter Schuberts lassen sich in dieser Richtung interpretieren.

ge von Familie, Nachbarschaft, Betrieb und regionalen Machtinstanzen, während der globale, dezentrale und flexible „Raum der Ströme“ von Kapital, Information und Symbolen, in den sich die politische, ökonomische und kulturelle Macht weitgehend verlagert hat, außerhalb des Romanfokus bleibt (Castells 2000, 442-46 u. 453-59) – eine „Entbettung“ (Giddens 1995) der sozialen, ökonomischen und politischen Bezüge ist im Text allenfalls in den Fällen beruflicher und touristischer Mobilität ansatzweise repräsentiert.[145] Dieser Aspekt des gesellschaftlichen Wandels bleibt schon deshalb unterbelichtet, weil jene Minderheit, die in den weltweiten Netzwerken agiert, unter den Figuren nicht erkennbar vertreten ist: Offenkundig gehören diese fast durchweg zur Mehrheit der Ausgeschlossenen, die Castells zufolge in ihrer zunehmenden Fragmentierung immer mehr der Ohnmacht und sozialen Irrelevanz ausgeliefert ist, ohne dass sie bereits eine „Widerstandsidentität“ erkennen lässt (Castells 2000, 506ff; 2004, 421f). Ob Lokalpolitiker wie Frank Holitzschek und erfolgreiche Unternehmer wie Neugebauer und Harry Nelson am „Raum der Ströme“ teilhaben können, ist auf der Basis des Textes nicht zu entscheiden.

Allerdings entspricht die massenmediale Abstinenz des Romans der alltäglichen Erfahrung, dass die Öffentlichkeit, an deren Bild von der Gesellschaft sich die Politik orientiert, keine Arena freier Meinungsbildung unter Gleichen ist, in die man sich aktiv einbringen und ›etwas bewegen‹ könnte, sondern eine von ökonomischen und administrativen Interessen (überwiegend westdeutscher Provenienz) weitgehend kolonisierte und in undurchschaubare globale Informationsströme eingespannte Sphäre, in der die Masse des Publikums nur noch als passiver und atomisierter[146] Empfänger industriell gefertigter Programme fungiert (Habermas 1990, 248-325; Münch 1995, 133). Unter solchen Bedingungen erscheinen die materiellen Verhältnisse nach wie vor wie etwas von oben Verhängtes, Schicksalhaftes (Lessenich und Nullmeier 2006, 18), und die öffentlichen Diskussionen darüber wirken wie bloße Scheingefechte. Die Kultur- und Unterhaltungsindustrie mag uns wichtige Kompensationsmöglichkeiten bieten und das Weltbild ebenso mitprägen wie unsere Wünsche, unsere Identität und unsere Gruppenzugehörigkeit, aber sie führt von den ›harten Fakten‹ und den entscheidenden Problemen des täglichen Lebens eher weg.

[145] Vgl. etwa Conny Schuberts Tätigkeit auf einem Kreuzfahrtschiff, Edgar Körners Job als Fernfahrer und der Einzug von Christan Beyers Kreditkarte in New York. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen: die Währungsunion etwa, eine politische Entscheidung auf höchster Ebene, wird in ihren Auswirkungen in der sächsischen Provinz gezeigt. Überhaupt lassen sich viele Schwierigkeiten der Figuren auf wirtschaftliche Entscheidungen zurückzuführen, die anderswo fallen. Diese selbst werden jedoch weder bei der Währungsunion noch anderswo dargestellt.

[146] Die Vereinzelung der Medienrezipienten ist nicht nur technisch bedingt, sondern steht in einem Wechselwirkungsverhältnis mit dem Zerfall ihrer kommunikativen und kulturellen Bindungen in der Lebenswelt (Honneth 1994, 12ff).

Für den Autor, der mit seiner Abstinenz durchaus für die Mehrheit der Gegenwartsautoren steht, mag allerdings eine größere Rolle gespielt haben, dass für die kulturindustriellen Programme das Neue als Information nur in sehr oberflächlichem Sinne relevant ist, weil sie sich dabei streng auf Erfahrungsmuster und Deutungsschemata beschränken, deren Bekanntheit und Verwendung man voraussetzen kann und die auf diese Weise immer wieder reproduziert werden, selbst wenn sie der sich rapide wandelnden gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht mehr angemessen sind (Lehmann 2006, 74f, 78-80; Bourdieu 1998, 66f). Zudem präferieren die Massenmedien die pure Quantität von Informationen und produzieren damit durch die Vernachlässigung von Zusammenhängen ein ›informationelles Rauschen‹, das die Resonanzfähigkeit gegenüber den wirklichen Problemen der Menschen eher vermindert (Enzensberger 1969, 23; 1991, 87f, 94ff).

In der Enthaltsamkeit des Romans gegenüber der Medien- und Kommunikationsgesellschaft gibt es nur zwei Ausnahmen: das 3. Kapitel, das Einblick in die Arbeit einer regionalen Zeitung gibt, und das 23. Kapitel mit dem bezeichnenden Titel „Sendeschluss“, in dem der Film und das Fernsehen eine hervorgehobene Rolle spielen. In dem Kapitel „Mal wirklich eine gute Story“ werden zunächst die ökonomischen Zwänge aufgezeigt, welche innerhalb des „journalistischen Feldes“ eine unabhängige kritische Berichterstattung beeinträchtigen (Bourdieu 1998, 107ff): Der Chef übt als Agent der Marktzwänge Druck auf die Journalistin aus, im Sinne der Anzeigenkunden mehr Unternehmerportraits zu schreiben, anstatt über die extremistische Gewalt zu berichten (SiSt 31f). Vor allem aber macht dieses Kapitel auch in subtil-ironischer Weise deutlich, wie die Konzentration auf den ›Effekt‹, die Hervorhebung des Sensationellen und Spektakulären die Artikel einer engagierten Journalistin in bedenklicher Weise den Verfahren reißerischer Fiktion annähert (Bourdieu 1998, 72) und wie überhaupt das Textgenre der ›Story‹ sowie die auf sie gerichtete journalistische Wahrnehmungsweise – ganz im Sinne von Enzensbergers früher Kritik (1969, 85ff) – die Erfahrungswirklichkeit so transformiert, dass die Grenzen zwischen ihr und der Fiktion verschwimmen und der kritische Abstand der Leser zugunsten einer voyeuristischen Perspektive eingezogen wird: Die ausgedachte SM-Geschichte, die Peter Bertram der Zeitung als authentischen Erfahrungsbericht verkaufen will, wirkt wie ein Plagiat von Dannys früheren Artikeln über Jugendgewalt (Lehmann 2006, 93), und sie unterscheidet sich letztlich auch nicht wesentlich von der „wirklich guten Story“, die sie dem Hobby-Schriftsteller entgegenhält – die Unterscheidung zwischen ›Ausgedachtem‹ und ›wirklich Erlebtem‹, die als Kriterium von

›Wahrheit‹ zum Fundament ihres journalistischen Selbstverständnisses gehört, wird von ihrem eigenen Erzählen unfreiwillig dekonstruiert.

Gegen Ende des Romans wird dann im Kapitel „Sendeschluss“ ein ähnlich kritisches Bild von den Medien Film und Fernsehen entworfen: Hannis Inhaltsangabe einer amerikanischen Filmkomödie nimmt diese nicht nur umstandslos als Bild der Realität ›westlicher Gesellschaften‹, sondern offenbart gerade durch die Abstraktion von allen filmischen Mitteln auch die tiefe Ambivalenz von oberflächlicher Kritik und hintergründiger Legitimation des Bestehenden. Christian Beyers anschließender Fernsehkonsum mit dem typischen Rezeptionsverhalten des ›Zappens‹ zwischen den Kanälen gibt wiederum nicht nur einen sehr sprechenden Eindruck von der Beliebigkeit und Redundanz, ja der Nichtigkeit des mehrheitlichen Angebotes und illustriert damit Enzensbergers These vom „Nullmedium“, vom medialen Nirwana, dessen hypnotische Attraktivität aus seiner quasi-therapeutischen Funktion zur „genussreichen Gehirnwäsche“ erklärbar ist (1991, 95f u. 100ff).[147] Darüber hinaus zeigt die Wiederholung eines für die DDR-Identität wichtigen Fußballspiels die Aufhebung des historischen Bewusstseins zu einer alles wiederkäuenden ›Allgegenwart‹, während die Zugfahrt die Tendenz zur „Realitätsverdoppelung“ gerade auch des Unspektakulären, Alltäglichen illustriert, die Suggestion von Unmittelbarkeit und Teilhabe (Kerlen 2003, 233f), die im Halbschlaf schließlich Medienbild und Wirklichkeit zur traumhaften Projektion unbewusster Wünsche verschmilzt (SiSt 241ff). Damit sind zwar wichtige, aber bei weitem nicht alle relevanten Aspekte des Fernsehens und seiner Rolle in der Öffentlichkeit in die Romandarstellung eingegangen – und dies aufs Ganze gesehen auch eher am Rande.

Ansonsten beschränkt sich Schulzes inhaltliche Auswahl in auffälliger Weise auf unmittelbare und erzählte Erfahrungen, was dem Text zwar einerseits sicherlich einen Gewinn an authentischer Wirkung einträgt, andererseits aber eine nicht unbeträchtliche „Irrealisierung“ der tatsächlichen Alltagserfahrung mit sich bringt. Solche Verzerrungen werden allerdings in künstlerischen Texten bewusst angestrebt, sollen den durch Gewohnheit desensibilisierten Blick durchbrechen und Erkenntnispotentiale freilegen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass eine umfassende Auseinandersetzung mit der Medienwelt auf der Inhaltsebene offenbar bewusst nicht angestrebt

[147] Ein Bezug zu Enzensbergers These ergibt sich auch daraus, dass Beyer am Ende zum Einschlafen nach dem „Rieselbild“ sucht, „dass früher nach Sendeschluss entstanden war“ (SiSt 242f), also explizit am medialen Rauschen und nicht an Information oder Unterhaltung interessiert ist. Die therapeutische Funktion von Film und Fernsehen betont auch Salje, für den das „unverkennbare »Regressionsklima der Film- und Fernsehmedien« [...] auf den für spätmoderne Gesellschaften typischen »neurosenprophylaktischen Abwehr- und Bewältigungsmechanismus« zugeschnitten ist“ (Salje 1980, 68, zit. n. Ellrich 2003, 263).

wird – vielleicht deshalb, weil dies den Roman überfordert hätte, wahrscheinlicher aber deshalb, weil das Thema für den zeitgenössischen Leser ohnehin präsent genug ist.

Stellt man den negativen Selektionsprinzipien des Romans die positiven gegenüber, so lassen sich diese in vorläufiger Grobheit dahingehend umreißen, dass sich der Roman in der Hauptsache auf die Darstellung zweier Pole konzentriert: auf die Arbeitswelt einerseits und auf die privaten Paarbeziehungen andererseits. In der Tat müssen sich die Individuen in der Arbeitswelt am intensivsten und regelmäßigsten mit den Zwängen des gesellschaftlichen Systems auseinandersetzen, und hier werden auch die sozialen Veränderungen am unmittelbarsten spürbar. Mit den privaten Intimbeziehungen hingegen wird exemplarisch jene Form der sozialen Bindung der „Lebenswelt" in den Mittelpunkt gestellt, in der sich die Menschen am unfassendsten als Individuen einbringen können, so dass sie aus ihr einen Großteil ihres Lebenssinnes beziehen – und die zugleich den Systemzwängen, dem instrumentellen Denken und Handeln in der Sphäre der Ökonomie am deutlichsten entgegengesetzt ist. Die intime Lebensgemeinschaft repräsentiert einerseits das Ideal des ›ganz Anderen‹ zur Selbstbehauptung und zum Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt, andererseits ist sie in ihrer Empfindlichkeit und Störanfälligkeit ein Spiegel der Gesamtgesellschaft und ihrer Probleme und reagiert daher auch sehr sensibel auf Veränderungen im Bereich der Arbeitswelt.

Die Eltern-Kind-Beziehungen sowie die Bekanntschafts-, Kollegen- und Freundschaftsbeziehungen spielen demgegenüber nur in wenigen Kapiteln eine wichtigere Rolle. Selbst die anderen objektiven Bedingungen der privaten Lebensverhältnisse geraten nur selektiv in den Blick: Die Wohnverhältnisse etwa bleiben äußerst skizzenhaft, und der gegenüber dem Westen geringere Wohnstandard wird ebenso wenig erkennbar wie die desolate Altbausubstanz und die Rolle der Plattenbauten.[148] So treffen in *Simple Story*s die ökonomischen Verhältnisse quasi un-

[148] Allenfalls die noch unterdurchschnittliche Rolle des Wohneigentums scheint durch (Crow und Hennig 1995, 107 u. 119). Die Neubauwohnung, in die Danny und Edgar zusammen mit Tino ziehen wollen, kann nur vermutungsweise als renovierter Plattenbau identifiziert werden, denn dass der Bezirk „Südost" ein älteres Neubauviertel am Stadtrand ist, geht nur indirekt aus Utchens skeptischen Kommentaren hervor (SiSt 117). Dass Raffael seine Familie aus dem Bezirk „Nord" herausbringen will, deutet ebenso auf dessen schlechte Wohnlage wie der Umstand, dass Peter Bertram dort „gegenüber den Russenwohnungen" wohnt (SiSt 33). Raffaels und Petras neue Wohnung am Sperlingsberg wird als Verbesserung gewertet (SiSt 283), ist jedoch ebenfalls nur zur Miete – zudem wohnt Enrico Friedrich im selben Haus, und die Wohnungen sind erst kürzlich mit Zentralheizung ausgestattet worden, wobei die alten Kohleöfen von den Mietern abgetragen werden müssen. Das spricht für eine renovierte Altbauwohnung. Die Holitzscheks wohnen in einer besseren Wohngegend „am Kanal" (SiSt 57), aber es handelt sich nicht um ein Einfamilienhaus. Peter Neugebauers Wochenendhaus im Vorharzland ist kaum mehr als eine Laube und in traurigem Zustand. Das „Vierseitgehöft", das sich Tom und Billi nach ihrer Doppelerbschaft gekauft haben, ist das einzige Einfamilienhaus als Wohneigentum, das im Roman vorkommt. Auch Hanni wohnt in einer Mietwohnung. Martin Meurer hat

vermittelt auf die einzelnen, selten mehr als paarweise assoziierten Individuen. Privatleben und Arbeitswelt, Lebenswelt und System stehen sich unvermittelt gegenüber, wirken scheinbar direkt aufeinander. Diese Konstellation steht allerdings in fundamentaler Weise unter dem Zeichen des tiefgreifenden Wandels, der sich mit dem Einigungsprozess vollzogen hat. Erst dadurch, dass sich in der Arbeitswelt völlig neue Bedingungen etabliert haben, welche die Menschen unter einen Anpassungsdruck stellen, der massiv auch in den Privatbereich hineinwirkt, erhält das Verhältnis zwischen Arbeitswelt und Beziehungsleben jene Dynamik und jenen Problemgehalt, der für Schulzes Roman kennzeichnend ist.

Gerade durch die weitgehende Reduktion des Gesellschaftlichen auf die Dialektik von Ökonomie und Intimität sowie durch die Präzedenz des wirtschaftlichen Systemwechsels werden dessen Auswirkungen auf die alltägliche Lebenswelt der Menschen in den Fokus des Lesers gerückt. Wesentliche Vermittlungsinstanz zwischen beiden Problembereichen sind – neben den vielfältigen Sach- und Anpassungszwängen – die von dem rapiden gesellschaftlichen Wandel mehr oder weniger stark erschütterten Identitäten der Figuren und ihre (in enger Verbindung damit) verunsicherten bzw. in Fluss geratenen Erfahrungs- und Handlungsmuster. Die Schwierigkeiten, unter den Bedingungen eines radikalen Kontinuitätsbruchs in den Lebensbedingungen zwischen dem früheren Selbst- und Weltbild und den gegenwärtigen Rollenanforderungen sinnvolle Kontinuitäten herzustellen, sind an entscheidender Stelle mitverantwortlich für die Schwierigkeiten, die Intimpartnerschaften unter dem Anpassungsdruck der neuen Verhältnisse stabil zu halten. Die Erschütterung der alten Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata durch die gewandelten Verhältnisse wirkt sich vor allem auf die privaten Beziehungen aus, und das ins Rutschen geratene Welt- und Menschenbild der Figuren sorgt gerade hier für massive Orientierungsprobleme – ebenso wie der Wertewandel. Dies ist auch der Bereich, in dem – jenseits des politischen Tagesgeschehens –politisch relevante Teile der Identität ausschnittweise in den Blick geraten.

Die beiden schwerpunktmäßig gegenübergestellten Bereiche gehören zugleich jenen unterschiedlichen Systemtypen an, die Harry Lehman in seiner Weiterentwicklung von Luhmanns Soziologie vorgeschlagen hat: Die Wirtschaft ist (wie Politik und Wissenschaft) das typische Beispiel eines ›harten‹ Funktionssystems, das sich auf die Bearbeitung eines bestimmten gesell-

---

sich, wie aus dem Kapitel „Nadeln“ hervorgeht, durch Renovierungsarbeiten das Wohnrecht an einer renovierten Altbauwohnung mit Balkon erworben (SiSt 207ff).

schaftlichen Bezugsproblems spezialisiert hat, indem es mit Hilfe eines binären Kommunikationscodes die Welt streng in die systemrelevanten Operationen und die der Systemumwelt scheidet und sich rekursiv gegen alle anderen Systeme abschließt. Die enorme Leistungsfähigkeit dieser Systeme hat den hohen Preis, dass der Mensch in ihnen nur als auswechselbarer Funktions- und Rollenträger existiert, dass sie vor allem aber außerhalb ihrer eigenen systemspezifischen Umwelt fast nichts wahrnehmen können und daher rücksichtslos gegenüber allem sind, das nicht ihren Code bedient (Lehmann 2006, 63). Die intime Liebespartnerschaft hingegen gehört (neben Kunst und Philosophie) zu jenen ›weichen‹, schwach programmierten „Reflexionssystemen“, welche – als Reaktion auf die latenten Orientierungsprobleme der Gesellschaft – durch Erweiterung oder Verschiebung der Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata das innovative Moment in der Selbstbeschreibung der Gesellschaft als Ganze bilden, wie sie in der massenmedial verfassten Öffentlichkeit reproduziert wird. Dabei bedienen sie sich spezifischer „Humanmedien“, die zur Aufhebung ihrer Leitdifferenz tendieren, ihre eigenen Programmierungen immer wieder überschreiten und auf diese Weise weltoffen bleiben. Die Komplexitätsreduktion, durch die sie ihre kommunikative Effektivität steigern, wird „nicht durch Beschränkung auf einen spezifisch ökonomischen, wissenschaftlichen, rechtlichen, oder politischen Gesichtspunkt [erreicht], sondern durch die Konzentration der Aufmerksamkeit auf einen partikularen Bezugspol“ (Lehmann 2006, 141). Sie betonen das Allgemeine im Besonderen, „in der Liebe im besonderen Subjekt, in der Kunst im besonderen Objekt“ (Luhmann 1998, 368) und organisieren im Fokus dieses partikularen Pols unbegrenzte Verweisungen in die Welt, während die Kommunikationsmedien umgekehrt ihren spezifischen Gesichtspunkt ins Universalistische verallgemeinern.

Aufgrund dieser gegensätzlichen Eigenschaften eignen sich die beiden Systeme jedoch naturgemäß in sehr unterschiedlicher Weise für eine Darstellung, die ihrerseits künstlerischen Anspruch erhebt, daher zur Kommunikation in einem Reflexionssystem gehört und sich eines Humanmediums bedient: Da sich die von den Medien der Funktionssysteme geführte Kommunikation auf einen einzigen Sektor der Welt beschränkt und sich ansonsten gegen die Welt abschließt (oder sie aus einer einzigen Perspektive betrachtet), ist sie für ein Werk, das seine Funktion nur durch möglichst vielfältige Weltbezüge erfüllen kann, nur begrenzt geeignet; seine extrem reduktive Perspektive bedarf ständig der Erweiterung und Ergänzung durch andere, seiner Tendenz zur abstrakt-universalistischen Ausblendung des Individuellen, Besonderen, Konkreten und Subjektiven muss massiv gegengesteuert werden, und um neue Erfahrungsmöglichkeiten zu

erschließen, muss der extrem rigide Kommunikationscode durch Darstellungen im Humancode kontrapunktiert werden. Genau das erreicht Ingo Schulze dadurch, dass er die beiden Bereiche nicht isoliert voneinander dargestellt, sondern in enger Wechselwirkung miteinander und oft in direkter Überschneidung der Handlungsfelder – wie zum Beispiel in den Kapiteln „Neues Geld" und „Panik". Zugleich zeigt sein Text bezogen auf die direkt-unmittelbare Darstellung ein eindeutiges Übergewicht der Lebenswelt und der Intimpartnerschaft über das ökonomische System; letzteres macht sich in der Mehrzahl der Fälle nur indirekt bemerkbar – in den Auswirkungen, die es auf das Familien-, Ehe- und Beziehungsleben hat. Auf diese Weise kommt gerade die Blindheit und Rücksichtslosigkeit des Wirtschaftssystems gegenüber den Belangen der Lebenswelt zum Vorschein, aber auch die mangelnde Fähigkeit der Lebenswelt, der Ökonomie ein systemspezifisches Eigengewicht entgegenzusetzen – weltoffen und vergleichsweise schwach strukturiert, wie Familie und Intimpartnerschaft sind, zeigen sie sich von den systemfremden Zwängen des Arbeits- und Erwerbslebens leicht destabilisierbar.

Auf der anderen Seite kann der inhaltliche Akzent auf den Überschneidungszonen zwischen den Systemen der Wirtschaft und der Intimpartnerschaft auch als Beleg für die These Richard Münchs genommen werden, dass die gesellschaftlichen Subsysteme in jüngerer und jüngster Zeit – entgegen Luhmanns These der funktionalen Differenzierung – sich zunehmend gegenseitig durchdringen und ihre klaren Grenzen verlieren, so dass der größte Teil des Handelns in „Zonen der Interpenetration dieser Systeme" stattfindet (1991, 15). Selbst der Fokus der Darstellung auf der Konflikthaftigkeit der überlappenden systemischen Handlungslogiken entspricht Münchs Diktum, dass die „intersystemische Kommunikation" in einer permanenten Abarbeitung von Widersprüchen besteht, die stets neue Widersprüche erzeugt und der gesellschaftlichen Entwicklung auf diese Weise eine dialektische Entwicklungsdynamik verleiht (a.a.O., 20f). Tatsächlich beruht Münchs Luhmann-Kritik auf einem Missverständnis, denn Zonen der „Interpenetration" sind schon deshalb kein Widerspruch zur funktionalen Differenzierung, weil jedes System zur Universalisierung tendiert; Münch übersieht zudem, dass die Wahrnehmungs-, Handlungs- und Diskurslogiken anderer Subsysteme in dem jeweils dominierenden nur berücksichtigt werden, soweit sie in dessen Code übersetzt werden und Relevanz erlangen können. Dennoch ist seine Kritik insofern berechtigt, als auch sie den Akzent der Aufmerksamkeit in einer Weise ver-

schiebt, welche die systemtheoretische Gesellschaftsbetrachtung der Alltagserfahrung ebenso annähert wie der literarischen Darstellung in *Simple Storys*.[149]

Inhaltlich liegt der Fokus des Romans also eindeutig auf den Auswirkungen des neuen Wirtschafts- und Verwaltungssystems auf die Lebensführung, die Identität, das Wertesystem und das Zusammenleben von erwerbstätigen Mittelschichtangehörigen unter Fünfzig, während die Bereiche von Politik, Kultur, Medien und Konsum weitgehend ausgeblendet werden und Kinder, Jugendliche und Alte nur ganz am Rand auftreten – ebenso wie Ober- und Unterschichtangehörige. Dadurch wird, ob bewusst intendiert oder nicht, eine fiktive Welt konstruiert, in der diese Aspekte der Alltagserfahrung als ›unwesentlich‹ oder doch zumindest sekundär erscheinen, während die materiellen Lebensbedingungen, die Zwänge der Arbeitswelt, die unmittelbaren sozialen Interaktionen und an markanten Punkten auch die Selbstreflexionen der erwachsenen Mittelschichtangehörigen unter 50 als Primäres und ›Wesentliches‹ in den Vordergrund treten. Und obwohl ich für alle Aspekte dieser Selektivität auf gewisse Entsprechungen in der soziologischen Gegenwartsdiagnose verweisen konnte, ist doch die offensichtliche *Abweichung* vom wissenschaftlichen Bild der (ost-)deutschen Gesellschaft sowie von der tatsächlichen Alltagserfahrung offensichtlich – und gerade sie ist es, die für jenen verfremdenden Effekt sorgt, der die eigene Erfahrungswelt in einem neuen Licht erscheinen lässt.

Innerhalb der materiellen Existenzbedingungen und unmittelbaren sozialen Interaktionen von Erwerbstätigen der Mittelschicht wird nun die schon genannte Konzentration des Textes auf krisenhafte Erfahrungen und Phänomene (Höbel 1998; Cooke 2003, 297) als weiteres wichtiges Auswahlkriterium wirksam: Es geht um Menschen, die aus ihren vertrauten Bahnen gerissen wurden und ihr Leben – beruflich wie privat – plötzlich als eine neugestellte Aufgabe unter noch schwer durchschaubaren Bedingungen erfahren. An dieser Aufgabe scheitern sie oder sie stehen sie (mal mehr, mal weniger erfolgreich) durch (Bielefeld 1998). Als krisenhafte Erfahrungen sind die erzählten Episoden durchaus über das jeweilige Einzelschicksal hinaus signifikant; sie verweisen regelmäßig auf überindividuelle Erfahrungsmuster und stehen bis zu einem gewissen

[149] Das gilt in ähnlicher Weise für Münchs Kritik an Habermas' Kolonisierungsthese. Es ist zwar richtig, dass die „kommunikative Rationalität [...] der Lebenswelt [...] längst ihrerseits weit in die Systeme eingedrungen [ist]" (1991, 88f), doch dass sie von den Funktionssystemen ihrerseits instrumentell eingesetzt wird und daher in beträchtlichem Umfang scheinhaft bleibt, ist Münch entgangen. Seine Beispiele für den Einfluss eines „militanten Moralbewusstseins" in der Öffentlichkeit auf Politik und Wirtschaft lässt unbeachtet, dass die Skandalisierung von einzelnen Fällen und Personen nicht nur dem ökonomischen Interesse der Medienunternehmen entspringt, sondern darüber hinaus über die strukturellen Wurzeln in den Systemen hinwegtäuscht und daher systemstabilisierend wirkt – ganz abgesehen von den Abstumpfungseffekten.

Grad exemplarisch für charakteristische Aspekte des Lebens in dieser Gesellschaft. So werden eine ganze Reihe von Themen verhandelt, die immer wieder auch von Soziologen, Gesellschafts- und Kulturkritikern angesprochen worden sind – Krisenerscheinungen, die ganz Deutschland und die marktwirtschaftlichen Demokratien des Westens betreffen, auch wenn sie in den neuen Bundesländern mit besonderer Virulenz auftraten und auftreten. Hierzu gehören vor allem wirtschaftliche oder wirtschaftlich induzierte Probleme: Massenarbeitslosigkeit und Jobunsicherheit, Entwertung von Qualifikationen und die Notwendigkeit, neue zu erwerben, angestrengte Selbstvermarktung und harter Konkurrenzkampf auf einem überfüllten Arbeitsmarkt, Selbstausbeutung, Schulden, überzogene Kreditkarten sowie Probleme mit den Finanz-, Arbeits- und Sozialämtern. Hier wird deutlich dargestellt, welche individuellen Konsequenzen der Übergang zur Marktwirtschaft gerade in einer Zeit hatte, in der die fortschreitende Globalisierung eine zunehmend neoliberale Wirtschaftspolitik nach sich zog: Die schleichende Aushöhlung der sozialen Sicherungssysteme, die fortgesetzte Rationalisierung und das Schrumpfen des Produktionssektors enthielten den Ostdeutschen manches von dem vor, wofür sie bei der Wiedervereinigung votiert hatten.

Die stärkere Zumutung von „Eigenverantwortung“, das heißt die zunehmende Verlagerung ökonomischer Risiken von staatlichen Institutionen auf die Schultern der Einzelnen, war in den neuen Bundesländern ebenso zu spüren wie in den alten, zumal dort, auf etwas geringerem Niveau, eine strukturelle Massenarbeitslosigkeit und eine zunehmende Arbeitsplatzunsicherheit längst zum dauerhaften Bestandteil des Wirtschaftssystems geworden waren (Vester et al. 2001, 81ff). Die dahinterstehende Ideologie plappert Dieter Schubert nach, wenn er nach seinem Eintritt in die rechtslastige DVU zu seiner Tochter Conny meint, „dass ich es goldrichtig mache: den Japanern reichten schließlich auch fünf Tage Urlaub. Jetzt müsse man sich ins Zeug legen.“ Und Marianne Schubert gibt dem Ganzen noch eine sozialdarwinistische Pointe, indem sie hinzusetzt, „dass sich nun die Spreu vom Weizen trenne, wir seien schon mittendrin“ (SiSt 26).

Die größeren Zusammenhänge bleiben jedoch, wie gesagt, aus dem Roman vollständig ausgespart. Was der Text bietet, beschränkt sich streng auf die individuelle, subjektive Perspektive (Auer 2000, 7), also auf die Darstellung der mikrosoziologischen Ebene, auf das konkrete Verhalten und die konkrete Interaktion bzw. Kommunikation Einzelner: Die Angst vor der Arbeitslosigkeit und das tatsächliche Leiden unter ihr, aber auch die ökonomischen Zwänge, die mittelständische Unternehmer zur Entlassung von besonders schutzbedürftigen Mitarbeitern veranlassen; die Probleme der Selbstbehauptung auf einem extrem kompetitiven (Arbeits-) Markt

und ihre entsolidarisierenden Effekte, die plötzliche Notwendigkeit eines Berufswechsels, die Schwierigkeiten bei der eigenständigen Neuorientierung und beim Erwerb der dazu erforderlichen Qualifikationen, der schwierige Umgang mit einem neuartigen Behördensystem, überhaupt die Notwendigkeit stärkerer Flexibilität und Mobilität sowie schließlich die Belastung der eigenen Identität und der sozialen Bindungen durch den Druck all dieser neuen Erfordernisse – wir lernen sie nicht als Klassenschicksal, als Krisensymptome oder soziale Kosten des neuen Wirtschaftssystems kennen, sondern in einem individualisierten Erfahrungsmodus von persönlichem Erfolg und Misserfolg, von Schuld und Versagen sowie von privaten Konflikten und scheiternden Sozialbeziehungen, der selbst (wie Ulrich Beck und Jürgen Habermas gezeigt haben[150]) höchst charakteristisch für den Zustand der Gegenwartsgesellschaft ist. Ihr repräsentativer Status ist also der von Krisensymptomen einer Gesellschaft im Umbruch, aber als literarische Figuren sind sie zugleich mehr als das, sie bilden geradezu ein Komplement für das, was die diskursiv-abstrahierende Zugriffsweise der Soziologie nicht vermag: Der Roman „lässt [...] die Einzelnen zu Wort kommen, bis zu denen herunter es weder die Analytiker der Transformationsgesellschaft schaffen noch die Politiker, die ihm blühende Landschaften versprechen“ (Arend 1998). Er stellt Individuelles, Konkretes und Flüchtiges dar, das dennoch am Allgemeinen durch das Prinzip des Exemplarischen und Typischen teilhat, ohne die Figuren zu bloßen Schemata zu degradieren.

Wie dies geschieht, möchte ich im Folgenden anhand der drei wesentlichen Handlungsfelder, die im Roman repräsentiert werden, genauer untersuchen und mit den entsprechenden Ergebnissen der Soziologie vergleichen: In Bezug auf die Folgen des Systemwechsels für die politisch-weltanschauliche Identität der Figuren, in Bezug auf die Arbeitswelt und in Bezug auf die Liebesbeziehungen bzw. intimen Lebensgemeinschaften. Kinder und Erziehung sowie die Rolle der Alten werden dann noch in kurzen Exkursen behandelt.

[150] Während Beck den individualisierten Modus der Krisenerfahrung betont (Beck 1986, 217ff), hebt Habermas die sozialen Anomieerscheinungen in der Privatsphäre hervor (1988b, 566, 568ff, 573, 576f, 580f).

C. Systemwechsel und politische Identität

Während die offizielle Politik nur ganz am Rande in die Darstellung eingeht und auch die parteipolitischen Präferenzen der Romanfiguren nur ausnahmsweise durchschimmern, ist die Dimension des Politischen doch auf einer grundlegenden Ebene als Problem der Identität präsent: als Schwierigkeit, Vergangenheit und Gegenwart als je eigene nach dem politischen Bruch der Wende in ein funktionierendes Verhältnis zu setzen. Dass dies hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt schuldhafter Verstrickung in die DDR-Vergangenheit geschieht, erweckt – gerade weil es dem dominanten Diskurs in der durch westdeutsche Medien geprägten Öffentlichkeit nach der Wende entspricht – zunächst den Eindruck, als handele es sich um ein spezifisches Problem von Transformationsgesellschaften, das mit der politischen und gesellschaftlichen Normalität der westlichen Marktgesellschaften auf den ersten Blick nicht viel zu tun hat.

Dieser Eindruck täuscht jedoch. Schon die Aggressivität, mit der noch nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes und dem ›weltgeschichtlichen Sieg des Kapitalismus‹ eine historische Abrechnung mit dem System des ›real existierenden Sozialismus‹ betrieben wurde, aber auch der inquisitorische Eifer, mit dem Schuldige und (vermeintlich) Mitschuldige öffentlich an den Pranger gestellt wurden, verweist auf den soziologisch bezeugten Umstand, dass der gesellschaftliche Wandel auch in Westdeutschland die alten politischen Bindungen mehr und mehr untergraben hat. Für die Ostdeutschen wie für die Westdeutschen geht es um die Frage, ob die Loyalität zum System des demokratisch regulierten Kapitalismus nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus überhaupt noch sinnvoll in Frage gestellt werden kann. Das hat offenbar auch Ingo Schulze empfunden, wenn er in seiner schon zitierten Peter-Weiss-Rede davon spricht, dass mit dem Ende der Systemkonkurrenz auch die Möglichkeit der kritischen Distanznahme geschrumpft sei, so dass die Menschen die kapitalistische Produktionsweise in falscher Naturalisierung als „beste aller möglichen Welten“ erführen (Schulze 2006, 3).

Zudem zeigt die in höchst signifikanter Weise parallel wiederbelebte Debatte um die 68er und den Terrorismus, dass in der Nach-Wendezeit auch die Westdeutschen eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit führten (und bis heute führen), in der es jenseits von vordergründig debattierten Schuldfragen um den Abschied oder die Bewahrung von politischen Alternativkonzepten zum Bestehenden, von daraus abgeleiteten politischen Zielvorstellungen sowie von sozialen und kulturellen Errungenschaften ging, die durch den sozioökonomischen Wandel (in Zeiten von Globalisierung und Neoliberalismus) akut bedroht waren (und sind). Auch dabei

standen politische Identitäten auf dem Spiel, und wenn dies für die Ostdeutschen in radikalerem Maße galt, so auch deshalb, weil für viele von ihnen das westdeutschen System eine herausragende Rolle in der eigenen Identität spielte. Es ging ihnen wie Ingo Schulze: „Mein Problem war und ist nicht das Verschwinden des Ostens, sondern das Verschwinden des Westens, eines Westens mit menschlichem Antlitz“ (Schulze 2006, 4).

Aus dieser Perspektive ist die Darstellung des Verhältnisses zur DDR-Vergangenheit und zur deutsch-deutschen Vergangenheit allgemein in *Simple Storys* soziologisch durchaus interessant. Zunächst einmal ist festzustellen, dass die Problematik dieses Verhältnisses für die meisten Figuren latent bleibt. Danny, Christian Beyer, Raffael, Patrick, Barbara und Frank Holitzschek, Hanni, Pit Meurer, Conny Schubert, Jenny und Enrico Friedrich – über ihr früheres Verhältnis zum DDR-Staat verlautet nichts, und ihr Verhalten gibt keinerlei Anhaltspunkte für problematische Seiten der eigenen politischen Vergangenheit.[151] Dass der Leser dennoch den Eindruck erhält, unter dieser Oberfläche des Schweigens könne sich alles Mögliche verbergen, liegt nicht so sehr an den wenigen Fällen offener Thematisierung von vergangener Schuld als vielmehr an einer beträchtlichen Anzahl versteckter Hinweise, die nie konkretisiert werden: Barbara Holitzschek verdächtigt Verkehrspolizisten, ohne wirklichen Gesinnungswandel aus DDR-Beständen übernommen worden zu sein (SiSt 56) – ein Verdacht, der sich auf den tatsächlich hohen Anteil an Übernommenen in der Polizei stützen kann (Vester et al. 2001, 115; Geißler 2006, 186); Lydia fragt ihre Chefin Hanni völlig aus dem Zusammenhang springend, ob sie sich auch manchmal „nach früher“ sehne, obwohl sie „nie etwas damit zu tun“ hatte und nie mehr auf das Thema zurückkommt (SiSt 58); Dieter Schubert vermutet hinter Hannis Entlassung Stasi-Vorwürfe (SiSt 136); Christian Beyer denunziert seinen Konkurrenten Edgar Körner als früheren FDJ-Funktionär (SiSt 131), und dieser „hat die höhnischen Visagen satt“, die ihn „noch von früher kennen“ (SiSt 205). Auch Peter Bertram verrät nur äußerst widerwillig Details über seinen Dienst bei den Grenztruppen, als er beim Angeln einnickt und beim Piepen der elektronischen Bissanzeige mit dem Ruf „Alaaarm!“ aufschreckt. Auf Schuberts Frage nach seinem früheren Dienstgrad antwortet er: „Wenn die einen holten, gabs jedesmal nen Stern drauf, na und? Kann ich was dafür? Die

[151] Immerhin schildert Martin Meurer die Begegnung mit einem früheren Stasi-Spitzel als persönliches Versagen, weil er ihn nicht entschieden zurückzuweisen vermag – ein Indiz, dass ihm dies auch früher schon schwer gefallen ist, dass er also für einen Studienplatz politische Rücksichten nehmen musste, die seinen eigentlichen Überzeugungen widersprachen.

andern warn bei der Kampfgruppe“ (SiSt 153).[152] Den Grund für seine Entlassung aus dem Schuldienst verrät er jedoch nicht: „Ich denke, wir angeln hier...“ (a.a.O.). Vertuschung, Verharmlosung und trotzige Rechtfertigung bestimmen sein Verhältnis zur Vergangenheit.

Gerade indem Schulze die problematische DDR-Vergangenheit vielfach auf der Ebene bloßer Anspielung belässt, schafft er eine Atmosphäre der Tabuisierung, die – selbst ohne schuldhafte Verwicklungen – auf eine opportunistische Schamhaftigkeit im Umgang mit der eigenen Vergangenheit schließen lässt. Und diese wiederum zeugt von einer schnellen Anpassungsbereitschaft an und eine grundsätzlichen Identifikation mit dem neuen System, welche die vergangenen politischen Loyalitäten relativ bedenkenlos zu opfern bereit ist. Tatsächlich legt nicht nur die schnell wachsende Protestbereitschaft im Jahre 1989, sondern legen auch soziologische Erhebungen die Vermutung nahe, dass diese Loyalitäten unter der Oberfläche offiziellen ›Mitläufertums‹ seit den 70er Jahren zunehmend an Bindungskraft eingebüßt hatten (Vester et al. 2001, 114 u. 533). Spätestens in den 80ern schwand das Vertrauen rapide, dass der erstarrte Partei- und Staatsapparat die wachsenden ökonomischen Probleme zu lösen imstande sei, so dass die Autorität der SED schon vor der Wende bei vielen, wenn nicht den meisten DDR-Bürgern trotz aller Bereitschaft zur Unterordnung nur noch äußerlich Geltung besaß, während im Verborgenen bereits Sympathien für westdeutsche Parteien bestanden (Rattinger 1995, 233 u. 251).

Dennoch entspricht der Umgang der meisten Romanfiguren mit der (bzw. Ihrer) DDR-Vergangenheit der empirisch bezeugten Tatsache, dass der politisch-gesellschaftliche Umbruch der Wiedervereinigung vorerst mehrheitlich durch Verdrängung bewältigt wird (Maaz 1990, 12ff; Bürklin und Jung 2001, 679ff). Die meisten Figuren, besonders die jüngeren, schieben ihre Erfahrungen mit der DDR einfach von sich weg, sprechen nicht davon und denken möglichst wenig darüber nach. Die schwierige Aufgabe, sich in dem neuen System einzurichten, absorbiert ihre Energien so vollständig, dass die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, in der sie sozialisiert wurden, anscheinend eine Überforderung darstellt – oder die praktischen Forderungen der Gegenwart bilden einen probaten Vorwand, dieser Auseinandersetzung mit dem eigenen Opportunismus, dem Mitläufertum und der Mittäterschaft, aber auch mit dem eigenen Leiden, den eigenen Kränkungen aus dem Weg zu gehen. Ähnlich – wenngleich unter einem ungleich größeren Gewicht historischer Schuld – hatten die Deutschen auch schon nach dem Ende des Dritten Rei-

[152] Gemeint sind hier die sogenannten „Betriebskampfgruppen“, eine Art Reservetruppe und Element der militärischen Durchorganisierung der gesamten Gesellschaft.

ches im notwendigen Aktivismus des Wiederaufbaus die NS-Vergangenheit zu vergessen gesucht. Wieder zeigen sich eine „Unfähigkeit zu Trauern“ (Mitscherlich 1967) und deren Kompensation durch eine „Flucht nach vorn“ (Maaz 1990, 216). Anders als im Westdeutschland der Nachkriegszeit gilt aber nun im neuen System sogar jede noch so geringe Verstrickung in die vergangenen Herrschaftsverhältnisse als potentielles Arbeitsmarkt- und Karriererisiko.

Damit wird allerdings der Identität eine wichtige Quelle entzogen: Gerade die prägenden Erfahrungen von Kindheit und Jugend können nicht verdrängt werden, ohne ganz erheblich das Wissen davon zu beeinträchtigen, wer man wirklich ist – und sie können nicht abgewertet werden, ohne das Selbstwertgefühl beträchtlich zu verunsichern. Umgekehrt können auch die Wunden, die das autoritäre System dem Selbstwertgefühl der DDR-Bürger geschlagen hat, nicht heilen (Maaz 1990, 177ff). Ebenso wenig kann verleugnet werden, dass die Werte, die ein erfolgreiches Agieren in dem neuen System erfordert, zumindest teilweise im Widerspruch zu den Werten stehen, die man im alten System verinnerlicht hat. Der Psychologe Hans-Joachim Maaz hat bereits 1990 in seinem Buch *Der Gefühlsstau* (trotz manch plakativer Vereinfachungen der Tendenz nach schlüssig) darauf hingewiesen, welche nachhaltigen seelischen Deformationen die DDR-Gesellschaft bei den in ihr Sozialisierten hinterlassen hat und wie diese Deformationen die Wiedervereinigung bzw. deren Auswirkungen auf die Menschen beeinflusst haben. Das inkohärente Verhalten vieler Romanfiguren, ihre Orientierungsprobleme und die auffällige Labilität ihres Selbstbewusstseins unter dem Anpassungsdruck der neuen Verhältnisse könnten also unter anderem auch zu den Kosten der Vergangenheitsverdrängung gehören.

Wo der problematisch gewordene Umgang mit der Vergangenheit nach dem Bruch des Systemswechsels in den Mittelpunkt der Romandarstellung rückt, dominieren allerdings zwei andere Strategien: In den wenigen Fällen, in denen sich die Figuren einer Auseinandersetzung nicht entziehen können, besteht eine polarisierende Tendenz zur pauschalen und radikalen Abwertung oder zu einer Idealisierung, die zugleich der Rechtfertigung des eigenen Verhaltens dient. Exemplarisch für diese gegensätzlichen Strategien stehen Ernst Meurer und Dieter Schubert mit ihren Ehefrauen. Wie beim moralisierenden Umgang mit diesem Thema in der Öffentlichkeit stehen die beiden im Verhältnis von Täter und Opfer zueinander. Dabei trifft der verständliche Anspruch des Opfers auf nachträgliche Gerechtigkeit unversöhnlich auf die Abwehr von Schuldzuweisungen durch den vermeintlichen Täter und dessen Furcht davor, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Gleich im ersten Kapitel begegnet der frühere parteitreue Schuldirek-

tor Ernst Meurer Dieter Schubert als einem Lehrer, den er, wie wir später erfahren, auf Anweisung seiner Vorgesetzten aus (kleinlichen) politischen Gründen für drei Jahre „zur Bewährung in die Produktion“, d.h. in den Braunkohlebergbau geschickt hatte, und ist dessen wütenden Anschuldigungen ausgesetzt. Auch von den Bewohnern Altenburgs, die für den friedlichen Wandel auf die Straße gegangen sind, wird er unter Druck gesetzt, weil er sie (angeblich auf höhere Weisung) in einem offenen Brief mit strengen Konsequenzen bedroht hatte (SiSt 222f). Die erste Reaktion der Meurers auf die Konfrontation mit Schubert ist die Vergangenheitsverklärung: Vor seinen öffentlichen Anschuldigungen flüchten sie in idyllische Erinnerungen an das private ›Glück in der Nische‹:

> »Erdbeeren!« rief er. »Es duftet nach Erdbeeren!« Wir hatten in unserem Garten fast nur Erdbeeren und bestimmten die Jahre danach, wie viele Torten ich von ihnen machen konnte. Das Kaffeetrinken wurde richtig feierlich, wenn es hieß: Das ist die letzte Torte. Zum letzten Mal Erdbeeren in diesem Jahr. Ich sah unseren Garten vor mir und die Klause »Zum Fuchsbau«. Und da sagte ich: »Die leeren Biergläser. Riechst du das, die vielen leeren Biergläser auf dem Abstelltisch in der Sonne?«
> »Ja«, sagte Ernst, »ein ganzes Tablett voll.« (SiSt 22)

Besonders Ernst Meurers Verhalten ist durch die Weigerung gekennzeichnet, sich einer Auseinandersetzung mit den Vorwürfen überhaupt zu stellen; einer privaten Aussprache mit Schubert geht er aus dem Weg, und als er nach einem anklagenden Zeitungsartikel vor einen Untersuchungsausschuss zitiert wird, kommt er seiner Entlassung durch die eigene Kündigung zuvor und zieht sich aus Enttäuschung über die ausbleibende Solidarität seiner Ex-Parteigenossen und aus Angst vor Repressionen immer mehr in sich selbst zurück (Kap. 7, 15). Anstatt sich zu wehren oder öffentliche Selbstkritik zu üben, stilisiert er sich selbst zum Opfer – ein nicht nur nach der Wende sehr verbreiteter Mechanismus der Schuldabwehr. Wie hoch der Preis dieser Verdrängungs- und Abwehrstrategie ist, lässt sich an der Figur Ernst Meurer allerdings ebenfalls deutlich erkennen: Sie birgt nicht nur die Gefahr gesellschaftlicher Isolierung und führt zu einem Verlust der Initiative, sondern verlangt vor allem permanent eine ängstliche Wachsamkeit, die sich wie in Meurers Fall zur Paranoia und Hypochondrie auswachsen kann. Meurers Identität ist zu eng an das DDR-System gebunden, sie besitzt zu wenig eigenständige Stärke und ist mit ihrer rigiden Wertorientierung zu unflexibel, um den historischen Umbruch und die mit ihm verbundenen Belastungen aushalten zu können (vgl. Maaz 1990, 181).

Eine fruchtlose Unversöhnlichkeit der Standpunkte sowie eine Verzerrung und Unterdrückung von Fakten beherrschen diese Szenen, wobei die Ehefrauen weitgehend die Sache ihrer

Männer verteidigen. Renate Meurer beispielsweise verschweigt als Erzählerin des ersten Kapitels genau jene sensiblen Informationen, die das verborgene Zentrum dieser Geschichte ausmachen: worin nämlich die Vorwürfe Dieter Schuberts nun eigentlich bestehen. In abwiegelnder Weise behauptet sie, die Geschichte liege schon zu lange zurück, als dass es sich lohne darüber zu reden – nur um sogleich eine verdächtige Rechtfertigung ihres Mannes nachzuschieben: „[G]ern hat es Ernst damals nicht gemacht, das weiß ich“ (SiSt 21). Auch als sie in einem späteren Kapitel Genaueres verrät, tut sie dies in rechtfertigender Weise: „Da musste Ernst handeln, Auftrag von oben, von ganz oben! Er war nie ein Scharfmacher.“ Und von Schubert behauptet sie: „Ihm hat die Sache damals nicht mal geschadet“ (SiSt 223). Nur dem Einspruch ihres Sohnes ist es zu verdanken, dass diese Behauptung sogleich richtiggestellt wird. Noch nachdem Ernst Meurer in die psychiatrische Anstalt Dösen eingeliefert worden ist, rechtfertigt sie ihre Entscheidung, nicht ihrem ersten Mann in den Westen zu folgen, zwar nicht direkt mit ihrer Loyalität zum SED-Staat, aber doch mit ihrer Zuneigung zu Meurer als einem Menschen, den sie auch und gerade in seiner loyalen Mitarbeit im Partei- und Staatsapparat überzeugend fand (SiSt 220f).

Auf der anderen Seite steht jedoch auch die Anklage der Opfer im Zeichen der Sinnlosigkeit. Das zeigt sich etwa an der allegorischen Bedeutungsschicht der Szene, in der Dieter Schubert seine Anklage gegen Ernst Meurer vorbringt: Auf einer gemeinsamen Reise durch Norditalien befindlich, erklimmt der ausgebildete Bergsteiger zu diesem Zweck im Schneetreiben die Fassade des Doms von Perugia. Er verschwindet im Nebel, um kurz darauf „spukartig“ wieder daraus zu erscheinen. Wenn die mitreisenden Touristen sich als Schaulustige unter Schubert versammeln und seinen Spitznamen „Zeus, Zeus!“ rufen, so ist die Analogie zur Anrufung des griechischen Göttervaters durch den Chor des antiken Dramas schwer zu übersehen (SiSt 19ff). Die Allegorie stellt also einen Bezug zum Mythos her – wenngleich einen desillusionierenden. Denn dass Schubert dann aus seiner olympischen Position keine göttliche Rache und Gerechtigkeit etablieren kann, weil er weder ernst genommen noch überhaupt verstanden wird, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass Gerechtigkeit längst ihren Status als verbindliche metaphysische Idee verloren hat und eine zunehmend ›spukhafte‹ Existenz führt. Dass sich jene olympische Perspektive nur noch im sozialistischen System einnehmen ließ, nun aber obsolet geworden ist, ergibt sich daraus, dass der Dom als Bauruine mit fehlender Verkleidung die DDR nach ihrem offiziellen Bankrott symbolisiert – ein entsprechender Hinweis wird durch die spöttische Bemerkung einer Mitreisenden ausdrücklich gegeben (SiSt 18). Dass das Ganze zudem kurz vor Assisi statt-

findet, eröffnet auch einen Bezug zum heiligen Franziskus, der hier statt Rache und Vergeltung die Brüderschaft aller Menschen vorgelebt und gepredigt hatte – und dessen Leben in der dortigen Kirche von Giotto dargestellt wurde (einem Künstler, der für Schubert „das Größte“ ist). Wie Assisi selbst mit seinen Giotto-Fresken kann Schubert den versöhnenden Standpunkt des heiligen Franziskus nicht erreichen, obwohl er „zum Greifen nah“ erscheint.

> Die großen Legenden – so ergibt sich aus der unaufdringlichen Symbolik der ›story‹ – passen nicht mehr; die säkularisierte Gegenwart stellt sie notdürftig, auch grotesk gefährlich nach, ohne dass noch ein Dialog über ihren ›Sinn‹ entstünde. [...] Gottes Abwesenheit erregt kein größeres Aufsehen mehr. (Schmitz 2000, 134)

Und hinzuzufügen wäre: Ebenso wenig Aufsehen erregt das Verschwinden einer Idee von historischer Gerechtigkeit, wie sie zuletzt nur noch durch die marxistische Geschichtsphilosophie vertreten wurde.

Das erste Kapitel demonstriert also in seinem zentralen Bild auf sinnlich-unmittelbare Weise, dass die alten Erfahrungsmuster und Deutungsschemata in Bezug auf Recht und Gerechtigkeit nach dem Zusammenbruch der DDR ihre sinngebende Funktion eingebüßt haben. Die Erosion aller metaphysischen Verbindlichkeiten und die Enttraditionalisierung der Werte, die auch von Soziologen immer wieder als charakteristisches Merkmal der spät- oder postmodernen Gesellschaft genannt worden sind (Bell 1976; Keupp 2006), machen den Appell an gemeinsame Normen und Werte zunehmend problematisch – jedenfalls über Milieugrenzen, Systemgrenzen und gegensätzliche Interessen hinweg. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: die Inanspruchnahme einer institutionalisierten Rechtsprechung, die sich als soziales System verselbständigt und damit den Bezug zur lebensweltlichen Gerechtigkeit stark gelockert hat – oder die Aushandlung in einem direkten Dialog der Betroffenen, in der die Kränkungen und die Schuld offengelegt werden. Dieter Schubert entscheidet sich für den ersten Weg, während er – wie Meurer – einer direkten Auseinandersetzung mit seinem Gegner bewusst aus dem Weg geht:

> »Im Treppenhaus vom Arbeitsamt [...], da sind wir uns mal in die Arme gelaufen, der Schubert und er [...]«
> »Ihr Mann hat Herrn Schubert angesprochen?«
> »War ja nicht möglich. Schubert ist weggelaufen. Der wollte als ›politisch Verfolgter‹ anerkannt werden mit Titel und Urkunde.« (SiSt 228)

Erst als Schubert tot ist, kommt es auf Vermittlung der jüngeren Generation zu einer späten Annäherung zwischen den Schuberts und den Meurers. Der Tanz Ernst Meurers mit Marianne

Schubert auf der Hochzeit seines Sohnes hat Symbolwert, obwohl die beiden dabei nicht miteinander sprechen (SiSt 252).[153]

Diese beherrschende Rolle der Schuldproblematik bei der Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit ist ebenso signifikant wie die Unfähigkeit, sie zu lösen; sie verweisen auf ein typisches Dilemma im Umgang mit der Vergangenheit totalitärer Staaten: In der DDR waren die Menschen in besonders hohem Maße in staatliche Institutionen eingebunden, die sie prägten, kontrollierten und in denen sie bestimmte funktionale Rollen auszufüllen hatten; in ihnen agierten sie nicht oder nur sehr beschränkt als eigenverantwortliche Subjekte. Das Unrecht jedoch, das vielen Menschen von diesen Institutionen angetan worden ist, verlangt für eine Sühne nach individuellen Verantwortlichen. Zu einer „Wahrheitskommission" wie nach dem Ende der Apartheid in Südafrika, wo dieses Dilemma durch eine öffentliche Kommunikation zwischen Tätern und Opfern unter Verzicht auf Strafe gelöst werden konnte, ist es nach der Wiedervereinigung in Deutschland jedoch nie gekommen.

In hohem Maße bedeutsam für die Problematik der politischen Identitäten in Ostdeutschland war sicher auch die spezifische Art und Weise, wie sich die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten in wirtschaftlicher Hinsicht vollzogen hat: als demütigende Erfahrung eines ›Ausverkaufs‹ der Ex-DDR an die westdeutsche Wirtschaft – oder, wenn man es mit Cooke etwas schärfer fasst, als Erfahrung einer Quasi-Kolonisierung durch den westlichen Kapitalismus (Cooke 293). In ihr vollzog sich zugleich die erste reale Begegnung der Ostdeutschen mit dem neuen marktwirtschaftlichen System, hier zeigte es zum ersten Mal sein ›wahres Gesicht‹, ›entzauberte‹ alle von Werbung und Politik verbreiteten Illusionen und führte in seine tatsächlichen Regeln ein. Es ist daher signifikant, dass diese durchaus den Charakter eines ›Realitätsschocks‹ tragende Erfahrung gleich im zweiten Romankapitel in ausgesprochen plakativer Weise gestaltet wird, und zwar wiederum in allegorischer Form: Die wirtschaftliche Vereinigung durch die Währungsunion am 2. Juli 1990 erscheint hier als die Quasi-Vergewaltigung eines naiven ostdeutschen Mädchens durch den von ihr geliebten westdeutschen Immobilienmakler Harry Nelson – und zwar aus der Perspektive des Opfers. In dieser Allegorie ist tatsächlich so etwas wie eine

[153] Dass für die Versöhnung ein ›Überspringen‹ der verbalen Kommunikation erforderlich ist, muss ebenfalls als ein vom Autor bewusst gesetztes Zeichen verstanden werden. Die lebensweltliche Alltagskommunikation erweist sich als nicht leistungsfähig genug, um die Gräben der Vergangenheit zu überwinden.

bewertende Interpretation bzw. ein ›Erklärungsmuster‹ enthalten[154], wenngleich durch seinen immanenten Reduktionismus und die ›Opferperspektive‹ zunächst offen bleibt, inwieweit es sich tatsächlich um ein Deutungsangebot des Autors und inwieweit es sich um die Repräsentation eines verbreiteten Gefühls von Ex-DDR-Bürgern handelt: Die Hoffnungen und Erwartungen, welche die DDR-Bürger für die Vereinigung mit der Bundesrepublik demonstrieren ließen, werden als Ausdruck eines naiven Glücksstrebens gedeutet, das Vorgehen der westdeutschen Wirtschaft als skrupellose Übervorteilung – wenngleich Harry Nelsons Trunkenheit für die Ansicht spricht, dass auch das bundesrepublikanische Unternehmertum nicht bloß nach rationalem Kalkül, sondern in einem Macht- und Gewinnrausch mit triebhaftem Charakter handelte.[155]

Jedenfalls demonstriert das neue Wirtschaftssystem überdeutlich, dass es sich als ein Bereich der Gesellschaft verselbständigt hat, der allein durch die instrumentelle Rationalität des Gewinnstrebens angetrieben wird, während moralisch-ethische Werte und Normen in ihm keine eigenständige Gültigkeit beanspruchen können. Mehr noch: gerade das zweite Kapitel macht deutlich, dass die instrumentelle Rationalität des ökonomischen Systems auch massiv in die Privatsphäre hineinwirkt und dort moralische Skrupel sowie die Bereitschaft zu offener, gleichberechtigter Kommunikation unzuverlässig werden lässt (Habermas 1988b, 522 u. 565f). Das am meisten Problematische dieser Kollektiverfahrung liegt aber wohl darin, dass sie die Möglichkeit, sich mit dem neuen System zu identifizieren, auf eine klare Rollenverteilung beschränkt: die Identifikation der Ohnmächtigen mit den Mächtigen. Dass gerade die selbstbewussteren Teile der ostdeutschen Bevölkerung dazu nicht willens sein würden, war abzusehen; die schnelle Abkühlung der Wendeeuphorie trotz massiver westdeutscher Transferleistungen ist deshalb wenig verwunderlich. Das Resultat dürfte für viele jene desillusionierte, ›abgeklärte‹ Haltung gewesen sein, die auch am Ende des zweiten Romankapitels für Conny – und später für ihre Eltern – angedeutet wird.

In der Tat stellt diese Story offenkundig dar, wie das in der DDR gewachsene Bild vom Westen als ›Konsumparadies‹ brutal desillusioniert wird: Die Harry Nelson zugeschriebenen At-

[154] Ins Diskursive übersetzt müsste es wohl in etwa lauten: Wenn Männer (bzw. kapitalistische Unternehmer) die Macht dazu haben, nehmen sie sich meist, was sie bekommen können, ohne Rücksicht auf die davon Betroffenen und ohne Rücksicht auf moralische Regeln.

[155] Zusätzliche Aspekte ergeben sich aus dem Umstand, dass das Kapitel in deutlich erkennbarer und vom Autor offen eingestandener Weise das ›Remake‹ der Hemingway-Story „Up in Michigan“ ist. Damit wird zu verstehen gegeben, dass es sich im 2. Kapitel nicht so sehr um eine individuelle Erfahrung, sondern um ein tradiertes überindividuelles Deutungsmuster derselben handelt. Dabei zeigen die Unterschiede gegenüber der Hemingway-Vorlage, v.a. der Übergang zur Ich-Erzählung, der Wechsel der Perspektive vom Täter zum Opfer und die offene Allegorisierung der Handlung die Flexibilität, welche diese Deutungsmuster bei ihrer Anwendung auf andere Kontexte besitzen.

tribute des rastlos tätigen, furchtlos auftretenden und zugleich kultiviert genießerischen Selfmademans sind erkennbar geprägt durch die Idealisierungen der westdeutschen Massenmedien, besonders des Westfernsehens. Die nur angedeutete Art und Weise, wie Conny nun ihr traumatisches Initiationserlebnis in die westliche Gesellschaft deutet, stützt sich jedoch nicht weniger auf bestehende Interpretationsschemata – nicht umsonst heißt es schon im Vorspann, dass die Ich-Erzählerin „eine alte Geschichte" erzähle: Dass sich ein kapitalistischer Unternehmer rücksichtslos nimmt, was er kriegen kann, und dieses nach Befriedigung seiner egoistischen Bedürfnisse wieder fallen lässt, entspricht ganz dem marxistischen DDR-Propagandabild vom Kapitalismus als einer Gesellschaft von verantwortungslosen, im Grunde asozialen Egoisten. Cooke hat darauf hingewiesen, dass auch das Verhältnis zwischen Kolonialmächten und Kolonien häufig in dieser Weise als männlich-erobernd und weiblich-hingegeben dargestellt worden sind (2003, 295f).

Die Geschichte macht also deutlich, dass es eigentlich zwei einander widersprechende Vorstellungen von der westlichen Gesellschaft gab: ein Wunschbild und ein Schreckbild. Der Prozess der Wiedervereinigung wurde zunächst von dem Wunschbild angetrieben, zumal es nach dem Kollaps des Sozialismus keine realistische Alternative gab. Der weitere Verlauf und die Folgen der Wiedervereinigung ließen das Wunschbild jedoch in das Schreckbild umschlagen – bei Conny Schubert etwas früher als bei den meisten anderen. Es ist dieses Schreckbild, welches sie zu ihrer frühzeitigen „Voraussicht" befähigt, „wie alles hier kommen würde" (SiSt 29) – und fatalerweise passte dieses Deutungsmuster ja zunächst ausgezeichnet zu den Krisenerscheinungen der Transformationsgesellschaft. Dennoch ist für den sensibleren Leser erkennbar, dass Conny und die anderen Ostdeutschen im Grunde in ihren alten Interpretationsschemata verharren. Dass diese nur noch sehr begrenzt zur Orientierung tauglich sind, zeigen die praktischen Konsequenzen, die Conny aus ihrer Erfahrung zieht: Anstatt in der Opferrolle zu verharren, nimmt sie ihr Leben selbst in die Hand und geht dahin, wo das westliche Wirtschaftssystem ihr ein Auskommen bietet; sie übt damit jene eigenverantwortliche Flexibilität und Mobilität, die (mit all ihren Vor- und Nachteilen) im globalen Kapitalismus erforderlich ist, um Erfolg zu haben. Anstatt sich von Harry Nelson die Welt zeigen zu lassen (wie sie es sich zunächst erträumte), lernt sie sie selbst als Kellnerin auf Kreuzfahrtschiffen kennen.

Tatsächlich gibt es ein Bild im zweiten Kapitel, einen Aspekt von Connys Erfahrung, der die alten Interpretationsschemata durchbricht und damit gewissermaßen die Voraussetzung für das aktive Ergreifen ihres „eigenen Lebens" bildet: Der nach der Quasi-Vergewaltigung halb-

nackt eingeschlafene, betrunkene Harry Nelson mit dem schlaff auf seine Unterhose herabhängenden Glied. Dieses Bild hilfloser Schwäche und Selbstentblößung konterkariert alle Schreckensbilder vom ›Raubkapitalismus‹, es legt die immanente Schwäche dieses Systems offen: den Umstand, dass rücksichtslos durchgesetztes Eigeninteresse im Wirtschaftssystem funktional sein mag, aber im Privatleben als Strategie der Glückssuche ungeeignet ist und lediglich eine tiefere Unfähigkeit demonstriert, die Liebe und Zuneigung anderer anzunehmen und durch Erwiderung auf Dauer zu stellen. Deshalb auch ist Nelson, am Ziel seiner Wünsche angekommen, keineswegs glücklich, und auch zuvor heißt es wohl nicht zufällig: „Harry *schien* glücklich“ (SiSt 28, Hervorhebung U.S.). Die Einsicht, dass man im wirtschaftsförmigen Handeln nicht das Glück finde, macht Conny nun aber frei für ein Erwerbsleben, das von wie auch immer legitimen, aber unrealistischen Erwartungen entlastet ist.

Auch in dieser Geschichte sind Aspekte enthalten, die über den ostdeutschen Erfahrungsraum hinausgehen: Die Erfahrung, in seiner Gutgläubigkeit, in seinem Idealismus oder in seiner naiven Zuneigung ausgenutzt worden zu sein, dürfte wohl überall zu den Standarderfahrungen von Jugendlichen beim Übergang ins Erwachsenenalter gehören; sie besitzt gewissermaßen „initiatorischen“ Charakter in allen Gesellschaften, in denen asymmetrische Machtbeziehungen aus den gesellschaftlichen Teilsystemen Wirtschaft und Politik auch die Normen und Werte des privaten gesellschaftlichen Umgangs unterwandern – und in welcher Gesellschaft wäre das nicht der Fall. Die ständige Gefahr der Übervorteilung gehört besonders zu den Alltagserfahrungen des Kapitalismus mit seiner ›Kultur der Konkurrenz‹ und bewahrheitet sich immer wieder. Die massive Intrusion ökonomischer Zweckrationalität in die Lebenswelt ist von Habermas für die westdeutsche Gesellschaft schon in den 60er Jahren beklagt worden (Habermas 1990, 241ff). Hinzu kommt jedoch, dass auch die Westdeutschen in der Ära Kohl mit ihrer neoliberalen Wirtschaftspolitik die Auswirkungen der Globalisierung als beträchtliche Stärkung der kapitalistischen Verwertungslogik gegen ›moralische‹ Prinzipien unternehmerischen Handelns wie der Belohnung von Treue zum Unternehmen sowie gegenüber ›ethischen‹ Maximen staatlichen Handelns wie den Schutz vor sozialen Härten und Unsicherheiten erfahren mussten. Die beruhigende Gewissheit, dass Konformität und Fleiß – bzw. Loyalität und Leistungsbereitschaft – einen dauerhaften Anteil am Sozialprodukt garantierten, ist überall im Westen gründlich erschüttert worden (Vester et al. 2001, 60ff, 82ff u. 104f). Unter diesen Bedingungen haben sich die Loyalitäten gegenüber den großen Volksparteien ebenso deutlich gelockert wie gegenüber dem Unternehmertum.

Dass eine solche Distanzierung nicht nur im Westen, sondern nach der ersten Wiedervereinigungs-Euphorie auch in Ostdeutschland stattgefunden hat, gehört zum allgemeinen soziologischen Erkenntnisstand (Rattinger 1995, 252; Falter 1995, 282) – auch in *Simple Storys* schimmert sie trotz der weitgehenden Randständigkeit der Politik im Roman an verschiedenen Stellen durch: Dieter Schuberts Eintritt in die DSU bleibt Episode (SiSt 26), er und seine Frau schließen sich vielmehr bald der desillusionierten Auffassung ihrer Tochter Conny an (SiSt 29). Hanni spricht in ihrem Telefonat mit Barbara Holitzschek sehr distanziert von „unsere[n] Volksvertreter[n]", welche die Bürger zum Schreiben von Anträgen aufforderten, und glaubt, als Gattin eines Politikers habe man ausgesorgt (SiSt 85). Selbst die Politikergattin selbst spricht in einem Streit mit ihrem Mann von „eure[r] schöne[n] Demokratie" (SiSt 147).

Diese neuerliche Lockerung der politischen Loyalitäten hängt jedoch nicht nur mit der zunehmenden Enttäuschung über den Einigungsprozess zusammen, sondern hat sicher auch damit zu tun, dass diese neuen Parteibindungen keine gewachsenen und dass die neuen politischen Identitäten erst im Entstehen begriffen sind – auch hier musste erst die Erfahrung der Differenz zwischen Programmatik und politischer Alltagsarbeit, zwischen Wahlpropaganda, Medienrummel und realen Einflussmöglichkeiten gemacht werden. Dass politische Aussagen wie Helmut Kohls Ankündigung von „blühenden Landschaften" im Osten weder mit Wahrheit zu tun haben noch mit Gerechtigkeit, sondern lediglich mit Machterhalt – dieses Level an funktionaler Differenzierung musste erst wieder zurückgewonnen werden. Die ostdeutsche Entwicklung trägt aber insofern auch Züge einer ›Normalisierung‹, als sowohl in Westdeutschland als auch in anderen westlichen Demokratien schon seit längerem eine allgemeine ›Politikmüdigkeit‹, eine Schrumpfung fester parteipolitischer Loyalitäten und ein zunehmender Anteil an Wechsel- und Nichtwählern beobachtet worden ist – eine Entwicklung, die von verschiedenen Analysten als „Krise des Parteiensystems" oder „Krise der politischen Repräsentation" bewertet wird (Vester et al. 2001, 101, 103f, 116ff). Kennzeichnend für diesen Trend ist jedoch, dass aus ihm dennoch keine Erhöhung des Protestpotentials hervorgegangen ist – auch im Roman ist nichts davon zu spüren.

In diesem Zusammenhang ist an Schulzes Roman immerhin auffällig, dass trotz der verbissenen Abwehrhaltung der ehemaligen Kollaborateure des DDR-Systems kaum eine der Figuren sich explizit in die DDR zurücksehnt – auch die nicht, die durch die Wiedervereinigung nur verloren haben. „Für sentimentale Erinnerungen haben diese traurigen Glücksritter nichts übrig" (Böttiger 1998). In ihren Anstrengungen, sich im neuen System über Wasser zu halten, haben sie

„keine Zeit, um zurückzuschauen; keine Kraft, um zu trauern über die Dinge und Menschen, die auf der Strecke blieben; keine Lust, noch mal die Schlachten zu schlagen, die für immer verloren sind“ (a.a.O.). Lydias Frage an Hanni „Sehnst du dich auch manchmal nach früher?“ (SiSt 58). steht völlig vereinzelt und kann in dem äußerst mehrdeutigen Kontext am Ende des 5. Kapitels auch nicht wirklich als eindeutiger Ausdruck von „Ostalgie“ gesehen werden.[156] Ausgerechnet Renate Meurer, deren Erzählungen so sehr von einem Rechtfertigungsbedürfnis geprägt sind und die das neue System als einzige offen kritisiert, richtet sich mit pragmatischer Tatkraft in ihm ein.

Damit nimmt Schulze aber nun doch eine parteiliche Selektion vor, denn realiter zeigen schon die Wahlergebnisse für die SED-Nachfolgepartei PDS, dass eine nicht unbeträchtliche Minderheit der Ostdeutschen an den alten politischen Loyalitäten festhält. In dieser Wählerschaft mag ein erheblicher Anteil an Proteststimmen enthalten sein, hinter denen nicht wirklich der Wunsch steht, ins alte System zurückzukehren, aber das Phänomen der ›Ostalgie‹ ist doch unübersehbar und zeigt deutlich genug, dass rückwärtsgewandte Tendenzen in der ostdeutschen Gesellschaft eine durchaus verbreitete Spielart der Identitätsarbeit nach dem Systembruch der Wende darstellen (McFalls 2001, 23f; Reissig 2000, 11). Solche Erscheinungsformen sentimentaler Vergangenheitsverklärung sind zunächst einmal nur *ein* Ausdruck der Unmöglichkeit, die eigene Vergangenheit pauschal zu negieren oder abzuwerten. Dass Ingo Schulze sie nur in zwei Figuren – und auch bei ihnen nur in sehr verhaltener Form – darstellt, ist sicherlich seinem erklärten Willen zuzurechnen, die Ostdeutschen gegen westdeutsche Vorurteile zu verteidigen und damit der Wirkung der Massenmedien gegenzusteuern, welche diese Vorurteile massiv gefördert haben (Schulze 1999b, 115f).

Selbst Ernst Meurer, bei dem man zuallererst von einer rückwärts gewandten Sehnsucht ausgehen müsste, ist von der Vergangenheit seines ehemaligen Staates bald abgestoßen – wie sich auf symbolischer Ebene zeigt, als ihm und seiner Frau von dem ehemaligen FDJ-Chef Neugebauer ein altes Ferienhaus für den Sommer überlassen wird. Dieses verkörpert erkennbar das Erbe des ostdeutschen Staates, zumal diese Art von „Datscha“ eine typische DDR-Institution gewesen ist, die für das private Glück in der Nische stand. So lässt sich denn auch der ganz unterschiedliche Umgang der beiden Ehepartner mit diesem Haus auf den Umgang mit der Vergangenheit beziehen: Während der Mann sich trotz seiner Verbundenheit mit dem DDR-Regime

[156] Andrea Köhlers Versuch, sogar dem Autor anhand dieser Stelle Ostalgie vorzuwerfen, ist von Hans-Ulrich Hahn zurecht als unzulässige Identifikation von Autormeinung und Figurenrede zurückgewiesen worden (Hahn 2001, 223).

geradezu hysterisch vor allen Erscheinungsformen des Moders und dem muffigen Geruch ekelt, packt die Frau ohne Scheu an, um das Haus mit praktischer Tatkraft in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen – eine Tatkraft, für deren unbeschwerten und sinnenfreudigen, aber auch ein Stück weit naiven Optimismus die Arie des Papageno aus Mozarts *Zauberflöte* steht, die sie vor sich hinsingt (SiSt 74). Meurers Ekel vor Neugebauers Datsche kombiniert die schockartige Einsicht in den verrotteten Zustand seines einstigen Vaterlandes mit der in die moralisch-ideologische ›Verrottung‹ ihrer einstigen Funktionäre, während das Land für Renate in seiner Gewordenheit die einzige Basis des fortzusetzenden Lebens darstellt. Für ihn, so könnte man extrapolieren, hat die Wende vor allem den maroden Zustand seines einstigen Heimatstaates auf traumatische Weise offengelegt, während sie sich – „vorbei ist vorbei" – sogleich der Zukunft zuwendet. Selbst Details wie das eingeworfene Fenster deuten auf den traumatischen Charakter seiner Erfahrung hin, auf den Einbruch eines fremden Außen ins Innen, so dass es nicht überrascht, wenn er am Ende des Kapitels vom Geräusch splitternden Glases aus dem Schlaf gerissen wird – ein Geräusch, das offensichtlich aus dem Reich der Albträume stammt und das im letzten Satz noch einmal in scharfen Kontrast zu Mozarts fröhlich-beschwingter Arie gestellt wird (SiSt 82).[157]

Überhaupt führt das Kapitel „Sommerfrische" vor, dass und warum die Leitdifferenz zwischen dem eigenen Staat und den fremden, wie sie sich im Nationalgefühl manifestiert, verwischt wird. Als loyaler Diener des SED-Regimes war es Ernst Meurer gewohnt, sich mit seinem Staat zu identifizieren, diesem also eine spezifische Überlegenheit, einen übergeordneten Wert zuzuweisen. Dieser Teil seiner Identität ist mit dem Ende der DDR zerfallen. Auf der anderen Seite gelingt es ihm nicht, sein einstiges Deutungs- und Wertungsschema auf das neue, von der Bundesrepublik geprägte Gesamtdeutschland zu übertragen, denn dieser Staat hat eigentlich keine nationale Identität in dem für ihn gewohnten Sinne, er ist nicht Träger einer bestimmten politischen Idee, eines spezifischen Weltbildes. Am ehesten geeignet zur Identifikation erscheint Meurer noch die bundesrepublikanische Wirtschaftskraft – so zählt er mit einem gewissen Stolz die Vielzahl deutscher Automarken auf. Aber die Wirtschaftsleistung ist nicht nur viel ›profaner‹ als eine politische Ideologie, sie ist durch ihre Quantifizierbarkeit auch leichter vergleichbar, so dass gleichwertige oder überlegene Konkurrenten (hier die Japaner) unübersehbar sind (SiSt 75f).

[157] In jedem Fall ist das erneute Hören der Papageno-Arie traumhafter Natur und nicht, wie Hahn (SiSt 228) annimmt, auf die Rückkehr Renate Meurers zurückzuführen. Diese erzählt nämlich im Kapitel „Vorbei ist vorbei", dass ihr Mann schon am folgenden Tag auf eigene Faust zurückgereist ist (SiSt 226).

Die Gesellschaft des vereinigten Deutschland ist zu uneinheitlich, um eine Identifikation alten Schlages zu ermöglichen – sie ist ethnisch und kulturell ebenso heterogen wie wirtschaftlich und politisch. Einen solchen Pluralismus kann Meurer jedoch vorerst nicht in sein kulturelles Weltbild integrieren; er fühlt sich von der Vielfalt und Fremdheit bedroht, und dieses Bedrohungsgefühl kristallisiert sich hier in seiner Angst vor Ausländern (gerade weil er selbst keine kennt – es ist eine Bedrohung durch das Unbekannte). An der Frage der Existenz von UFOs zeigt sich ihm, dass auch die Massenmedien kein sicheres, widerspruchsfreies Wissen mehr vermitteln; selbst die Tagesschau bietet nur die *relativ* größte Verlässlichkeit: „An Ufos glaubte er nicht, obwohl die Amerikaner auf Pro 7 nicht den Eindruck von Lügnern gemacht hatten. Keinesfalls wollte er die Existenz von Ufos ausschließen, sich aber erst dann ernsthaft mit ihnen beschäftigen, sollte er in der Tagesschau davon erfahren." (SiSt 79) Das von der Naturwissenschaft produzierte Wissen hat sich vom lebensweltlichen Wissen abgekoppelt und gibt höchstens Anlass zu Vermutungen: „Meurer bückte sich und beobachtete, wie ein großer schwarzglänzender Käfer die Löcher im Beton umkrabbelte. »Mistkäfer«, sagte er. Er kannte noch Mai-, Marien- und Kartoffelkäfer. Aber vielleicht war es auch kein Mistkäfer" (SiSt 77).

Der Punkt, an dem die Story auch den Leser über die bestehenden Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster hinausführt, ist ihr alptraumhaftes Ende: das anschwellende Geräusch splitternden Glases steht sicher für das intensive Gefühl der Bedrohung, wie das zerbrochene Fenster überhaupt auf den gewaltsamen Einbruch des fremden Äußeren in das eigene Innere verweist. Dass dieses Geräusch „wie ein Vogel oder eine Wolke [...] durch die Luft [streift], bis es auf ein Fenster traf. Unausweichlich" (SiSt 82), lässt die Bedrohung wie ein unbeeinflussbares Schicksal erscheinen, dem man ohnmächtig ausgeliefert ist. Ganz am Schluss aber baut die Traum-Erinnerung an die Papageno-Arie seiner Frau ein Gegenbild auf, denn der Vogelmensch und Vogelfänger mit seiner Leichtigkeit und Fröhlichkeit steht für die Überwindung der in Vogelform erfahrenen Bedrohung. Schwieriger ist zu interpretieren, dass das Loch im Fenster die Form einer Schirmmütze hat – zu dieser lassen sich ebenso Polizei und Militär wie Jugendliche mit Baseball-Kappen assoziieren. Hier findet sich der Ambivalenzpunkt dieses Kapitels, jenes mehrdeutige Zeichen, welches die Zerstörung des Alten ebenso wie die Bedrohung durch das Neue zusammenfasst. Der Gegensatz von Alt und Neu wird aufgehoben und das Gemeinsame tritt hervor: eine Gewaltsamkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, der man zwar ausgeliefert ist, die man

aber am besten durch optimistische Aktivität, durch unerschrockenes Sich-Einlassen bewältigen kann. Gerade dazu aber ist Meurer nicht fähig.

Ernst Meurer ist, was die Erschütterung der Identitäten durch den plötzlichen Systemwandel angeht, nur ein extremer Fall; die meisten anderen Figuren können ihre Identität im Umbruch leidlich stabil halten. Dabei wenden sie neben der Verdrängung auch Strategien der Identitätsarbeit an, die sich den Typologien der Sozialpsychologen zuordnen lassen. So führt etwa die Begegnung mit seinem christlich ›erweckten‹ Vater im zehnten Kapitel bei Martin Meurer zur ›Identifikation mit einer traditionellen Metaerzählung‹ (Keupp et al. 1999, 61f), die – besonders hinsichtlich der Wertorientierung und der Sinngebung des Leidens – offenkundig eine identitätsstabilisierende Funktion besitzt, auch wenn sie längst keine allgemeinverbindliche oder auch nur kulturell privilegierte Geltung mehr beanspruchen kann. Eine andere Strategie, die Zulassung einer begrenzten Identitätsdiffusion zur Integration der zunehmenden Pluralität, Ambiguität, Offenheit und Fragmentierung (a.a.O.), lässt sich schon aus der Widersprüchlichkeit von Charakterzügen, Werthaltungen und Verhaltensweisen ablesen, welche ich beim Versuch einer soziologischen Einordnung der Figuren aufgedeckt habe – eine Inkonsistenz, die nicht allein auf die wechselnde Erzählerperspektive zurückzuführen ist und die uns noch öfter beschäftigen wird. Identitätsarbeit wird hier zur Konfliktaushandlung, bei der die widerstrebenden Teile der Selbsterfahrung in einem produktiven Spannungszustand gehalten werden (a.a.O., 196f).

Identitätsbezogene Ressourcenarbeit als Investition in kulturelles Kapital (a.a.O., 198 u. 201) begegnet hingegen selten: Andrea Meurer leistet sie durch ihre Weiterbildung und Frank Holitzschek durch seine Weltreisen, während Edgar Körner mit seinen autodidaktischen Plänen in der Zeit seiner Arbeitslosigkeit scheitert (SiSt 205). Investitionen in soziales Kapital leistet etwa Lydia, wenn sie auf Toms Geburtstagsfeier Kontakte zu Westdeutschen knüpft: „Sie öffnet ihre Handtasche und fächert die Visitenkarten auf. »Wir sind an die Nordsee eingeladen, nach Zittau und nach Wiesbaden«“ (SiSt 65). Auf der gleichen Linie liegt Hanni, wenn sie im achten Kapitel mit einer gewissen Penetranz versucht, die alte Schulfreundschaft mit Barbara Holitzschek wiederzubeleben und im 13. Kapitel in Marianne Schubert eine Sportbekanntschaft zur Freundin zu gewinnen – nicht ganz ohne Erfolg, wie die aktive Hilfestellung der letzteren in „Vollmond“ zeigt (SiSt 248f). Viele der in Schulzes Roman dargestellten Partnerschaften lassen sich unter anderem als (meist scheiternde) Versuche verstehen, die eigene Identität unter erschwerten Bedingungen zu stabilisieren – dazu mehr im Kapitel über Liebe und Partnerschaft.

Umgekehrt zeigen die Figuren mit den größten Identitätsproblemen die geringsten Fähigkeiten zur aktiven Identitätsarbeit: Ernst Meurer zieht sich aus dem sozialen Leben weitgehend zurück, bleibt an zusätzlichem kulturellen Kapital uninteressiert und kann sich nur völlig unrealistische gesellschaftliche Aufgaben vorstellen; Enrico Friedrich sabotiert geradezu systematisch alle Versuche von Freunden und Bekannten, ihm zu helfen:

> »Woche für Woche muntert man ihn auf, erzählt ihm, was es alles Schönes gibt im Leben, versucht, ihm seine Angst zu nehmen. [...] Er aber hat Spaß daran, alles, was man ihm vorschlägt, zu zerdeppern. Das ist sein Beruf und sein Hobby. Kein Mensch, kein Job, keine Freude, nichts, nichts, nichts. Ich finde das direkt beleidigend, zumindest für Anwesende. Und als Draufgabe kotzt er fremde Betten voll und heult sich die Seele aus dem Leib, weil er allein ist.« (SiSt 275)

Meurer und Friedrich zeigen, dass es pathologische Folgen haben kann, wenn man in einer Situation rapiden sozialen Wandels weder am Alten festzuhalten noch auf das Neue sich einzulassen vermag (wenngleich der Schriftsteller weniger signifikant ist, da über seine DDR-Vergangenheit im Text kaum etwas zu erfahren ist).

Die vorherrschende Form der Identitätsarbeit in *Simple Storys* ist jedoch das (autobiographische) Erzählen, dem auch Keupp und seine Mitarbeiter eine wichtige Rolle zuschreiben (1999, 207ff). Mit Hilfe narrativer Kommunikation wird nicht nur eine relative Konsistenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie zwischen auseinanderstrebenden Teilen der eigenen Persönlichkeit herzustellen versucht, sie ist darüber hinaus auch das bevorzugte Instrument, um negative oder irritierende Erfahrungen in das eigene Selbst- und Weltbild zu integrieren. Dies alles geschieht in einem Medium der Selbstdarstellung, mit dem um Legitimation für die eigenen Identitätsvorstellungen geworben und diese je nach Erfolg ›objektiviert‹ werden können. Besonders aktiv in dieser Hinsicht ist Renate Meurer, die gleich zu Beginn des Romans ein Schlüsselerlebnis der Wendezeit erzählt und später in „Vorbei ist vorbei“ das Eheleben ihres Mannes als Weg in die Krankheit darstellt. Dabei tritt gerade die legitimatorische Funktion in der narrativen Identitätsarbeit besonders deutlich hervor. Andere Romankapitel sind als Ganze weniger deutlich auf die Identität ihrer Ich-Erzähler bezogen, dafür treten in ihnen Figuren auf, die wiederum erzählend Elemente ihrer Identität kommunizieren.[158]

[158] So erzählt Dr. Reinhard, Martin Meurers leiblicher Vater, im zehnten Kapitel die Geschichte seiner Bekehrung, Hanni erzählt im 13. Kapitel Marianne Schubert ein Erlebnis in Frankfurt, das zur Trennung von ihrem damaligen Partner führte, Jenny erzählt im 16. Kapitel derselben Marianne Schubert von ihrer Beziehung zu deren Mann und gibt zwei seiner Erzählungen wieder, Christian Beyer gibt im 17. Kapitel eine biographische Episode eines amerikanischen Immobilienmaklers wieder, Enrico Friedrich erzählt Patrick im 19. Kapitel vom zeitweiligen Zusammenle-

Zu den wenigen, die sich auf narrative Weise kontinuierlich mit der Vergangenheit auseinandersetzen, gehört neben Renate Meurer vor allem Dieter Schubert. Auch nach der gescheiterten Anklage Ernst Meurers und nach seiner Anerkennung als ›Opfer der SED-Diktatur‹ ist er aktiv mit der Vermittlung von Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt und ergreift dabei eine bemerkenswerte Strategie: Er verschafft sich in Jenny Ritter eine bezahlte, aber darüber hinaus tatsächlich interessierte Zuhörerin außerhalb seines Verwandten- und Bekanntenkreises und unternimmt eine erzählende Neuinterpretation sowohl der DDR-Vergangenheit als auch der Gegenwartserfahrungen im westlichen System. An dieser Stelle ist nur so viel interessant: Im Gegensatz zu den autobiographischen Erzählungen, die seine Frau noch aus der Vorwendezeit kennt, betont er in seiner Deutung der DDR-Vergangenheit nun nicht mehr so sehr das Unrecht, das ihm von der politischen Führung angetan worden ist, sondern die mangelnde wissenschaftlich-technische Leistungsfähigkeit des Systems, wie sie für ihn in der schlechten Qualität seines Glasauges zum Ausdruck kommt. Das politische Unrecht ist also durch seine offizielle Anerkennung und seine finanzielle Kompensation staatlicherseits nicht wirklich ›bewältigt‹ worden; das tief sitzende Gefühl der Benachteiligung besteht vielmehr weiter und wird auf andere Bereiche seiner DDR-Vergangenheit übertragen.

Andererseits deutet die Geschichte vom „Büchsen-Altar“ die Erfahrung der Wiedervereinigung auch aus Schuberts Sicht als Enttäuschungsgeschichte, in der die Sinn-Verheißungen der westlichen Warenwelt gründlich desillusioniert worden sind (SiSt 165f); und die Interpretation der türkischen Frau mit den großen Händen als „Arbeitssklavin“ zeigt nicht nur seine kritische Einstellung gegenüber dem westlichen Wirtschaftssystem, sondern deren fortdauernde Prägung durch das DDR-Propagandabild vom Kapitalismus (SiSt 167). Schuberts Position als Außenseiter, der trotz Anpassungsbereitschaft in der DDR wie in der BRD aufs Abstellgleis geschoben wird, schlägt sich einer kritischen Ablehnung beider Systeme nieder, die im Einzelnen hellsichtig, aber insgesamt inkonsistent ist. Dass diese Inkonsistenz eine seiner ganzen Identität ist, zeigt sich, wenn all diese Erzählungen schließlich auf die Wiedergabe einer von Peter Bertrams sadomasochistischen Sex-Geschichten hinauslaufen; Schubert zeigt sich damit als gespaltene Persön-

---

ben mit dessen Ex-Freundin Lydia, Edgar Körner und Danny erzählen sich im 20. Kapitel Anekdoten über Erziehung, deren Konfliktpotential zur Trennung führt, und schließlich erzählen sich Edgar Körner und Jenny im 25. Kapitel zum Leidwesen Maiks autobiographische Episoden, von denen Jenny eine im folgenden Kapitel Lydia noch einmal erzählt.

lichkeit und verrät, dass er sich zwar als Opfer fühlt, diese Opferrolle aber auch ein Stück weit ›braucht‹ und sich dabei als autoritärer Charakter heimlich mit den Tätern identifiziert.

Es ist diese Inkonsistenz, ja Widersprüchlichkeit von Dieter Schuberts Persönlichkeit, die ihrerseits sowohl für seine Frau als auch für Jenny die bestehenden Erfahrungsmuster erschüttert: Die statische Kontinuität und Konsistenz der Identität, von der beide fraglos ausgegangen sind, erweist sich unter den neuen Verhältnissen als trügerisch. Für den Leser wird diese Erfahrung durch das immer wieder eingeflochtene Bild von der sich in einem Glas Wasser auflösenden Aspirin-Tablette vermittelt (SiSt 163-167): Wie diese lösen sich auch die kulturellen Interpretationsschemata der beiden Frauen auf, und die eigentümlich ›lebendigen‹ Bewegungen, welche die Tablette dabei macht, sind Resultat dieses Auflösungsprozesses. Die Tablette versprüht ihre Energie und zerfällt dabei allmählich. Dadurch werden Leben, Auflösung und Tod miteinander amalgamiert, und dadurch wiederum wird der Prozess der Veränderung von Identität und Erfahrungsmustern mit dem Tod in Verbindung gesetzt, von dem Marianne Schubert durch ihre Krebserkrankung akut bedroht ist. Leben erscheint als Veränderung statt als Bewahrung und der Tod als Teil des Lebens, weil man ständig Teile seines Ich zurücklassen muss, um durch Neubildungen der sich verändernden Wirklichkeit gerecht zu werden. Zugleich aber wird die Verbindung des Wassers mit der Tablette zu einem schmerzlindernden Mittel – die Auflösung, so sagt das Bild, bringt nicht nur schmerzliche Irritationen mit sich, sondern trägt auch das Versprechen ihrer Linderung in sich. Der schmale weiße Rand, der im Glas zurückbleibt, erinnert zudem daran, dass die Auflösung alter kultureller Muster nie ganz restlos und ohne Rückstände geschieht. Dennoch ist die neue Wahrnehmungsweise – trotz ihrer untergründigen Faszination für Jenny – für die beiden Frauen noch nicht erreichbar. Dies gilt auch für die meisten anderen Figuren. Aber ihr Scheitern ist, indem es durchschaubar gemacht wird, für die Leser ein Vehikel, mit dessen Hilfe sie selbst den neuen Erfahrungsmodus erreichen können.

D. Arbeitswelt und ökonomische Lebensbedingungen

Die Darstellung der Arbeitswelt nimmt in Schulzes Roman einen deutlich wahrnehmbaren, aber durchaus nicht dominanten Platz ein – es sind eher die Auswirkungen der beruflichen Situation im Privatleben, die der Leser überall zu spüren bekommt. Eine unmittelbare Darstellung beruflicher Tätigkeiten gibt es nur in 12 der 29 Kapitel[159], nur in wenigen von ihnen (wie „Mal eine wirklich gute Story", „Dispatcher" und „Die Killer") steht sie im Mittelpunkt, aber kaum eine Episode bleibt ohne Bezug zum neuen Wirtschaftssystem bzw. den Schwierigkeiten des Transformationsprozesses zu ihm hin. Dennoch fällt sogleich auf, dass die ›großen Ereignisse‹ auch im ökonomischen Bereich nur selten und nur ganz am Rande in die Darstellung hineinragen: Die spektakuläre Umwälzung der Eigentumsverhältnisse, vor allem die Privatisierung der ehemaligen DDR-Staatsbetriebe durch die Treuhandanstalt – in den Medien vieldiskutiert und heißumstritten – geht in den Romantext höchstens als Anspielung, als beiläufige Erwähnung ein: Selbst Harry Nelsons Aktivitäten als westdeutscher Grundstücksmakler werden mehr angedeutet als dargestellt, und über den Ausverkauf der DDR-Industrie sowie den damit verbundenen Schrumpfungsprozess lesen wir ebenso wenig wie über die Privatisierung und vielfache Stillegung der landwirtschaftlichen Großbetriebe.[160]

Die beiläufige Selbstverständlichkeit, mit der Details dieser Ereignisse gelegentlich in Nebensätzen erwähnt werden, zeigt jedoch, dass sie beim Leser als zeitgeschichtliches Hintergrundwissen sehr wohl vorausgesetzt werden – ein Verfahren, das durchaus zur Normalität der Romanschriftstellerei gehört. Jenseits realistischer Mimesis findet die revolutionäre Umwälzung der Besitzverhältnisse allerdings an einer zentralen Stelle doch Eingang in die Darstellung: auf der allegorischen Bedeutungsebene des zweiten Kapitels nämlich, die ich schon im vorangegangenen Abschnitt besprochen habe. Die im Bild von Conny Schuberts Quasi-Vergewaltigung enthaltenen Momente brutal ausgenutzter Naivität geben dem weitgehend ausgesparten wirtschaftshistorischen Hintergrundgeschehen eine Deutung, die einer verbreiteten Stimmungslage unter den Ostdeutschen entspricht (Reißig 2000, 11).

[159] Im einzelnen sind dies: „Neues Geld" (Kap. 2), „Mal eine wirklich gute Story" (Kap. 3), „Panik" (Kap. 4), „Zugvögel" (Kap. 5), „Dispatcher" (Kap. 9), „Lächeln" (Kap. 10), „Die Killer" (Kap. 12), „Nadeln" (Kap. 21), „Vorbei ist vorbei" (Kap. 22), „Vollmond" (Kap. 24), „Mein Gott, ist die schön" (Kap. 25) und „Fische" (Kap. 29) – nicht gerechnet Maiks Auftreten als Kellner in „Büchsen" (Kap. 16)

[160] Vgl. hierzu Hettlage 45-50 und Turek 742-751.

Ansonsten konzentriert sich der Roman ganz auf die Folgen dieses Geschehens auf der Mikro-Ebene der Gesellschaft, der personalen Interaktion. Besonders die Erfahrung der Arbeitslosigkeit und Arbeitsplatzunsicherheit durchzieht die gesamte Darstellungsebene von Schulzes Roman und macht die Berufstätigkeit gerade durch ihren problematisch gewordenen Status als ökonomische Grundlage der Privatexistenz spürbar. Sie zeigt sich auch über die unmittelbar Betroffenen hinaus in einem allgemein erhöhten Druck und in der „Angst, sozial abzustürzen, die Arbeit zu verlieren und ein Bittsteller zu werden“ (Schulze 1998a).

In der Tat zeigen die empirischen Daten eine historisch beispiellose Schrumpfung des Arbeitsmarktes nach der Wende (Weymann 2000, 34; Falk 2000, 58f).[161] Verursacht von der „Schock-Transformation“ der DDR-Ökonomie im Gefolge der Währungs-, Wirtschaft- und Sozialunion vom 1. 7. 1990, besonders von der übereilten Privatisierung von veralteten und wenig produktiven Staatsbetrieben durch die Treuhandanstalt bei gleichzeitigem Zusammenbruch der osteuropäischen Exportmärkte[162], kam es im Sinne der nun dominanten Rentabilitätskalkulation zu einer massiven ›Freisetzung‹ von Arbeitskräften, die trotz kostenintensiver arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen bis heute kaum abgebaut werden konnte (Falk 2000, 59; Windzio und Rasztar 2000, 89, 96ff.; Wingens und Grotheer 2000, 113, 115f).[163] Die Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern stieg nach der Wende sprunghaft von Null auf 10% (1991), dann auf 16,1% (1992) und übertrifft seitdem kontinuierlich die ohnehin schon hohen Werte der alten Bundesländer (1996: 17%) – dabei ist nicht eingerechnet, dass „mehr als 80% der über 50jährigen in Ostdeutschland aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind“ (Ebert 1995, 31).[164] Ein weiteres Drittel der Arbeitnehmer nahm 1993 an Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Fortbildungen und Umschulungen teil oder verfügte nur über einen befristeten Arbeitsvertrag, so dass sie nur als ›vorläufig‹ Erwerbstätige mit unsicherer Arbeitsstelle gelten können (Schenk 1995, 20). Hier ist der Unterschied zum DDR-Alltag besonders groß, denn Arbeitslosigkeit und Jobunsicherheit mit ihrem entsprechenden Druck waren in einem System, das Vollbeschäftigung über ökonomische Effizienz stellte, nicht bekannt und trafen die Ostdeutschen entsprechend überraschend und unvorbereitet (Heinze 1998, 55; Mutz 1995, 131; Maaz 1991, 44ff). Hinzu kommt, dass die DDR rein

[161] Vgl. zum Folgenden auch Fürstenberg 1995, 103f; Geißler 2006, 223f; Rehberg 2006, 211ff; Gros 1999, 850ff.
[162] Dieser Zusammenbruch wiederum war nicht zuletzt bedingt durch die sprunghafte Erhöhung des Preisniveaus aufgrund der Währungsunion – ein administrativer, aus politischen Gründen vollzogener Gewaltakt, der auch durch die plötzliche Erhöhung des Lohnniveaus die Rentabilität ostdeutscher Betriebe noch zusätzlich herabsetzte.
[163] Die vom Arbeitsamt geförderte Weiterbildung hat sich paradoxerweise sogar negativ auf die Wiederbeschäftigungschancen der an ihnen teilnehmenden Arbeitslosen ausgewirkt (vgl. Wingens und Grotheer 2000, 128ff).
[164] Ebenso Schenk 1995, 81.

zeitlich betrachtet in höherem Maße eine Arbeitsgesellschaft war als die Bundesrepublik: „Individuen – unabhängig von ihrem Geschlecht – verbrachten durchschnittlich sehr viel mehr Wochen-, Jahres- und Lebenszeit mit Lohnarbeit als westdeutsche Personen. Arbeit stellte einen zentralen Wert innerhalb des offiziellen Wertekanons der DDR dar“ (Sackmann 2000a, 54).[165]

Obwohl die Arbeitslosigkeit nach der Wende das zentrale gesellschaftspolitische Problem Ostdeutschlands darstellte (während sie diesen Status in Westdeutschland schon länger hatte), wird sie in der Romandarstellung noch über ihre reale Bedeutung hinaus in den Vordergrund gestellt – und dies gilt selbst dann, wenn man die erhebliche Fluktuation innerhalb der Arbeitslosen in Rechnung stellt und von der besonders extremen Situation im thüringischen Bezirk Altenburg ausgeht, wo zeitweilig 19,3 % der Erwerbsfähigen ohne Arbeit waren (Heinze 1998, 44). Die weit überwiegende Mehrheit der Romanfiguren ist zumindest vorübergehend tatsächlich von Arbeitslosigkeit betroffen, und die breite Streuung über alle Gehalts- und Qualifikationsstufen hinweg bestätigt die Erkenntnis Ulrich Becks, dass die Arbeitslosigkeit sich trotz ihrer sozialen Strukturierung „objektiv aus dem Stigma einer Klassenerfahrung längst herausgelöst und »normalisiert« hat“ (Beck 1986, 145). Das gilt auch für die Romanfiguren: Ernst Meurer verliert seine Stelle als Schuldirektor aus politischen Gründen, Peter Bertram wird wohl aus ähnlichen Gründen als Lehrer entlassen. Warum Dieter Schubert offenbar nicht mehr als Museumspädagoge arbeitet, bleibt unklar; seine Bemühungen, wieder in seinem früheren Beruf als Lehrer eingestellt zu werden, scheitern jedenfalls. Renate Meurer verliert erst ihren Job als Statistikerin, dann durch die Schuld ihres Mannes auch den als Sekretärin in einem Steuerberatungsbüro. Für Martin Meurer wird die Doktorandenstelle als Kunsthistoriker nicht verlängert, und in seinem neuen Job als Vertreter kommt er über die Probezeit nicht hinaus. Seine Frau musste sich umschulen lassen, ist also offenbar schon vorher arbeitslos geworden, bekommt aber auch nach der Qualifikationsmaßnahme nichts. Conny Schubert verliert ihre Arbeit als Kellnerin, Danny ihren als Journalistin, Patrick den seinen als Fotograf und auch Lydias entsprechende Befürchtungen erfüllen sich offenbar, da wir sie gegen Ende des Romans in Berlin wiederfinden. Der kubanische Taxifahrer Orlando wird nach einem längeren Krankenhausaufenthalt entlassen, und Edgar Körners Job als Anzeigenakquisiteur fällt Rationalisierungsmaßnahmen zum Opfer (SiSt 204). Auch Enrico Friedrich ist offenbar nicht mehr wie früher am Theater beschäftigt, und die Schwesternschülerin Jenny scheint am Ende ihrer Ausbildung keine Stelle gefunden zu haben, denn im letzten Kapitel jobbt sie mit

[165] Ähnlich Geißler 2006, 224f.

Martin Meurer als Werbeträgerin. Selbst die Museumsdirektorin Hanni verliert im weiteren Verlauf der Romanhandlung ihren Arbeitsplatz. Die Psychiaterin Barbara Holitzschek gehört (soweit erkennbar) zu den ganz wenigen, die ihren Beruf kontinuierlich ausüben können[166], und ihr Mann Frank hat sich gleich nach der Wende dauerhaft als Lokalpolitiker etabliert.[167] Auch Marianne Schubert kann nach ihrer Krebsoperation wieder in ihrem Sekretärinnenjob arbeiten.

Als besondere Risikogruppe treten in den soziologischen Untersuchungen wie im Roman alleinerziehende Frauen wie Danny und Hanni hervor, weil ihr Einkommen bei Arbeitslosigkeit schnell unter das Existenzminimum sinkt (Riedmüller 1994, 80f u. 84; Geißler 2006, 207; Andress und Kronauer 2006, 46; Wimbauer 2006, 147): Die Journalistin verliert ihren Job im 11. Kapitel und hat noch kurz vor Ende des Romans (im 27. Kapitel) nichts Neues gefunden – woran die Quasi-Adoption ihres kleinen Neffen Tino durchaus mit schuld sein kann. Als Patrick sie verlässt, verspricht er freiwillig Geldleistungen, weil er sich, wohl nicht zu unrecht, um die materielle Existenzgrundlage der alleinerziehenden Mutter Sorgen macht – Tinos leiblicher Vater Martin Meurer ist selbst arbeitslos und kann kaum etwas zum Haushalt beitragen (SiSt 278). Tatsächlich zeigen die Statistiken, dass von der neuartigen Erfahrung der Arbeitslosigkeit neben den unqualifizierten Arbeitern, Ausländern und Alten insbesondere die Frauen betroffen waren (Falk 2000, 71; Geißler 1992, 262; 2006, 324f)[168] – eine Tendenz zur „sozialen Diskriminierung" der ohnehin sozial Unterprivilegierten, die in der BRD schon in den 70er Jahren eingesetzt hatte (Vester et al. 2001, 84). Die in der DDR gegenüber der Bundesrepublik deutlich ausgeprägtere Tendenz zur weiblichen Berufstätigkeit (Riedmüller 1994, 84f; Heinze 1998, 58; Geißler 2006, 306) geriet unter Anpassungsdruck an die westdeutschen Verhältnisse und drängte viele Frauen in die ›stille Reserve‹ – was dadurch erleichtert wurde, dass auch in der DDR ›klassische‹ Geschlechterrollenmuster fortbestanden (Windzio und Rasztar 2000, 104; Schenk 1995, 93; Geißler 2006, 323ff). Erschwerend wirkte das Vorhandensein von Kindern im betreuungsbedürftigen Alter (Falk 2000, 79, 84). Der Anteil der Frauen an den Erwerbstätigen sank von 47% im November 1989 auf 44% im Frühjahr 1993 (Schenk 1995, 75ff; 85).

[166] Möglicherweise gehört auch Marianne Schubert dazu, aber es ist nicht erkennbar, ob sie vor der Wende auch schon als Sekretärin gearbeitet hat – wenn ja, dann jedenfalls nicht im „Möbelparadies". Auch von Patrick weiß man nicht, ob er schon vor der Wende als Fotograf gearbeitet hat, und die Qualifikation von Christian Beyer bleibt ebenso unklar wie die von Frank Holitzschek.

[167] Maiks Kellnertätigkeit ist vor dem Hintergrund seines Alters wahrscheinlich nur eine Übergangsbeschäftigung.

[168] Das Qualifikationsniveau erwies sich in den soziologischen Untersuchungen als bedeutendste Bedingung des Arbeitsmarktchancen. „Erwerbstätig sind von den [1993] Befragten, die keinen Berufsabschluss haben bzw. lediglich über eine Teilausbildung verfügen, nur ca. 20 Prozent, während sich von den Hochqualifizierten (Fachhochschul- und Hochschulabschluss) immerhin 82 Prozent in einem Beschäftigungsverhältnis befinden" (Schenk 1995, 85).

Ganz in diesem Sinne gehört für alle Frauenfiguren in Schulzes Roman der Beruf fest zum eigenen Lebenskonzept, doch gerade sie müssen um ihren Job bangen. So interpretiert die Tierpräparatorin Lydia das Verhalten ihrer Chefin Hanni vor dem Hintergrund ihrer bald erwarteten Entlassung: „Sie atmet tief aus, um mir zu zeigen, wie sehr ich sie quäle und wie schwer es ihr fällt, mich vor die Tür setzen zu müssen – dieses Jahr oder nächstes Jahr, in zwei Jahren. Sie ist nicht nur die Chefin, sondern auch länger dabei und hat ein Kind ...“ (SiSt 58). Gegen die Journalistin Danny wird die mögliche Entlassung in plumper Weise als disziplinierendes Druckmittel eingesetzt, und schon bei ihrer Einstellung musste sie sich diskriminierende Fragen nach geplanten Kindern gefallen lassen, die den Hauptgrund für die ungleichen Arbeitsmarktchancen thematisieren: die zusätzlichen Kosten und Produktivitätseinbußen, die aus rein betriebswirtschaftlicher Sicht vermeintlich durch die natürliche Bindung an die biologische Reproduktion verursacht werden. Nach der flächendeckenden staatlichen Fürsorge zu DDR-Zeiten ist diese zusätzliche Belastung eine neue Erfahrung. Man spürt, wie die berufliche Verunsicherung auch das Selbstwertgefühl angreift (oder einen latenten Mangel daran manifest werden lässt) und wie der erhöhte Druck an Überforderung grenzt, so dass die Nerven buchstäblich blank liegen: Lydia bricht aus nichtigem Anlass in verzweifelte Selbstanklagen aus („Wir machen es immer falsch [...]. Alles machen wir falsch“ [SiSt 63]), Danny denkt beim Ausparken vielsinnig darüber nach „welche Freude mein Verschwinden auslösen wird“ (SiSt 39), und Hanni sieht sich als ›Übriggebliebene‹: „Die Gescheiten machen sich dünn hier“ (SiSt 86).

Für die meisten Romanfiguren bleibt die Arbeitslosigkeit allerdings – zumindest vorerst – eine vorübergehende, wenn auch zum Teil wiederholte Erfahrung: Conny Schubert findet Beschäftigung auf einem Kreuzfahrtschiff, Renate Meurer erhält eine Stelle in Westdeutschland, Peter Bertram wird als Anzeigenakquisiteur eingestellt und Edgar Körner kommt als Fernfahrer unter, während Martin Meurer sich mit einer Reihe von Gelegenheitsjobs über Wasser hält. Lediglich Ernst Meurer und Enrico Friedrich bleiben dauerhaft ohne Arbeit. Diese Verhältnisse entsprechen der allgemeinen soziologischen Diagnose[169]:

> Die überwiegende Zahl der Arbeitslosen bleibt – noch – für sich und andere in der Grauzone des Kommens und Gehens. Das Klassenschicksal hat sich in seine kleinste Einheit – in vorübergehende Lebensabschnitte – aufgesplittert, durchlöchert Biographien [...], wird

[169] Vgl. Heinze 1998, 50ff; Berger und Hradil 1990; Berger 1996. Dahinter steht eine Dynamisierung beruflicher Strukturen, bei denen „die beruflichen Anforderungen sich innerhalb der Berufe rapide ändern und sich die Lebensdauer der Berufe ständig verkürzt“ (Blossfeld 1991, 89). „Berufswechsel sind insofern keine anomischen Ereignisse, sondern werden zunehmend zur Normalität des Lebenslaufs“ (Sackmann und Wingens 1995, 118).

> aber in diesen ›Lebensphasen-Schnitzeln‹ auch schon wieder fast zu einem ›normalen‹ Zwischenereignis der beruflichen Standardbiographie einer ganzen Generation. Es ist dieses lebensphasenspezifische Nomadendasein, das die Massenarbeitslosigkeit unter den Bedingungen der Individualisierung führt [...]. (Beck 1986, 147)[170]

Auch die Daten für Ostdeutschland bestätigen diese Aspekte der Romandarstellung: „Eintritte in das und Austritte aus dem Erwerbssystem haben nun seit 1990 in den neuen Bundesländern eine Dimension erreicht, die weit über die jeweils aktuellen Arbeitslosenanteile hinausweist und die Annahme erheblicher Flexibilitätsschübe nahe legt“ (Schenk 1995, 71). Entsprechend prägt eine „›normalisierte Diskontinuität‹ [...] immer mehr den Erfahrungshorizont gerade jüngerer Erwerbspersonen und verändert auch den gesellschaftlichen Umgang mit Arbeitslosigkeit“ (Heinze 1998, 80).[171] Allerdings ist die „Flexibilisierung der Erwerbsverläufe“ im empirischen Datenmaterial bei weitem nicht so ausgeprägt wie in der Darstellung von Schulzes Roman: Rund 80% der 1989 Beschäftigten sind (auch bei Arbeitsstellenwechsel) kontinuierlich in diesem Status verblieben (Schenk 1995, 78ff u. 92f). Hier zeigt sich wiederum deutlich die Konzentration des Romans auf krisenhafte Erfahrungen bzw. auf das gesellschaftliche Problempotential.

Die sehr ungleich verteilten Chancen und Risiken dieser unfesteren Berufsbindungen werden im Roman jedoch ebenfalls deutlich herausgestellt: Der ›normalisierte‹ Umgang mit dieser Art von Arbeitslosigkeit gelingt nach Auskunft der Soziologen nur solchen (meist jüngeren) Erwerbspersonen, die über höhere Qualifikationen besonderer Art verfügen – solche nämlich, die sich in möglichst vielen Berufsfeldern (vor allem des expandierenden Dienstleistungssektors) nutzen lassen (Geißler 2006, 184). Martin Meurers Kunstgeschichtsstudium gehört ebenso wenig dazu wie Renate Meurers Ausbildung zur Statistikerin, sehr wohl aber juristische Fachkenntnisse und Führungskompetenz, wie sie bei Neugebauer (und vielleicht auch bei Frank Holitzschek) vorausgesetzt werden können, und betriebswirtschaftliches Wissen, wie es (trotz systembedingten Nachholbedarfs) bei Christian Beyer und Kuzinski anzunehmen ist. Entsprechend sind Neugebauer und Holitzschek die einzigen, denen ein Quereinstieg in einen neuen Beruf gelingt, der Stabilität, Qualifikation und eine neue Identität bietet (Sackmann und Wingens 1995, 126).[172]

[170] Vgl. auch Vester et al. 2001, 85: „So lag bereits 1977 bis 1988 die Arbeitslosigkeit zwar ›nur‹ um zwei Millionen. Aber in der gleichen Zeit machten 13 Millionen Menschen, annähernd jede zweite Erwerbsperson, die Erfahrung einer vorübergehenden Arbeitslosigkeit.“ Ähnliche Daten bei Bonss 2006, 65.

[171] Vgl. Mutz a.a.O.: „Arbeitslosigkeit wird als eine prinzipielle Möglichkeit antizipiert, die jedem widerfahren kann; Arbeitslosigkeit ist mithin in den Lebensplanungen der Erwerbspersonen als eine latente Gefahr immer präsent.“

[172] Zwar gibt der Text keine Informationen über Holitzscheks berufliche Qualifikation vor der Wende, aber eine politische Tätigkeit zu DDR-Zeiten ist höchst unwahrscheinlich, denn im Bereich der politischen Führungsschicht war die personelle Ablösung fast vollständig.

Die meisten Romanfiguren gehören jedoch zu den vielen, für die die Flexibilisierung ein hohes Risiko bedeutet, weil sie ihre Qualifikationen entwertet: Lediglich Raffael kann seine Berufsausbildung als „Dispatcher für den Personennahverkehr“ (SiSt 98) für sein Taxiunternehmen nutzen, während Martin Meurers Versuch, sein kunstgeschichtliches Wissen immerhin ansatzweise in die professionelle Restaurierung von historischen Gebäuden einzubringen, scheitert.[173] Auch die meisten anderen Protagonisten können ihre Berufsausbildung, die in den konservierten industriegesellschaftlichen Strukturen der DDR noch als eine lineare, lebenslange Karriere begonnen worden war, nicht nutzen. Dies entspricht der soziologischen Diagnose: „Der Umbau zu stärker marktwirtschaftlich-meritokratischen Allokationskriterien und die Größenveränderung von Branchen und Sektoren ging mit einer Entwertung von bestimmten, in der DDR erworbenen Zertifikaten einher“ (Windzio und Rasztar 2000, 95). Mehr noch: aus der Perspektive von Bourdieus Kapitalsortentheorie wurden „im Transformationsprozess [...] alle drei Kapitalarten entwertet: das ökonomische Kapital durch die Deindustrialisierung, die bislang nicht ausreichend durch das Wachstum anderer Sektoren aufgefangen werden konnte, das kulturelle Kapital durch die Umstellung des Bildungswesens und der Qualifikationsanforderungen und das soziale Kapital durch Verfall alter Netzwerke und der gewohnten korporativen Akteure“ (Weymann 2000, 29).

Diese Menschen müssen sich deshalb – wie die meisten Romanfiguren – nicht nur völlig andersartige Tätigkeitsbereiche suchen, für sie ist dieser Wechsel auch regelmäßig mit einem Abstieg in den ›Jedermannsarbeitsmarkt‹ verbunden, wo sie ihre Arbeitskraft für (meist zeitlich befristete) ›Jobs‹ anbieten, deren „Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie nicht durch Zertifikate gegeneinander abgesichert und dass mit ihrer Ausübung nicht der systematische Erwerb einer Berufsidentität verbunden ist“ (Sackmann und Wingens 1995, 125): Im Roman gilt das für die Tätigkeit als Anzeigenakquisiteur ebenso wie für die Tätigkeiten als Vertreter und Fernfahrer. Im Bereich dieses „prekären Arbeitsmarktes“ dünnen nicht nur die betrieblichen und sozialen Bindungen aus, vielmehr liegt oftmals auch das Niveau von Lohn und sozialer Sicherung deutlich unter dem Durchschnitt, und die Aufstiegschancen sind gering (Vester et al. 2001, 86; Vogel 2006, 79ff). Absteiger in diesen Tätigkeitsbereich leiden entsprechen unter sozialer Einsamkeit und Perspektivlosigkeit, und „die eigene berufliche Tätigkeit [vermag] dem Zeithorizont des eigenen Lebens keine klaren Konturen mehr zu geben. Das Leben spielt sich in einer prekären,

[173] Allerdings muss man berücksichtigen, dass in vielen Fällen Informationen über die berufliche und ausbildungsmäßige Vergangenheit fehlen. Das gilt etwa für die Unternehmer Christian Beyer und Kuzinski sowie für Pit Meurer.

unbeherrschbaren Gegenwart ab“ (Vogel 2006, 84ff). Daher ist es wenig verwunderlich, dass sich laut Umfragen (gerade im Osten) viele „weiterhin als ›Opfer‹ des Arbeitsmarktes sehen“ und sich „mit der Normalisierung der Arbeitslosigkeitserfahrung und den Diskontinuitäten auf dem Arbeitsmarkt kaum abfinden können“ (Heinze 1998, 80f); auch für die vorübergehend Arbeitslosen bedeuten die neuen Arbeitsverhältnisse eine erhebliche Verunsicherung, weil die Arbeitslosigkeit nun als ständige Drohung empfunden wird, endgültig aus dem Beschäftigungssystem herauszufallen oder erhebliche Einbußen an Qualifikation, Qualität der Arbeitsbedingungen, Lohn und Status zu erleiden. Genau so geht es vielen Figuren aus Schulzes Roman: Martin Meurer muss seinen neuen Vertreterjob in der Probezeit unter dem Damoklesschwert ständiger Kündbarkeit und kaum erreichbarer Erfolgsnormen ausüben, Lydia gibt ihrem Job keine langfristige Perspektive. Längere Krankheit kann wie bei Orlando zum Berufsrisiko werden, Schwangerschaft ebenfalls – Beyers Fragen an Danny im Bewerbungsgespräch zeigen es. Soziologische Untersuchungen belegen, was *Simple Storys* darstellen: „dass nicht nur die offene und langfristige Arbeitslosigkeit, sondern auch die drohende und latente Arbeitslosigkeit [...] das Lebensgefühl und die Lebenszufriedenheit erheblich beeinträchtigen. Viele ostdeutsche Betroffene klagen über ähnliche schädliche Auswirkungen, die aus westdeutschen Studien bekannt sind: über psychosozialen Stress, Verschärfung gesundheitlicher Probleme, Störungen in Partnerschaft und Familie, Schäden für die Kinder (Geißler 2006, 224f).

Für die tatsächlich Arbeitslosen, besonders die Langzeitarbeitslosen, ist die psychische Belastung durch diese neue Situation natürlich noch größer – einige der Romanfiguren sind deutlich überfordert. Das liegt erkennbar auch an der Art, wie dieses ›Schicksal‹ verarbeitet wird und entspricht dabei den betreffenden Thesen Ulrich Becks. Dieser hat gezeigt, dass die Arbeitslosigkeit in einer restlos individualisierten Arbeitsgesellschaft als persönliches, isoliertes Einzelschicksal erfahren wird, weil die Menschen „nicht mehr sozial sichtbar und kollektiv, sondern lebensphasenspezifisch von ihr betroffen werden“ (Beck 1986, 144) und sich jene „armutserfahrenen, klassengeprägten Lebenszusammenhänge“ aufgelöst haben, die in der klassischen Industriegesellschaft „entlastende Gegendeutungen, Abwehr- und Unterstützungsformen bereithielten und tradierten“ (a.a.O.). Mehr noch: die Arbeitslosigkeit wird trotz aller äußeren, systemspezifischen Ursachen als persönliche Schuld und individuelles Versagen empfunden, weil weder ihre eigentlichen Wurzeln noch ihr kollektiver Charakter im eigenen Lebenszusammenhang konkret erfahrbar werden, sondern abstrakt bleiben (Beck 1986, 150). Stattdessen wird hier die Kehr- und

Schattenseite des individualisierten Selbstverständnisses erkennbar, für das der einzelne „bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen [musste und muss], sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen“ (a.a.O., 217). „Dies bedeutet, dass [...] für die Zwecke des eigenen Überlebens ein ichzentriertes Weltbild entwickelt werden muss, das das Verhältnis von Ich und Gesellschaft sozusagen auf den Kopf stellt [...]“ (a.a.O.). „Lebensführung wird unter diesen Bedingungen zur biographischen Auflösung von Systemwidersprüchen“, so dass „gesellschaftliche Krisen als individuelle erscheinen und in ihrer Gesellschaftlichkeit nur noch sehr bedingt und vermittelt wahrgenommen werden können“ (a.a.O., 219).

Diese Seite der Individualisierung erklärt auch ein paradoxes Phänomen: Obwohl die Bedeutung der Arbeit für die Identität objektiv abnimmt, hat sie subjektiv durch die Verknappung eher noch zugenommen (Keupp et al. 1999, 48; Bonss 2006, 58f). Für die Forscherteams um Heitmeyer und Bourdieu hat Arbeitslosigkeit deshalb eine Identitätskrise zur Folge, die von der Entwertung vergangener Leistungen und zukünftiger Perspektiven verursacht wird (Dörre 1997, 95; Schimank 2000, 187f). Auch der Autor selbst betont in einem Interview „das Gefühl, überflüssig zu sein. Das ist das Schlimmste“ (Schulze 1998a). Während sich in der alten Bundesrepublik bereits ansatzweise eine distanziertere und flexiblere Haltung gegenüber der Berufsrolle ausgebreitet hatte (Bonss 2006, 58), war die professionelle Identität in der DDR besonders ausgeprägt und konvergierte mit der technisch-pragmatischen Grundeinstellung. Deshalb wurden die Menschen vom Entzug der beruflichen Praxis häufig im Kern ihrer Persönlichkeit getroffen (Geißler 2006, 196f u. 224f).

> Nicht zu arbeiten, heißt einfach, nichts Sinnvolles zu tun, nicht an dem Prozess der technischen Bewältigung der Realität teilzunehmen, der letztlich der Sinn des menschlichen Lebens und der Garant persönlicher Entwicklung ist. Daher der Mangel einer wirklichen Freizeitkultur in der DDR und die Unfähigkeit vieler Menschen ohne Arbeit in den neuen Bundesländern, etwas Sinnvolles aus ihrer Freizeit zu machen. (Gensicke 1995, 145)

Entsprechend mündet die Arbeitslosigkeit oftmals in völlige Apathie, psychische Krisen und psychosomatische Krankheiten oder gar Alkoholismus. Dies hat wiederum zerstörerische Auswirkungen auf Ehe und Familie und führt bei Jugendlichen zu einer Anfälligkeit für rechtsradikale oder linksanarchistische Gruppen, die eine negative Ersatzidentität anbieten.

Diese Konsequenzen werden in Schulzes Roman vor allem am Beispiel des linientreuen Ex-Schulleiters Ernst Meurer gezeigt, der sich nach seiner Entlassung nicht um Arbeit bemüht,

weil er mit dem, was er kriegen kann, seinen sozialen Abstieg nicht rückgängig machen und seine angeschlagene Identität nicht restabilisieren kann – ein (auch im Westen) durchaus typisches Verhalten für die ›respektable‹ Mitte jener Arbeitnehmer mit traditioneller Wertorientierung, die ihr Leben auf rechtschaffene Arbeit und Lebensführung gründeten (Vester et al. 2001, 94). Meurer wird überempfindlich und hypochondrisch, überlässt bald auch den Verkehr mit den Ämtern ganz seiner Frau und versucht sie gleichzeitig mit einem Planungswahn zu kontrollieren, der vergeblich seine reale Ohnmacht zu kompensieren versucht; schließlich führt er sogar ihre Entlassung herbei und fühlt sich dann verraten, als sie sich einen neuen Job in Westdeutschland sucht (SiSt 226ff). Das zu seinem brachliegenden Arbeitsethos gehörende Bedürfnis, effektiv zu sein, überträgt er auf den Haushalt, ohne in diesem gesellschaftlich so wenig Prestige genießenden Tätigkeitsfeld Erfüllung zu finden, so dass er sich in Projekte wie die Organisation einer landesweiten Müllsammelkampagne hineinphantasiert (SiSt 75). Auch die Pflege einer ›Datscha‹ im Harzvorland besitzt zu wenig soziale Anerkennung, um ihm eine befriedigende Ersatzbeschäftigung zu bieten (SiSt 226). Dann wiederum fällt er ins andere Extrem und kündigt den Schrebergarten, weil man die Natur „sich selbst überlassen“ müsse (a.a.O.) – ein verzweifelter Versuch, die plötzlich gesunkene Bedeutung der menschlichen Arbeit ins eigene Weltbild zu integrieren:

> Er dachte an die Restlöcher der stillgelegten Tagebaue, über die er gelesen hatte, dass dort Leben wie vor Millionen von Jahren wieder entstehen könnte, wenn man nur alles in Ruhe ließ, wenn man sich nicht einmischte. Und vielleicht tat ja gerade er das Richtige, nämlich so gut wie nichts. (SiSt 80)

Selbst die Natur spiegelt Meurer das Gefühl eigener Überflüssigkeit zurück. Erst durch die andauernde Beschäftigungslosigkeit gewinnen die Anfeindungen aufgrund seiner SED-Vergangenheit jenes mehr eingebildete als reale Gewicht, das ihn in die Paranoia treibt – er hätte die Entwertung seiner politischen Identität vielleicht verkraften können, wenn seine professionelle Identität nicht ebenfalls betroffen gewesen wäre. So verhält er sich, wie dies die Soziologen für „Personen mit verfestigten Armutskarrieren“ festgestellt haben: „Ein Hilfekonzept mit dem Schema Erleiden hindert sie daran, ihre Probleme zufriedenstellend zu lösen: sie müssen negative Ereignisse hinnehmen oder mit abweichendem Verhalten darauf reagieren“ (Ludwig 1995, 188).

Ähnlich geht es zeitweilig dem Anzeigenakquisiteur Edgar Körner. Obwohl er seine Arbeit nicht als subjektiv erfüllend erlebt hat, gelingt es ihm nicht, seine plötzlich gewachsene Freizeit sinnvoll auszufüllen: Weder zum Lesen, noch zum Fitnesstraining, weder zum Englischlernen noch zu sonst einer Investition in sein ›kulturelles Kapital‹ bringt er dauerhafte Motivation

auf, aber ebenso wenig zu einem entspannten Genuss seiner Muße, so dass ihm im Rückblick die Erinnerung entgleitet, was er eigentlich getan hat. Ein tiefes Gefühl der Ohnmacht lähmt ihn, bis er – ganz zufällig, wie ihm scheint – wieder einen Job findet (SiSt 204f). Auch Enrico Friedrich kann schließlich in diese Symptomatik eingeordnet werden; auf seine Entlassung beim Theater reagiert er jedoch nicht nur mit Alkoholismus, sondern auch mit einer ebenso monomanischen wie illusorischen Aufwertung seiner schriftstellerischen Tätigkeit – kompensatorische Realitätsflucht tritt hier an die Stelle einer echten beruflichen Neuorientierung. Andere wie der Lehrer Peter Bertram versuchen aktiver, die Arbeitslosigkeit mit entsprechend leistungsorientierten und auf Anerkennung zielenden Hobbys zu kompensieren: Er praktiziert das Karpfenangeln quasi als Leistungssport (SiSt 150ff) und schreibt Geschichten, die er nicht nur unter Freunden und Bekannten kursieren lässt (SiSt 154f), sondern auch der Lokalpresse als ›wahre Begebenheiten‹ unterzuschieben versucht (SiSt 34ff) – eine Strategie, die allerdings durch den ›perversen‹ Charakter dieser Geschichten ein gutes Stück weit konterkariert wird.

Von einem weiteren ›tragischen‹ Fall, einem Ex-Kollegen am Institut für Kunstgeschichte, erzählt Martin Meurer: „Der da hat seine Stelle verloren und angefangen zu trinken, oder er hat sie verloren, eben weil er trank. Geschieden war er schon vorher. [...] Sie haben das Haus saniert, in dem er wohnte [...]. Im Fußboden sind überall Löcher gewesen, große Löcher. Und betrunken, wie er war, ist er gestürzt und eine Etage tiefer gefallen und erfroren“ (SiSt 215). Zwei andere Kommilitoninnen sind geschieden, behelfen sich mit Jobs wie Reiseleiterin oder mussten zur Mutter zurückziehen (a.a.O.). Überhaupt handelt das 21. Kapitel mit dem Titel „Nadeln“ von dem Problem, wie die (für Ostdeutsche neuartige) Erfahrung einer gescheiterten Erwerbsbiographie individuell-subjektiv zu verarbeiten ist. Im Rückblick auf die Nachwende-Schicksale seiner „Studiengruppe“ (eine DDR-spezifische Organisationsform auch für den Einsatz in Landwirtschaft und Industrie) deutet der junge Meurer sein Scheitern als kollektives Schicksal: „Uns kannst du allesamt vergessen, alle da auf dem Foto. Aus niemandem is was geworden“ (SiSt 213). „Mit uns kannst du wirklich keinen Staat machen“ (SiSt 215). Vor diesem Hintergrund wirkt der Stolz, mit dem er seine neue, frisch renovierte Wohnung vorzeigt, aufgesetzt. Sein tieferes Lebensgefühl wird von dem geheimnisvollen Ticken symbolisiert, das in der ganzen Wohnung zu hören ist und das von Tahir mit dem Geräusch einer Uhr, von Martin Meurer sogar mit dem Zeitzünder einer Bombe assoziiert wird (SiSt 209). Hier manifestiert sich eine latent bedrohliche Atmosphäre. Es zeigt sich besonders, dass eine negative oder stagnierende biographische

Entwicklung als Beschleunigung der Zeit bzw. als verschärftes Vergänglichkeitsbewusstsein empfunden wird, bei Martin noch verstärkt durch die Angst vor einer nahenden Katastrophe, die man wohl mit seiner Angst vor einem weiteren gesellschaftlichen Abstieg gleichsetzen kann, wie er sie schon im 10. Kapitel geäußert hat: »Es fehlt nur noch, dass ich zu saufen anfange und aus der Wohnung fliege« (SiSt 107). In einer Arbeitsgesellschaft wie der DDR, in der eine linear aufsteigende berufliche Laufbahn zu den zentralen Mustern biographischen Sinns gehörte, wirkt der Abstieg in den Jedermannsarbeitsmarkt von Gelegenheitsjobs als massiver Sinnentzug; als sinnlose, unerfüllte Zeit tritt diese aus ihrer Selbstverständlichkeit und Gewöhnung heraus und wird in schmerzlicher Deutlichkeit spürbar.

Am Ende des Kapitels erfährt das Motiv des Tickens jedoch eine Umdeutung, indem sich herausstellt, dass es von den Kiefernnadeln stammt, die auf das Vordach des Balkons fallen (SiSt 217f). Zwar steckt auch hierin eine Vergänglichkeitssymbolik, aber sie ist bereits in die zyklische Zeit der Natur mit ihrem ständigen Werden und Vergehen und damit in einen anderen Sinnhorizont eingebettet. Vollends wird die lineare Zeitvorstellung jedoch dadurch konterkariert, dass die hin- und herspringenden Nadeln mit dem Hin- und Herzucken des Sekundenzeigers von Tahirs stehen gebliebener Uhr in Verbindung gebracht werden. Das Ticken drückt also nicht nur die Zeit, sondern auch die Zeitlosigkeit aus. Zeit und Zeitlosigkeit werden in irritierender Weise zu *einer* ambivalenten ästhetischen Erfahrung zusammengezogen. Und durch die weiterhin nahegelegte Assoziation mit dem Hin- und Herzucken der Zierfische, die Tahir Martin als Geschenk mitbringt, wird die Gleichsetzung von Zeit und Zeitlosigkeit mit dem kreatürlichen Leben verbunden. In der Tat verlangt die in einer Gesellschaft mit diskontinuierlichen Lebensläufen ›überlebenswichtige‹ Fähigkeit, wie Martins leiblicher Vater immer wieder neu beginnen zu können, eine veränderte Zeitauffassung, die durchaus Ähnlichkeiten mit der zyklischen Zeit der Natur aufweist: Man muss die Vergangenheit *ad acta* legen können, ohne sich von ihr in seinen gegenwärtigen und zukünftigen Optionen einengen zu lassen. Damit muss man zwar auch auf alle größeren biographischen Sinnzusammenhänge und deren identitätsstützenden Wert verzichten (Vogel 2006, 84), dafür gewinnt man aber eine intensivierte Gegenwartsorientierung, die nicht über langfristige Zielsetzungen das hier und jetzt stattfindende Leben aus den Augen verliert, wie dies in der klassischen Industriegesellschaft häufig der Fall gewesen ist. Aus dieser Perspektive ist Martins Wegfegen der alten Nadeln vom Balkonvordach eine Befreiung von der ›Last der Vergangenheit‹, und er findet die Kraft zu einem weiteren Neuanfang: „Und dann schiebt er sich, den

Rücken an der Wand, wieder langsam nach oben“ (SiSt 218). Während die aktuelle Soziologie diese Auswirkungen der veränderten berufsbiographischen Rahmenbedingungen i.d.R. eher negativ bewertet (Lessenich und Nullmeier 2006, 18)[174], entspricht die positive Umdeutung Schulzes eher der Position postmoderner Gesellschaftstheorien, welche den Zerfall übergreifender Lebensordnungen als subjektiven Freiheitsgewinn und als Steigerung der persönlichen Individualität zu interpretieren versucht (Honneth 1994, 16).

Andrea Meurer hingegen ist ein Beispiel dafür, dass die Arbeitslosigkeit von Frauen oft anders verarbeitet wird, weil sie, sofern sie Familie besitzen, häufig auf die traditionelle Rolle der Hausfrau und Mutter zurückgreifen und unter restriktiven Arbeitsmarktbedingungen immer noch die Neigung besitzen, ihre Energien in die häusliche ›Stützung‹ der männlichen Berufstätigkeit zu investieren. Auch die Sozialstatistik zeigt, dass besonders viele Frauen in die ›stille Reserve‹ derer zurücktreten, „die weder erwerbstätig noch als arbeitslos gemeldet sind, aber bei einer besseren Arbeitsmarktlage eine Arbeit aufnehmen würden. Mitte der 90er Jahre lag die so berechnete Zahl bei über 3 Mio. Personen“, die realistischerweise zur ›verdeckten Arbeitslosigkeit‹ gezählt werden müssen (Heinze 1998, 70). Mehr noch: Frauen gehören zu jenen Gruppen mit „askriptiven Merkmalen wie Alter, Geschlecht, gesundheitlicher Status oder Herkunft, die „[u]nter Rückgriff auf tradierte ideologische Deutungen verstärkt vom Arbeitsmarkt gedrängt wurden“ (Heinze 1998, 77; vgl. auch Vester et al. 2001, 84; Schenk 1995, 85; Geißler 2006, 324ff).

Andrea Meurers Umschulung und ihr Sprachenlernen stimmt allerdings zu der soziologischen Erkenntnis, dass sich die ostdeutschen Frauen mit dieser Rolle in der Regel nicht mehr zufrieden geben (Geißler 2006, 326); das kann man auch an der Journalistin Danny sehen, die zwar aus eigener Entscheidung zur alleinerziehenden Quasi-Adoptivmutter ihres Neffen wird, von ihrer Arbeitslosigkeit aber wohl nicht nur aus ökonomischen Gründen gereizt und nervös gemacht wird. Dies entspricht den Befunden der Soziologen: „Als Leitbild des Frauenlebens hat sich die ›doppelte Lebensführung‹ durchgesetzt, die im wesentlichen durch eine Aufrechterhaltung des beruflichen Interesses der Frau in die Lebensphase mit Kindern hinein gekennzeichnet ist (die sogenannte ›Vereinbarung von Familie und Beruf‹). Der Kern der doppelten Lebensführung ist die Forderung an Frauen, auch nach Heirat und Familiengründung mindestens für einen Teil ihres Lebensunterhalts aufzukommen“ (Geissler und Oechsle 1994, 147). Eine solche Paral-

[174] So hängt für Lessenich und Nullmeier die „Verkürzung des Zeithorizonts ihrer Handlungen“, mit der die Betroffenen auf die Prekarisierung der Arbeitsbedingungen reagieren, mit der „Selbstreduktion ihrer Ziele aufs Eigeninteresse, mit struktureller Illoyalität gegenüber anderen als den eigenen Zwecken“ zusammen (a.a.O.).

lelität von Familie und Beruf bedarf jedoch einer institutionellen Absicherung, die in der DDR auch noch vorhanden war. Nach der Wende fand jedoch eine Angleichung an die westlichen Verhältnisse statt, und dort haben „weder das Bildungswesen noch die Betriebe und Institutionen des Arbeitsmarktes noch die Sozialversicherung [...] ihr System von Normen, organisatorischen Regeln und Leistungsvoraussetzungen soweit umgestellt oder erweitert, dass eine doppelte Lebensführung möglich würde [...]. Im Gegenteil: im Konfliktfall – etwa bei Arbeitslosigkeit – verweisen die Institutionen auf die Absicherung der Frau in der Familie“ (a.a.O., 149). Mit ihrer Investition in Bildungsprozesse steht Andrea Meurer für die Tendenz von Frauen, solche strukturellen Diskriminierungen subjektiv als persönliche Bildungsdefizite umzudeuten und weitere Bildung nachzufragen, obwohl diese systematischen Entwertungsprozessen unterliegt – eben weil ihre Karrierechancen (besonders unterhalb des akademischen Levels) immer noch deutlich hinter denen der Männer zurückstehen (Rabe-Kleberg 1995, 30f).

Insgesamt ist jedoch festzuhalten, dass die zunehmende Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt kein zentrales Thema von *Simple Storys* ist. Die weiblichen Figuren sind von Arbeitslosigkeit, beruflichem Abstieg und Jobunsicherheit nicht stärker betroffen als die männlichen. Den diskriminierenden Fragen an Danny im Bewerbungsgespräch steht der Fall Hannis gegenüber, die gerade als Mutter nicht so leicht gekündigt werden kann (SiSt 58). Diese Indifferenz könnte man zunächst mit der soziologischen These von dem weniger ausgeprägten emanzipatorischen Bewusstsein ostdeutscher Frauen in Verbindung bringen, die mit dem Fehlen einer Frauenbewegung im autoritären System der DDR begründet wird: Während zentrale feministische Anliegen vom Staat oberflächlich erfüllt worden seien, habe unter dieser Oberfläche der Patriarchalismus dieses Systems eine eigenständige weibliche politische Kraft nicht aufkommen lassen (Geißler 2006, 323f). Möglicherweise hat das Ausmaß der Arbeitslosigkeit im Allgemeinen auch die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Hintergrund treten lassen. Auffällig ist aber, dass das Geschlechterverhältnis im Roman sonst eine große Rolle spielt und auch eine Sensibilität gegenüber der anhaltenden Wirksamkeit traditioneller Geschlechterrollen nicht fehlt – allerdings vorwiegend im Privatleben der Figuren. Sowohl mit Blick auf die Medienpräsenz des Themas als auch wegen der geringeren Ergiebigkeit der Kommunikation im Funktionssystem der Wirtschaft könnte diese Beschränkung sehr wohl eine bewusste künstlerische Entscheidung sein, auch wenn damit ein wichtiger Aspekt sozialer Ungleichheit unterbelichtet bleibt – was, wie wir sahen, für die soziale Ungleichheit insgesamt gilt.

Ähnlich verhält es sich mit der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosigkeit unter Ausländern. Zwar bekommen die beiden ausländischen Figuren, Orlando und Tahir, keine ihrer Qualifikation entsprechenden Stellen und schlagen sich mit prekären Beschäftigungen durch, aber es geht ihnen in dieser Hinsicht nicht besser als der Mehrheit der deutschen Figuren. Was die besondere Situation von Ausländern in den neuen Bundesländern angeht, wird von der Romandarstellung eher die Bedrohung durch Fremdenfeindlichkeit sowie die schikanöse Behandlung durch die Behörden akzentuiert: Orlando bekommt anscheinend nicht den vollen Sozialhilfesatz (SiSt 94), und Tahir versucht Martin Meurer zu einer Scheinehe mit seiner Partnerin zu überreden, um deren Aufenthaltserlaubnis zu sichern (SiSt 210). Behinderte und weitere auf dem Arbeitsmarkt systematisch benachteiligte Gruppen kommen unter den Romanfiguren nicht vor.

Ob die Arbeitslosigkeit nun vorübergehend ist oder nicht – in jedem Fall bestätigt Schulzes Roman die Erkenntnis der Soziologen, dass die industriegesellschaftliche Kontinuität der Erwerbsbiographien nach der Wende nun auch in Ostdeutschland verlorengegangen ist (Vester et al. 2001, 83ff; Mutz 1995, 131; Schenk 1995, 71f; Rehberg 2006, 214; Vogel 2006, 82).

> Durch den Umbruch des politischen und ökonomischen Systems in den neuen Bundesländern wurde die Geschichte und damit die biographische Kontinuität der Individuen unterbrochen. Die Selbstverständlichkeit, erwerbstätig zu sein und seinen Beruf ausüben zu können, brach zusammen. (Raiser 200, 219)

Der ökonomische Systemwechsel in Ostdeutschland hat besonders schwerwiegende Diskontinuitäten im Gefolge gehabt, welche die Fortführung einer geregelten Erwerbstätigkeit von einer entsprechend hohen Flexibilität abhängig machten (Heinze 1998, 55ff). „Diese Situation ist für die Erwerbspersonen aus der DDR besonders problematisch, weil ihre Erwerbsverlaufsmuster bis zur Wende bzw. Währungsunion ›ultrastabil‹ waren“ (Mutz 1995, 131). Zwar muss man sich klar machen, dass realiter ein durchaus beträchtlicher Anteil der Ostdeutschen in kontinuierlichen Beschäftigungsverhältnissen verblieb und seine beruflichen Bildungsinvestitionen auch im neuen System wenigstens teilweise nutzen konnte (Schenk 1995, 92; Sackmann und Wingens 1995, 124f), doch gemessen nicht nur an den Vorwendeverhältnissen, sondern auch an westdeutschen Zuständen war das Ausmaß an Diskontinuität in der Tat außergewöhnlich. Die rapide und zugleich drastische Verengung von Erwerbsmöglichkeiten führte tendenziell zu einer Spaltung der Berufschancen und Lebenslagen, zu einer Teilung der Gesellschaft in Wendegewinner und -verlierer (Schenk 1995, 93; Grünert, Lutz und Steiner 1997, 23f), und vor diesem Hintergrund

gilt das Interesse von *Simple Storys* trotz einiger Ausnahmen eindeutig den Verlierern mit ihren gebrochenen Berufsbiographien, ihrem entwerteten Bildungskapital und ihren Statusverlusten.

Es ist klar, dass durch einen solchen Bruch mit der beruflichen Identität der allgemeinen Identität ein Stück ihres Fundamentes entzogen wird (Keupp et al. 1999, 47; Sennett 2000, 47). Die Menschen sind gezwungen, ihre gesamte Biographie unter erschwerten Bedingungen umzuschreiben (Mutz 1995, 142) – unter Bedingungen nämlich, die ihre Vergangenheit abwerten, während die Gegenwart noch neu ist und die Zukunft unsicher erscheint. Im besten Fall erreichten die Figuren das, was Ulrich Beck eine „Bastelbiographie" nennt, im schlechteren werden sie von einem Gefühl ergriffen, das Richard Sennett als „Drift" beschreibt, als Zustand des „Dahintreibens" infolge eines Verlusts innerer Sicherheit und äußerer Kontrolle (Sennett 2000, 22ff). Diese Beschreibung passt sicherlich vor allem auf Martin Meurer, dessen Profilierungsbemühungen auf dem Arbeitsmarkt schnell in Gefühle der Panik und des Kontrollverlustes führen (Kap. 4), der bei aller bewundernswerten Hartnäckigkeit seiner Anstrengungen infolge ständiger Jobwechsel in Zustände tiefer Mutlosigkeit gerät und schließlich Zuflucht in der Religion sucht. Ähnliche Zustände lassen sich auch bei anderen Figuren beobachten, so etwa bei Lydia (SiSt 53), bei Hanni (SiSt 85), bei Edgar Körner (SiSt 205) und bei Christian Beyer (SiSt 240).

Keupp u.a. analysieren diese Zustände unter Rückgriff auf den Erikson'schen Begriff der „Identitätsdiffusion", dessen Merkmale auch bei Romanfiguren auftauchen: Die „Diffusion der Beziehungsfähigkeit", die bei Ernst Meurer besonders deutlich hervortritt, werde ich in Kapitel II G anhand der außerordentlich labilen und häufig wechselnden Partnerschaften noch genauer untersuchen; die „Diffusion der Zeitperspektive", bei der ein Gefühl großer Zeitbedrängnis mit einem Verlust des Zeitgefühls überhaupt wechselt (Keupp et al. 79), begegnet exemplarisch bei Hanni, für die „mit Fünfunddreißig zwei Drittel rum" sind (SiSt 85), bei Edgar Körner, der nach dem Ende seiner Arbeitslosigkeit nicht mehr weiß, was er das vergangene Dreivierteljahr getan hat (SiSt 205) – und, wie wir sahen, auch bei Martin Meurer, den das Ticken herabfallender Kiefernnadeln an eine Zeitbombe erinnert (SiSt 208), ihr Anblick aber an den Sekundenzeiger einer stehen gebliebenen Uhr (SiSt 218). Eine „Diffusion des Werksinns", bei der die Betroffenen unfähig sind, sich auf irgendwelche Arbeiten zu konzentrieren (Keupp et al. 79), lässt sich ebenfalls bei Edgar Körner und Ernst Meurer beobachten; die Variante „einer selbstzerstörerischen, ausschließlichen Beschäftigung mit irgendwelchen einseitigen Dingen" (a.a.O.) finden wir bei Enri-

co Friedrich und seiner manischen Schriftstellerei, während Martin Meurer am ehesten die Fähigkeit entwickelt, mit Diskontinuitäten umzugehen und immer wieder von neuem anzufangen.

Auch in Bezug auf die „entstandardisierten Lebenslaufmuster“ holen die neuen Bundesländer ›schockartig‹ eine Entwicklung nach, welche die Soziologen in der alten Bundesrepublik (wie in anderen westlich-kapitalistischen Gesellschaften) schon länger beobachtet haben:

> In diesem Prozess berufsstrukturellen Wandels unterscheiden sich die neuen von den alten Bundesländern weniger im Hinblick auf die Qualität als in Bezug auf Quantität und Schnelligkeit des Wandlungsprozesses. Insofern können die in Ostdeutschland besonders deutlich hervortretenden berufsstrukturellen Wandlungs-prozesse als Indikatoren entsprechender Entwicklungen auch in den alten Bundesländern verstanden werden. (Sackmann und Wingens 1995, 127)

Sowohl west- als auch ostdeutsche Erwerbspersonen befinden sich nun in Bezug auf ihre Erwerbsplanungen „in unsicherer Gesellschaft“ (Mutz 1995, 131).[175] Die Ostdeutschen wurden dabei nicht etwa aus prämodernen Erwerbsverläufen herausgerissen und in moderne hineingestoßen; es war vielmehr gerade die industrielle Moderne in Form relativ fester erwerbsverlaufsbezogener Strukturen, die sich in der DDR sehr viel länger gehalten und auf Kontinuität gerichtete Deutungs- und Handlungsorientierungen generiert hatte. Es ist also eine ›andere Moderne‹ oder ›Postmoderne‹, mit der sie sich nach der Wende auseinandersetzen mussten (a.a.O., 139). Deren Verhältnisse bergen für bestimmte Personengruppen durchaus neue Chancen; allerdings zeigen die soziologischen Untersuchungen ebenso wie die Darstellung in *Simple Storys*, dass „die seit 1990 in den neuen Bundesländern zu beobachtenden Flexibilisierungsprozesse wohl weit eher als Anpassungszwänge interpretiert werden denn als Wahrnehmung erweiterter Handlungsoptionen, mit denen unterschiedliche Formen der Nicht-Erwerbsarbeit in die individuellen Berufsbiographien eingebaut werden“ (Schenk 1995, 94). Hier bestätigt sich die soziologische Einsicht, dass „Flexibilität [...] in einer sich ändernden Welt nicht nur Vorbedingung für quantitatives Wachstum und qualitative Anpassung [ist], sondern auch Voraussetzung für eine erfolgreiche Bewältigung von Schrumpfungsprozessen“ (Semlinger 1991, 19).

Eine wichtige Konsequenz dieser Entwicklung ist jedoch in *Simple Storys* kaum erkennbar: Die Notwendigkeit lebenslanger Lernprozesse nämlich. Dass „die alleinige Prozedierung sozialen Wandels über die primäre Berufssozialisierung nicht mehr aus[reicht]“ (Sackmann und Wingens 1995, 118), macht sich im Roman nur negativ als Entwertung bestehender Qualifikatio-

[175] Die gesamte Nachkriegsentwicklung sowie eine Differenzierung zwischen Ost- und Westdeutschland findet sich bei Mutz 1995, 135ff.

nen bemerkbar, kaum aber als Bemühung um den Erwerb neuer, die bereits zu einer enormen Ausweitung des quartären Bildungssektors geführt hat (a.a.O., 119). Im Text wird nicht nachvollziehbar, dass die „Normalbiographien“ dabei ihren Charakter als Berufs- oder Erwerbsbiographien verlieren und zu „Bildungsbiographien“ mutieren, dass also Bildungsphasen nicht nur häufiger werden, sondern auch mehr Relevanz für die Gestaltung von Lebensläufen gewinnen (Rabe-Kleberg 1995, 26). Der riesige Umfang von Umschulungsmaßnahmen im Transformationsprozess wird im Text nicht erkennbar: Neben Andrea Meurer, die wegen ihres frühen Todes eigentlich eine Nebenfigur bleibt, deutet auf sie nur jene angetrunkene Partygesellschaft hin, die Lydia und Patrick auf ihrer nächtlichen Heimfahrt von Tom und Billi auf einer Tankstelle begegnet: sechs Buchhalter und Buchhalterinnen, die sich zu Steuerberatern umschulen lassen (SiSt 68f). Diese Enthaltsamkeit mag auf die soziologisch bestätigte Einsicht zurückzuführen sein, dass ein Großteil jener Maßnahmen in den neuen Bundesländern für die Selbstbehauptung auf dem Arbeitsmarkt wegen dessen krisenbedingter Schrumpfung faktisch irrelevant blieb.

Der soziologischen Diagnose entsprechen in der Romandarstellung hingegen die deutlich gewachsenen Mobilitätsanforderungen: Nicht nur gehört zu den neuartigen Berufsbildern des Vertreters (Martin Meurer) und Anzeigenakquisiteurs (Pit Meurer, Edgar Körner und Peter Bertram) ein sehr hohes Maß an räumlicher Beweglichkeit, auch zwingt die verheerende Arbeitsmarktsituation viele Altenburger zur Umsiedlung nach Westdeutschland oder zu einem nomadischen Dasein: Renate Meurer findet einen neuen Job bei Stuttgart, ihr Sohn und die Schwesternschülerin Jenny versuchen es in derselben Region als Werbeträger, Conny Schubert reist als Kellnerin auf Kreuzfahrtschiffen um die ganze Welt und Edgar Körner als Fernfahrer durch halb Europa, Lydia war für ihren Job am Naturkundemuseum schon nach Altenburg gezogen und zieht nach ihrer Entlassung wieder zurück nach Berlin – der Fotograf Patrick will ihr folgen. In Hannis Augen handelt es sich um ein allgemeines Phänomen: „Die Leute, sie sind weg [...]. Die Gescheiten machen sich dünn hier“ (SiSt 86). Tatsächlich zeigen die Statistiken über Arbeitsmigration in Ostdeutschland besonders hohe Zahlen von Abwanderungen und Pendlern (Heinze 55ff), aber auch in Westdeutschland hat das Phänomen deutlich zugenommen.

Weniger deutlich stellt der Autor die Flexibilisierung innerhalb der Arbeitsverhältnisse selbst dar. Der beschleunigte Rückgang der sogenannten ›Normalarbeitsverhältnisse‹ (35 bis 40 Stunden tagsüber von Montag bis Freitag) zugunsten flexibler bzw. bedarfsabhängiger Arbeitszeiten, Teilzeitbeschäftigung, Werkverträge, befristete Beschäftigung, Teleheimarbeit und For-

men ›neuer‹ Selbständigkeit bzw. Scheinselbständigkeit begegnen im Roman eher am Rande, obwohl sie gerade in Ostdeutschland rasant zugenommen haben (Heinze 1998, 50f). Immerhin lassen sich einige Fälle finden: Hannis journalistische Nebentätigkeit gehört hierher, bei Martin Meurers Überführung eines BMW dürfte es sich um Schwarzarbeit handeln, bei seiner Renovierungstätigkeit vielleicht auch, und sein gemeinsamer Job mit Jenny als Werbeträger wird sicher stundenweise entlohnt worden sein. Die Beschäftigung bei der Schülerhilfe, die Ernst Meurer ausschlägt, wäre wohl über Werkverträge oder befristete Arbeitsverträge erfolgt – ebenso wie die Enrico Friedrich von Frank Holitzschek angebotene Schreibtätigkeit. Dass die Anzeigenakquisiteure Pit Meurer, Edgar Körner und später Peter Bertram unbefristete Vollzeit-Arbeitsverträge besitzen, ist wohl unwahrscheinlich, und für den Taxifahrer Orlando gilt Ähnliches, da er ohne eigenes Verschulden fristlos gekündigt werden kann. Dass die neuen Arbeitsverhältnisse meist keine vergleichbare materielle Sicherheit bieten, kann der Leser jedoch nur erschließen.

Deutlich erkennbar sind im Roman hingegen einige der besonderen Probleme, die mit dem Wechsel vom abhängigen Beschäftigungsverhältnis ins Unternehmertum verbunden sind. Schulzes Darstellung entspricht der soziologischen Erkenntnis, dass der „Mobilitätspfad in die wirtschaftliche Selbständigkeit Individualisierungsprozesse und die Ausdifferenzierung von Interessenlagen in Gang setzt, an denen bislang geteilte kollektive Muster, Orientierungen und Bindungen, Platzierungen und Verortungen in sozialen Gruppen und Milieus fragwürdig werden und einem erheblichen Wandlungsdruck ausgesetzt sind“ (Woderich 1995, 164). Raffaels wortreiche Weigerung, trotz einer kumpelhaften Beziehung seinen Fahrer Orlando nach einem xenophoben Angriff wieder einzustellen, macht deutlich, dass die gewandelte soziale Position in einem gewandelten System veränderte Interessenlagen und Handlungszwänge mit sich bringt, die Fragen der persönlichen Sympathie zweitrangig machen bzw. zu einer klareren Trennung von Arbeits- und Lebenswelt zwingen: „Das bislang bewährte Sinngebilde der Bindung an die genossenschaftliche Gemeinschaft greift ins Leere, wo der Sprecher Interessen zu artikulieren versucht, die aus der neuen sozialen Position erwachsen. [...] Neue Problemfelder treten ins Blickfeld, in denen tradierte Sinnbezüge den neuen Sinnbedarf nicht mehr hinreichend abdecken und temporäre Unsicherheiten erzeugen“ (Woderich 1995, 175).

Die kürzere ›Halbwertzeit‹ beruflicher Qualifikationen, die gewachsenen Mobilitätsanforderungen sowie die Flexibilisierung der Arbeitsbedingungen tragen natürlich noch zusätzlich dazu bei, dass die Lebensläufe der Menschen an Konsistenz verlieren, sich bestenfalls noch zu

einer „Bastelbiographie“ integrieren lassen, oft aber auch in ein Gefühl der „Drift“ münden. Dass die Erfahrung, sich auf keinerlei langfristige Bindungen mehr verlassen zu können, den Wert von Vertrauen, Loyalität und Verpflichtung erschütterten und damit zu einer „Dequalifizierung des Charakters“ führten (Sennett 2000, 27ff), wird im Roman nicht nur durch die resignativen Äußerungen der Figuren zum Menschenbild und zum Verfall solidarischen Verhaltens bestätigt, sondern kann auch mit vielen „gewissenlosen“ Verhaltensweisen der Figuren in Verbindung gebracht werden und soll weiter unten auf Tendenzen zu einer „postkonventionellen Moral“ untersucht werden. Schon hier kann jedoch auf den bemerkenswerten Umstand hingewiesen werden, dass sich die Ergebnisse von Sennetts Untersuchung der amerikanischen Verhältnisse in geradezu auffälliger Deutlichkeit in Schulzes „Roman aus der ostdeutschen Provinz“ wiederfinden lassen.

Die Furcht vor einem sozialen Abstieg ist allgegenwärtig, und so beherrscht eine fundamentale Unsicherheit das Lebensgefühl: „Ich hab einfach Pech, nichts weiter. [...] Es fehlt nur noch, dass ich zu saufen anfange und aus der Wohnung fliege“ (SiSt 107). Biographien sind oft nur noch als Exempel des Scheiterns erzählbar, wie Martin Meurer dies tut, als er seinem Freund Tahir ein Gruppenfoto der Ex-Mitarbeiter des Instituts für Kunstgeschichte erläutert: „Uns kannst du alle miteinander vergessen, alle da auf dem Foto. Aus niemandem is was geworden“ (SiSt 213). Unter den Bedingungen der Diskontinuität und der Flexibilisierung wird, ganz im Sinne von Sennett, die für das Sinnerleben und die Identität fundamentale Fähigkeit prekär, die eigene Biographie zu einer teleologischen Narration zusammenzufassen (Sennett 2000, 36). Die Geschichte von dem griechischen Berufsrevolutionär Dimitrios, der sein Leben mit der unbedingten Gradlinigkeit eines Missionars lebt (SiSt 213f), wirkt bereits wie aus einer längst vergangenen Welt.[176]

Die erhöhten Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen der neuen Arbeitswelt kollidieren aber auch mit den Kontinuitätsanforderungen und Koordinationsmöglichkeiten von Partnerschaft und Familie sowie von festeren Sozialbeziehungen überhaupt. Der Taxiunternehmer Raffael klagt darüber, dass er seine Familie kaum noch sehe und die Intimität mit seiner Frau darunter leide (SiSt 94); Danny lebt wegen Arbeitsüberlastung „keusch wie eine Nonne“, verliert deshalb ihren Freund Edgar und kann sich nicht um ihren Neffen kümmern (SiSt 31). Auch als Edgar wieder zu ihr zurückkehrt, verweigert sie sich seinem Wunsch nach einem eigenen Kind – ein Wunsch, der

[176] Die Ironie, dass ausgerechnet ein Advokat radikalen gesellschaftlichen Wandels sich selbst gleich bleibt, während diejenigen, die einem solchen Wandel ausgesetzt sind, in ihrer Identität erschüttert sind, sei nur am Rande vermerkt.

auch für die Holitzscheks mit ihrer aufreibenden Berufstätigkeit nicht vereinbar zu sein scheint. Conny Schubert hält zu ihrer Familie nur noch über Postkarten Kontakt; und Martin Meurer entfremdet sich von seiner Familie durch den ökonomischen Erfolgsdruck, unter dem er steht; der Kontaktversuch mit seinem leiblichen Vater nach 24 Jahren kann ihre äußerst oberflächliche Beziehung nicht vertiefen. Renate Meurer vermeidet den Kontakt zu ihrem hospitalisierten Ehemann, nachdem sie sich in Westdeutschland sowohl beruflich wie privat neu etabliert hat und will auch ihren Sohn mit aufschlussreichen Argumenten davon abhalten, sich mit seinem Vater zu ›belasten‹: Im Hinblick auf seine Arbeitsmarktchancen ist er nur ein „Klotz am Bein“ (SiSt 234).

Bei alledem erscheint die Arbeit in *Simple Storys* kaum irgendwo als Selbstverwirklichung. Während die Soziologen zumindest in den Mittelschichten einen allgemeinen Trend weg von der Pflichtmotivation und hin zur Funktionalisierung des Berufs für den eigenen Lebensstil und die eigene Identität festgestellt haben (Schuldt 2004, 177), ist die Erwerbstätigkeit in Schulzes Roman zumeist pure ökonomische Notwendigkeit, richtet sich ganz nach dem, was auf dem Arbeitsmarkt verfügbar ist und offenbart sogar häufig ein deutliches Sinndefizit. Conny Schubert kellnert, weil es etwas Besseres im Kreis nicht gibt, und auch Maik dürfte sich nicht eben mit dieser Tätigkeit identifizieren, wenn man nach seiner überempfindlichen Reaktion auf Edgar Körners Kellner-Erzählung geht (SiSt 255f). Den Sekretärinnen scheint es wie den Anzeigenakquisiteuren nicht besser zu gehen – Edgar Körner bezeichnet seine Beschäftigung verächtlich als „Klinkenputzerei“ (SiSt 205). Danny ist zwar stolz auf ihre Leistungen als Journalistin, hat aber von der Recherche unter den Altenburger Bürgern die Nase „bis obenhin voll“ (SiSt 38) und ist von den Auseinandersetzungen mit ihrem Chef sichtlich enerviert. Der Ex-Akademiker Martin Meurer spricht von dem Produkt, für das er als Vertreter durch die Lande reist, abfällig als „Zeugs“ und ironisch als „Wunderwasser“ (SiSt 47), sein späterer Gelegenheitsjob als Werbeträger ist offenkundig absurd. Raffael will sein Taxiunternehmen zeitweise am liebsten verschenken (SiSt 95), auch Christian Beyer empfindet sein Anzeigenblatt in erster Linie als Überlastung und selbst die Museumsdirektorin Hanni fühlt sich durch das Übermaß an Bürokratie vom eigentlichen Sinngehalt ihrer Tätigkeit entfremdet – was sich auch nicht durch kleine Zeitungsartikel für die Ratgeberecke wettmachen lässt, die sie wohl als Unterforderung empfindet (SiSt 85). Die Arbeit ist in den Augen der Figuren teils zu monoton, zu langweilig oder abstoßend, teils zu fremdbestimmt und teils zu erschöpfend. Viele andere Figuren schweigen über ihren Beruf, aber es wird indirekt erkennbar, dass sie jedenfalls nicht ihren Lebenssinn und ihre Identität daraus

beziehen. Selbst von Inhabern hochqualifizierter Positionen wie der Neurologin Barbara Holitzschek und ihrem Mann, dem Lokalpolitiker, erfahren wir lediglich, dass sie abends immer „völlig erschöpft“ sind (SiSt 89). Lediglich Lydia Schumacher scheint mit ihrem Job relativ zufrieden zu sein, und für sie ist wohl das wichtigste, dass sie sich in ihm vor ihren Mitmenschen verkriechen kann. Keine der Figuren wechselt jedoch die Arbeitsstelle oder den Beruf, um ihre persönlichen Begabungen und Neigungen besser einbringen zu können oder ihr Sinnerleben zu steigern.

Darin spiegelt sich wohl nicht zuletzt eine Arbeitsmarktsituation, welche die freie Berufswahl empfindlich einschränkt, weil man froh sein kann, überhaupt einen Job zu bekommen. Hier scheint der Zwang zur Selbsterhaltung (noch) alle Tendenzen zur „normativen Subjektivierung der Berufstätigkeit“ zu überdecken, wie sie von Soziologen für alle Bereiche des Berufslebens festgestellt worden ist – selbst bei den gering qualifizierten Berufsgruppen und (unabhängig von den realen Chancen auf dem Arbeitsmarkt) auch in Ostdeutschland (Baethge 1994, 245f). Nur indirekt und negativ, über ein entsprechendes Mangelempfinden (wie es in den offenen Äußerungen von Unzufriedenheit zum Ausdruck kommt), wird spürbar, dass auch die Figuren dieses Romans eigentlich innerlich an der Arbeit beteiligt sein, sich als Person in sie einbringen und aus ihr eine Bestätigung ihrer Kompetenzen erfahren wollen – ob in Bezug auf den Tätigkeitsinhalt oder auf das kommunikative Beziehungsgeflecht der Arbeit. Wenn Danny stolz auf ihren hohen persönlichen Einsatz verweist, sich von allem Karrieredenken distanziert und jene Artikel erwähnt, die eine kritische Öffentlichkeit mobilisiert haben, wird am ehesten der Wille erkennbar, „sich in der Arbeit nicht wie ein Jedermann, sondern als Subjekt mit besonderen Fähigkeiten, Neigungen und Begabungen verhalten und die Tätigkeit in der Dimension persönlicher Entfaltung und Selbstverwirklichung interpretieren [zu] können“ (a.a.O., 246). Eine ähnliche, wenn auch inkonsequente Einstellung sieht Danny bei ihrem zeitweiligen Lebenspartner, dem Fotografen Patrick. Eine immerhin gesellschaftliche Sinndimension souffliert Andrea Meurer ihrem Mann, wenn sie ihn in Bezug auf das von ihm vertretene Produkt ermahnt: „Red nicht immer von Zeugs, Martin. Es ist so wichtig! [...] Die ganze Kunstgeschichte ist nichts nütze, wenn alle schönen Gebäude zerbröckeln!“ (SiSt 43). Dass ihn dieses Argument nicht wirklich überzeugen kann, zeigt, dass ein objektiver, überindividueller Sinn der Berufstätigkeit nicht mehr ausreicht.

Gerade wegen Schulzes Schwerpunktsetzung auf den krisenhaften Aspekten des sozioökonomischen Transformationsprozesses fällt auf, wie wenig die ökonomischen Degradierungen bei den Figuren des Romans Widerstand und Aufbegehren herausfordern und wie wenig Solidari-

tät die Benachteiligten zeigen – ein Umstand, den auch die Soziologen immer wieder betonen (Heinze 1998, 15). Für „Arbeitslosenraten, die in einigen Regionen und spezifischen Stadtteilen seit Jahren über 15% liegen, [leben wir] noch immer relativ ruhig, und auch das Wahlverhalten wird von der faktischen und drohenden Arbeitslosigkeit bislang kaum tangiert“ (a.a.O., 67). Nachdem die ›friedliche Revolution‹ die utopischen Hoffnungen so ganz anders erfüllt hat, als man sich vorgestellt hatte, scheint das Protestpotential erloschen, die gesellschaftsverändernde Energie durch die notwendigen Anpassungsleistungen absorbiert zu sein, zumal mit der gesellschaftlichen Alternative auch die Perspektive eines ›besseren Deutschland‹ verloren gegangen ist. Der zu Beginn des Vereinigungsprozesses von einigen noch emphatisch vertretene Wunsch nach einem „dritten Weg“ zwischen Sozialismus und Kapitalismus ist schnell einer verbreiteten Resignation unter die faktischen Verhältnisse gewichen.[177] So vertritt Martin Meurer gegenüber dem griechischen Kommunisten Dimitrios den Standpunkt, „dass ich eine Revolution in Deutschland weder für wahrscheinlich noch für wünschenswert halte“ (SiSt 213). Selbst explizite Sozialkritik oder politische Kritik äußert kaum eine der Figuren, sie haben sich scheinbar mit dem neuen System abgefunden und hoffen vor allem, „dass so bald wie möglich eine Normalität eintritt, in der jeder seinen Platz gefunden haben wird“ (Steinfeld 1998). Unter dem Druck verschärfter Bedingungen ökonomischer Selbstbehauptung beherrschen ängstliche Affirmation und politische Resignation das Bewusstsein und verstärken den Selbstbezug der Individuen, anstatt zur Knüpfung neuer sozialer Netzwerke anzuregen. Ältere Romanfiguren wie Renate Meurer registrieren dies mit Bitterkeit: „Hauptsache, Geld und Arbeit und Wohnung und EC-Karte und dass man sich auskennt mit Gesetzen und Formularen. Was anderes interessiert nicht, nicht die Bohne“[178] (SiSt 225). Damit wird eine Situation ›eingeholt‹, die in der alten Bundesrepublik schon seit längerem beklagt wird: eine Situation ›jenseits der Utopien‹, in der nach dem Ende der sozialreformerischen Impulse im konservativ-neoliberalen ›Rollback‹ der Ära Kohl die fortgeschrittene Individualisierung sich in einer Tendenz zur ›Ego-Gesellschaft‹ bemerkbar machte, in einer Abwendung nicht nur von der ›großen Politik‹, sondern von den gesellschaftlichen Institutionen insgesamt, von allen Formen sozialen Engagements und jeder Art von ›Gemeinsinn‹ (Hepp 2000, 2).

[177] Hans-Joachim Maaz führt dies nicht ganz zu unrecht auf ein mangelndes Selbstbewusstsein und eine mangelnde politische Mündigkeit zurück, die er ihrerseits für Produkte des autoritären DDR-Regimes hält (Maaz 1990, 157; 1991, 27 u. 30f).

[178] Der Widerspruch zu ihrem eigenen ›unsolidarischen‹ Verhalten gegenüber dem in die Psychiatrie eingewiesenen Ehemann fällt ihr interessanterweise nicht auf – für den aufmerksamen Leser wirkt dies als Ironisierung des moralischen Anspruchs hinter der geäußerten Kritik.

Tatsächlich fällt auch im Roman auf, dass viele Figuren mit ihren Problemen allein gelassen werden: Der öffentlichen Vorwürfen ausgesetzte Ernst Meurer wird von den ehemaligen Parteigenossen wie Neugebauer (die offenbar froh über einen Sündenbock sind) fallengelassen wie eine heiße Kartoffel, seine Ängste und sein Verhalten stoßen auf zunehmendes Unverständnis bei seiner Frau, so dass er die Nachwendezeit „allein" zu erleben vermeint (SiSt 228), und schließlich wird er von Renate Meurer der Psychiatrie überlassen, während sie sich einen neuen Partner sucht. Umgekehrt wird Renate Meurer mit der Führung und der ökonomischen wie administrativen Sicherung des gemeinsamen Haushaltes von ihrem Mann durch dessen Realitätsverweigerung alleingelassen. Conny Schubert kann sich mit der Erfahrung ihrer Quasi-Vergewaltigung durch Harry Nelson offenbar nicht einmal an ihre Eltern wenden – ähnlich wie Lydia Schumacher mit niemandem (auch nicht mit ihrer Mutter) über den Missbrauch durch ihren Vater sprechen kann. Martin Meurers Kampf um einen Arbeitsplatz endet trotz pragmatischer Unterstützung durch seine Frau in einer symbolischen Szene völliger Isolierung (SiSt 48), und nach dem Tod seiner Frau findet er mit seinen Schuldgefühlen weder bei seiner Mutter noch bei seinem leiblichen Vater viel Verständnis. Christian Beyers finanzielle Probleme stoßen bei seiner Partnerin Hanni auf keinerlei Mitgefühl, und Barbara Holitzscheks „offenes Geheimnis" ihrer Schuld wird von ihrem Mann trotz wiederholter Signale nicht durchschaut.

Auch wenn die Ursachen völlig unbeleuchtet bleiben, bestätigt *Simple Storys* damit zumindest auf der Oberfläche der Symptome die Einsicht der Soziologen, dass die Menschen auch in der DDR schon lange vor der Wiedervereinigung durch wachsenden Wohlstand und zunehmende Freizeit, verbesserte Arbeitsbedingungen und erhöhte soziale Sicherheit aus den sozialen Großgruppen der Klassen herausgelöst worden sind – das geringere Ausmaß im Vergleich zur alten Bundesrepublik ändert nichts am Ende materieller Not und inhumanen Arbeitsbedingungen, und außerdem war der ›Klassengegner‹ durch einen autoritären Staat ersetzt worden, der die früheren Klassengegensätze organisatorisch und ideologisch nivellierte. Die privaten Netzwerke, die sich in der DDR zur Bewältigung der Mangelgesellschaft gebildet hatten, waren jedenfalls nicht mehr von Solidarität oder einer gemeinsamen ›Ethik‹ geprägt, sondern vom wechselseitigen Nutzenkalkül (Vester et al. 2001, 532); sie erwiesen sich deshalb nach der Wende als wenig belastungsfähig, als das Problem mangelnder Warenversorgung durch das Problem fehlender Arbeitsplätze verdrängt wurde – unterhalb der ›Seilschaften‹ auf der ehemaligen Führungsebene hatte man sich im Hinblick auf diesen Mangel eben gegenseitig nichts zu bieten. Mit der Auflösung

der Klassengesellschaft kann man nun aber im wieder eintretenden sozialen Ernstfall auch nicht mehr auf deren Solidarität und informelle Netzwerke zurückgreifen (Beck 1986, 122 u. 150).

Dass dennoch – jenseits politischer Mobilisierbarkeit – solidarisches Verhalten und Gemeinsinn keineswegs vom Aussterben bedroht sind, sondern gerade im Verlaufe der neunziger Jahre als Sinnressource wieder stärker nachgefragt werden, ist inzwischen nicht nur soziologisch erwiesen (Keupp 2006; Gensicke, Picot und Geiss 2006), sondern schlägt sich auch in *Simple Storys* nieder: Die Eltern von Andrea und Martin Meurer unterstützen die finanziell angeschlagene Familie (SiSt 41); Danny nimmt nach dem Tod von Martins Frau sein Kind in Pflege; Martin Meurer will sich nach dessen Entlassung aus der Psychiatrie um seinen Stiefvater kümmern, und schließlich hilft Marianne Schubert ihrer Freundin Hanni (nach anfänglichem Widerstreben) trotz massiver eigener Probleme (SiSt 248ff). Selbst der alkoholkranke Möchtegern-Dichter Enrico Friedrich erfährt trotz seines schwer erträglichen Verhaltens einiges an Zuwendung (SiSt 274f).[179] Hier zeigt sich die fortdauernde Bedeutung von Familienbeziehungen, es wird aber zugleich auch deutlich, dass die Solidarität über die Familiengrenzen hinausgeht. Dennoch bleibt diese informelle Solidarität weit unterhalb jener Schwelle, die für eine gemeinsame Interessenvertretung organisierbar wäre, und im übrigen muss sie sich – auch im Roman – gegen eine verbreitete Neigung zu Misstrauen, Dissens, Konkurrenz, offener Gegnerschaft und misslingender Kooperation behaupten.

Tatsächlich hatte ich bereits gezeigt, dass die weitgehende Ausblendung des politischen Handlungsfeldes und der intermediären Institutionen in Schulzes Roman mit einer entsprechenden Enthaltsamkeit in den neuen Bundesländern, aber auch Schrumpfungstendenzen in der alten BRD korreliert. Der Roman spiegelt die soziologische Diagnose, dass durch den Rückbau des Sozialstaates in Zeiten der ökonomischen Strukturkrise nicht automatisch neue ›Klassen‹ von Benachteiligten und Privilegierten entstanden – diese bilden keine real in ihrem Handeln und Leben, am Arbeitsplatz und in Nachbarschaftsverhältnissen aufeinander bezogenen Großgruppen, die sich durch Kontakt-, Hilfs- und Heiratskreise nach innen abgrenzen und in Prozessen wechselseitiger Identitätszuweisung mit anderen Großgruppen ihre bewusste und gelebte Besonderheit immer wieder suchen und bestimmen (Beck 1986, 140; Heinze 1998, 79; G. Schulze 1993, 41).

[179] Dass jedoch der ehemalige Parteifunktionär Peter Neugebauer den Meurers sein Ferienhaus zur Verfügung stellt und sogar die Frau als Sekretärin anstellt, wird vielleicht nicht zu unrecht als „Seilschaft“-Verhalten interpretiert (SiSt 226), verdeckt aber vor allem den Umstand, dass der ehemalige Vorgesetzte keineswegs selbstlos handelt und den angefeindeten Schuldirektor im entscheidenden Moment fallengelassen hat (SiSt 225).

Die von der Soziologie ermittelten Ursachen für dieses Phänomen bleiben indes weitgehend außerhalb der fiktiven Romanwelt: Zwar wird erkennbar, dass Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung und neue Armut sozial stärker streuen, aber die besondere Betroffenheit von Jugendlichen und Älteren, Frauen und Ausländern (Beck 1986, 145ff; Heinze 1998, 77) bleibt, wie wir sahen, unrepräsentiert. Überhaupt bleiben die Rolle der kulturellen Fragmentierung in der Milieugesellschaft und die der selektiven Darstellung der Medien als zusätzliche Hindernisse für die Umsetzung des Leidens in kollektives Handeln im Dunkeln (Schimank 2000, 187ff; Riedmüller 1994, 85f; Heinze 1998, 15). Ebenso wenig finden sich im Roman Hinweise auf die Schrumpfung der Möglichkeiten kollektiver Selbsterfahrung durch die Institutionalisierung der Interessengegensätze in den hochritualisierten Auseinandersetzungen der (Tarif-) Parteien (G. Schulze 1993, 407).

Deutlich erkennbar wird in der Romandarstellung jedoch, dass die Repolarisierung der Gesellschaft, anstatt einen neuen Klassenkampf anzuheizen, vor allem zu Desintegrationstendenzen auf der Mikro-Ebene führt (Schimank; Riedmüller; Heinze a.a.O): Auf die psychischen Krisensymptome, die Tendenzen zur Identitätsdiffusion, die Belastung der Paarbeziehungen und des Familienlebens hatte ich bereits hingewiesen, und sie werden uns auch noch weiter beschäftigen. Wie in der soziologisch rekonstruierten Gegenwartgesellschaft findet in der Romanwelt „eine Konfliktverschiebung in die soziale Lebenswelt der [...] betroffenen Gruppen“ statt (Heinze 1998, 78). Es ist gerade auch diese Verschiebung ins Private, welche ein kritisches Aufbegehren erschwert, weil es die gesellschaftlichen Ursachen verdeckt. Dies wird im Roman an mehreren Stellen deutlich, wo Figuren mit persönlichen Versagensgefühlen oder privaten Auseinandersetzungen auf Probleme reagieren, deren Ursachen für den Leser erkennbar außerhalb des Privaten liegen. Die „Panik“ der jüngeren Meurers vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch etwa äußert sich in einer Entfremdung zwischen den Eheleuten, und Martin Meurer gibt sich selbst die Schuld dafür, während kein böses Wort gegen den Arbeitgeber oder das neue Wirtschaftssystem fällt, das ihnen jene Unsicherheiten beschert hat (Kap. 4). Ähnlich reagiert Christian Beyer auf den Schuldendruck und Raffael auf die Flaute im Taxigeschäft. Ein kritisches Aufbegehren gegen die veränderten Verhältnisse ist überhaupt sehr selten und nur sehr verhalten spürbar und beschränkt sich ganz auf den privaten Rahmen: Renate Meurers Gesellschaftskritik („Geld ist manchmal schlimmer als Partei“), bleibt hinter den verschlossenen Türen von Barbara Holitzscheks Sprechzimmer in der Nervenheilanstalt (SiSt 220), Conny Schuberts düstere Prognosen bleiben in der Familie (SiSt 29), Dieter Schubert vertraut seine kapitalismuskritische Beobachtungen nur seiner

›Miet-Freundin‹ Jenny an (SiSt 167), und Hannis sarkastische Bemerkungen zur Prostitution als ›normalem‹ Verhalten im neuen System richten sich nur an ihren Partner Christian Beyer (SiSt 238). Ansonsten geraten allenfalls einzelne Personen wie Christian Beyer in die Kritik – und das eher als Personen denn als Repräsentanten des neuen Systems.

Ebenso gut nachvollziehbar ist in der Romandarstellung die gestiegenen Bedeutung des Wettbewerbsprinzips als Ursache und Symptom für die mangelnde gesellschaftliche Integrationskraft sozialer Benachteiligung. Das Verhalten der Menschen ist unter dem Einfluss der neuen Verhältnisse auch zwischen den Benachteiligten ›kompetitiver‹ geworden; zwar war es sicher schon zuvor vorwiegend auf Eigennutz ausgerichtet, doch war dieser Nutzen in der bürokratischen Mangelgesellschaft der DDR eben gelegentlich effektiver durch ein Netzwerk gegenseitiger Hilfe zu erreichen, während in der kapitalistischen ›Überflussgesellschaft‹, wo gegen Geld – aber eben nur noch gegen Geld – im Prinzip alles erhältlich ist, die Menschen sich auf dem Arbeits- und Warenmarkt gegenseitig eher als Konkurrenten wahrnehmen. Das gilt natürlich in erster Linie für die Unternehmer, die – wie etwa die Chefs der beiden Anzeigenblätter von Altenburg – um ihre Kunden einen harten Wettbewerb führen und aus diesem Grund ihre Angestellten zum Teil unter einen schikanösen Leistungsdruck setzen. Das gilt aber auch für die Angestellten selbst, die gedrängt werden, sich mit den Interessen des Unternehmens möglichst weitgehend zu identifizieren und somit die Angestellten der Konkurrenzfirma (wie in „Die Killer“) ebenfalls als Konkurrenten zu behandeln. Ja es gilt schließlich sogar für das innerbetriebliche Verhältnis der Angestellten, weil die ständige Gefahr der Entlassung bei der desaströsen Arbeitsmarktsituation selbstbezogenes Sicherheitsdenken und Misstrauen fördert: Die Tierpräparatorin Lydia Schumacher nimmt an ihrer Chefin vor allem die überlegene Sicherheit ihres Arbeitsplatzes wahr, was zur Zurückweisung von deren Annäherungsversuchen sicherlich beiträgt (SiSt 58). Pit Meurer wiederum behandelt seinen neuen Kollegen Peter Bertram mit vorsichtiger Zurückhaltung, weil er sich nach der Entlassung von Edgar Körner nicht mehr sicher sein kann, dass Kompetenz und Erfolg die entscheidenden Einstellungskriterien sind (SiSt 244). Und wie das Verhalten Patricks zeigt, können selbstbewusster auftretende Angestellte wie Danny nicht damit rechnen, für ihren Widerstand gegen Anordnungen des Chefs Unterstützung von Kollegen zu erhalten (SiSt 277).

Dass dieser Konkurrenzkampf Menschen immer wieder zur Rücksichtslosigkeit treiben kann und die Grenzen des Privaten gewohnheitsmäßig missachtet, zeigt eine ganze Reihe von Episoden: Die Journalistin Danny wird von ihrem Chef Christian Beyer bei der Einstellung in

diskriminierender Weise auf Schwangerschaft und Kinderplanung hin verhört und später mit plumpem ökonomischen Druck gedrängt, die großen Anzeigenkunden zu hofieren, anstatt kritisch und objektiv zu berichten (SiSt 31f); sie wird schließlich entlassen, weil ihr Freund bei einem Konkurrenzblatt arbeitet.[180] Der Taxiunternehmer Raffael lehnt im 9. Kapitel die Weiterbeschäftigung des ausländischen Fahrers Orlando trotz dessen Hilfsbedürftigkeit und Loyalität ab, weil er ihn als Opfer eines rassistischen Attentats im Dienst als geschäftsschädigend einstuft. Im Kapitel „Die Killer" erniedrigen die beiden Anzeigenakquisiteure Pit Meurer und Edgar Körner ihren Konkurrenten Christian Beyer vor der Sekretärin Marianne Schubert, um sich einen Vorteil im Kampf um die Anzeigen des ›Möbelparadieses‹ zu verschaffen, Beyer denunziert im Gegenzug Edgar Körner als Ex-FDJ-Mitglied, und im 23. Kapitel drängt derselbe Christian Beyer seine Freundin Hanni zur Prostitution mit einem Steuerprüfer, um die drohende Aufdeckung von Unregelmäßigkeiten zu verhindern. Als Marianne Schubert Hanni im 24. Kapitel zu Hilfe eilt, vermutet Peter Bertram sofort einen Zusammenhang zwischen privaten und geschäftlichen Beziehungen; erstere ist für ihn nur die Sekretärin des „Möbelparadieses", letztere die „Matratze" von Christian Beyer, dem Chef des Konkurrenzblattes. Auch stellt sich hier nachträglich heraus, dass seine im 15. Kapitel dargestellte Angeltour mit Dieter Schubert dem Bemühen entsprungen war, „einen Fuß ins »Paradies«[181] rein[zu]kriegen" (SiSt 248). Der Realitätsgehalt von Bertrams Vermutung wird immerhin dadurch bestätigt, dass Marianne Schubert dann im Folgenden ihrem neuen Schwiegersohn Pit Meurer die Anzeigen ihres Arbeitgebers zuschanzt (SiSt 253).

Die abstoßende ›Gemeinheit‹ dieses Verhaltens verdichtet sich für Danny zeichenhaft in der Holzmaserung von Beyers Schreibtisch und Peter Bertrams Couchtisch; die Astaugen erinnern Danny an „Amöben" und „Krokodilsaugen" und symbolisieren offenbar die ebenso formlose wie allgegenwärtige Gefahr, von den Mitmenschen für deren Zwecke manipuliert zu werden, ein instrumentelles Denken, das alles „vergiftet", aber auch die latente Gewalt, welche den sozialen Verhältnissen zugrunde liegt (SiSt 39). Dass Beyers Schreibtisch aber aus der früheren Stasi-Dienststelle Altenburgs stammt und auch Bertrams Couchtisch offenkundig ein Relikt der DDR ist, weist in diesem Zusammenhang mit offenkundig kritischer Absicht auf eine Kontinuität im

[180] Wenn Edgar Körners Vermutung stimmt, dass Beyers eigentliches Motiv Eifersucht war (SiSt 117), handelt es sich erst recht um einen Missbrauch ökonomischer Macht in der Privatsphäre.

[181] Die hochironische Doppeldeutigkeit von ›Paradies‹ springt ins Auge: Ein auf Freizeit-Bequemlichkeit und die ästhetische Ausstaffierung der Privatsphäre gerichteter Konsum fungiert hier als jenes ›Paradies auf Erden‹, das an die Stelle des jenseitigen Heils getreten ist. Die rückhaltlose „Profanierung alles Heiligen", von der schon Karl Marx im *Kommunistischen Manifest* sprach, ist hier auf die Spitze getrieben.

Systemwechsel hin: Der instrumentalisierende Umgang der Mächtigen mit den Abhängigen, eine Eigenart auch des sozialistischen Regimes, hat sich von politisch-bürokratischen Herrschaftsbeziehungen auf ökonomische verschoben[182]: „Die Tische der Stasi erwiesen sich resistenter als diese selbst. [...] schließlich finden sie auch unter den gewendeten gesellschaftlichen Verhältnissen zurück zu ihrem alten Zweck: man wird an ihnen ins Kreuzverhör genommen. Betrafen die Fragen einst die Sicherheit des Staates, so geht es jetzt um die Sicherheit des Unternehmens“ (Lehmann 2006, 92).

Bei alledem stellt der Text jedoch die so handelnden Figuren nicht als individuell ›Schuldige‹ dar, auch wenn sie sich selbst zum Teil so empfinden. „Ingo Schulze ist nicht angetreten, seine literarischen Figuren vorzuführen. Er will ihnen, wie er selbst im Gespräch sagt, ›Gerechtigkeit‹ widerfahren lassen“ (Steinert 1998). Deshalb macht er erkennbar, dass die Protagonisten unter den praktischen Zwängen des ökonomischen Systems handeln und ihr Verhalten auch entsprechend legitimieren können. Besonders deutlich wird dies beim Taxiunternehmer Raffael, dessen schlechtes Gewissen ihn zu einer leidenschaftlichen Rechtfertigung seines Verhaltens treibt (SiSt 93ff). Auch wenn viele seiner Äußerungen übertrieben sein mögen, so geht es in seinem Fall tatsächlich ums wirtschaftliche Überleben, und man glaubt ihm, dass der fünfwöchige Krankenhausaufenthalt eines Angestellten für ein mittelständisches Unternehmen wie seines eine zu große Belastung darstellt, so dass ein ausländischer Fahrer in einer ausländerfeindlichen Umgebung, so bitter dies ist, tatsächlich zum Geschäftsrisiko wird. Die hierin liegende Unmenschlichkeit ist nicht so sehr die des Geschäftsführers, sondern die des Systems, oder genauer: die des von Beck (in Anknüpfung an Luhmann) diagnostizierten Umstandes, dass die Subsysteme der Gesellschaft nur ihrer Eigenlogik folgen und dadurch eine „organisierte Unverantwortlichkeit“ produzieren (1988, 103ff). Dass man Raffael dennoch mehr Zivilcourage wünscht und sein Verhalten als würdelos empfindet, steht auf einem anderen Blatt; es zeigt, dass die Zwänge des Wirtschaftssystems oft auch auf der Seite der Täter mit der Menschenwürde unvereinbar sind.

Sich durch die Sachzwänge des Wirtschaftssystems zu einem menschlich erbärmlichen Verhalten drängen zu lassen, kann entsprechend auch an der Identität der Täter nicht spurlos vorbeigehen. Tatsächlich haben soziologische Untersuchungen zu den neuen Selbständigen Ost-

[182] Vgl. hierzu Schulzes Äußerung im Interview mit Schmidt (1998a): „Ich halte die Kontrolle durch das Geld für mindestens ebenso nachdrücklich und totalitär wie in der DDR die Ideologie-Kontrolle [...]. Ein Ausspruch, den ich irgendwo aufgeschnappt habe, bringt diese Erpressbarkeit gut auf den Punkt: ›Früher durfte ich alles gegen meinen Abteilungsleiter sagen und nichts gegen Honecker. Heute kann ich alles gegen Kohl sagen, aber nichts gegen meinen Abteilungsleiter.‹“

deutschlands gezeigt, wie diese sich bei der Vertretung von Unternehmerpositionen plötzlich in einem ungewohnten Gegensatz zu Angestellten und Arbeitern sehen – ein Gegensatz, der auf irritierende Weise ihren genossenschaftlich geprägten Interpretationsmustern und Sinnressourcen widerspricht (Woderich 1995, 175f). Im Kapitel „Dispatcher“ wird diese Irritation so gestaltet, dass sie sich auch auf den Leser überträgt: Nach Orlandos Abgang folgt noch ein Abschnitt, in dem Raffael allein ist. Unvermittelt sagt er das Wort „Dispatcher“ vor sich hin, die DDR-Bezeichnung seines früheren Berufes:

> Immer schneller spricht er, damit sich die Silben voneinander lösen, bis sie auch für ihn fremd und sinnlos klingen, wie für die meisten, denen Raffael auf die Frage nach seinem früheren Beruf mit „Dispatcher“ antwortet. [...] Je länger er redet, desto mehr unerwartete Laute entstehen. Raffael genießt diese Verwirrung, die er selbst anrichtet. Sie gelingt ihm nicht immer. Oft bleibt das Wort eindeutig und verständlich, egal, was er damit anstellt. (SiSt 97f)

Die Bezeichnung „Dispatcher“ wurde in der DDR für einen Einsatzleiter, Koordinator u. Ä. benutzt. Der Begriff stammt zwar ursprünglich aus dem Englischen, kam aber über das Russische in die DDR-spezifische Umgangssprache.[183] In Westdeutschland ist er jedoch – außer in der Computerwelt – weitgehend ungebräuchlich. Die sprachliche Barriere, auf die Raffael nach der Wende stößt, steht offenbar für ein tieferes Unverständnis der Westdeutschen gegenüber der DDR-Vergangenheit, die in der Identität der neuen Bundesbürger naturgemäß noch immer eine konstitutive Rolle spielt. Das akustische Erlebnis eines Signifikanten, dessen Signifikat sich entzieht, spiegelt zunächst einmal die Selbstentfremdung, die Raffael in seiner neuen ›westlichen‹ Rolle erleidet. Wenn er sich in seinem eigentlich eng verwandten Beruf als Taxiunternehmer nun in diese Entfremdung ›hineinredet‹, so betreibt er eine Mimikry an die neue Rolle, die ihn wenigstens zeitweilig von seinen (hinderlich gewordenen) geschichtlichen Wurzeln lösen soll. Als lustvolle Reaktion auf eine Szene, in der er im Interesse seiner neuen beruflichen Existenz alle ›menschlichen‹ Impulse der Hilfsbereitschaft und Solidarität verleugnen musste und seinen Job als bloße Marionette irrationaler Marktgesetze darstellte, erscheint das Verhalten Raffaels zunächst paradox; es ist aber aus der Psychologie durchaus bekannt: Im Angesicht übermächtiger Kräfte und eigener Ohnmacht neigen viele Menschen zur Identifikation mit der Macht, um auf diese Weise die eigene Identität zu stabilisieren. Nur dass die Macht hier so ungreifbar ist, dass man sich ihr als Ostdeutscher lediglich indirekt, durch die Anpassung an die schon angepassteren

[183] Art. „Dispatcher“, in: http://www.wikipedia.org

Westdeutschen, nähern kann. Auf der anderen Seite ist eine lustvolle „Befreiung vom Signifikanten“ auch aus der postmodernen Theorie bekannt: In der Suspendierung des denotativen Sinnes werden die Laute des Signifikanten frei für den konnotativen Sinn des ›Unaussprechlichen‹, des unbewussten Begehrens, in dem sich wiederum die Versagungen der Realität spiegeln – nicht zufällig, wie wir schon sahen, eine poetische Funktion der Sprache. Bei einer solchen Suspendierung des Signifikats schwingt regelmäßig eine partielle Auflösung der Identität mit – einer Identität, die immer (und besonders bei in autoritären Systemen Sozialisierten) Elemente des Zwanges und der Verdrängung enthält. Die Verwandlung des ostdeutschen Terminus „Dispatcher“ in sinnloses Geplapper vollzieht also eine mit dem gesellschaftlichen Transformationsprozess verbundene Horizontüberschreitung nach, in der auch ein Moment von Offenheit und Freiheit steckt – obwohl sie sogleich durch neue Identitätszwänge bedroht ist. Diese Überschreitung und diesen Moment bedrohter Freiheit können die Leser – die ostdeutschen und die westdeutschen in je komplementärer Weise – durch die ›Enträtselung‹ dieser Stelle nachvollziehen.

Als Raffael am Ende das Fenster öffnet und sich hinauslehnt, ist dies nur sehr eingeschränkt ein Symbol der Kontaktaufnahme mit der Außenwelt, denn es geht ihm lediglich um eine Überprüfung des Wetters, also der Marktlage in ihrer Irrationalität, und dabei wird er beinahe von der Wunschphantasie winterlicher Bedingungen getäuscht, die gut für das Taxigeschäft wären. Gegenüber den Mitmenschen hingegen führt Orlandos Besuch zu einem Impuls der Abschottung; nach der verbalen Attacke eines früheren Bekannten resümiert er:

> »Wenn einer sechs Jahre so ne Wut im Bauch rumträgt, Orlando ... Weißt du, was das bedeutet? Das bedeutet, dass ich mit Lackschäden und zerstochenen Reifen noch gut bedient bin! Am besten, ich geh hier gar nicht mehr raus. Das Telefon reicht vollkommen. Alles andere bringt nur Knatsch und Verwirrung.« (SiSt 96f)

›Knatsch und Verwirrung‹ bringt eben auch Orlando mit seinem nur allzu berechtigten Anliegen, so dass Raffael nach dessen Abschied die Klingeldrähte herausreißt. Dass diese Drähte ihm am Ende wie „Fühler“ erscheinen, unterstreicht noch die sensitive und emotionale Bedeutung des unterbrochenen sozialen Kontaktes.

Dazwischen wird noch ein nachträglicher Anruf Orlandos wiedergegeben, der in drastischer Weise demonstriert, wie weit dieser sich zu erniedrigen bereit ist: Er zeigt nicht nur ein Mitgefühl für Raffaels Sorgen und ein Interesse an Äußerungen, die dieser selbst schon fast wieder vergessen hat (SiSt 98) – betreibt also eine ähnliche Mimikry wie sein Ex-Arbeitgeber –, sondern geht auch mit seinem Marktwert noch weiter herunter, in dem er anbietet, den Unter-

nehmeranteil an den Kosten für seinen Krankenhausaufenthalt abzuarbeiten (SiSt 99). Vom Stolz eines klassenbewussten Arbeiters ist hier nichts mehr übrig geblieben. Stattdessen lässt Orlando sich nun doch anheuern, um den Computer seines früheren Arbeitgebers zu reparieren – eine Aushilfstätigkeit, die er zuvor beim Taxifahren noch abgelehnt hatte.

Die Abhängigkeit von Warenmarkt in ihren negativen Aspekten tritt besonders klar bei den Unternehmerfiguren des Romans hervor. Der Zeitungschef Christian Beyer muss bei der Pflege seiner Anzeigenkunden nicht nur selbst Klinken putzen und dabei den Hohn und Spott seiner Konkurrenten ertragen (Kap. 12), er glaubt auch bei der Gestaltung des redaktionellen Teils (in einer Art vorauseilendem Gehorsam) massiv Rücksicht auf die Interessen dieser Kunden nehmen zu müssen und gibt diesen Druck an seine Angestellten weiter (Kap. 3). Für den Taxiunternehmer Raffael ist die Nachfrage nach seinen Dienstleistungen sogar vom Wetter abhängig und damit vollends dem Zufall ausgeliefert (Kap. 9): »Letztes Jahr hat uns nur das Dreckwetter gerettet, uns und den Brennstoffhandel. Und wenn es nicht bald wieder anfängt, dann ... Sel-le-rie, so ist nun mal das Leben« (SiSt 93). Diese Ohnmacht gegenüber ökonomischen Existenzbedingungen, die sich außerhalb seiner Kontrolle befinden, lässt ihn sogar zu Anwandlungen von Aberglauben Zuflucht suchen: »Wenn die Borussia Meister wird, wenn sies dieses Jahr schaffen, dann schaff ichs auch. Das weiß ich. Wenn nicht, gehen wir in Konkurs. Dann werf ich das Handtuch« (SiSt 95). Gerade bei Raffaels Unternehmen ist deutlich zu erkennen, wie vom Erfolg oder Misserfolg der Unternehmen auf dem Markt wiederum auch die Arbeitsplätze abhängig sind. Ähnliches gilt für das Hotel ›Wenzel‹, das wegen des Nachfrageeinbruchs nach der Währungsunion schließen muss, und dieses Schicksal teilen vielen Gaststätten (SiSt 29). Gleiches gilt für Martin Meurer: als Vertreter mit Erfolgsquote ist er besonders in der Probezeit direkt von einer hinreichenden Mobilisierung der Nachfrage abhängig.

Auf der anderen Seite ist gerade Raffaels Verhalten ein Beleg dafür, dass unternehmerisches Handeln unter einem erheblichen Legitimationsdruck steht; darin stimmt es mit Becks Diagnose überein, dass die betriebliche Gestaltungsmacht den Anschein ›apriorischer‹ Sachlichkeit, Notwendigkeit und Gemeinnützigkeit verloren hat und damit zur „Subpolitik“ wird:

> Technisch-ökonomisches Handeln bleibt von seiner Verfassung her von den Ansprüchen demokratischer Legitimierung abgeschirmt. Gleichzeitig verliert es aber auch den Charakter des Nichtpolitischen. Es ist *weder Politik noch Nichtpolitik*, sondern etwas Drittes: ökonomisch geleitetes Interessehandeln, das zum einen parallel mit dem Schwinden der Risikolatenz in seiner gesellschaftsverändernden Reichweite offensichtlich geworden ist, zum anderen im Pluralismus seiner Entscheidungen und Entscheidungsrevisionen die Fas-

> saden seiner Sachnotwendigkeit verloren hat. Überall blitzen riskante Folgen und andere, mögliche Gestaltungen hervor. Im gleichen Maße tritt der einseitige Interessenbezug des betrieblichen Kalküls hervor. (Beck 1986, 356)

Ähnliches hat Richard Münch für alle Überschneidungszonen zwischen dem Handeln in technisch-ökonomischem und in anderen gesellschaftlichen Subsystemen herausgestellt (Münch 1991, 135ff). Er betont zudem, was auch an dieser Stelle des Romans offensichtlich ist: dass die je unterschiedlichen Handlungslogiken der sich überschneidenden Subsysteme regelmäßig in Konflikt miteinander geraten (a.a.O.). Gleichzeitig ist die Stelle aber ein guter Beleg für die Schwäche der Münch'schen Analyse, indem sie zeigt, dass das „harte" Funktionssystem der Ökonomie seine Handlungsimperative durchsetzt, während Orlando mit seinem Versuch, lebensweltliche Beziehungen, Werte und Normen im Wirtschaftshandeln stark zu machen, sang- und klanglos scheitert – es herrscht eben keine Dialektik potentiell gleichberechtigter Kräfte, sondern die ökonomische Logik dominiert, und die lebensweltliche wird bloß instrumentell gehandhabt.

Die Abhängigkeit der Individuen vom Arbeits- und Warenmarkt realisiert sich schließlich auch durch die Abhängigkeit von ihrem Medium, dem Geld – dass diese für die Ostdeutschen deutlich gewachsen und dadurch neu spürbar geworden ist, spiegelt sich im Roman an vielen Stellen. Gerade weil die neue Westwährung mit ihrer stärkeren Kaufkraft als Zugang zum Überfluss des westlichen Warenmarktes von den Ostdeutschen nach jahrzehntelanger Mangelwirtschaft so sehr ersehnt wurde, fällt zunächst auf, dass die neue, potentere Westwährung in Schulzes Roman nicht in erster Linie als Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten erlebt wird, obwohl aus Details und Nebenbemerkungen[184] erkennbar wird, dass dieser Aspekt keineswegs fehlt; die größere Macht des Monetären wird vielmehr in erster Linie als Abhängigkeit erfahren, welche die Menschen isoliert, sobald es am nötigen Geld fehlt. Das geht Martin Meurer und Christian Beyer so, als im Urlaub ihre EC-Karten eingezogen werden (SiSt 41, 171f), und es geht dem Kellner Maik so, als ihm auf der Frankreichreise mit Jenny das Geld ausgeht (SiSt 266f). Das „neue Geld" kostet Conny Schubert ihren Arbeitsplatz und treibt sie nach Westdeutschland, und es hat zur Folge, dass die Museumsdirektorin Hanni sich um Sponsoren bemühen muss und ihre

[184] Hierzu zählen die Konsummöglichkeiten, die Ernst Meurer in „Sommerfrische" aufzählt (SiSt 77), ebenso wie diejenigen, die Hanni in New York mit ihrem Ersparten verbindet (SiSt 172). In beiden Fällen wird jedoch, wie wir noch sehen werden, das damit verbundene Sinnerleben deutlich relativiert.

politische Meinung nicht frei ausdrücken kann, weil sie bei der Partei ihrer Sympathie weitere Kürzungen des Museumsetats befürchten muss (SiSt 85).

Es entspricht wiederum ganz der Individualisierungsthese Ulrich Becks, dass die Abhängigkeit vom Geldmedium persönlich-individuell verarbeitet werden muss. Die mangelnde Verfügbarkeit von Geld wird deshalb als Versagen und Schuld empfunden – und noch offenkundiger ist (schon aus etymologischen Gründen) der Zusammenhang zwischen „Schulden" und Schuld. In dem gleichnamigen Kapitel gibt Christian Beyer die Aussagen eines amerikanischen Maklers chinesischer Abstammung wieder, mit dem er sich in New York über das Thema unterhalten hat:

> Erst hat er wohl geglaubt, mit den Schulden leben zu können, hat er jedenfalls gesagt. Wenn mal eine Mahnung ins Haus flatterte, hat er sie einfach zerrissen. Aber plötzlich, eines schönen Tages, hat er schon beim Aufwachen an alle Mahnungen denken müssen. Und am nächsten Morgen wieder und am dritten Tag auch. Er konnte sich nicht mehr dagegen wehren. Sein erster Gedanke waren immer die Schulden. Vor allem, wenn er allein war. (SiSt 178)

Dass Beyer hier indirekt von sich selbst spricht, bemerkt auch seine Partnerin Hanni, wenn sie scheinheilig fragt: »Von wem sprichst du eigentlich? Von dem Chinesen?« (a.a.O.). Seine Reaktion auf den Einzug seiner Kreditkarte ist Scham, so dass er ihn Hanni zunächst verschweigt. Später begründet er sein Schweigen so: »Mir ist das ziemlich unangenehm [...]. Irgendwie fühlt man sich unvollständig, wie amputiert. [...] Man fühlt sich preisgegeben« (SiSt 171). Weder klagt der Zeitungschef über die kleinliche Kreditpolitik der Banken, die gegenüber Mittelständlern rigide agieren und den großen Bankrotteuren das Geld hinterherwerfen, noch über die mangelnde Solidarität seiner Partnerin („Das ist dein Problem"), die ihn genau so behandelt, wie er sich ohnehin schon fühlt: als Versager. Im Fehlen des Geldes zeigt sich, in welchem Umfang es die gesellschaftlichen Kräfte absorbiert hat: Ohne Geld zerfallen auch die meisten sozialen Beziehungen – bis in die Intimpartnerschaften hinein.[185]

Charakteristisch für das Verhältnis zum „neuen Geld" ist der Umstand, dass Danny und Patrick den Bildhauer Tom und seine Frau Billi um ihre Doppelerbschaft beneiden, obwohl sie sich eingestehen müssen, dass sie „mit einer Erbschaft – eine Million etwa" nichts anzufangen wüssten: „Außer einer Weltreise fällt uns nichts ein, und selbst das ist keine gute Idee, weil wir danach unsere Jobs loswären. Wir bräuchten also wesentlich mehr Geld" (SiSt 60f). Diese Be-

[185] Maik erkennt zum Beispiel im 25. Kapitel („Mein Gott, ist die schön!") sehr gut, dass er ohne Geld der finanziellen Großzügigkeit Edgar Körners nichts entgegenzusetzen hat, und dieser hat (wie unbewusst auch immer) schnell begriffen, dass er in dieser Situation Chancen hat, Maik mit seiner Freigebigkeit auszubooten.

merkung verrät, dass sie beide eigentlich nicht vornehmlich an Luxus interessiert sind, sondern vor allem an einer Befreiung vom Zwang, im kapitalistischen System ihre Arbeitskraft verkaufen zu müssen – mit all den Unsicherheiten und Abhängigkeiten, die damit verbunden sind.

Das Geld wird in Schulzes Roman als ein Haupteinfallstor für die Macht des Ökonomischen ins Private dargestellt; mit ihm dringen die Regeln instrumenteller Vernunft in eine Sphäre ein, die (wie Habermas gezeigt hat) nur durch kommunikative Vernunft zusammengehalten werden kann (1988b, 71 u. 89-117) – bzw. durch entsprechende kulturelle Traditionen (Honneth 1994, 18f). Ob Dieter Schubert die Beziehung zu Jenny durch Geldzahlungen jenseits von moralischer Verantwortung halten will (SiSt 155) oder Martin Meurers leiblicher Vater seine Verwandtschaftspflichten durch gelegentliche Geldgeschenke ablöst (SiSt101), ob Edgar Körner sein Eindringen in die Beziehung zwischen Jenny und Maik erst mit finanzieller Großzügigkeit betreibt und dann mit demselben Mittel ›wiedergutmachen‹ will (SiSt 259), ob Pit Meurer sich durch Zuschanzen eines Auftrags an einen Mitwisser von der geheimen Schuld gegenüber seiner späteren Frau freizukaufen beabsichtigt (SiSt 253) oder Patrick im 27. Kapitel seine Schuldgefühle gegenüber der verlassenen Danny durch das Versprechen finanzieller Unterstützung zu beruhigen versucht (SiSt 278) – in all diesen Fällen wird das Tauschmedium als Substitution gelingender kommunikativer Beziehungen instrumentalisiert, doch in all diesen Fällen macht Schulzes Darstellung deutlich, dass es diese Funktion nicht oder nur ungenügend erfüllen kann, ja oft genug sogar kontraproduktiv wirkt: Jennys Kaltschnäuzigkeit verdeckt nur notdürftig die tiefgehende Irritation durch Dieter Schuberts Annäherung, Danny reagiert verärgert, Martin Meurer misstrauisch, Edgar Körner wird schnell entlarvt und Pit Meurer wird sich der Vergeblichkeit seines Tuns bald bewusst.

Besonders prekär wird die Rolle des Geldes dort, wo es auch in die Intimsphäre eindringt und das Verhalten dort als Dienstleistung in die Nähe der Prostitution bringt; so etwa im Verhältnis zwischen Dieter Schubert und Jenny, das er folgendermaßen rechtfertigt: „Ich will klare Verhältnisse, nichts weiter. Sie dort, ich hier, und dann treffen wir uns. Sie kriegt ihr Geld, und dann trennen wir uns“ (SiSt 155). Hier dient das Geld gerade zur Vermeidung aller Verpflichtungen und jeder Übernahme von Verantwortung. Entsprechend versucht er seinen perversen ›Ausrutscher‹ durch eine erhöhte Geldsendung wieder gutzumachen. Jenny wiederum nimmt für den Empfang des entsprechenden Kuverts in Kauf, sich einer schwerkranken Patientin als Geliebte ihres Mannes zu offenbaren (SiSt 161f u. 168f). Als Motiv gibt sie kaltblütig an: „Ich brauch

neue Schuhe“ (SiSt 169). Die in München spielende Episode zeigt, dass es den Westdeutschen nicht besser geht, dass das Geld hier sogar langjährige Ehen durch und durch vergiften kann: Als Martin Meurers leiblicher Vater von seiner zweiten Frau verlassen wird, sagt sie: „Jetzt musst du dein Geld vor niemandem mehr verstecken“ – offenbar muss er von einem beleidigenden Geiz gewesen sein. Er aber folgert nur: „Weißt du, was sie die ganze Zeit bei mir gehalten hat? Erstens mein Sparbuch, zweitens meine Versicherung, drittens meine zukünftige Pension – Geld, Geld, Geld“ (SiSt 108f). Noch aus der Enttäuschung spricht die durchsichtige Strategie, die ›Selbstlosigkeit‹ und ›Aufopferungsbereitschaft‹ der Liebe zur kostensparenden Instrumentalisierung seiner Frau als Haushalts- und Pflegekraft zu missbrauchen. Die durch einen Schlaganfall hervorgerufene halbseitige Lähmung von Martins Vater kann entsprechend als symbolisches Zeichen seiner Verstümmelung als Subjekt gelesen werden; er ist im Grunde nur noch „ein halber Mensch“, weil er sich, wie wir erschließen können, ans Geld gefesselt und darüber seine Frau verloren hat.

Nicht alle Figuren beugen sich jedoch unbegrenzt der (neuen) ökonomischen Logik. Der Autor zeigt in einigen Episoden nicht ohne eine gewisse Emphase, wie sich manche Figuren einen Rest ihrer Würde bewahren. Schon die Journalistin Danny gibt dem Druck ihres Chefs nicht nach, auch Hanni lässt sich nicht zur Prostitution überreden, und Martin Meurer widersteht dem Appell seiner Mutter, seinen psychisch angeschlagenen Stiefvater nur als Chancenminderung zu sehen und den staatlichen Institutionen zu überlassen (SiSt 231); er lässt sich am Ende des Romans zwar auf eine absurde Maskerade zu Werbezwecken ein, weigert sich dann jedoch, den tätlichen Angriff eines Passanten als Arbeitsunfall verbuchen zu lassen und entzieht ihn auf diese Weise der ökonomischen Logik sowie den entsprechen asymmetrischen Sozialbeziehungen zu dem arroganten Chef Kerndel (SiSt 302f). Damit weist der Autor zurecht darauf hin, dass sich nicht alle Menschen unbegrenzt korrumpieren lassen, da sie auf ein Minimum an positiver Identität angewiesen sind und diese nicht ganz illusionär sein kann, wenn man nicht in den Wahn abgleiten will wie der ›Schriftsteller‹ Enrico Friedrich. Korrumpierbarkeit bedeutet ja die Übernahme eines fremden Willens, fremder Handlungsmaximen und widerspricht daher – zumindest von einem bestimmten Ausmaß an – jenem Mindestmaß an Selbstbestimmtheit, das für die Aufrechterhaltung einer stabilen Identität erforderlich ist. Und dieses Maß dürfte seit Aufhebung der ideologischen Polarisierung und besonders für die Ostdeutschen seit dem Zerfall des autoritären Sozialismus deutlich gestiegen sein (Maaz 1990, 162; 1991, 29-32).

Im Grunde gehören zu den gewachsenen Abhängigkeiten von Markt und Geld, für die wir bis zu dieser Stelle Parallelen zwischen soziologischer Gegenwartsdiagnose und Romandarstellung aufzeigen konnten, auch die zuvor behandelten ›Härten‹ des neuen Systems: die abnehmende Arbeitsplatzsicherheit und die Normalität temporärer Arbeitslosigkeit, der Wertverfall beruflicher Qualifikationen sowie die gewachsenen Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen. Dass diese verstärkten Abhängigkeiten für die Identität eher eine Belastung darstellen, widerspricht nur auf den ersten Blick der Erkenntnis der jüngeren Identitätsforschung (Keupp u. a.), dass gerade die gewachsenen Anforderungen an die individuelle Initiative und Entscheidungsfähigkeit bei zerfallenen Biographiemustern, unfesten Beschäftigungsverhältnissen und der Auflösung fester Norm- und Wertekanons nach einer besonders starken Identität verlangen. Tatsächlich ist die Belastung der Identitäten durch jene Abhängigkeiten ein weiterer *Grund* für die Erhöhung ihrer erforderlichen Leistungsfähigkeit, zumal ihnen ja dennoch im Modus eigenständigen Handelns genügt werden muss. Daraus ergibt sich zugleich die paradoxe Forderung, dass moderne Identitäten *sowohl* durch größere Flexibilität *als auch* durch einen gewachsenen Grad von innerer Autonomie gekennzeichnet sein müssen. Dies ist jedoch nur durch eine beträchtliche Ich-Stärke, ein ausgeprägtes Selbstwertgefühl möglich.

In der Tat gehört es zum soziologischen Konsens, dass im Zuge der durchgehenden Enttraditionalisierung und Individualisierung auch ein Wandel der pädagogischen Normen weg von autoritär-restriktivem und hin zu mehr partnerschaftlich-förderndem Erziehungsverhalten stattgefunden hat (Geißler 2006, 349f; Lenz 1995, 202ff; Beck und Beck-Gernsheim 1994, 167-173) – ein Wandel, der zusammen mit einer Intensivierung der gefühlsmäßigen Nähe (Beck 1986, 193f) zweifellos, wenn auch sozial sehr unterschiedlich verteilt, zu einer Aufstockung der psychischen Ressourcen von Identität geführt hat (Erikson 1974, 40f). Dennoch zeigt die enorm gewachsene Nachfrage nach professioneller psychologischer und sozialpädagogischer Unterstützung, dass das Verhältnis zwischen Ressourcen und Anforderungen für eine immer größere Anzahl von Menschen prekär ist (Rauschenbach 1994, 92ff; Keupp et al 1999, 53 u. 73f). Ein Grund dafür besteht sicherlich darin, dass nicht unbeträchtliche Reste autoritär-restriktiver Verhaltensweisen von den älteren Generationen an die jüngeren weitergegeben werden – überhaupt kann die ›Modernisierung des Charakters‹ in der Generationenfolge ein bestimmtes Tempo nicht überschreiten und kann daher in Phasen rapiden gesellschaftlichen Wandels für viele Menschen hinter dessen Anforderungen zurückbleiben (Keupp et al. 1999, 78). Zudem ist bei aller Intensivierung der zeitli-

che Umfang elterlicher Zuwendung im Zusammenhang mit doppelter Berufstätigkeit und gewachsenem Medienkonsum eher zurückgegangen, besonders in der DDR auch zugunsten des Anteils staatlich-institutioneller Beanspruchung – etwa durch die FDJ (Lenz 1995, 207ff). Im Roman kommt dieser Zusammenhang negativ dadurch zum Ausdruck, dass immer wieder Situationen der Überforderung dargestellt werden.

In der paradoxen Situation einer gewachsenen ›Verantwortung‹ für das eigene Schicksal bei gleichzeitig gewachsener Abhängigkeit von abstrakten gesellschaftlichen Institutionen stellen sich – ganz in Übereinstimmung mit den Analysen Becks und Sennetts – bei den Erzählern und Figuren von *Simple Storys* jedenfalls immer wieder Einbrüche des Selbstwertgefühls und Orientierungsprobleme bis hin zu einem Gefühl völligen Orientierungsverlustes ein. Dabei zeigt die Romandarstellung auf subtile Weise, dass diese Orientierungsprobleme keineswegs allein auf eine Überlastung erschütterter Identitäten zurückzuführen sind, sondern auch auf Schwierigkeiten, die in der neuartigen Gesellschaftsform selbst liegen. So endet Martin Meurers Vertretertour im Kapitel „Panik“ in offener Weise mit einer Situation, die sichtlich zu einer allegorischen Lesart einladen soll: Nachdem er sich auf einer halsbrecherischen Fahrt durch dunkle, ihm unbekannte Straßen Halberstadts bereits als Opfer einer Rachetat des Taxifahrers sah, wird er zu seiner eigenen Überraschung doch noch vor der Pension abgeliefert, in der er übernachten will. Alleingelassen in völliger Finsternis, tastet er nach der Klingel und stolpert dabei über seine Taschen mit den Warenproben:

> Es klang furchtbar. Aber ich fiel nicht. Ich hielt mich aufrecht, fast reglos, den Oberkörper nur leicht vorgebeugt. [...] Die Pension Schneider hatte sich im Dunkel aufgelöst. Nicht einmal gegen den Himmel zeichneten sich ihre Konturen ab. Bewegte ich mich, stießen klirrend die UNIL-290-Proben aneinander. Ich musste nur einen Zeh rühren oder die Ferse ein wenig anheben, ja, es reichte, das Gewicht von einem Bein auf das andere zu verlagern oder auch nur ein Knie zu beugen – schon hörte ich sie wieder. (SiSt 48)

Ganz auf sich allein gestellt, ohne jede Perspektive oder Orientierung, ist der Protagonist sozusagen an die Waren gekettet, in deren Verkauf sein Beruf besteht. Sie sind geradezu ein Teil von ihm selbst geworden, und doch sind sie zugleich von der kleinsten Bewegung seines Körpers bedroht. Sein Bewusstsein ist von der ständigen Sorge um seine Waren beherrscht – eine Herrschaft, die das Bewusstsein in die Beherrschung des Körpers weiterleitet. In der Lage des Protagonisten am Ende des Kapitels ist diese ängstliche Selbstbeherrschung in Lähmung übergegan-

gen. Martin Meurer ist in Gefahr, in der Sorge um seine Waren zu erstarren, obwohl er ja die Entfremdung von ihnen subjektiv nicht zu überwinden vermag.

Zugleich wird seine Wahrnehmung dieser Lage mit völliger Blindheit identifiziert. Der gänzlich individualisierte Erfahrungsmodus, der ihm in der vorangegangenen Selbstreflexion die wirtschaftlichen Krisensymptome des Transformationsprozesses als persönliches Versagen hatte erscheinen lassen (SiSt 47), wird im Zusammenhang mit der Infragestellung seiner Familie als sinnstiftende soziale Instanz als umfassender Realitätsverlust dargestellt. Die wirklichen Ursachen und Zusammenhänge, die in diese wahrhaft ‚aussichtslose' Lage geführt haben, bleiben unsichtbar für ihn – und dies entspricht der systematischen, von Marx als Fetischismus analysierten Verkennung, welche die Institution des Warenmarktes bei denen auslöst, die sich in ihr bewegen: Die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse erscheinen hier als sachliches Verhältnis von Waren, in deren Tauschwert sich die Wirtschaftstätigkeit der Menschen als abstrakte Arbeit niederschlägt (Marx 1975, 86f). Dieser Fetischismus ist in dem Schlussbild des vierten Kapitels gut eingefangen: Anstatt die Waren in seiner Macht zu haben, steht Martin Meurer unter der Macht der von ihm vertriebenen Waren. Dinge bestimmen das Handeln von Menschen, weil sie aufgrund der Produktionsweise, in der sie entstanden sind, nur im Tausch ihren Wert realisieren. Dass Martin Meurer aber in dieser Szene durch die Waren in seinem Handeln gerade blockiert ist, spiegelt die inneren Widerstände gegen die fetischistische Determination wieder, die durch die aktuelle Sinnkrise und sein Gefühl des Versagens ausgelöst worden sind.

Die völlige Finsternis deutet zudem darauf hin, dass der Markt – besonders im Hinblick auf seine Dynamik – durch eine immer erst *ex post* aufzuhebende Opazität gekennzeichnet ist, so dass er sich der Planung und Kontrolle der Akteure letztlich entzieht – nicht umsonst wirken Markt- und Börsenanalysten noch weniger vertrauenswürdig als Meteorologen (Ganßmann 2006, 94). Preise und Absatzchancen bilden sich durch Adam Smiths „unsichtbare Hand", dem letztlich ungeplanten Zusammenwirken eines (besonders in Zeiten der Globalisierung) überkomplexen Systems mehr oder weniger unabhängiger, mehr oder weniger abhängiger, jedenfalls aber in ein Netzwerk von ökonomischen Beziehungen eingebundener, nur formell freier Akteure, welche dieses Zusammenwirken trotz aller Verwissenschaftlichung der Ökonomie immer nur partiell durchschauen können und die deshalb mit jedem Schritt ein Risiko eingehen, das schwer kalkulierbar ist (Castells 2000, 505). Einerseits hat der Markt schon früh eine unwiderstehliche Eigendynamik entwickelt und sich zu einer höchsten Machtinstanz verselbständigt, von der alle ›Mits-

pieler‹ abhängig sind; andererseits bleibt er ein anonymer Prozess ohne verantwortliche Instanzen, der weder kontrollierbar noch berechenbar ist – und besitzt damit die Züge eines irrationalen ›Schicksals‹. Die kapitalistische Marktwirtschaft setzt also den Orientierungsbemühungen ihrer Akteure systemspezifische Grenzen[186], die völlig zurecht als Ohnmacht empfunden werden und selbst irrationale Reaktionen auslösen können – wie etwa bei dem Taxiunternehmer Raffael, der sein ökonomisches Überleben vom Erfolg einer Fußballmannschaft abhängig macht (SiSt 94f).

Am radikalsten und eindringlichsten formuliert der Zeitungsmacher Christian Beyer die verschärfte Orientierungsproblematik in einem Vergleich, der sein Lebensgefühl ausdrückt und der hier von seiner zeitweiligen Partnerin Hanni wiedergegeben wird:

> »Du hast gesagt, du fühlst dich wie eine Fliege, eine Fliege zwischen Fenster und Gardine. [...] Du sagtest, dass die Fliege nur durch Zufall gerettet wird, durch etwas, was gegen ihre Logik geht, denn ihre Logik besagt, daß sie durch die Scheibe kommt. Und damit hört sie nicht auf, bis sie tot ist.«
> »Ja«, sagte er. »Es hört nicht auf, und alle können dir dabei zusehen«. (SiSt 240)

Hier wird nicht nur die Orientierung in dem neuen Gesellschaftssystem für unmöglich erklärt, sondern sogar die falsche Orientierung als systemspezifisch notwendig behauptet. Die Logik des Menschen, also seine ganze Denk- und Wahrnehmungsweise, wird für inkompatibel mit der Logik des Systems gehalten. In der Konsequenz von Beyers Vergleich ist die Logik des Systems für den Menschen genau genommen gar nicht erkennbar, sondern wird systematisch *ver*kannt. Darin äußert sich nicht nur die Erfahrung, den Gesetzen des Marktes und der Bürokratie als etwas letztlich Opakem gegenüberzustehen, sondern es darüber hinaus mit einer irreführenden Scheintransparenz und Scheinfreiheit zu tun zu haben, die in der Praxis immer wieder von unsichtbaren Hindernissen dementiert wird. Hier zeigt sich eine große Nähe zur marxistischen Definition der Ideologie als „notwendig falsches Bewusstsein“ (Marx 1971, 349, 373ff), die in engem Zusammenhang mit der oben angeführten Analyse des Warenfetischismus steht: Es ist die alltägliche Praxis im System der kapitalistischen Ökonomie, die durch ihre systemspezifischen Formen, Regeln und Zwänge ein Bild von der Wirklichkeit erzeugt bzw. erforderlich macht, das die wahren Zusammenhänge systematisch verfehlt bzw. im Dunkeln lässt. In dieser Praxis sieht es so aus, als würden sich die Produzenten als autonome Subjekte in freier Konkurrenz auf dem Markt begegnen, als würden die Konsumenten dort ebenso souverän über den Kauf entscheiden können und als

[186] Dass diese Grenzen in Zeiten einer globalisierten Ökonomie quasi instantaner, unbegrenzter Kapital- und Informationsflüsse an Bedeutung noch zugenommen haben, geht in die Darstellung von *Simple Storys* nirgends ein.

würden auch die Arbeitnehmer ihre Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt in freier Konkurrenz anbieten; ohne dieses Weltbild wäre es den Akteuren unmöglich, sich erfolgreich, d. h. regelkonform in diesem System zu bewegen. Diese Illusion von Freiheit, subjektiver Autonomie und sinnerfüllter Zielperspektive entspricht der Durchsichtigkeit der Glasscheibe in Beyers Vergleich; dass es sich in Wirklichkeit um eine Gefangenschaft, um ein erzwungenes und sinnloses Auf-der-Stelle-Treten bis zum Tode handelt, drückt zugleich die Erkenntnis aus, dass der ›freie‹ Unternehmer sich in Wahrheit radikal der Logik des Marktes und des Kapitals unterwerfen muss, um wirtschaftlich überleben zu können (Ganßmann 2006, 98f)[187], dass die fundamentalen menschlichen Bedürfnisse nach materieller und sozialer Sicherheit, nach Liebe, Glück und sinnvoller Tätigkeit einem ökonomischen Erfolg untergeordnet werden, der immer vorläufig und unsicher bleibt. Das Gefühl, es nur falsch machen zu können, ist sicherlich durch die aktuelle Krise von Beyers Betrieb bedingt; in der allgemeinen Form seiner Formulierung weist es darüber hinaus aber auf ein grundsätzlicheres Problem: Selbst im Erfolg bliebe man in der Verblendung, in den Handlungszwängen und den Widersprüchen des Systems gefangen; „Rettung“ gäbe es nur außerhalb derselben, und ein solcher „Ausweg“ wäre bloßer Zufall. Unter diesen Bedingungen bleibt nur noch die Zuflucht in den Eskapismus; ausgerechnet nach dem Vergleich mit der gefangenen, totgeweihten Fliege sagt Beyer: »Ich möchte mit dir *wegfliegen*, Hanni, irgendwohin, wo es warm ist. Wenigstens eine Woche. Machen wir das?« (SiSt 240, Hervorhebung U.S.).

All dies zeigt noch einmal, dass das System des globalen Kapitalismus nicht nur eine leistungsfähige Innensteuerung erfordert, deren psychische Ressourcen es nur begrenzt zu entwickeln gestattet, darüber hinaus wird vielmehr deutlich, dass die Innensteuerung außen im systemspezifischen Handlungsfeld weiterhin nur über durchaus begrenzte Möglichkeiten verfügt – sowohl was die Erkenntnisgrundlagen als auch was die praktischen Optionen angeht. Zu einem beträchtlichen Teil ist die viel gepriesene ›Eigenverantwortung‹ nichts weiter als die Fähigkeit, die Zumutungen eines unkontrollierbaren und undurchschaubaren Systems individuell und privat so zu verarbeiten, dass die systemkonforme Handlungsfähigkeit nicht beeinträchtigt wird. Den Preis an Leid und Stress, der den Durchschnittsmenschen dabei alltäglich abverlangt wird, macht Ingo Schulzes Roman gerade in seinem Verzicht auf ›große Gefühle‹ und ›tiefe Erkenntnisse‹ recht gut nachvollziehbar.

[187] Diese Unterwerfung wird im Zwang zur Selbstprostitution drastisch zum Ausdruck gebracht. Die Freiheit des Unternehmers besteht bestenfalls darin, in dieser Anpassung kreativer und effektiver zu sein als die Konkurrenten.

Der Vergleich mit dem Kenntnisstand der Soziologie hat gezeigt, dass die Darstellung der Arbeitswelt und der ökonomischen Lebensgrundlagen in *Simple Storys* vor allem von ihrem Fokus auf Krisenerscheinungen geprägt ist: Die Arbeitslosigkeit wird über ihre ohnehin schon hohe Bedeutung hinaus in den Mittelpunkt gestellt, wobei die Aufmerksamkeit besonders auf die ›normalisierte‹ und temporäre, keine klassenspezifische Erfahrung mehr darstellende Arbeitslosigkeit gelenkt wird, während die Langzeitarbeitslosen unterrepräsentiert sind und die massenhaft Frühpensionierten überhaupt nicht auftauchen. Dass gerade auch Frauen und Ausländer betroffen sind, wird zwar dargestellt, ihre überproportionale Belastung wird aber ebenso wenig erkennbar wie die der Jugendlichen und älteren Arbeitnehmer. Besonders hervorgehoben werden nicht so sehr die Chancen, sondern die Risiken dieser ›postmodernen‹ Arbeitslosigkeit: die immer drohende Entwertung von Qualifikationen und der Abstieg in einen ›Jedermannsarbeitsmarkt‹ mit seinen schlechteren Löhnen und Arbeitsbedingungen. Entsprechend erscheint auch das verstärkte Bemühen um ständige Zusatzqualifikationen nicht als erfolgreiche Strategie zur Minderung dieses Risikos. Während die Flexibilität innerhalb der Arbeitsverhältnisse nicht sehr deutlich hervortritt, ist der Zwang zu verstärkter Mobilität deutlich repräsentiert.

Zugleich beschränkt sich die Darstellung der ökonomischen Seite der Gesellschaft ganz auf die Mikroebene, auf das Denken, Fühlen und Handeln von Einzelnen und ihre unmittelbare Interaktion und Kommunikation. Hier wird vor allem gezeigt, wie die noch aus der DDR stammenden Wunschvorstellungen vom westlichen Kapitalismus, von Freiheit, Glück und Sinnfülle gründlich desillusioniert werden: Machtungleichgewichte, Abhängigkeiten und Manipulationsmöglichkeiten haben sich vom Bereich des Staates in den der Wirtschaft verlagert, Selbstverwirklichung im Beruf ist (auch als Unternehmer) vorerst kaum möglich, und die erweiterten Konsummöglichkeiten nutzen sich in ihrem positiven Erlebniswert schnell ab. Dadurch werden alte Negativbilder vom westlichen Wirtschaftssystem wiederbelebt. Größere sozioökonomische Zusammenhänge wie die mit der Globalisierung zusammenhängenden geraten dagegen nicht in den Blick; entsprechende soziologische Einsichten vertiefen sicherlich die Interpretation, müssen jedoch ›von außen‹ an den Text herangetragen werden. Auffällig ist vor allem, dass der spektakuläre Wechsel der Eigentumsverhältnisse nur ganz am Rande auftaucht, obwohl die Rückerstattung von Haus- und Grundeigentum an ihre früheren Besitzer auch auf der Mikroebene durchaus

gravierende Wirkungen gehabt hat.[188] In *Simple Storys* werden diese hochkontroversen Vorgänge nur als Standard-Thema für die Berichterstattung der Regionalzeitung erwähnt. Besonders die subjektive Dimension der Erfahrung, die in soziologischen Texten selten eine Rolle spielt, tritt in Schulzes Roman deutlich hervor und macht die psychischen Kosten nachvollziehbar, welche das westliche Wirtschaftssystem den Menschen aufbürdet.

Diese Darstellung der ökonomischen Krisenerscheinungen entspricht jedoch zugleich ganz den Erkenntnissen Becks über die Auswirkungen des letzten Individualisierungsschubes: Die Arbeitslosigkeit etwa erscheint als persönliches, individualisiertes Einzelschicksal, wird als Entzug von Lebenssinn empfunden und ist nicht selten mit Schuld- und Versagensgefühlen verbunden. Auch wenn Formen solidarischer Hilfeleistung im engeren Familien- und Bekanntenkreis nicht fehlen, begegnen diese doch eher am Rande und führen nicht zu organisiertem Widerstand, und so macht sich der ökonomische Druck vor allem in einer Destabilisierung der Identitäten sowie der engsten Intim- und Familienbeziehungen bemerkbar. Die Brüche in den (Erwerbs-) Biographien besonders der ›Wendeverlierer‹ beeinträchtigen die Erzählbarkeit des eigenen Lebens als lineare Teleologie und unterminieren damit nicht nur die Identitäten, sondern das ganze industriegesellschaftliche Muster sinnerfüllten zeitlichen Lebenszusammenhanges. Neue Identitätsmuster auf der Basis einer „Bastelbiographie“ (Beck) und einem mehr ›additiven‹ oder ›zyklischen‹ Zeitverständnis werden zwar angedeutet, sind aber erst in Ansätzen entwickelt.

Die Frauen des Romans versuchen den Wegfall der Berufstätigkeit mit ihrer Bedeutung für die Identität – wie in der soziologisch rekonstruierten Realität – zum Teil durch die Rolle als Hausfrau und Mutter zu kompensieren, ohne dass dies bei ihrer ausgeprägten Berufsorientierung noch ganz gelingt. Schließlich zeigt Schulzes Text sehr eindringlich, dass auch der Weg in die Selbständigkeit mit neuen und ungewohnten Rollenanforderungen und Orientierungsleistungen verbunden ist: Den anonymen und schwer berechenbaren Kräften des Marktes unterworfen, wird besonders von den neuen Unternehmern ein Ausmaß an Rücksichtslosigkeit verlangt, das auch mit dem Selbstverständnis der Täter nicht immer leicht zu vereinbaren ist, da sie in einer Gesellschaft sozialisiert worden sind, wo die funktionale Verselbständigung des Wirtschaftssystems gegenüber der Lebenswelt und ihren Normen noch nicht so weit fortgeschritten war. Überhaupt sind die Orientierungsprobleme von Unternehmer- und Angestelltenfiguren so dargestellt, dass

[188] Ganz am Rande gibt die Darstellung von *Simple Storys* immerhin einen Hinweis in dieser Richtung, indem sie den Widerstand des ehemaligen Hausmeisters gegen die Modernisierung und Umwandlung einer früher als Kindergarten genutzten Jugendstilvilla in Wohneigentum durch den neuen Eigentümer Thomas Steuber erwähnt (SiSt 209).

durchaus die Schwierigkeiten erkennbar werden, die eine auf Warenproduktion und Marktbeziehungen beruhende Gesellschaft dem Erkennen allgemein entgegenstellt.

Dass die Diskontinuität der Erwerbsverläufe als Konsequenz dieser neuen Form von Arbeitslosigkeit und Flexibilität eine erhebliche Belastung, ja gelegentlich eine Überlastung der Identität bedeutet, wird in *Simple Storys* an Symptomen der Identitätsdiffusion und der „Drift" gut erkennbar, auch wenn nur zwei Figuren wirklich ins Pathologische abrutschen. Die Fähigkeit, sein Leben zu einer „Bastelbiographie" zu integrieren, müssen sich die noch an industriegesellschaftliche Strukturen gewöhnten Ostdeutschen erst aneignen, und sie tun dies durch eine Priorisierung des Arbeits- und Berufslebens, dem auch Bekanntschafts-, Familien- und Paarbeziehungen untergeordnet werden – mit durchaus problematischen Konsequenzen für den Privatbereich, die sich besonders in der gewachsenen Rolle des Geldes und der verstärkten Abhängigkeit von ihm zeigen. Dennoch erscheint die Arbeit – entgegen den Aussagen mancher Soziologen – kaum irgendwo als Selbstverwirklichung, sondern zumeist als pure ökonomische Notwendigkeit ohne Bezug zu einer gewachsenen Berufsidentität; gerade die erzwungene Flexibilisierung macht sich hier als Beliebigkeit bemerkbar. Dies entspricht einem kritischeren Blick nicht nur auf die ostdeutschen Verhältnisse, sondern auf die Globalisierungsverlierer insgesamt (Bonss 2006, 69f; Vogel 2006, 73 u. 82-86; Castells 2000, 265ff). Bei aller Übermacht des Ökonomischen hat der Autor aber sichtlich Wert darauf gelegt, dass einige seiner wichtigsten Figuren sich der ökonomischen Logik nicht vollständig beugen, sondern an entscheidenden Punkten für die Bewahrung ihrer Menschenwürde optieren. Aus sozialpsychologischer Sicht ist dies eine Strategie zur Verteidigung einer auf „Restautonomie" beruhenden Identität. In performativer Hinsicht wird darin der Wille des Autors erkennbar, diesen Basiswert zu verteidigen und zugleich dessen prekäre Stellung unter den herrschenden Verhältnissen kritisch aufzuzeigen.

Überhaupt muss man aufs Ganze gesehen festhalten, dass Schulze bei aller kritischen Konzentration auf Orientierungsprobleme und Anpassungsschwierigkeiten doch in deutlicher Mehrheit Figuren darstellt, die sich mit bewundernswerter Hartnäckigkeit und trotz wiederholter Niederlagen in den neuen Verhältnissen irgendwie wirtschaftlich behaupten können und auch die erheblichen psychischen Belastungen auszuhalten und zu verarbeiten vermögen. Obwohl sie unter den Bedingungen vollständiger Individualisierung zumeist weitgehend auf sich selbst zurückgeworfen sind, stellen sie sich erstaunlich schnell auf die neue Abhängigkeit von einem unsicheren Arbeitsmarkt ein, bringen ohne viel zu klagen die gesteigerte berufliche Flexibilität auf,

überwinden den Bruch in ihrer Erwerbsbiographie, überbrücken Phasen der Arbeitslosigkeit, ertragen die gestiegene Unsicherheit ihrer neuen Beschäftigungen ebenso wie deren Härten und Sinndefizite und bewältigen die Anfechtungen ihrer Identität, die aus all diesem Anpassungsdruck an eine plötzlich veränderte Situation hervorgehen – kurz: sie verarbeiten individuell und persönlich gesellschaftliche Übergangsprobleme, Krisensymptome und Systemwidersprüche.

Herausragende Beispiele sind etwa Renate Meurer, die Frau des Ex-Schulleiters, vor allem aber ihr Sohn Martin Meurer, ein Kunsthistoriker, der sich zunächst als Vertreter versucht, dann ein Auto überführt, Wohnungen renoviert und sich am Ende – wie die ehemalige Schwesternschülerin Jenny – erfolglos als Werbeträger versucht. Obwohl er zwischenzeitlich von Versagensgefühlen und Resignation überwältigt wird, verliert er doch nie längerfristig seinen Mut und schafft sich durch seinen Eintritt in die Kirche zusätzlichen inneren Halt. Auch wenn man Randfiguren wie Peter Neugebauer und ›Ausnahmeerscheinungen‹ wie das Künstlerehepaar Tom und Billi außer Acht lässt, gibt es viele weitere Beispiele: Conny Schubert macht ihren Weg als Kellnerin auf Kreuzfahrtschiffen, ihre Mutter kommt als Sekretärin in einem Möbelhaus unter und ihr Vater erreicht die Anerkennung als politisch Verfolgter; der Lehrer Peter Bertram erhält einen neuen Job als Anzeigenakquisiteur, Edgar Körner einen als Fernfahrer und auch der Taxiunternehmer Raffael hat seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten gegen Ende des Romans wenigstens vorläufig überwunden. Das Ehepaar Holitzschek vermag sich langfristig beruflich zu konsolidieren, Pit Meurer kann sich in seinem Job ebenfalls langfristig halten, Patrick kommt gleichfalls wieder in seinem Tätigkeitsfeld unter und selbst Orlando und Tahir halten sich mit diversen Hilfstätigkeiten leidlich über Wasser.

Von den vier „empirischen Typen“ von Bewältigungsstrategien beruflicher Umbrüche, die Cäcilie Raiser herausgearbeitet hat, ist zwar der Wendegewinner, der die Transformation als Chance zum beruflichen Neubeginn gesehen hat und erst dadurch eine berufliche Identität aufbauen konnte (Raiser 2000, 222), höchstens in Frank Holitzschek (und am Rande durch Peter Neugebauer) vertreten; die beiden Unternehmerfiguren, Christian Beyer und Raffael, vielleicht auch der Fotograf Patrick und die Journalistin Danny versuchen aber immerhin dasselbe, auch wenn sie mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Zudem ist der totale Wendeverlierer, bei dem ein vollständiger Abbruch der Arbeitsbiographie zum Verlust der Identität geführt hat (a.a.O., 228f), mit nur zwei Figuren (Ernst Meurer und Enrico Friedrich) ebenfalls unterrepräsentiert – die wichtige Figur Martin Meurer, die man wirtschaftlich gesehen dazuzählen könnte,

kann ihre Identität durchaus stabil halten. Wegen der kritischen Konzentration des Romans auf ›Problemfälle‹ begegnen dort allerdings gerade diejenigen Typen mit begrenzten Verlusten und bewältigten Risiken eher selten, die den empirischen Untersuchungen zufolge dominieren: Diejenigen, die nicht mehr in ihrem alten Beruf arbeiten können und dies bedauern, aber durch Reduzierung ihrer beruflichen Ansprüche und durch Anpassung an den Arbeitsmarkt eine neue berufliche Stabilität gegen den allgemeinen Verlust von sozialer Sicherheit durchsetzen konnten (a.a.O., 224f), sind nur durch Marianne Schubert und Renate Meurer vertreten – vielleicht auch noch durch Edgar Körner. Dagegen gibt es niemanden, für den der Abbruch der beruflichen Karriere zwar eine sehr schmerzhafte und bittere Erfahrung war, weil er bereits eine starke berufliche Identität ausgebildet hatte, der aber trotz aller berufsbiographischen Spannungen und Enttäuschungen nicht in ernsthafte Identitätskrisen gerät, weil er fest überzeugt bleibt, dass es bei den beruflichen Abstiegen nicht bleiben werde (a.a.O., 226ff). Pit Meurer, Edgar Körner und Peter Bertram lassen weder aus der Vorwendezeit noch in der Nachwendezeit eine berufliche Identität erkennen, und obwohl ihre Jobs nicht als sicher gelten können, machen sie keine Pläne und äußern sie keine Hoffnungen, irgendwann in einen sichereren und anspruchsvolleren Beruf zu wechseln. Dennoch überwiegen insgesamt deutlich solche Figuren, die sich irgendwie durchschlagen und auch bei einer Verschlechterung ihrer Situation und einer Zunahme der Unsicherheit aktive Gestalter ihrer Biographie bleiben. Das hat auch der Autor selbst in einem Interview hervorgehoben.[189]

Diese Tendenz der Darstellung lässt sich insofern durchaus mit den Einschätzungen der Soziologen verbinden, als nicht wenige von ihnen betonen, dass die Transformation der ostdeutschen Gesellschaft – besonders im Vergleich mit den anderen osteuropäischen Transformationsgesellschaften – trotz exzeptioneller Krisenerscheinungen für die Mehrheit im Großen und Ganzen als erfolgreich angesehen werden kann (Struck 2000, 209f; Raiser 2000, 230; Geißler 2006, 372). Der verhaltene Optimismus, der hier trotz aller kritischen Konzentration auf Krisenerfahrungen zum Ausdruck kommt, könnte zunächst als eine vorsichtige Idealisierung der tatsächlichen Verhältnisse und damit sowohl als Ausdruck (unbewussten) schriftstellerischen Wunschdenkens wie als ›erbauliches‹ Element für den Leser aufgefasst werden. Im Gegensatz zum in den Medien verbreiteten Bild des passiven, autoritätshörigen, überanspruchsvollen und ewig nörgeln-

[189] „Aber letztlich, wenn man sich die Einzelschicksale anguckt, gibt es immer ein paar, die behalten den Kopf oben, auch wenn sie einen Haufen Mist erlebt haben. Ich denke da etwa an Marianne Schubert, die den Mann verliert und eine Krebsoperation hinter sich hat, aber immer noch für andere da ist.“ (Schulze 1998c, 42)

den Ostdeutschen haben die soziologischen Untersuchungen zur Stimmungslage in den neuen Bundesländern jedoch gezeigt, dass die größte Gruppe der Ostdeutschen den gewandelten Verhältnissen mit einem hohen Maß an pragmatischer Anpassungsbereitschaft und selbstbewusster Eigeninitiative entgegentritt[190] – und dass auch ihr Optimismus durch die Enttäuschung anfänglich hochgesteckter Erwartungen keine dramatischen Einbrüche erfahren hat. Das zeigt eine beträchtliche psychische Stabilität und Frustrationstoleranz. Ja die Umfragen zeigen sogar, dass die Zukunftserwartungen sich im Westen – trotz höheren Wohlstandes und geringerer Arbeitslosigkeit – viel schlechter entwickelt haben als in Ostdeutschland (Gensicke 1995, 132). Zwar haben in Ostdeutschland mit den deutlicher hervortretenden Schwierigkeiten des Transformationsprozesses auch die Resignierten klar zugenommen, aber dieser Zuwachs überschreitet westdeutsche Ausmaße nicht (a.a.O. 139). Dominant ist die Gruppe der „Realisten", welche die ›alten Tugenden‹ der Pflicht- und Akzeptanzwerte mit neuen Wertetypen der Selbstentfaltung verbindet – mit einem moderat gewachsenen Hedonismus ebenso wie mit einem gewissen idealistischen Engagement (a.a.O. 139 u. 142). Diese Gruppe, in der die mittleren Jahrgänge besonders stark vertreten sind (a.a.O. 144), dominieren auch in Ingo Schulzes *Simple Storys*.

Es wird dem Autor also eher darum gegangen sein, gegen das schlechte Medienimage der Ostdeutschen nicht nur ein positiveres, sondern zugleich ein realistischeres Bild seiner Landsleute zu entwerfen. Auf der Ebene bewusster Intentionen geht es aber sicherlich vor allem darum, trotz ausgeprägt kritischer Perspektive neben den ›Kosten‹ auch in konstruktiver Weise Perspektiven aufzuzeigen, denn mit den mehrheitlich irgendwie ›zurechtkommenden‹ Figuren werden zugleich auch (wie gebrochen und unvollständig auch immer) jene Fähigkeiten vorgeführt, die im Umgang mit rapiden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen ausschlaggebend sind – vor allem eine erhöhte Flexibilität und anhaltende Lernfähigkeit, die auch die eigene Identität für Um- und Neustrukturierungen offen hält, alte Erfahrungsmuster zu überschreiten imstande ist sowie eine nie nachlassende Bereitschaft, selbst unter schwer durchschaubaren Verhältnissen und Sachzwängen das Heft in der Hand zu behalten und immer wieder eigene Entscheidungen zu treffen. Diese Romanfiguren bestätigen insofern Ulrich Becks These, dass die eigene Biographie nach dem letzten Individualisierungsschub trotz starker Markt- und Institutionenabhängigkeit konstitutiv auf eigene Entscheidungen angewiesen und damit zur „Bastelbiographie" geworden sei.

[190] Das passt zu den Ergebnissen, zu denen Seifert, Rose und Zapf aufgrund der Datenanalyse des Wohlfahrtssurvey 1993 kommen: „Insgesamt kann festgehalten werden, dass ostdeutsche Arbeitnehmer in allen Bereichen eine höhere Flexibilität zeigen als westdeutsche und sich somit auf die veränderten Rahmenbedingungen eingestellt haben." (5)

Sie bestätigen auch neuere Untersuchungen zu den Bildungs-, Ausbildungs- und Berufsverläufen in der DDR, die zeigen, dass die ›realsozialistische‹ Sozialisation trotz des offiziellen Anspruchs starker institutioneller Steuerung keineswegs durchweg passive, außengelenkte, entscheidungsentwöhnte Sozialcharaktere produzierte, die dann nach der Wende aufgrund dieses Defizites an Subjektautonomie vom westdeutschen Institutionensystem überfordert waren, weil dieses höhere biographische Integrationsleistungen und Handlungskompetenzen verlangt; stattdessen hat sich herausgestellt, dass es in der DDR unterhalb der offiziellen Rhetorik durch Unterlaufen der staatlichen Steuerung mannigfaltige biographische Gestaltungsmöglichkeiten gab, die auch durchaus selbstbewusst wahrgenommen wurden, so dass die Behauptung eines „DDR-biographischen Modernisierungsrückstands", eines „defizitären Sozialcharakters" sich in dieser pauschalen Allgemeinheit als empirisch unhaltbar erwiesen hat (Wingens 2000, 191ff). „Die häufig geäußerte Befürchtung, der ›überregulierte und sicherheitsfixierte‹ DDR-Staat habe die ostdeutschen Bürger zu passiven, inflexiblen und initiativlosen Menschen gemacht, die in einer Marktwirtschaft nicht bestehen könnten, trifft [...] nicht zu" (Raiser 2000, 230). Hinzu kommt, dass die ostdeutsche Erziehung polytechnisch und naturwissenschaftlich ausgerichtet und eng an die Berufspraxis gebunden war, was eine pragmatische Gesinnung förderte.

> Die Disziplin, die in starkem Maße gefordert wurde, war weniger die Disziplin des Untertanen, sondern eher an die pragmatische Disziplin industrieller und technischer Abläufe angelehnt. Eine Grundvorstellung bestand in der prinzipiellen Veränderungs- und technischen Machbarkeit aller Dinge sowie der Idee eines ständigen technischen Fortschritts (Hierin ähneln die Ostdeutschen eher den Japanern oder Amerikanern als den Westdeutschen). [...] Die am prinzipiell technisch ›Machbaren‹ orientierte Lebenseinstellung ist auch mit prinzipiellem Optimismus verknüpft, mit einer Abneigung gegen transzendente Ideen, mit Teamorientierung, vor allem jedoch mit einer Abneigung gegen expressive Selbstdarstellung und –präsentation, wie sie im Westen normal ist. (Gensicke 1995, 145f)

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die bürokratisch-totalitären Strukturen der DDR-Gesellschaft (besonders im kleinbürgerlichen Milieu) die Entwicklung von autoritätshörigen, außengelenkten Sozialcharakteren begünstigten und ihnen besondere Aufstiegschancen boten; das wird auch im Roman anhand von Ernst Meurer, Dieter Schubert und Enrico Friedrich dargestellt. Die meisten anderen Figuren entsprechen aber eher der soziologischen Annahme, dass die obrigkeitliche Reglementierung daneben einen verbreiteten Menschentypus produzierte, der sich seine individuellen Freiräume auch gegen den Widerstand des Systems zu verschaffen weiß – und dieser Typus war in punkto Kontrollkompetenz und eigenständiger Ressourcenverwertung

trotz massenhafter Entwertung beruflicher Qualifikationen durchaus nicht schlecht gerüstet für den Wechsel zu einem System, das für den einzelnen sowohl die Risiken als auch die Handlungsspielräume in allen Lebensphasen beträchtlich vergrößerte (Struck 2000, 201).

Dass Flexibilität hier zu großen Teilen schlicht erzwungene Anpassung ist und die Entscheidungen häufig zwischen wenigen und allesamt wenig attraktiven Alternativen getroffen werden müssen, wird keineswegs verschwiegen; und dass die Selbstbehauptung der Figuren nicht zuletzt auf einer auffallenden, etwas ›biederen‹ Genügsamkeit basiert, ist gleichfalls offensichtlich. Der Roman illustriert den Umstand, dass die gewachsene Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt unter den krisenhaften Bedingungen einer „Transformationsgesellschaft“ zu einer erheblichen Einschränkung der individuellen Wahlmöglichkeiten und subjektiven Selbstverwirklichungschancen führen kann – zumindest auf beruflichem Gebiet (Struck 2000, 205). Fraglich bleibt dabei zunächst, wie vorwiegend affirmatives Verhalten – wie selbständig es auch immer geleistet wurde – zur Identitätsbildung ausreichen kann. *Simple Storys* enthält auch dazu eine verhalten optimistische Antwort: Indem zentrale Figuren einen Rest ihrer persönlicher Würde gegen die Anfechtungen der neuen ökonomischen Systemlogik zu verteidigen wissen, transportiert der Roman die Botschaft, dass die Bewahrung einer Kernidentität auch über historische Brüche hinweg und unter den verschärften Bedingungen eines globalisierten Spätkapitalismus möglich und wünschenswert ist.

E. Der Umgang mit der Bürokratie

Institutionenabhängigkeit ist im Verständnis der Soziologen bei weitem nicht nur Marktabhängigkeit, sondern auch vielfältige Abhängigkeit von staatlichen Institutionen wie dem Bildungswesen, der Polizei, der Justiz und dem Militär, den Steuerbehörden, Sozialversicherungsträgern, Arbeits- und Sozialämtern – und Ulrich Beck hat ja nachdrücklich darauf hingewiesen, dass gerade diese Abhängigkeit durch den Ausbau des Sozialstaates und des Bildungswesens in den 70er Jahren erheblich zugenommen hat – nicht zu reden von Justiz, Medizin und anderen Institutionen (Beck 1986, 210). Nun haben wir bereits gehört, dass Schulzes Darstellung – im Unterschied zur Arbeitswelt – keinerlei Innenansichten des bürokratischen Apparates bietet. Die ›Täter‹ geraten nirgendwo in den Blick, und so bleibt auch der gesamte Prozess des bürokratischen Umbaus nach westdeutschem Vorbild außerhalb der Darstellung (vgl. Hettlage 1995, 35-45). Selbst auf den unmittelbaren Kontakt zwischen Verwaltungsangestellten und Klienten in den Ämtern fallen nur äußerst spärliche Schlaglichter. Allerdings gibt es einige Beispiele für die Auswirkungen bürokratischer Verwaltungstätigkeit auf die ostdeutschen Bürger sowie für deren Reaktionen, und hier finden sich tatsächlich einige Hinweise auf die von Beck beschriebene Abhängigkeit.

Schon bei einer oberflächlichen Durchsicht der betreffenden Textstellen fällt der überwiegend negative Charakter des Verhältnisses zur Bürokratie auf: Während nicht weiter erwähnt wird, dass die arbeitslosen Romanfiguren zweifellos von bewilligten Lohnersatzzahlungen leben und die Rentenzahlungen weitgehend ans Westniveau angeglichen wurden, agieren die staatlichen Verwaltungsstellen im Roman überwiegend reglementierend, disziplinierend und strafend, zeigen einen verdächtigen Informationshunger und handeln nahezu ausschließlich gegen die Interessen der Betroffenen, so dass sie von den Figuren fast durchweg als Last und Bedrohung erfahren werden, der man mit einer erniedrigenden Ohnmacht ausgesetzt ist. Dieser Erfahrungsmodus sticht um so mehr ins Auge, als die Figuren als ehemalige DDR-Bürger doch eigentlich an übermächtige Behörden und deren Willkür gewöhnt sein müssten.

Dass eine starke Institutionenabhängigkeit in der Tat ein Element der Kontinuität aus der DDR-Vergangenheit ist, wird schon dadurch angedeutet, dass das Sozialamt in einer früheren Stasi-Dienststelle residiert, es wird aber auch von einigen Figuren so empfunden, wie gerade die selbstbewusste Klientin Renate Meurer bezeugt:

> Alle Formulare vom Sozialamt habe ich ausgefüllt. Jedes Jahr neu. Die machen einen nackig, kann ich Ihnen sagen, absolut nackig. Die wollten sogar wissen, was sein Vater ver-

> dient – der ist doch im Krieg geblieben. Den hat er nie gesehn! Am Ende wissen die mehr als die Stasi. (SiSt 227)

Auf eine Kontinuität mit ähnlich realem Hintergrund deutet auch die Bemerkung von Dr. Holitzschek bei der Suche nach dem angeblich überfahrenen Dachs, als die Polizei sie nicht zum Unfallort durchlässt: »Das sind noch immer dieselben. [...] Die sind doch froh, wenn sie einem was nachweisen können, wenn man ihnen eine Handhabe liefert« (SiSt 56). Abgesehen davon, dass sich in dieser Formulierung das kaum verhüllte Schuldbewusstsein der Neurologin spiegelt, spielt sie hier auf einen realen Hintergrund an: Tatsächlich sind die meisten Angestellten in der Polizei (wie auch viele andere Staatsangestellte) aufgrund einer Klausel des Einigungsvertrages vom neuen Gesamtstaat übernommen worden (Winzio und Rasztar 2000, 107). Dass gerade solche Kontinuitäten Enttäuschung und Verbitterung wecken, weil man die neugewonnene Freiheit bedroht sieht, ist verständlich. Andererseits sind derartige Kontinuitäten offenbar begrenzt, da die Figuren von *Simple Storys* sich in ihren Behördenkontakten dennoch nicht auf bewährte Strategien aus der DDR-Zeit stützen konnten. Ganz im Gegenteil zeigen sie Orientierungsprobleme, welche die Abhängigkeit von der staatlichen Verwaltung erst richtig problematisch machen.

Gerade die Abhängigkeit der vermeintlich ›freien‹ Unternehmer von den staatlichen Institutionen begegnet in *Simple Storys* mehrfach. So wird der kleine mittelständische Taxibetrieb Raffaels durch die tarifvertraglich festgelegte Lohnfortzahlung im Krankheitsfall bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit belastet, als der Fahrer Orlando Opfer eines ausländerfeindlichen Angriffes wird (Kap. 9). Trotz Orlandos nahezu unbegrenzter Flexibilität legt die Inflexibilität des Flächentarifvertrages paradoxerweise die Entlassung des Fahrers nahe, weil das Risiko einer Weiterbeschäftigung aus betriebswirtschaftlicher Perspektive größer erscheint als die Einarbeitung eines neuen Fahrers – ein krasses Beispiel für den häufig beklagten Umstand, dass das berechtigte gewerkschaftliche und sozialstaatliche Interesse an gemeinsamen arbeitsrechtlichen Standards wegen der immer unterschiedlicheren Situationen in den einzelnen Betrieben auch in sozialer Hinsicht immer häufiger kontraproduktiv wird. Die unweigerliche Abstraktheit aller gesetzlichen und vertraglichen Regelungen sowie der immanente Schematismus bürokratischen Handelns kollidiert in zunehmendem Maße mit der wachsenden Vielfalt der Lebensverhältnisse.

Den extremsten Fall bürokratischer Abhängigkeit stellt sicherlich der publizistische Mittelständler Christian Beyer dar, als er sich einer Betriebsprüfung durch das Finanzamt ausgesetzt sieht (Kap. 23), denn die dabei aufgedeckten Unregelmäßigkeiten bringen sein Anzeigenblatt in

unmittelbare Gefahr, den Betrieb einstellen zu müssen. Wenn man seinen Beteuerungen glauben darf, hat er nichts Illegales getan – er hat lediglich die Belege für ein länger zurückliegendes Geschäftsjahr zu früh vernichtet, kann es eben nur nicht beweisen. Danach wäre es bloß eine zufällige Wissenslücke aufgrund mangelnder Erfahrung eines Ostdeutschen im Umgang mit der westdeutschen Bürokratie, die hier die wirtschaftliche Existenz nicht nur Beyers, sondern auch seiner Angestellten gefährdet. An diesem Fall wird zunächst auf exemplarische Weise deutlich, wie weit die Verselbständigung der Bürokratie bereits fortgeschritten ist: Es sind die Klienten, die sich an deren Systemlogik anpassen müssen; auf sie wird die Informationspflicht abgewälzt, von ihnen wird die Kenntnis der steuer- und verwaltungsrechtlichen Bestimmungen verlangt – bei Strafe ausbleibender Dienstleistungen oder sogar empfindlicher Restriktionen. Bei einem Entwicklungsstand dieser Bestimmungen und Gesetze, der oft nur noch von Fachleuten durchschaut werden kann, führt dies zu dem Paradoxon, dass entsprechende Spezialisten als private Dienstleister angestellt werden müssen, um Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen zu erlangen oder den gesetzlichen Anforderungen zu genügen: hier die Steuerberater.

Dies gilt auch dann, wenn sich auf den zweiten Blick Zweifel an Beyers Version einstellen: Es ist wenig glaubhaft, dass die ganze Existenz seines Betriebes durch das bloße Fehlen von Belegen auf dem Spiel steht. Fachleute haben mir denn auch bestätigt, dass in einem solchen Fall lediglich eine Schätzung der Einkommenssteuer vorgenommen wird, die in der Regel etwas höher liegt als das, was man mit einer regulären Steuererklärung erreichen kann; existenzgefährdend wird dies aber nicht. Wenn Beyer also beteuert, „es ist auch nichts passiert, nichts Ungesetzliches, keine Unterschlagung“ (SiSt 239), so muss man offenbar genau etwas Derartiges vermuten, irgendeine illegale Manipulation, die bei seiner in New York deutlich gewordenen Finanznot auch ein Motiv hätte. Dies hat auch der Autor selbst auf meine Anfrage bestätigt.

Beyer mag subjektiv das Gefühl gehabt haben, dass ihm in seiner ökonomisch bedrängten Lage gar keine Wahl bleibe; das Resultat seiner Regelübertretung ist jedenfalls eine Situation äußerster Ohnmacht: Er ist in seiner wirtschaftlichen Existenz den Entscheidungen des Amtes vollkommen ausgeliefert. Dass eine solche Situation radikal asymmetrischer Machtverteilung für die Amtsträger eine große Versuchung zum Missbrauch mit sich bringt, wird durch diesen Fall ebenfalls illustriert: Beyer bleibt aufgrund der eindeutigen Rechtslage gar nichts anderes übrig, als weitere illegale Optionen zu wählen, wenn er nicht einfach aufgeben will; er versucht, den zuständigen Beamten zu bestechen, und als finanzielle Anreize nicht ziehen – dafür sind deutsche

Beamte zu gut bezahlt und Beyers Mittel zu begrenzt –, bietet er die sexuellen Dienste seiner Partnerin an. Auf diese Weise gelangt ein Repräsentant staatlicher Macht an die restlose Verfügungsgewalt über einen menschlichen Körper.

Dass Hanni diese Situation mit der feudalen Leibeigenschaft vergleicht, ist jedoch nur unter der Voraussetzung plausibel, dass sie Bayers Aussagen Glauben schenkt: »Wir dachten nur, so was gibt's nicht mehr, zumindest nicht bei uns, das ist ausgestorben, wie der Feudalismus eben« (SiSt 237). Was diese Bemerkung zum Ausdruck bringt, ist also nicht so sehr eine kritische, aber realistische Einschätzung des neuen rechtsstaatlichen Verwaltungssystems (das den Klienten anders als in der DDR ja bei unrechtmäßiger Behandlung immer noch den Gang vors Verwaltungsgericht eröffnet), sondern das Ausmaß an Macht und Willkür, das man dem neuen System von Seiten seiner neuen ostdeutschen Klienten nach nur kurzer Erfahrung zutraut: In Hannis Augen ist beides praktisch unbegrenzt: „Wer Macht hat, erpresst eben. Dem kommt das ganz normal vor" (SiSt 239). Entsprechend ist für sie die eigene Situation durch völlige Ohnmacht gekennzeichnet – eine Ohnmacht, deren Aktualisierung eine bloße Sache von Glück und Unglück ist:

> »Warum solln wir eigentlich verschont bleiben?« fragte Hanni dann. »Wir sind einfach nur verschont geblieben, das ist alles, einfach Glück [...]« [...] »Eigentlich sind wir Glückskinder [...]. Wir sind einfach nur verschont geblieben.« (SiSt 237)

Trotz des offenkundigen Sarkasmus in dieser Äußerungen wird die totale Abhängigkeit von staatlichen Institutionen hier als allgemeines Schicksal impliziert, von dem es nur zufällige, rational nicht erreichbare Ausnahmen gibt – Schicksalsglaube ist ja ein typisches Sinngebungsschema bei Ohnmachtserfahrungen. Dabei ist es offenbar besonders die persönliche Erscheinungsform der Abhängigkeit, welche dem Feudalismus-Vergleich zugrunde liegt. Diese gehört aber eigentlich gerade nicht zu den Eigenschaften des bundesdeutschen Verwaltungssystems, sondern ist ein Resultat von Beyers Versuch, durch Bestechung auf persönliche Weise zu intervenieren. Erst durch das Angebot persönlicher Verfügungsrechte als Gegenleistung für ein amtswidriges Verhalten eines einzelnen Behördenvertreters ergibt sich die Ähnlichkeit mit dem Feudalismus – ein Arrangement, das auch für den letzterem durchaus mit einem beträchtlichen Risiko verbunden ist. Möglicherweise greift Bayer dabei sogar auf ein Verhaltensmuster aus DDR-Zeiten zurück, wo die Verwaltung weniger auf neutraler Amtsführung ohne Ansehen der Person mittels abstrakter, berechenbarer Regeln, sondern mehr auf einer bewussten politischen Parteilichkeit beruhte, die eben auch mehr Raum für informelle Absprachen ließ (Hettlage 1995, 25 u. 44).

Jedenfalls zeigt sich in Hannis Charakterisierung der Verwaltungsmacht ähnlich wie im Falle von Conny Schuberts Quasi-Vergewaltigung (Kap. 2) und bei Dieter Schuberts Einordnung einer ausländischen Frau als ›kapitalistische Arbeitssklavin‹ (SiSt 167), dass die Enttäuschung idealisierter Vorstellungen von ›westlicher Freiheit‹ durch die Wiedervereinigung und die real fortbestehenden Abhängigkeiten von einem ausdifferenzierten Institutionensystem bei nicht wenigen zu einem Umschlag der Idealisierungen in die alten sozialistischen Propaganda-Schreckbilder vom Kapitalismus führt – nach denen sowohl die politischen Institutionen der parlamentarischen Demokratie als auch das Rechtssystem und die Verwaltung letztlich nur die Handlanger einer rücksichtslos nach Profit strebenden Kapitalistenklasse sind.[191]

Dazu passt jedenfalls, dass Hanni die Abhängigkeit von staatlichen Institutionen durch ihre Nacherzählung eines amerikanischen Spielfilmes mit der Abhängigkeit von der Institution Markt gleichsetzt. Auch in diesem sarkastisch als „tolle Komödie“ bezeichneten Film wird die Prostitution als rationales Wirtschaftsverhalten dargestellt und mit der Spekulation mit Schweinebäuchen auf eine Ebene gestellt (SiSt 238). Die Erfahrung der Ohnmacht und des Irrationalen, die undurchschaubare und unberechenbare Logik der Institutionen ist für Hanni in beiden Fällen ähnlich. Sie wird zudem resignativ-abwiegelnd als Normalität hingestellt, deren Ungeheuerlichkeit ihnen nur deshalb auffalle, weil sie zufällig bislang davon unbehelligt geblieben waren: »Ich weiß nicht, warum ich mich so aufrege. Du machst den Fernseher an und kannst jeden Abend so eine Geschichte sehen. Wirklich. Vielleicht nicht jeden Abend, aber so gut wie« (a.a.O.).

Zugleich aber wird in beiden Fällen von den Abhängigen ein selbständiges Handeln verlangt: Im Film prostituiert sich die Frau aus eigener Initiative, und auch von Christian Beyer und Hanni wird eine eigene Entscheidung verlangt: Ersterer muss die ökonomische Instrumentalisierung seiner Partnerin zulassen, vor allem aber letztere muss einwilligen und das Ganze in die Tat umsetzen. Beide könnten ebenso gut auch eine andere Entscheidung fällen, und das zeigt (neben der entscheidenden Differenz des offenen Rechtswegs) einen weiteren Unterschied zur feudalen Leibeigenschaft, wo diese Möglichkeit nicht bestand. Während also die Handlungsalternativen von den Institutionen vorgegeben sind, wird die Wahl zwischen ihnen den Klienten überlassen, und die Zahl der Alternativen ist weitaus größer, wenn man sich an die institutionellen Regeln

[191] Natürlich ließe sich hier einwenden, dass Situationen totaler Abhängigkeit von der Bürokratie in der DDR eher noch wahrscheinlicher waren, da dort ja die Bürokratie tatsächlich ein Instrument der Mächtigen gewesen ist; gerade entsprechende Erfahrungen können hier aber auch auf das neue System projiziert worden sein; es könnte sich also um ein DDR-spezifisches Interpretationsmuster handeln.

hält. Freiheit ist hier die Freiheit der Entscheidung zwischen Möglichkeiten (und ihren Konsequenzen), die selbst der freien Verfügungsgewalt entzogen sind – ein allgemeines Merkmal institutionengebundenen Handelns der Gegenwart. Freiheit und Abhängigkeit gehen hier eine eigentümliche Verbindung ein, die von einem Interpretationsmuster, das sie als oppositionelle Werte versteht, nicht angemessen zu verstehen ist – und genau dieses Interpretationsmuster haben Hanni und Christian Beyer aus ihrer DDR-Sozialisation mitgebracht, denn in der offiziellen Ideologie wurde das eigene System als ›Freiheit‹ der ›Unfreiheit‹ des Kapitalismus gegenübergestellt, während der tatsächlich erfahrenen Unfreiheit von vielen das Wunschbild westlicher Freiheit gegenübergestellt wurde, wie es der bundesrepublikanischen Propaganda entsprach. Nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes stellt sich nun heraus, dass es auf die aktive und selbständige Ausschöpfung begrenzter Freiräume ankommt.

Dass auch in weniger extremen Situationen der einzig adäquate Umgang mit Institutionen in entschlossener Eigeninitiative besteht, illustriert Hanni mit der Erzählung von Christian Beyers Versuch, die Beseitigung einer Amsel aus einem Supermarkt zu beeinflussen: Er geht direkt zum Chef und schlägt ihm eine praktikable Lösung vor, die das Tier überlebt – eine symbolische Szene auch deshalb, weil es darum geht, ein für die Freiheit stehendes Wesen, das sich in das für sie lebensfeindliche Terrain des Marktes verirrt hat, seinem eigentlichen Element zurückzugeben. Zugleich werden durch die Geschichte aber nochmals die Grenzen jener informell-persönlichen Handlungsstrategie deutlich, die Beyer auch bei der Bestechung des Finanzbeamten gewählt hat: aufgrund der asymmetrischen Machtverhältnisse besitzt sie keinerlei Erfolgsgarantie – so lässt sich der Supermarktleiter von Beyer nicht zum Eingreifen überreden (SiSt 238f). Ähnlich hätte auch der Finanzbeamte Beyers Angebot ablehnen und die rechtlichen Konsequenzen aus den entdeckten Manipulationen ziehen können. Effektive Einflussmöglichkeiten haben die Klienten nur, wenn das geltende Recht auf ihrer Seite ist.

Die ganze Problematik der in dieser Story dargestellten Institutionenabhängigkeit wird aber erst deutlich, wenn man sich klar macht, dass es Beyer mit seinen anzunehmenden Rechtsverstößen sehr wahrscheinlich nicht um persönliche Bereicherung, sondern um die Existenz seines Unternehmens ging. Vermutlich hatte er nur die Wahl, sich an die Regeln zu halten und Konkurs anzumelden oder das persönliche Risiko einzugehen, das mit einer Regelübertretung verbunden ist. Aus dieser Perspektive konnte ihm eine illegale Manipulation durchaus als die rationalere Alternative erscheinen: Eine noch so geringe Chance zu nutzen ist besser, als von vornhe-

rein darauf zu verzichten. Hier wird eine enge Verschränkung von Markt- und Institutionenabhängigkeit deutlich, die sich ja auch in der Überblendung beider Themen in diesem Kapitel spiegelt: Was die Existenz und den Erfolg von Unternehmen angeht, so stützen die staatlichen Institutionen die Marktabhängigkeit, indem sie alle Strategien, welche die Marktgesetze zu umgehen versuchen, zu unterbinden trachten (Gewaltanwendung, Erpressung, Betrug etc.) – aber auch indem sie die Konsequenzen eines Bankrotts sozial abfedern. Wer also wie Beyer am Markt nicht besteht, hat gerade aufgrund des westlichen Rechts- und Verwaltungssystems keine andere Chance als aufzugeben. Damit entlarvt die literarische Zuspitzung des 23. Kapitels die zynischen Dimensionen, die in Marktgesellschaften die spezifisch eingeschränkte Freiheit institutionengebundenen Handelns annehmen kann. Denn hier sanktioniert das Recht immer auch die Regeln der kapitalistischen Marktwirtschaft, die dem Einfluss demokratischer Mitbestimmung entzogen sind. Und das kann wie in Beyers Fall dazu führen, dass das eigene wirtschaftliche Überleben einen Gesetzesbruch notwendig macht.

Zudem stellt das 23. Kapitel dar, dass die Entscheidung zwischen institutionell vorgegebenen Alternativen enorm erschwert wird, wenn in ihr zwei Handlungsfelder mit unterschiedlichen Normen und Werten ineinander greifen: Gewährt man der staatlichen oder ökonomischen Macht Zugriff auf den eigenen Intimbereich, so geschieht dies aufgrund einer eigentümliche Abwägung zwischen Kosten, die sich eigentlich nicht miteinander vergleichen lassen: den psychosozialen Kosten einer befristeten Verletzung und Instrumentalisierung der Intimsphäre einerseits und den ökonomischen Kosten einer gescheiterten Betriebsprüfung andererseits. Dabei wird in Hannis Äußerungen deutlich, dass die psychosozialen Kosten – besonders in ihrer zeitlichen Dimension – einer fremden, ökonomisierenden Beurteilung unterworfen werden:

> »Es wäre Wahnsinn, es nicht zu machen. Es steht in keinem Verhältnis.« (SiSt 238) »Und wenn ich mir vorstelle, dass jetzt deine ganze Arbeit umsonst gewesen sein soll.« (SiSt 239) »Er gibt seinen Krakel. Wenn er den gegeben hat, ist er weg, nicht? Dann hat sich das erledigt. Dann ist Schluss, ein für allemal. Oder?« (a.a.O.) »Ich werde einfach die Augen zumachen und an dich denken.« (SiSt 240) »Vielleicht macht es ja auch Spaß – wenn ich dabei an dich denke.« (SiSt 241)

Die Selbstprostitution wird wie eine Dienstleistung dargestellt; das Unangenehme daran zu ertragen, einem Fremden diese Nähe zuzugestehen, ist die eigentliche Arbeit. Dass Hanni es trotz aller alkoholischen Betäubungsversuche schließlich doch nicht über sich bringt, diesen Schritt zu gehen, zeigt jedoch, dass diese Form von Arbeit eine Selbstverstümmelung bedeutet, die nach dem

Akt eben nicht einfach vorbei ist, sondern das Selbstwertgefühl dauerhaft schädigt – entsprechend ist sie eben auch nicht mit ökonomischen Vorteilen aufzuwiegen. Mehr noch: das Anliegen Beyers zerstört die Intimität zwischen dem Paar, weil diese gerade auf der Ausschließlichkeit eines nicht-instrumentellen Verhältnisses beruht. Im Halbschlaf scheint Christian Beyer am Ende des 23. Kapitels mit der Verwechslung von Wohnung und Nachtzug zu zeigen, dass auch er die ökonomische Instrumentalisierung seiner Lebenspartnerin nur durch eine Art blinden Schicksalsglauben ertragen kann. Zugleich aber wird durch den medieninduzierten und halb traumhaften Charakter dieser Vorstellung deutlich, dass es sich um eine Kompensationsphantasie handelt, die sich auf den Rahmen des Fernsehkonsums beschränkt – parallel dazu geht er wohl davon aus, dass er die Lösung seiner administrativen Probleme erfolgreich an Hanni delegiert hat.

Verschiedene Aspekte dieser Darstellung werden durch die weniger existentiellen Erfahrungen anderer Romanfiguren bestätigt und erscheinen damit als Teil der alltäglichen Normalität. Das gilt etwa für Martin Meurers Führerscheinentzug, der ihn ausgerechnet während seiner Probezeit als Vertreter in erhebliche Mobilitätsprobleme stürzt. Trotzdem schickt er die Fahrerlaubnis folgsam ein und nimmt damit einen beträchtlichen logistischen Mehraufwand in Kauf (SiSt 41f). Erst nachträglich, während einer kritischen Selbstreflexion im Taxi, wird ihm klar, dass er durch das Einlegen von Widerspruch zumindest wertvolle Zeit gewonnen hätte (SiSt 47). Was im Umgang mit der DDR-Bürokratie noch angemessen war, ist in der vom „New Public Management“ beeinflussten Verwaltung westlichen Stils als autoritätshörige, unselbständige Reaktion nun das unnötige Verschenken einer Chance: Gefordert ist auch hier eine entschlossene Eigeninitiative, die sich nicht einschüchtern lässt, aber auch hier kann sie nur innerhalb der bürokratischen Eigenlogik erfolgen und setzt eine genaue Kenntnis der entsprechenden Regeln voraus (Rehbinder 2003, 149f u. 161-65).

Am erstaunlichsten ist vielleicht das Empfinden verschiedener Romanfiguren, dass die bürokratische Reglementierung des Lebens durch den Übergang zum westdeutschen System nicht ab-, sondern zugenommen hat. So beschwert sich Hanni in einem Telefongespräch mit Barbara Holitzschek, dass der bürokratische Anteil an ihrer Tätigkeit als Direktorin des Naturkundemuseums enorm gewachsen sei, während die Effektivität solcher Bemühungen offenbar rapide nachgelassen hat:

> »Leute wie Frank wollen doch immer, dass wir Anträge schreiben, unsere Volksvertreter. Ich schreib nur noch Anträge und ärgere mich mit den Bauleuten rum. Und wenn nicht,

> mache ich den Bankern schöne Augen und halte bei den Rotariern Vorträge, weil die uns nen neuen Diaprojektor versprochen hatten.« (SiSt 85)

In der Tat ist es ein soziologischer Gemeinplatz, dass der schon seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmende staatliche Interventionismus sowie der Ausbau des Sozialstaates zu einer Bürokratisierung geführt hat, die sich immer auch als zunehmende Reglementierung des Bürgers, also als Einschränkung seiner Freiheit und Selbstverantwortung ausgewirkt hat (Habermas 1990, 226 u. 231ff; Beck 1986, 210ff) – ein Zusammenhang, der mittlerweile massiv zur Legitimation staatlicher Leistungskürzungen herhalten muss. Die funktionale Differenzierung, Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft, die sich vor allem in einer Schwächung lebensweltlicher Ordnungen bzw. sozialer Gruppenbindungen sowie in einer Vervielfältigung der Lebenslagen, Interessen und Bedürfnisse niederschlägt, förderte dabei nicht nur den Ausbau verrechtlichter Institutionen, sondern setzte zugleich der bürokratischen Standardisierung Grenzen und verstärkte dadurch die Komplexität, also auch den Umfang des Verwaltungshandelns und seiner Rechtsbasis. Das Auftauchen neuer Regulierungsbedürfnisse – wie etwa im Umwelt- und Datenschutz – wirkte in dieselbe Richtung (Rehbinder 2003, 82-86). Aufgrund all dieser kumulativen Tendenzen war die Bürokratisierung im Westen schon vor der Wende so weit vorangeschritten, dass der Unterschied zur DDR mit ihrer aufwendigen Partei- und Planungsbürokratie nicht mehr quantitativer, sondern lediglich qualitativer und struktureller Natur war (Geißler 2006, 164; Hettlage 1995, 25ff; Rehbinder 2003, 149): Wenn in der Bundesrepublik die Bürger mehr eigene Entscheidungsmöglichkeiten hatten, so lagen diese nicht in einem institutionellen Jenseits, sondern verdankten sich einem komplexeren und flexibleren Regelsystem, welches das Verwaltungshandeln oftmals entsprechend komplizierter und aufwendiger machte.

Interessant an Hannis Äußerung ist nun jedoch, dass sie die nötigen Mittel für ihr Museum trotz gesteigerter Intensität des Ämterkontaktes nur durch privates Sponsoring bekommen kann. Einerseits wird also die Erfahrung der DDR als ein Staatswesen mit ineffektivem ›bürokratischem Wasserkopf‹ von dem neuen System – zumindest aus subjektiver Sicht der Betroffenen – offenbar noch übertroffen, andererseits ist im Hinblick auf den Umfang staatlicher Leistungen jener schleichende Rückzug des unter chronischem Geldmangel leidenden Staates aus vielen öffentlichen Dienstleistungen zu spüren, für die der kulturelle Bereich nur ein prominentes Beispiel liefert. Der tendenzielle Rückzug des Staates aus bislang öffentlichen Dienstleistungen hat in paradoxer Verkehrung zum Wachstum der Bürokratie beigetragen. Tatsächlich ist eine solche

Entwicklung auch von Soziologen beobachtet und damit erklärt worden, dass staatliche Leistungen in den meisten Fällen nicht einfach gestrichen, sondern restriktiver gehandhabt werden, indem man die bürokratischen Hürden für ihren Zugang erhöht (oftmals unter dem legitimatorischen Vorwand, unrechtmäßige ›Trittbrettfahrer‹ auszuschließen). Zusammen mit dem Zwang zu immer weiterem Personalabbau leidet deshalb auch die Verwaltung westlichen Stils häufig unter Effektivitätsmängeln (Rehbinder 2003, 166f).

Dieser Zusammenhang zeigt sich in ähnlicher Weise bei Ernst Meurers (von seiner Frau geleiteten) Verhältnis zum Sozialamt: Der bis ins Absurde gesteigerte Informationshunger der Institution, von dem sich Renate Meurer offenbar in ihrem ›Recht auf informationelle Selbstbestimmung‹ verletzt fühlt, entspricht genau jenen erwähnten Restriktionsbemühungen gegenüber privaten Versorgungsansprüchen, welche im Zuge staatlicher Kostendämpfungsbemühungen den Bürokratisierungsprozess anheizen. Ihr polemischer Vergleich mit der Stasi drückt einerseits ein Gefühl des Ausgeliefertseins aus, macht aber andererseits auch die Unterschiede deutlich: Vom ostdeutschen Geheimdienst wurde man passiv zum Opfer gemacht, in der nach westdeutschem Muster aufgebauten Bürokratie kann und muss man sich häufig selbst entscheiden, ob man sich den Regelungen von Verwaltungsstellen unterwirft – und muss dann auch selbst die Initiative ergreifen. Man muss sich also zum ›freiwilligen Mittäter‹ machen, was für viele schwerer zu ertragen ist. Dennoch bewältigt Renate Meurer diese neuen Anforderungen im Umgang mit den Ämtern bei allem Unmut weitaus besser als ihr Mann, der weder die nötige Initiative aufbringt noch zur freiwilligen Unterwerfung unter die neuen bürokratischen Regeln bereit ist. Die Episode ist außerdem ein Hinweis darauf, dass sich die Reglementierung durch die neue Bürokratie für die Ostdeutschen nach der Wende auch deshalb mit besonderer Intensität (negativ) bemerkbar machte, weil die massiven wirtschaftlichen Krisenerscheinungen im Zuge des Transformationsprozesses die plötzliche Abhängigkeit eines historisch einmalig hohen Bevölkerungsanteils von staatlichen Transferleistungen zur Folge hatten.[192]

Dass diese gewandelte Form der Institutionenabhängigkeit nun jedoch im Unterschied zur DDR-Zeit nur noch begrenzt soziale Sicherheit garantieren kann, wird in einem Detail von prägnanter Symbolik deutlich, das ebenfalls Renate Meurer erwähnt: Das Treppenhaus des Sozialamtes ist mit einem Netz gegen Selbstmörder gesichert, das mit einem roten Schal noch zusätzlich

[192] Im Westen war diese Abhängigkeit zwar ebenfalls gewachsen, jedoch in einem ›schleichenden Prozess‹ über Jahrzehnte hinweg, so dass sie weniger drastisch spürbar geworden war.

markiert ist (SiSt 228). Eine Gleichsetzung mit dem ›sozialen Netz‹ liegt nahe und wird von Renate Meurer explizit gezogen, während ihr Sohn Martin noch die Verunglimpfung als ›soziale Hängematte‹ hinzufügt, mit der Sozialhilfeempfänger immer wieder als Faulpelze stigmatisiert werden (a.a.O.). Der rote Schal soll nun das Netz für alle sichtbar machen, um schon Suizid*versuche* zu unterbinden. Allein die Existenz des Netzes deutet darauf hin, dass solche Versuche – zumindest anderswo – tatsächlich stattgefunden haben, und der rote Schal belegt, dass sie ohne diese Markierung weitergegangen waren. Objektiv ist diese Installation ein drastisches Anzeichen dafür, dass die Institution ihre Funktion nicht mehr für alle Menschen erfüllt: Wenn Menschen gerade hier aus Verzweiflung den Freitod wählten, so muss man davon ausgehen, dass sie aus echter Not kamen, ohne Hilfe zu erhalten. Netz und Schal zeigen zugleich, dass auch solche Taten das Amt nicht zu einer Kurskorrektur bewogen haben; indem die Maßnahme die Konsequenzen des Verwaltungshandelns lediglich aus ihrem unmittelbar erkennbaren Verantwortungsbereich hinausverlagert, zeugt sie vielmehr von einem kaum zu überbietenden Zynismus. Hinzu kommt die symbolische Bedeutung: Wenn das soziale Netz eigens eine künstliche Markierung braucht, um von allen wahrgenommen zu werden, dann kann es um seine Effektivität aus Sicht der Betroffenen nicht allzu gut bestellt sein – und Gleiches gilt für die Auszeichnung als ›sozialdemokratische‹ Errungenschaft durch den entsprechenden Symbolwert des roten Schals.

Dass die angeführten Tendenzen im Verhältnis zur Bürokratie bei Ausländern noch extremer ausgeprägt sind, spiegelt sich im Roman anhand der Figuren Orlando und Tahir. Ersterer bekommt auch nach seiner Verletzung durch einen fremdenfeindlichen Angreifer keine volle Sozialhilfe (SiSt 94), letzterer bietet Martin Meurer seine Lebensgefährtin als Ehefrau an, um ihr ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht zu sichern (SiSt 210). Damit ist nur angedeutet, dass Ausländer auf dem Arbeitsmarkt zusätzlichen amtlichen Restriktionen unterliegen, dass sie aber vor allem im Hinblick auf ihr Aufenthaltsrecht noch in viel fundamentalerer Weise vom bürokratischen Apparat abhängig sind als deutsche Staatsbürger.[193] Dass solche Restriktionen und existentiellen Abhängigkeiten an die Grenze des Erträglichen gehen können, wird im Roman durch den Selbstmord einer Bosnierin angedeutet, die sich im Asylantenheim aus dem Fenster stürzt. Dass die Kombination aus erzwungener Untätigkeit wegen der Asylanten häufig verweigerten Arbeits-

[193] Ein besonderer Fall im Umgang mit den Behörden ist Marianne Schuberts Versuch, einen Waffenschein zu erhalten. Ihre naive Offenheit bei der Befragung durch eine Psychologin (SiSt 252) zeigt einen eklatanten Mangel an taktischer Versiertheit im Umgang mit Behörden, der wohl auch in der DDR kontraproduktiv gewesen wäre.

erlaubnis[194] und des schwebenden Verfahrens zur Anerkennung des Aufenthaltsrechtes[195] eine hohe psychische Belastung darstellt, ist jedenfalls bei Fachleuten weithin anerkannt (Oberndörfer 8f; Wille 98-102). Sie ist in dieser Hinsicht nur graduell belastender als die Situation vieler anderer Ausländer, die erst nach fünf Jahren eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis erhalten und erst nach acht Jahren eine Aufenthaltsberechtigung, die auch bei Sozialhilfebezug vor Ausweisung schützt (Geißler 1992, 156). Damit ist die Situation der ethnischen Minderheiten jedoch nur äußerst selektiv angerissen, was in erster Linie daran liegen dürfte, dass sie in den neuen Bundesländern lediglich einen extrem geringen Bevölkerungsanteil haben. Immerhin wird deutlich, dass sie gerade wegen des weitgehend monoethnischen Charakters der ostdeutschen Gesellschaft in besonders ausgeprägter Randständigkeit leben und im Zusammenhang mit den Krisenaspekten der Transformation häufig in die Rolle eines Sündenbocks gedrängt werden (Geißler 2006, 250f).

Die überwiegend negativen Erfahrungen der Romanfiguren mit der neuen Bürokratie und ihre entsprechend negativen Urteile über sie korrespondieren mit der relativ geringen Akzeptanz, die Soziologen in Bezug auf die gewandelte institutionelle Struktur festgestellt haben. Umfragen zeigen, „daß die Leistungen der Behörden in den neuen Bundesländern relativ kritisch beurteilt werden: Lediglich ein Drittel der Befragten war [1993] mit der generellen Arbeitsweise der Behörden zufrieden, wobei die Unzufriedenen besonders häufig unter denen zu finden waren, die von öffentlichen Hilfen und Leistungen abhängig waren“ (Löwenhaupt 1995, 156ff). Die Forscher bringen diese Stimmungslage mit dem Umstand in Verbindung, dass der Transformationsprozess in Bezug auf die staatliche Verwaltung durch eine völlige Aufhebung der DDR-Institutionen und eine radikale Implantierung der westlichen Institutionen gekennzeichnet war (Hettlage und Lenz 1995, 17f). Dadurch habe sich ein folgenreiches Problem bei der ›Passung‹ von Institutionen und Individuen ergeben, denn die sozialintegrative Strukturierungsleistung eines Institutionensystems basiere ja „auf einer Korrespondenz zwischen den in die Institutionen eingelassenen Rationalitätskriterien einerseits und den eingelebten Verhaltensroutinen der Individuen, ihren sedimentierten Erfahrungen und einsozialisierten Wertbeziehungen andererseits“ (Wingens 2000, 172). Insofern sah man früh, dass „das transplantierte Gewebe der westdeutschen Institutionen in der ehemaligen DDR auf soziokulturelle Unverträglichkeitserscheinungen, ja

[194] Seit 1991 können Asylanten zwar eine Arbeitserlaubnis erhalten, aber diese wird „je nach Arbeitsmarktlage“ vergeben, d.h. gerade in den neuen Bundesländern mit ihrer hohen Arbeitslosigkeit selten erteilt (Dicke 1999, 26).
[195] Die Anerkennungsquote ist zudem notorisch niedrig: Sie lag 1997 bei bloß 4,9%, während die Ablehnungsquote 59,7% betrug (Dicke 1999, 26).

Abstoßungsreaktionen stoßen könnte‹ (Offe 1991, 80f)“. Die Erwartung, dass solche Abstoßungsreaktionen durch das effektive Funktionieren der neuen Institutionen und deren umerziehende Wirkung verhindert werden könnten, hat sich nicht erfüllt, so dass die Passungsproblematik in aller Schärfe aufbrach (Wingens 2000, 172f).

> Das in Ostdeutschland virulent gewordene Passungsproblem von („neuen“) Institutionen und („alten“) Individuen ist [...] zu verstehen als vereinigungsbedingte Reaktion auf die jenem Transformationskonzept „nachholender Modernisierung“ qua radikalem Institutionentransfer immanente Entwertung von Biographien und Gesellschaftsgeschichte der DDR. (a.a.O., 173f)

DDR-Bürger hatten sich im Umgang mit der dirigistischen, aber nicht besonders effektiven Verwaltung ihres Staates andere Strategien angeeignet als jene, die für die später übergestülpte westdeutsche Verwaltungsstruktur angemessen und erforderlich waren: Im offiziellen Kontakt mit den Ämtern war Zurückhaltung, Flexibilität und Anpassungsbereitschaft gefordert, teilweise auch respektvolle Unterwürfigkeit. Das für sozialistische Verwaltungen typische dezisionistische Entscheidungsverhalten (Löwenhaupt 1995, 157) gab dem Klienten nur in der Gestaltung seiner persönlichen Beziehung zum Amtsträger einen gewissen Spielraum zur Einflussnahme; ein Beharren auf Ansprüchen und ein Pochen auf Rechtstiteln war dagegen eher kontraproduktiv. Dafür gab es jedoch relativ viele Möglichkeiten, diese offizielle Ebene zu unterlaufen und – vor allem durch informelle Beziehungen – die eigenen Interessen an den bürokratischen Institutionen vorbei durchzusetzen (Wingens 2000, 188, 190ff, 194f). Solche Möglichkeiten sind in der neuen, nach westdeutschem Muster errichteten Verwaltung sicherlich nachhaltig geschrumpft – deshalb das Gefühl, die bürokratische Reglementierung habe zugenommen –, und auch das persönliche Verhältnis zum Amtsträger hat trotz aller Bemühungen um „Klientenorientierung“ (Rehbinder 2003, 161) gegenüber einer modernen, sachlich-schematischen Routine an Bedeutung verloren – deshalb das verbreitete Gefühl, wie eine Nummer behandelt zu werden (Löwenhaupt 1995, 157). Eigene Einflussmöglichkeiten im offiziellen Umgang mit den Verwaltungsdienststellen bestehen nur durch ein aktives, selbstbewusstes und hartnäckiges Vorgehen, das sich in der Gesetzesmaterie auskennt und sie für die eigenen Interessen nutzbar zu machen weiß – gegebenenfalls unter Ausnutzung aller Beschwerdemöglichkeiten, notfalls mit Hilfe professioneller Unterstützung und/oder über die Verwaltungsgerichte (die es in der DDR nicht gab). Diese ungewohnte Notwendigkeit streitbarer und beharrlicher Aktivität erfordert ein Umlernen und musste bei den

ehemaligen DDR-Bürgern zunächst den Eindruck erwecken, die Verwaltung komme ihren Dienstpflichten nicht effektiv nach.

Einziges Beispiel einer erfolgreichen Interaktion mit der neuen Bürokratie ist Dieter Schuberts Streben nach Anerkennung als politisch Verfolgter des SED-Regimes; auch von seiner Seite war offenbar ausdauernde und zielgerichtete Initiative erforderlich, um seinem Anspruch Geltung zu verschaffen, jedenfalls unterstellt ihm Peter Bertram eine weitgehende Konzentration seiner Aufmerksamkeit und Energie auf dieses Ziel (SiSt 153), und für Renate Meurer liegt hier die Ursache dafür, dass er eine Gelegenheit zum Gespräch mit ihrem Mann nicht genutzt hat: Nach seinem gescheiterten Versuch, in Assisi auf eigene Faust Gerechtigkeit zu erlangen, hat er sich nun für die Transformation von persönlicher historischer Verantwortung in anonyme staatliche Transferleistungen entschieden (SiSt 228). Eine ähnliche Verlagerung von persönlichen Bindungen hin zu anonymen Institutionen zeigt Renate Meurer später im Umgang mit ihrem Mann, als dessen psychische Destabilisierung pathologische Züge annimmt: Sie ergreift die Gelegenheit, den zu einer Bedrohung für ihr wirtschaftliches Überleben und das eigene Glücksstreben gewordenen Ehemann in die Psychiatrie abzuschieben und will auch ihren Sohn davon abhalten, sich nach der Entlassung persönlich um seinen Stiefvater zu kümmern (SiSt 230f).

Während Dieter Schubert sich aktiv seinen Status als politisch Verfolgter erkämpft und deshalb wohl im Umgang mit den Behörden zum Typus der „selbstbewussten Klienten“ gezählt werden kann, dürfte Ernst Meurer, der in der DDR sicher den „autoritätsgläubigen Untertanen“ zuzurechnen war, nun aber ohne die Hilfe seiner Frau überhaupt nicht mehr aufs Arbeits- und Sozialamt geht, zu den „Frustriert-Resignativen“ gehören, die zwar die Arbeitsweise der Behörden negativ beurteilen, zugleich aber eine nachhaltige Konfliktscheu zeigen (Löwenhaupt 1995, 160f). Nimmt man jedoch Renate Meurers pragmatische Anpassungsbereitschaft auch gegenüber der neuen Behördenstruktur hinzu, so überwiegt in der Romandarstellung trotz des geringen Zufriedenheitsgrades der aktive und selbstbewusste Umgang mit den staatlichen Institutionen. Im Vergleich mit statistischen Erhebungen entspricht dies einem Anteil der selbstbewussten Klienten von 46%, während die autoritätsgläubigen Untertanen nur 23% und die Frustriert-Resignativen 11,3% ausmachen (a.a.O., 160).

Ein eigentümlicher Grenzfall beim Umgang mit der neuen Bürokratie ist Enrico Friedrichs Versuch, sich öffentliche Transferleistungen durch Selbstverstümmelung zu erschleichen. Gehört er zunächst zu den Figuren, die in ihrer völligen Unselbständigkeit von Dritten geduldig

darauf hingewiesen werden müssen, welche Möglichkeiten staatlicher Hilfeleistung er beanspruchen kann (SiSt 275), scheint er schon im folgenden Kapitel genug über die Strategien für den Behördenverkehr gelernt zu haben, um sich ihre Manipulation im Sinne seinen eigenen Interessen zuzutrauen. Dies vermutet auch Raffael: »Vermutlich will er nur weiter krank geschrieben werden [...]. Er will Kasse machen und Romane schreiben« (SiSt 287). Der gleichen Ansicht ist sein Sohn David: »Ein Invalidenschein – das wärs natürlich!« (SiSt 288). Schon allein der Umstand aber, dass Friedrich für eine Fortsetzung seiner staatlichen Alimentierung bereit ist, sich selbst einen Beinbruch zuzufügen, weicht stark von den gewöhnlichen Strategien zur Erschleichung öffentlicher Leistungen ab – sein ›Einsatz‹ enthält ein selbstzerstörerisches Element, das im Widerspruch zu dem Ziel steht, sich auf Kosten des Staates ein schönes Leben zu machen. ›Kosten‹ und ›Nutzen‹ stehen in keinem rationalen Verhältnis mehr zueinander, so dass seine Strategie als unangemessen gelten muss. Und dieses irrationale, selbstzerstörerische Element ist umso bedeutender, als mit Friedrichs Sprung im Treppenhaus die versuchte Manipulation der Behörden von einem Selbstmord ununterscheidbar geworden ist (SiSt 290f). Auf diese Weise verkehrt sich die Erschleichung von Vorteilen in ihr Gegenteil. Auffällig ist in diesem Zusammenhang natürlich auch die Beziehung zwischen Friedrichs Sprung in den Treppenhausschacht und jenen Selbstmordversuchen, die zu einer Sicherung des Treppenhauses im Sozialamt geführt haben. Damit parallelisiert der Text die Verzweiflungstat von Klienten, denen eine Unterstützung verweigert worden ist, mit einem missglückten Versuch, sich eine solche Unterstützung zu erschleichen. Die Erfolglosigkeit im Umgang mit den Behörden und die damit verbundene Verzweiflung werden so auch bei Enrico Friedrich hervorgehoben.

Insgesamt zeigt jedenfalls auch Schulzes Darstellung der Beziehung zwischen ostdeutschen Provinzbewohnern und den neuen staatlichen Verwaltungsinstitutionen jene paradoxe Kombination von individualisierender Freisetzung aus persönlichen Bindungen und verstärkter Abhängigkeit von abstrakten Institutionen: Während der persönliche Dezisionismus der Amtsträger und die informellen Wege seiner Umgehung einem lückenloseren sachlich-formellen Entscheidungsverfahren gewichen ist, haben sich die formellen, institutionellen Einflussmöglichkeiten bedeutend erweitert – ja deren Wahrnehmung und die entsprechenden Kompetenzen sind zu Bedingungen der Interessenwahrnehmung geworden. Die Biographien von Schulzes Romanfiguren sind, ganz wie Beck dies beschreibt, einerseits vollkommen von eigenen Entscheidungen und eigener Initiative abhängig geworden, andererseits aber können diese Entscheidungen nur zwi-

schen einer begrenzten Anzahl von Alternativen und nach den systemspezifischen Regeln getroffen werden, welche durch die großen Institutionen vorbestimmt sind: dem Arbeitsmarkt, dem Ausbildungssystem, dem Sozialsystem, dem Rechtssystem, den Marktgesetzten von Angebot, Nachfrage und Profitabilität, dem Zwang zur Effektivität usw. Die neuen Freiheiten sind also durch ein komplexes Ensemble von je unterschiedlich gezogenen Grenzen eingeschränkt, Freiheit und Unfreiheit durchdringen sich in komplizierter Weise und machen polarisierende Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster zunehmend untauglich.

F. Konsum

Zu den großen Institutionen, welche die Individualisierung zugleich fördern und durch neue anonyme Abhängigkeiten sowie durch Standardisierung einschränken, gehört neben dem Arbeitsmarkt natürlich auch der Warenmarkt, das heißt für die Masse der Lohnabhängigen: der Markt der Konsumgüter (Beck 1986, 212; Münch 1991, 31). Bei der Darstellung seiner Rolle im Alltagsleben der Romanfiguren von *Simple Storys* fällt zunächst vor allem ins Auge, dass seine positiven Leistungen, die sicherlich zu den am meisten auf Zufriedenheit stoßendenden Aspekten der Vereinigung gehören, im Roman deutlich unterrepräsentiert sind. Wenngleich das Angebot sich quantitativ vervielfacht und qualitativ oft verbessert hat und die finanziellen Mittel nach der Währungsunion und der günstigen Konvertierung der DDR-Vermögen durchaus nicht fehlten, so dass der Konsum kräftig anzog, ist von der Konsumeuphorie der frühen Nachwendezeit im Roman so gut wie nichts zu spüren.

Die ›Segnungen der Warenwelt‹, die doch eine der großen Attraktionen des kapitalistischen Systems für die Ostdeutschen gebildet hatten, werden vorwiegend am Rande, durch winzige charakteristische Details, repräsentiert. So fällt etwa die durchgängige Verwendung von Markennamen auf: Andrea Meurer kauft in der „Tip-Kaufhalle“ ein und raucht „Prince Denmark“, Edgar schenkt seiner Gelegenheitsgeliebten Utchen ein „Sabatini-Parfüm“ (SiSt 116), auf Raffaels Schreibtisch liegt eine leere Schachtel „Toffifee“ und Peter Bertram tauft einen von ihm geangelten Karpfen „Big Mac“. Es werden diverse Alkoholika wie „Jim Beam“, „Küstennebel“ und „Batida de Coco“ getrunken, aber auch „Clausthaler“ und „Vita-Malz“. Auf der Straße begegnet ein „Plus“-Lkw mit dem Werbespruch „Prima leben und sparen.“ Marianne Schubert arbeitet im „Möbelparadies“ und benutzt beim Spülen einen „Glitzi-Schwamm“, auf ihrem Schreibtisch liegt ein Radiergummi in Form eines VW Käfers, und zu Hause liegen die Zeitschriften „Burda“ und „TV Spielfilm“ herum – die Anzahl der Beispiele ließe sich beliebig vermehren. Der Text ist also durchsetzt von unzähligen Markennamen, welche die allgegenwärtige Präsenz der Warenwelt stets bewusst halten; der Akt des Kaufens und Konsumierens jedoch sowie die noch frische Faszination der Warenwelt mit ihrer enorm erweiterten Wahlfreiheit – nach dem Fall der Mauer massenhaft bezeugt – fließen kaum in die Darstellung ein.

Die seltenen Ausnahmen begegnen zudem regelmäßig in einem Kontext, der ihren Wert relativiert. Die neue Vielfalt des Angebotes wird etwa deutlich, wenn der Taxiunternehmer Raffael seinem ehemaligen Fahrer Orlando einen Tee anbietet – und ihn wählen lässt zwischen „Ma-

te, Grüner, Pfefferminz, Earl Grey, Wildkirsch, English Breakfast? Weihnachtstee hab ich auch“ (SiSt 95). Dieses Beispiel von Konsumvielfalt steht jedoch nicht zufällig im Kontext einer Auseinandersetzung, die im Zeichen starker wirtschaftlicher Zwänge alle menschlichen Rücksichten fallen lässt. Das hat auch Peter Graves bemerkt: „[I]n juxtaposing images of social dislocation and consumer choice this brief cameo captures the very essence of the changes that have occurred since 1990“ (Graves 2000, 199). In Bezug auf Tee hat Orlando die freie Wahl zwischen sieben Sorten, in Bezug auf seinen Arbeitsplatz ist er vollkommen der Macht seines Arbeitgebers bzw. der Willkür eines anonymen Arbeitsmarktes ausgeliefert; hier besteht seine Freiheit darin, als diplomierter Maschinenbauingenieur Taxi zu fahren und nach seiner unverschuldeten Entlassung seine Arbeitslosenunterstützung mit dem Austragen von Zeitungen aufzubessern.

Dabei ist die gestiegene Leistungsfähigkeit des freien Marktes und dessen positive Effekte für die Ostdeutschen vielfach belegt: Trotz ausbleibendem ›Aufschwung Ost‹, hoher Arbeitslosigkeit und zunehmender Polarisierung der Lebenslagen zählen die Soziologen die Entwicklung von Einkommen und Konsum zu den unbestritten positiven Seiten des bisherigen Transformationsprozesses: Obwohl deutliche Unterschiede zum Westen fortbestehen, sind sowohl die Löhne und Gehälter als auch die Renten, Lohnersatzleistungen und andere Transfereinkommen erheblich gestiegen; die Ersparnisse wurden durch die 1:1 Umstellung um 300% aufgewertet, die Wohnverhältnisse haben sich spürbar verbessert; bei dem in Ostdeutschland stark zurückgegangenen Sozialprodukt wurde dies nur durch massive Transferleistungen aus dem Westen möglich (Ebert 1995, 31f; Fürstenberg 1995, 105ff; Geißler 2006, 76f).[196] Entsprechend stark nahm der Konsum in Ostdeutschland zu: Gerade in der ersten Zeit nach der Wende führten die neuen Angebotsbedingungen zu umfangreichen Käufen, besonders von jenen langlebigen Haushaltsgütern, die in der DDR Mangelware gewesen waren oder eine mindere Qualität besessen hatten: PKW, Kühlschränke, Waschmaschinen, Staubsauger, Stereoanlagen, Fernseher, Videorecorder, Kameras und Fahrräder. Einen ähnlichen Nachholbedarf gab es bei Reisen. Auch die erheblichen Preissteigerungen bei den Dienstleistungen – insbesondere bei Mieten, Verkehr, Energie, Wasser u.a. – haben die Einkommenszuwächse lediglich abgeflacht (Ebert 1995, 32ff, 61ff; Geißler 2006,

[196] „Die Besonderheit der Situation in Deutschland besteht darin, dass über Transferleistungen innerhalb eines führenden Industrielandes der Umbruch eines Landesteiles vom realen Sozialismus zur Marktwirtschaft ›abgefedert‹ wird. Man erkennt die subjektive Tragweite dieser Tatsache erst durch den vergleichenden Blick auf die osteuropäischen Nachbarländer, die diesen Umbruch ohne jene finanzielle und soziale Abfederung vollziehen müssen. In diesen Ländern werden im Unterschied zu Ostdeutschland die Mehrheiten von denen gestellt, die sich vor dem Umbruch wirtschaftlich besser gestellt sahen“ (Gensicke 1995, 128f).

77).[197] Diese Verhältnisse finden im Roman, wenn auch ziemlich am Rande, durchaus ihren Niederschlag: Gleich im ersten Kapitel reisen die älteren Meurers noch vor der offiziellen Wiedervereinigung nach Italien, und etwas später reflektiert Ernst Meurer die ökonomische Situation des Ehepaares folgendermaßen:

> Wenn sie wollten, könnten sie sich einen ordentlichen Urlaub leisten und einen Golf anzahlen, ohne sich völlig zu verausgaben. Immerhin waren nach dem Umtausch noch zwölftausend D-Mark übriggeblieben. [...] Die Meurers bezahlten die Miete von seiner Arbeitslosenhilfe und sparten den kleinen Rest. Ihr Gehalt als Sekretärin in Neugebauers Buchhaltungs- und Steuerberatungsbüro reichte für alle anderen Ausgaben. Sie hatten sich einen Stereo-Farbfernseher angeschafft, eine Anlage mit CD-Player, einen Entsafter und einen neuen Fön. Im Februar 90 waren sie mit dem Bus nach Venedig, Florenz und bis kurz vor Assisi gereist. Im Herbst wollten sie eine Woche ins Burgenland. (SiSt 77)

Trotz Arbeitslosigkeit des Hauptverdieners und einer wohl eher gering bezahlten Berufstätigkeit der Ehefrau können die Meurers ihren Konsum deutlich steigern und nebenbei sogar noch etwas sparen. So direkt ist von Konsum jedoch nur äußerst selten die Rede. Der Kontext dieser Gedanken, Meurers tiefe Unzufriedenheit mit seiner Nach-Wende-Existenz, macht zudem klar, dass sich hier jemand erfolglos selbst zu überreden versucht, dass es ihm ja ›eigentlich‹ gut gehe. Es ist zudem kein Zufall, dass sich das Ehepaar eben weder ein Auto noch einen längeren Urlaub leistet; darin kommt nicht nur ein Bedürfnis nach Absicherung zum Ausdruck, sondern auch das Bewusstsein oder Gefühl, dass mit diesem Konsum keines der aktuellen Probleme einer Lösung nähergebracht werden könnte. Dennoch gehört ausgerechnet Ernst Meurer, dessen Identität eng mit der DDR verbunden ist, zu den ganz Wenigen, die zumindest versuchsweise so etwas wie ein identifikatorisches Verhältnis zur neuen Warenwelt formulieren: Im selben Kapitel erinnert er sich wehmütig daran, wie er kurz nach der Wende seiner Frau die verschiedenen westlichen Automarken erklärt hatte, und versteigt sich dann sogar zu einer Art ›Markennationalismus‹:

> Falls er sich einmal einen Wagen zulegte, wollte er einen deutschen kaufen, zumindest einen, hinter dem eine deutsche Firma stand. Ihm fiel Seat ein und Skoda. Doch selbst wenn man die beiden nicht mitzählte, hatten die Deutschen sechs verschiedene Marken, die Italiener samt Ferrari vier und die Franzosen nur drei, trotz Renault. »Ihr Importeur Nummer 1 in Deutschland!« schrieben die über jede Heckscheibe. Dafür war der Golf die Nummer 1 in Europa. Die Japaner besaßen fünf verschiedene Marken. Bei den Amerikanern blickte

[197] Von 1991-1993 hat sich der Anteil derer, denen es besser geht, von 22% auf 33% erhöht. Der Anteil derer, denen es schlechter geht, hat sich von 32% auf 16% reduziert. [...] In 50% der Haushalte ist das Einkommen gestiegen, in 22% der Haushalte hat es sich verringert (Ebert 1995, 46). Von 1993-2000 hat sich der Anteil der materiell besser Lebenden in Ostdeutschland nochmals von 48% auf 68% erhöht, der Anteil der schlechter Lebenden von 23% auf 9% verringert. „Die Ost-West-›Zufriedenheitslücke‹ [...] hat sich in den 1990er Jahren halbiert“ (Geißler 2006, 372).

> keiner durch. Solche Schiffe waren auch nichts für unsere Straßen. [...] Ihm fiel Subaru ein und dann Isuzu, und das verstimmte ihn irgendwie. (SiSt 75)

Nach dem Zusammenbruch des SED-Staates, mit dem er sich identifiziert hatte, ist Ernst Meurer offenbar auf der Suche nach neuen Identifikationsobjekten, die nun charakteristischerweise nicht mehr politischer, sondern ökonomischer Natur sind. Anders als in der DDR ist diese Identifikation jedoch nicht mit wirklicher Machtteilhabe verbunden. Die Warenwelt bietet hier die Möglichkeit einer lediglich symbolischen Partizipation an der Macht und dem Prestige anderer, der man sich – ganz im Sinne der „autoritären Persönlichkeit" (Adorno 1973, 322-27) – gerade deshalb unterwirft, weil man sie nicht selbst besitzt, ihr vielmehr unterworfen ist und auch nicht über das Selbstbewusstsein verfügt, sie aktiv anzustreben. Möglicherweise ist dies der Grund, warum in dem Resümee Ernst Meurers kein Funken Begeisterung zu spüren ist; die neuen Konsummöglichkeiten sind offenbar nicht ansatzweise geeignet, ihn für den sozialen Abstieg aus der ›Nähe zur Macht‹ und den Zerfall seiner ideologischen Bindungen angemessen zu entschädigen. Obgleich er auch in der Parteihierarchie nur ein ›kleines Licht‹ gewesen ist, zeigt doch gerade die ›Strafversetzung‹ Dieter Schuberts, dass er real an der Machtausübung beteiligt war, und diese Erfahrung kann der Besitz eines deutschen Kleinwagens eben nicht vermitteln, sondern nur ein teurer Wagen, der als Statussymbol von echter ökonomischer Potenz zeugt. Dazu aber sind die Mittel der meisten Romanfiguren denn doch zu begrenzt: Edgar Körner etwa hat mit einer Ikea-Küche bereits seine Ersparnisse aufgebraucht, und die junge Familie Meurer stößt im Urlaub ebenso an die Grenzen ihrer finanziellen Möglichkeiten wie Christian Beyer und der junge Kellner Maik. Ein echtes Statussymbol kann sich nur der Hausbesitzer Thomas Steuber leisten, der sich von Martin Meurer einen BMW aus Bayern überführen lässt. Entsprechend gerät er bei der telefonischen Bestätigung der problemlosen Übergabe in offene Euphorie: „»Fabelhaft«, rief Steuber. »Wir warten! Die ganze Familie wartet auf Sie!«" (SiSt 111).

Eine solche Konsumbegeisterung ist jedoch unter den Figuren von *Simple Storys* eine seltene Ausnahme, kaum eine von ihnen scheint aus dem Konsum wirklich so etwas wie echte Befriedigung zu ziehen – obwohl es einige von ihnen durchaus versuchen. Das gilt etwa von Hanni, wenn sie in New York so rückhaltlos wie sonst keine andere Figur ihre Konsumwünsche äußert:

> »Ich habe noch ein paar Ersparnisse. Und so lange möchte ich mit dir schön ausgehen und mit so einer langgezogenen Limousine vorfahren. Und ich möchte im Restaurant Kellner, die einem die Speisekarte erklären, und Kerzen auf dem Tisch. Und Aussicht. Und außer-

> dem will ich Helikopter fliegen und in die Met. Und dich leiste ich mir auch noch. Und italienisches Mineralwasser.« (SiSt 172)

Diese Liste lässt besonders deutlich einen Aspekt des Konsums hervortreten, den Gerhard Schulze als charakteristisch für die „Überflussgesellschaft" der Gegenwart herausgearbeitet hat: seinen innenorientierten Erlebnischarakter. Konsum dient nicht mehr der Befriedigung materieller Bedürfnisse durch den Gebrauchswert der Waren, sondern der Stimulation des Gefühls, ein glückliches, erfülltes, interessantes, schönes etc. Leben zu führen – besonders im Urlaub steht dieses Ziel ganz im Vordergrund. Je größer die Vielfalt von Angeboten gleicher außenorientierter Zweckbestimmung ist, je leichter man darüber verfügen kann und je belangloser die Gebrauchswertunterschiede der Alternativen werden, desto wichtiger werden beim Wählen ästhetische Unterschiede, symbolische Aufladungen und erlebnisorientierte Motive (G. Schulze 1993, 55, 64 u. 428). Da die ökonomischen Kriterien von Nutzen, Qualität und Quantität als Orientierungsmaßstab nicht mehr greifen, verlagern sich die Handlungsziele der Konsumenten von der Situation in das Subjekt: Der psychophysische Akt des Erlebens, ehemals ein Nebeneffekt, wird zum zentralen Gesichtspunkt für die Konsumentscheidung (a.a.O., 428f). Zwar agieren die Konsumenten nach wie vor nach dem Kosten-Nutzen-Prinzip, doch da ihr Handeln nun auf einen subjektiven Prozess zielt, entwickeln sie eine „Erlebnisrationalität", d.h. eine „Funktionalisierung der äußeren Umstände für das Innenleben" (a.a.O., 35) bzw. eine „Selbstmanipulation des Subjekts durch Situationsmanagement" (G. Schulze 1997, 84).

Der Kontext der zitierten Romanpassage ist aber zugleich auch ein Beispiel für die größere Enttäuschungsanfälligkeit des erlebnisorientierten Konsums, wie sie Gerhard Schulze ebenfalls herausgestellt hat:

> Erlebnisse sind schwieriger zu manipulieren als die äußeren Umstände, wenn überhaupt. Bei Licht besehen, läuft das Programm der Erlebnisorientierung darauf hinaus, etwas Bestimmtes zu sein. Das ist schwieriger zu erreichen, als wir gemeinhin denken; mit der Bereitstellung von situativen Zutaten [...] ist es meist nicht getan. Das Ziel liegt innen, die mobilisierten Mittel bleiben draußen. (1993, 42f)

Die lähmende Lethargie und gereizte Spannung, welche Christian Beyer und Hanni in ihrem überhitzten Appartement in Manhattan erfasst hat, lässt sich auch durch Hannis ausschweifende Konsumpläne nicht auflösen, denn ihr innerer Zustand hängt in weit höherem Maße noch von anderen Faktoren ab, die sich ihrer Kontrolle entziehen – hier vor allem vom Zustand ihrer Verbindung mit Beyer. Ihre Konsumwünsche haben etwas Trotziges, weil ihr anvisierter Erlebnis-

wert in der aktuellen Situation höchst fraglich geworden ist, und tatsächlich fährt Hanni fort, als hinge es mit dem vorher Gesagten gar nicht zusammen: »Und dann ...« Hannis Blick streift mich. »Ich will mal wieder glücklich sein. Sag nichts, bitte. Ich weiß, du bist keine Maschine. Ich wollts nur mal sagen. Sagen darf ichs doch.« (SiSt 172)

Natürlich weiß sie, dass Konsum allein nicht glücklich macht, wenn nicht andere situative Elemente hinzukommen, die sich in ihrem sozialen Charakter der Marktlogik entziehen – in dem Zugeständnis, dass Christian Beyer „keine Maschine" ist, steckt das Bewusstsein von den Grenzen ihres „Situationsmanagements". Erst auf der Grundlage einer emotional befriedigenden Partnerschaft (die nicht nur von ihrem, sondern auch von Beyers Verhalten abhängt) könnte Konsum Erlebnisse von befriedigender Intensität liefern – wie dies auf bescheidenerem Niveau Andrea und Martin Meurer demonstrieren:

> Wir fuhren mit unserem Opel Kadett nach Ahlbeck an die Ostsee. Denke ich heute daran, kommen mir diese Tage so vor, als seien sie die letzten glücklichen gewesen. Wir suchten Muscheln und Bernstein, bauten Tröpfelburgen, paddelten zu dritt auf unserer alten Luftmatratze bis zu den Bojen, und ich kaufte im Sonderangebot ein Flaschenschiff für Andrea. Abends, wenn Tino schlief, gingen wir in die Bar des Kurhotels, tranken Prärieauster, rauchten oder tanzten, sobald sie etwas Langsames spielten. (SiSt 41)

Selbst hier wird das Glück durch einem irrealen Vergleich virtualisiert und ins Zeichen kommenden Verlustes gestellt. Kurz darauf wird der Urlaub durch Einzug der EC-Karte abrupt beendet, mit der Abhängigkeit vom Geld wird auch die Beziehung zum Markt als Abhängigkeit spürbar.

Von lustvollem „Shoppen", realiter eine Massenaktivität des Ostdeutschen nach der Wende, hören wir nur ein einziges Mal – und da handelt es sich um die bewusst schauspielerhafte Pose der angetrunkenen Lydia vor dem ›Publikum‹ einer gestrandeten Partygesellschaft, bei der die Rollenhaftigkeit des Verhaltens seine Authentizität deutlich dementiert:

> Sie beginnt einzukaufen. Ganz ladylike macht sie das, die Henkel des blauen Plastekorbs in der Armbeuge. Sie studiert jede Verpackung. Zwei Milchtüten, einen Sechserpack Landeier, Mozzarella, Vollkornbrot in Scheiben. Obenauf liegen »Varta Alkaline long life« – Batterien. »Nur Müsli haben sie nicht«, sagt sie. (SiSt 69)

Die Eleganz von Lydias Auftreten wird nicht zuletzt mit ihrer Demonstration von kritischer Entscheidungskompetenz bei der Konsumwahl in Zusammenhang gebracht, die in einer Überflussgesellschaft von erhöhter Bedeutung ist. Ihr Studium der Verpackungen und die ebenso gesunde wie ›westliche‹ Zusammenstellung von Waren verweist zunächst auf eine Orientierung an der Qualität der Waren; der Kauf einer aufblasbaren Kuh hingegen bringt das nötige Element sponta-

nen Vergnügungsbedürfnisses in das vernünftige Kaufverhalten, um das Shoppen auch als Akt der erlebnisorientierten Selbstverwirklichung zu markieren – die Verlagerung der Kaufmotivation vom äußeren Gebrauchswert der Produkte in ihren inneren Erlebniswert wird dadurch betont. Überhaupt ist das Erlebnis des Einkaufens selbst in dieser Szene primär: die Lust an der schauspielerischen Selbstdarstellung vor einem ›Publikum‹, mit dessen Aufmerksamkeit sie rechnen kann. Dass in der „aufgeblasenen Kuh“ auch eine polemische Kritik an diesem Verhalten steckt, ist wohl eine per Doppelcodierung transportierte humoristische Spitze des Autors.

All dies kontrastiert in Patricks Beschreibung jedoch eigentümlich mit dem DDR-Begriff des „Plastekorbs“, der die Herkunft der Beteiligten bewusst hält und auf das ›Angelernte‹ von Lydias Verhalten verweist. Die Shopping-Szene findet zudem in einer Aral-Tankstelle statt, die an der nächtlichen Autobahn „wie ein Ufo“ auftaucht. Die ›extraterrestrische‹ Unwirklichkeit und Fremdheit unterstreicht den Abstand zur ostdeutschen Realität (in der Lydia und Patrick gerade der Verfolgung eines „Irren“ entgangen sind) und verleiht dem Ganzen den Charakter einer Wunschvorstellung vom Konsumparadies (Cooke 2003, 295). Hier begegnen dem Leser auch das einzige Mal ungezügelte Vertreter der Spaßgesellschaft in der karikierten Gestalt von sechs angetrunkenen Buchhaltern, die sich zu Steuerberatern fortbilden und in der Tankstelle eine „Surprise-Party” feiern (SiSt 68f).

Insgesamt überwiegt jedenfalls ein Umgang mit der Warenwelt, der sich in seiner beiläufigen ›Abgeklärtheit‹ kaum von dem der Westdeutschen unterscheidet, ja diese womöglich sogar noch überbietet. Damit hebt die Darstellung des Romans – wohl stärker als dies in der Realität der Fall ist – hervor, dass die kapitalistische Konsumwelt der Waren und Marken sehr schnell nicht nur ebenso allgegenwärtig geworden ist wie im Westen, sondern dass sie bereits etwas Selbstverständliches angenommen und damit jene Faszination weitgehend verloren hat, die sie zu DDR-Zeiten noch hatte. Das zeigt besonders Dieter Schuberts Erzählung vom „Büchsenaltar im Wohnzimmer“ seines Neffen – ein Phänomen, das auch Jenny von ihrem Bruder kennt: „Er hat in den Papierkörben in Michendorf[198] rumgestöbert. Deshalb kann er sich nicht davon trennen. Keine Büchse ohne Story. Jetzt ist es alles Schrott. Jetzt gibts die an jedem Kiosk“ (SiSt 166). Die leeren Bierbüchsen sind wegen ihrer Seltenheit Erinnerung an intensiv gelebtes, auf ein ›transzendentes‹ Ziel ausgerichtetes, erzählbares Leben, nicht an alltäglichen Massenkonsum. Als ›Al-

[198] Michendorf liegt südlich von Potsdam an einer der drei früheren Transitstrecken zwischen Berlin und Westdeutschland, nicht weit vom ehemaligen Grenzübergang Dreilinden/Drewitz. Hier gab es eine Autobahnraststätte für den Transitverkehr mit einem Intershop, in dem man für D-Mark Westwaren kaufen konnte.

tar‹ aufgebaut, verkörpern sie in der DDR-Mangelgesellschaft die Verheißung eines ›Jenseits‹ der Überflussgesellschaft, die sich, ins Diesseits gerückt, nun als banal erweist. Inzwischen trinkt man wie selbstverständlich auch „Clausthaler“ (SiSt 213), und „an die leere Büchse verschwendet [man] keinen Gedanken – die hat schließlich den grünen Punkt“ (Schulze 1997, 18).

Es ist also gerade die Verwirklichung der Überflussgesellschaft, die ihr immanentes Glücksversprechen desillusioniert. Entsprechend würden die meisten Romanfiguren die Fortschritte im Einkommens- und Konsumbereich wohl ebenso anerkennen wie die Teilnehmer an entsprechenden soziologischen Umfragen:

> Nach Messungen verschiedener Institute und öffentlicher Surveys (FG Wahlen, Wohlfahrtssurvey, IFD Allensbach) sieht sich etwa die Hälfte der Ostdeutschen heute [1994] im allgemeinen wirtschaftlich besser gestellt als vor der Wende, nur etwa ein Fünftel schlechter.[199] Die Erwartungen haben sich allerdings dahingehend geändert, dass immer mehr Ostdeutsche glauben, in Zukunft würden nicht mehr so starke Verbesserungen in der persönlichen Lage eintreten. Darin kommt eine durchaus maßvolle Haltung zum Vorschein und nicht etwa eine manchmal beschworene grenzenlose Anspruchsinflation. (Gensicke 1995, 128)

Große Erwartungen scheinen Schulzes Figuren in der Tat nicht zu hegen, eher herrscht ein Klima verhaltener Resignation vor – und das liegt sicher nicht nur an den deutlich gewordenen Grenzen des kurzfristig erreichbaren Wohlstandes, sondern auch an dessen gesunkener Attraktivität, welche die situationsbedingte Sorge um soziale Sicherheit noch deutlicher in den Vordergrund treten und ähnlich wie im Westen ›postmaterielle‹ Zielsetzungen wie Selbstverwirklichung und partnerschaftliches Glück im Kurs steigen lässt.

Dass in Ingo Schulzes Darstellung der ostdeutschen Gesellschaft der Konsum bereits kurz nach der Wende weitgehend in den Hintergrund des Selbstverständlichen zurückgetreten ist, mag durchaus auch der postmateriellen Perspektive des Schriftstellers Schulze und seiner gebildeten Zielgruppe geschuldet sein[200], es entspricht jedoch dem von Gerhard Schulze diagnostizierten Abnutzungseffekt des Massenkonsums sowie der problematischen Erlebnisfähigkeit, auf die sich die Konsumenten zurückverwiesen finden; auch in dieser Hinsicht haben die Ostdeutschen in kürzester Zeit Entwicklungen nachgeholt, die in der Bundesrepublik schon seit dem Wirtschafts-

[199] Diese Werte haben sich bis zum Ende des Jahrtausends weiter verbessert vgl. Geißler 2006, 372).

[200] Schriftsteller, die offen materiellen Reichtum anstreben, sind in Deutschland anders als im angelsächsischen Raum und anders als im Feld der Bildenden Kunst immer noch selten. Sie bilden aber auch jenseits des deutschsprachigen Kulturraumes die besondere Gruppe der ›Bestsellerautoren‹, denen gegenüber die künstlerisch anspruchsvollen Autoren durchaus noch um Distanz bemüht sind.

wunder eingesetzt hatten. Oft genug bekommt „der Erlebnisnachfrager in seinem konsumtiven Aktivismus zu spüren [...], dass er kein klares Erlebnisziel hat und dass der Konsum von Angeboten allein nicht ausreicht, um Erlebnisse zu haben“ (G. Schulze 1993, 432). Mit der Routinisierung des Erlebens häufen sich jedoch die Enttäuschungserfahrungen:

> [D]ie Erlebnisfähigkeit entwickelt sich mit der Anzahl der Wiederholungen kurvenförmig. Nach einer Phase des Anstiegs der Faszinierbarkeit, in welcher der psychische Rahmen des Erlebens aufgebaut wird, schwächt sich die Resonanz ab. Auf der Suche nach dem verlorenen Reiz braucht man stärkere Dosen und erlebt weniger. Für schöne Erlebnisse gilt dieselbe Paradoxie wie für andere Werte: Was erstrebenswert ist, fordert zur Anhäufung heraus, damit aber auch zu seiner Inflationierung. (G. Schulze 1993, 65)

Daraus ergibt sich laut Schulze ein zentrales Dilemma: Entschließt man sich nämlich zum Wechsel des Erlebnisreizes, setzt man sich der größeren Entscheidungsunsicherheit (Was will ich eigentlich?) und dem wegen seiner geringeren Kalkulierbarkeit höheren Enttäuschungsrisiko erlebnisorientierten Konsums aus (a.a.O., 69). Hatten die Menschen in der Mangelgesellschaft der DDR „Mittelkrisen“, so haben sie, kaum in der Überflussgesellschaft angekommen, Sinnkrisen. Vor der Wende lebten sie mit einem klaren Ziel, im Zustand der Hoffnung – nun schweben sie ständig in der Gefahr von Ratlosigkeit und Langeweile (a.a.O., 1993, 61).

Dass die Konsumgüterindustrie in den westlichen Überflussgesellschaften auf den Trend zur Erlebnisorientierung längst reagiert hat und sogar die darin liegenden Unsicherheiten auszubeuten vermag, indem sie ihren Produkten durch massive Werbung, Design und Verknüpfung mit der kommerziellen Massenkultur symbolische, identitätsrelevante Lebensstil-Welten anheftet, ist in Schulzes Text kaum zu erkennen; auf den ersten Blick wirken Ernst Meurers Marken-Nationalismus und Thomas Steubers statussymbolischer Autokauf im Vergleich dazu ebenso altmodisch wie Lydia Schumachers ›Show-Shopping‹ und Hannis käufliche Wunschphantasien in New York. Auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich, dass dieser Eindruck zu einem beträchtlichen Teil auf der Aussparung der Medienwelt beruht; schon bei Lydia und Hanni lassen sich durchaus entsprechende Prägungen durch Werbung und Medien interpolieren, und Danny praktiziert mit ihrem alten amerikanischen ›Schlitten‹ eine quasi ›alternative‹ Variante.

Signifikanter ist in diesem Zusammenhang jedoch die Art und Weise, wie die seltenen Elemente der Werbung in die Darstellung eingebaut sind. So zieht der Containerwagen der Supermarktkette „Plus“ gerade in dem Moment die Aufmerksamkeit auf seinen Werbeslogan „Prima leben und sparen“, als sich für den Leser der Verdacht verdichtet, dass Barbara Holitzschek

nicht einen Dachs, sondern einen Menschen überfahren hat (SiSt 54f) – und nachdem kurz zuvor vom Egoismus und von der Rücksichtslosigkeit der Menschen sowie von getöteten und verstümmelten Haustieren die Rede war. Der Roman akzentuiert hier kritisch den Kontrast zwischen der Alltagsrealität und jenen positiven Erlebnisgehalten, welche die Werbung den Waren symbolisch anzuheften trachtet. Er macht damit bewusst, dass – anders als die Werbung suggeriert – kein Produkt bestimmte Erlebnisse garantieren kann, weil diese eine subjektive Konstruktion sind. „Niemand kann […] auch noch die subjektive Konstruktion des Erlebnisses als alltagsästhetische Dienstleistung mitliefern“ (G. Schulze 1993, 431).

In ähnlicher Kontrastierung geschieht es ausgerechnet während eines heftigen Ehestreits, dass Frank Holitzschek die Packungsaufschrift von Kosmetikutensilien liest: „Beauty Cosmetic – Pads Naturelle [...] Doppelkissen aus haut-freundlicher, blütenzarter reiner Baumwolle, mehrlagig, flusenfrei“ (SiSt 148). Die Konnotationen von Freundlichkeit, Zartheit, Reinheit und Schönheit werden von der Aggressivität, Verachtung und gegenseitigen Herabsetzung zwischen den Eheleuten auf plakative Weise *ad absurdum* geführt; in der symbolisch vor dem Spiegel stattfindenden Konfrontation wird auf jegliche Kosmetik verzichtet, Rücksichten hat man sich ›abgeschminkt‹, man wirft sich ›ungeschminkte‹ Wahrheiten ins Gesicht. Bei einem anderen Ehestreit geht es um Barbara Holitzscheks „Relaxsocken“, die auf einem Zettel folgendermaßen beworben werden: „Relaxsocken - OHNE (dann kleiner) GUMMIFÄDEN, ANGENEHMER SITZ, textiles Vertrauen, Schadstoffgeprüfte Textilien, nach Öko-Tex Standard 100“ (SiSt 186). Die Ironie liegt natürlich darin, dass ausgerechnet ein Produkt mit Entspannungs-Versprechen zu ehelichen Spannungen führt; der „angenehme Sitz“ steht der unangenehmen Auseinandersetzung gegenüber, das „textile Vertrauen“ dem gegenseitigen Misstrauen des Paares und die Schadstofffreiheit mit der vergifteten Atmosphäre ihres Zusammenlebens. Konsum führt nicht zu positiven Erlebnissen, sondern wird zum bequemen Ersatzkriegsschauplatz für menschliche Differenzen, die weitaus schwieriger zu lösen wären. Darin zeigt sich die von Gerhard Schulze herausgearbeitete Schwierigkeit, dass die mit einem Produkt verbundenen Erlebnisversprechen immer auch vom inneren Zustand des erlebenden Subjekts und seiner Interaktionspartner abhängig sind und deshalb letztlich unberechenbar bleiben (1993, 42f, 46 u. 62).

Insgesamt ist die Darstellung des Konsums und der Warenwelt in *Simple Storys* also durch eine deutliche Konzentration auf problematische Aspekte gekennzeichnet und lässt eine entsprechend kritische Tendenz erkennen: Zwar ist die Warenform der Produkte durch die reich-

liche Durchsetzung des Textes mit Markennamen allgegenwärtig, aber während die Beseitigung aller Versorgungsmängel, die Erweiterung der Konsummöglichkeiten und der dadurch gehobene Lebensstandard höchstens am Rande erwähnt werden, schnell den Status einer fraglosen Normalität erlang haben und von auffallender Wirkungslosigkeit auf die Zufriedenheit der Romanfiguren sind, wird die Enttäuschung der mit dem Konsum verbundenen Glücksversprechen und die gewachsene Abhängigkeit vom Warenmarkt in einigen Episoden klar herausgestellt. Besonders die von Gerhard Schulze diagnostizierte Innen- und Erlebnisorientierung des Konsums mit ihren besonderen Enttäuschungsrisiken wird im Roman mehrfach nachvollziehbar gemacht. Dabei ist erkennbar, dass diese Desillusionierung ein Sinndefizit hinterlassen hat, das die Orientierungsprobleme einer individualisierten, entscheidungsabhängigen Lebensführung noch zusätzlich verschärft.

G. Liebe und Partnerschaft

Wolfgang Höbel hat darauf hingewiesen, dass die Figuren des Romans von einem starken Glückswunsch angetrieben seien und dass sie aus ihm trotz aller Enttäuschungen ihren Antrieb, ihre Kraft und ihre Zuversicht schöpfen würden. Diese zutreffende Beobachtung ist, näher betrachtet, auch soziologisch relevant. Entscheidend ist nämlich nicht der Glückswunsch als solcher, sondern die Frage, was unter Glück verstanden wird – und in welchen Handlungsfeldern seine Verwirklichung angestrebt wird. Hier war uns bereits aufgefallen, dass die berufliche Selbstverwirklichung – entgegen dem allgemeinen gesellschaftlichen Trend – in *Simple Storys* nur ausnahmsweise zu jenen Zielen gehört, die mit dem individuellen Glücksstreben verbunden sind. Gerade weil die Erwerbsorientierung im Handeln der Romanfiguren eine so übermächtige Rolle spielt, sticht um so mehr ins Auge, dass sie zumeist lediglich instrumentellen Wert für die finanzielle Absicherung der sozialen Position und der privaten Existenz besitzt – ein Umstand, den ich auf die Verunsicherung einer gesellschaftlichen Umbruchsituation sowie auf die krisenbedingt stark erhöhte Abhängigkeit von einem wenig leistungsfähigen Arbeitsmarkt zurückgeführt hatte. Ebenso deutlich hatte ich zeigen können, dass die erweiterten Konsummöglichkeiten in *Simple Storys* zumeist kein wichtiges Ziel des allgemeinen Glücksstrebens darstellen – und dass sie dort, wo sie doch eine gewisse Rolle spielen, deutlich ihre Problematik enthüllen.

Im Kontrast dazu zeigt sich umso deutlicher, dass Liebe und intime Lebensgemeinschaft in Schulzes Roman das zentrale Feld der Glückssuche sind. Schon rein quantitativ dominiert im Text die Darstellung partnerschaftlich-intimer Beziehungen: In der Mehrheit der Kapitel gehört sie zu den Themenschwerpunkten, und in nicht wenigen „Storys“ steht sie ganz im Zentrum[201]: Hier scheint für die Figuren gerade unter den Bedingungen abnehmender Selbstverwirklichungschancen im Beruf die einzige verbliebene Quelle von Lebenssinn und individueller Selbstbestätigung zu liegen. Das bringt etwa Martin Meurer zum Ausdruck, wenn er inmitten seiner Schwierigkeiten, sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten, erst durch die Einsicht in eine Sinnkrise gerät, dass seine eheliche Treue einer ernsthaften Versuchung nicht standhalten würde (SiSt 47). Auch für Raffael stellt die Belastung seiner Ehe durch seine Schwierigkeiten als Taxiunternehmer den Sinn seines wirtschaftlichen Überlebenskampfes in Frage (SiSt 94f). In der Intimpartnerschaft

[201] In 21 der 29 Kapitel spielt die Paar-Problematik eine wichtige Rolle, in sechs Kapiteln steht sie ganz im Mittelpunkt: in Kapitel 2 („Neues Geld“), in Kapitel 11 („Zwei Frauen, ein Kind, Terry, das Monstrum und der Elefant“), in Kapitel 13 („Du kannst jetzt“), in Kapitel 14 („Spiegel“), in Kapitel 16 („Büchsen“) und in Kapitel 27 („Der falsche Mann“).

liegen für die Figuren Freud und Leid in erster Linie begründet, und hier investieren sie hartnäckig ein hohes Maß an emotionaler und sozialer Energie.[202]

Diese zentrale thematische Rolle von Liebe und Partnerschaft scheint zunächst einfach einer langen literarischen Tradition zu entsprechen: Nicht erst seit dem Aufstieg des bürgerlichen Romans, sondern bis zurück in seine antiken Vorformen wurde der Begriff ›Roman‹ geradezu als Synonym für ›Liebesgeschichte‹ verstanden (Bauer 1997, 8f u. 21f). Die Dominanz der Liebesthematik verweist einfach darauf, dass die intime Beziehung der Geschlechter schon immer von zentraler Bedeutung für die Gesellschaft gewesen ist, weil sie die Bedürfnisnatur des Menschen und seine biologische Reproduktion mit einer Grundform der Sozialbeziehung verbindet; entsprechend bestand gerade hier ein besonderer soziokultureller Regelungs- und Formungsbedarf, der sich auch im kulturellen Medium der Literatur niederschlug. Dennoch hat sich mit dem Übergang zur bürgerlich-modernen Welt ein Wandel der intimen Liebesbeziehung vollzogen, welche sie im sozialen Leben tatsächlich weiter aufgewertet hat: Erotische Befriedigung wird nicht mehr vorwiegend in ›galanten Abenteuern‹ gesucht, tiefe Seelenverwandtschaft und ›innere Schönheit‹ nicht mehr in erster Linie in idealisierten, unerreichbaren Frauengestalten oder religiöser Andacht, privater Gefühls- und Gedankenaustausch nicht mehr nur in Freundschaften, sondern all dies wird zu einer sozialen Lebensform zu verschmelzen gesucht, die mit der Auflösung der patriarchalischen Kleinfamilie noch einmal an Unabhängigkeit von ökonomischen und politischen Funktionen gewonnen hat: der romantischen Liebes- und Lebensgemeinschaft (Bejin 1984, 198ff; Giddens 1993, 36f). Diese Entwicklung läuft nicht zufällig parallel mit dem Aufstieg des Romans zur ersten literarischer Gattung mit einem Massenpublikum, weil das neue Liebeskonzept mit der Idee einer Lebensgeschichte des Individuums verschmolz (Giddens 1993, 50).

Dass die Liebespartnerschaft unter den Zielen der individuellen Glückssuche in *Simple Storys* derart dominiert, entspricht jedenfalls der Auffassung Ulrich Becks, der in ihr eine „irdische Religion“ in einer ansonsten säkularisierten Welt sieht – eine der selten gewordenen Quellen von Sinn und Projektionsflächen von utopischen Wünschen in einer enttraditionalisierten, nachmetaphysischen Gegenwart, deren große Utopien sämtlich zerfallen sind (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 21, 223, 231f).[203] Diese Aufwertung verdankt sich Beck zufolge nicht nur der

[202] Eine Nebenrolle spielen Ehe und Intimbeziehungen lediglich in den wenigen Kapiteln, in denen das Arbeitsleben ganz im Vordergrund steht: in „Mal eine wirklich gute Story“, „Zugvögel“, „Dispatcher“ und „Die Killer“.
[203] Luhmann präzisiert diese Aussage in sinnvoller Art und Weise, indem er die Ausdifferenzierung eines Codes für Intimbeziehungen als „Komplementärgeschehen“ zum Verblassen der Religion als Instanz der ganzheitlichen Welt-

unaufhaltsamen Erosion der Jenseitsreligionen und Gesellschaftsutopien, sondern auch dem Umstand, dass im Zuge eines (vorläufig) letzten Individualisierungsschubes alle anderen sozialen Bindungen erheblich ausgedünnt worden sind – die der sozialen Großgruppen wie Stand, Klasse und Schicht, aber eben auch die der patriarchalischen Kleinfamilie mit ihren traditionellen, asymmetrischen Geschlechtsrollenzuweisungen.

> Einerseits werden Männer und Frauen auf der Suche nach einem »eigenen Leben« aus traditionalen Formen und Rollenzuweisungen *freigesetzt*. Auf der anderen Seite werden die Menschen in den ausgedünnten Sozialbeziehungen in die Zweisamkeit, in die Suche nach dem Partnerglück *hineingetrieben*. Das Bedürfnis nach geteilter Innerlichkeit, wie es heute im Ideal von Ehe als Gefühlsgemeinschaft ausgesprochen wird, ist kein Urbedürfnis. Es wächst mit den Verlusten, die die Individualisierung als Kehrseite ihrer Möglichkeiten beschert. (Beck und Beck-Gernsheim 37) In den Idealisierungen der modernen Liebesehe spiegelt sich noch einmal der Weg der Moderne. Die Überhöhung ist das Gegenbild zu den Verlusten, die diese hinterlässt. Gott nicht, Priester nicht, Klasse nicht, Nachbar nicht, dann wenigstens Du. Und die Größe des Du ist die umgekehrte Leere, die sonst herrscht. (a.a.O., 49)

Mit dem Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert hat sich die einstige Arbeits- und Fortpflanzungsgemeinschaft von Ehe und Familie immer mehr in eine Gefühlsgemeinschaft verwandelt, deren wesentliche Grundlage das (vormals anderswo gesuchte) Liebesgefühl bildet (a.a.O., 69). Und die Auflösung der traditionellen bürgerlichen Ehe- und Familienformen in den letzten Jahrzehnten hat die (auf Langfristigkeit angelegte) romantische Liebespartnerschaft nicht etwa im Kurs sinken lassen, sondern „in eine *trivialisierte Massenbewegun*g" verwandelt, „die mit allen Attributen der Moderne daherkommt und sich einschreibt in die Kulturformen, Herzen der Menschen, Lehrbücher der Therapeuten, in die Gesetzestexte und in die Urteile der Scheidungsrichter" (a.a.O., 224). Sie ist – neben der Eltern-Kind-Beziehung – nun tendenziell die einzige noch verbleibende Form sozialer Unmittelbarkeit, in der die vollständig individualisierten Menschen ihre Subjektivität transzendieren und zugleich als ganze finden und bestätigen können: „Liebe [...] gewinnt ein Monopol auf erlebbare Sozietät" (a.a.O., 235).

Gerade in Zeiten fortgeschrittener Individualisierung wächst die Bedeutung der Liebespartnerschaft auch für den Aufbau und die Aufrechterhaltung der Identität, von der – wie wir

---

repräsentanz bezeichnet. „Das heißt nicht, dass die Liebe an die Stelle der Religion tritt [...]. Gerade in funktional differenzierten Gesellschaften können Funktionsbereiche nur selbstsubstitutiv fortentwickelt, kann also Religion nur durch Religion ersetzt werden. Aber das Vakantwerden dieser Position, von der aus *ein* System in der Umwelt *die* Umwelt repräsentieren konnte, gibt für alle Funktionsbereiche besondere Probleme auf." (Luhmann 1994, 218)

sahen – in der funktional differenzierten und flexibilisierten Gesellschaft eine größere Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit verlangt wird.

> Hier entsteht eine historisch neue Form von Identität, die man am zutreffendsten vielleicht als *personenbezogene Stabilität* bezeichnen kann. Je mehr die traditionellen Bindungen an Bedeutung verlieren, desto mehr werden die unmittelbar nahen Personen wichtig für das Bewusstsein und Selbstbewusstsein des Menschen, für seinen inneren Platz in der Welt, ja für sein körperliches und seelisches Wohlbefinden. [...] Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richten wir unser Bedürfnis, unserem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 70f)

Die Liebe leistet die ultimative Bestätigung von Identität, weil das Individuum nur hier – jedenfalls dem Anspruch nach – mit all seinen Eigentümlichkeiten voll und ganz akzeptiert wird (Schuldt 2004, 102). Manche Autoren räumen der wechselseitigen Versorgung mit Identität in der Intimbeziehung heute sogar einen Vorrang ein vor einer „Steigerung der Leidenschaft" (a.a.O., 66).

In ähnlicher, aber noch differenzierterer Weise hat auch Niklas Luhmann den enormen Stellenwert der Liebe in der funktional differenzierten Gesellschaft dadurch erklärt, dass in dieser Gesellschaftsform die Individuen an den vielen verselbständigten Subsystemen der Gesellschaft immer nur mit einem Teil ihrer Eigenschaften teilnehmen können – nämlich nur nach Maßgabe des (häufig hochspezialisiert eingeengten) Rollenspektrums, welche diese Handlungsbereiche vorgeben. Und dieses Rollenspektrum lässt gerade für Persönliches und Individuelles kaum Platz, da diese Subsysteme hauptsächlich über unpersönliche Beziehungen organisiert sind:

> Wissenschaftler, Richter, Politiker und Manager können es sich nicht leisten, bei ihren Entscheidungen sich allzu sehr von ihren Emotionen, Wünschen und privaten Ideen irritieren zu lassen, sondern es sind die jeweiligen Kommunikationsprogramme, von denen ihr Bewusstsein in den Entscheidungsprozessen geleitet wird. (Lehmann 2006, 157)

Im Zuge dieser gesellschaftlichen Ausdifferenzierung (bei der Luhmann den Zerfall der Lebenswelt bereits stillschweigend voraussetzt) hat sich jedoch die Liebesbeziehung sozusagen darauf spezialisiert, die Menschen *als Ganze*, gerade unter Einschluss ihrer individuellen Eigenarten und subjektiven Erfahrungsmodi miteinander in persönliche Beziehung zu setzen – eine für ihre Identität fundamentale Möglichkeit, da das Ich als Fokus des Erlebens sich und seinen Weltbezug nirgendwo sonst mehr als Einheit erfahren kann (Luhmann 1994, 16f, 194f u. 208).[204] Insofern kann man sogar noch einen Schritt weiter gehen und mit Recht behaupten, dass „der für die heu-

[204] Vgl. auch Schuldt 2004, 17ff, 62 u. 101ff.

tige Gesellschaft charakteristische Individualismus [...] erst in dem Moment entstehen [konnte], als das Bewusstsein der Menschen einen Ort fand, sich zu individualisieren. Dieser Ort sind die Kompaktkommunikationen der Humanmedien", zu denen Lehmann neben der künstlerischen und literarischen Kommunikation auch die Liebesbeziehungen zählt – sowohl zwischen Erwachsenen als auch zwischen Eltern und Kindern (a.a.O., 180).

Indem die Liebe sich Luhmann zufolge schon seit der Romantik – also parallel zur Herausbildung der Industriegesellschaft – nicht mehr nur auf die (körperlichen, charakterlichen) Eigenschaften einer Person bezieht, sondern danach strebt, die Gesamtheit ihres individuell einzigartigen Weltbezuges als konstitutives Element in den eigenen Weltbezug einzubauen (Luhmann 1994, 24f u.167f), wird die darauf gegründete Beziehung zu einem Sozialsystem eigener Art, das Luhmann „zwischenmenschliche Interpenetration" (a.a.O., 200)[205] nennt und das auch aus dieser Sicht eine wichtige, sozial(psychologisch) stabilisierende Funktion gewinnt: Die Sozialität des Liebens wird „als Steigerung der Chance zur selbstbewussten Selbstbildung" begriffen (a.a.O., 172), da „der Liebende sich in der Orientierung am anderen immer auch auf sich selbst bezieht: Er will im Glück des anderen sein eigenes Glück finden" (a.a.O., 174).

Außerdem hat die funktionale Differenzierung bis ins Unüberschaubare nach dem Verblassen der Religionen und großen Ideologien einen Mangel an ganzheitlicher Weltrepräsentanz entstehen lassen, für den die Intimbeziehung ebenfalls Komplementärfunktionen ausgebildet hat (Luhmann 1994, 219): Während die Funktionssysteme wie Wirtschaft, Politik und Wissenschaft die Welt unter einem einzigen je spezifischen Gesichtspunkt wahrnehmen und so auf extrem selektive „Umwelten" reduzieren, sorgt in der Liebe die vorbehaltlose Aufmerksamkeit für den gesamten Weltbezug des anderen für eine – wenn auch partikulare – Weltoffenheit; durch diesen „partikularen Universalismus" wird im besonderen Subjekt das Allgemeine zugänglich (Lehmann 2006, 142f). Zugleich befriedigt dieser Erfahrungsmodus den „Bedarf für eine noch verständliche, vertraute, heimische Nahwelt [...], die man sich noch aneignen kann" (Luhmann 1994, 17).

[205] Vgl. Luhmann 1994, 219f: „Die Interpenetration bringt nicht verschiedene Systeme zur Einheit. Sie ist keine *unio mystica*. Sie läuft nur auf der operativen Ebene der Reproduktion [...] der Ereigniseinheiten des Erlebens und Handelns ab. Jede Operation, jede Handlung, jede Beobachtung, [...] hat zu beachten, dass sie als Handlung des einen Systems zugleich Erleben des anderen ist, und das ist nicht nur eine äußerliche Identifikation, sondern zugleich Bedingung ihrer eigenen Reproduktion. Man kann in Liebe nur so handeln, dass man mit genau diesem Erleben des anderen weiterleben kann. Handlungen müssen in die Erlebniswelt des anderen eingefügt und aus ihr heraus reproduziert werden; und sie dürfen doch ihre Freiheit, ihre Selbstgewähltheit, ihren Ausdruckswert für Dauerdispositionen dessen, der handelt, damit nicht verlieren. Sie dürfen gerade nicht als Unterwerfung, als weiche Fügsamkeit, als Nachgiebigkeit oder als Konfliktvermeidungsverhalten erscheinen. Mit einem »na meinetwegen« ist keine Liebe zufrieden. Sie fordert, dass nur der, der liebt, so handeln kann."

Außerdem zeigt sich hier eine Strukturähnlichkeit zwischen der Kommunikation in Liebensbeziehungen und der literarisch-künstlerischen Kommunikation, die eine zusätzliche Erklärung für die besondere, anhaltende Affinität zwischen Literatur und Liebesthematik darstellt: In beiden Medien wird „das Allgemeine im Besonderen betont [...]: in der Liebe im besonderen Subjekt, in der Kunst im besonderen Objekt“ (Lehmann 2006, 142).

Schließlich bietet die Liebespartnerschaft auch eine Kompensationsmöglichkeit für das zunehmende Abstraktwerden und die wachsende Virtualisierung der Erfahrungswelt: „Liebe ist auch und wesentlich eine Rebellion der Erfahrung gegen die erfahrungslos werdende Zweitwirklichkeit in der zivilisatorisch hergestellten Welt“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 235). Gerade die ›Betriebsblindheit‹ (in Luhmanns Terminologie „rekursive Geschlossenheit“) der verselbständigten sozialen Funktionssysteme bündelt das Bedürfnis nach weltoffener Kommunikation, und je mehr die funktionale Differenzierung der Gesellschaft fortschreitet, desto wichtiger werden die ›Reservate‹ einer ganzheitlichen Gegenkommunikation (Lehmann 2006, 143f). Erst bei einer angemessenen Berücksichtigung der Liebespartnerschaft wird deshalb deutlich, „dass im Vergleich zu älteren Gesellschaftsformationen die moderne Gesellschaft sich durch eine Steigerung in doppelter Hinsicht auszeichnet: durch mehr Möglichkeiten zu unpersönlichen und durch intensivere persönliche Beziehungen“ (Luhmann 1994, 13).

Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die zentrale Rolle der Liebes- und Lebenspartnerschaften in *Simple Storys* ganz der soziologischen Diagnose ihrer gewachsenen sozialen Bedeutung und ihrer besonderen Eignung für literarische Darstellung entspricht, fällt nun jedoch umso mehr ins Gewicht, dass der Roman hier mehr als bei irgendeinem anderen Thema durch einen ausgeprägten Fokus auf Krisenerscheinungen gekennzeichnet ist. Dieser zeigt sich vielleicht am auffälligsten im häufigen Partnerwechsel der Figuren: Die Journalistin Danny ist zu Beginn des Romans gerade von dem Anzeigenakquisiteur Edgar Körner verlassen worden (Kap.3); im 11. Kapitel ist er zu ihr zurückgekehrt, hat aber nebenher noch ein Verhältnis zu der Imbissbesitzerin Ute. Im 20. Kapitel ist es dann Danny, die Edgar nach einem heftigen Streit verlässt, ohne dass dieser sich damit abfinden kann. In der Folge ist sie zwischenzeitlich mit dem Fotografen Patrick liiert, der sie jedoch gegen Ende des Romans, im 27. Kapitel, wegen einer früheren Geliebten verlässt. Dies ist die Präparatorin Lydia Schumacher, die im 5. und 6. Kapitel noch mit Patrick zusammen ist, dann jedoch kurzfristig zu dem Schriftsteller Enrico Friedrich zieht und schließlich allein nach Berlin geht, von wo aus sie Patrick brieflich zum Nachkommen

auffordert, um einen neuen Versuch gemeinsamen Lebens zu unternehmen. Die Museumsleiterin Hanni ist zu Beginn des Romans bereits geschieden, trennt sich im 13. Kapitel auch von ihrem Partner Dieter, geht eine Beziehung zum Zeitungsmacher Christian Beyer ein, trennt sich dann jedoch auch von ihm und heiratet schließlich Pit Meurer. Die Krankenschwesterschülerin Jenny hat eine „platonische“ Affäre mit Dieter Schubert, ist nach dessen Tod mit dem Kellner Maik zusammen, von dem sie sich jedoch bald trennt; im letzten Kapitel lernt sie den Witwer Martin Meurer kennen. Dieser wiederum hatte schon vor dem Tod seiner Frau erkennen müssen, dass er sie betrügen könnte. Selbst Renate Meurer, bereits in jungen Jahren von ihrem ersten Mann verlassen, bindet sich nach zwanzig Jahren ihrer zweiten Ehe neu, während die zweite Frau ihres ersten Mannes nach ebenfalls fast zwanzig Jahren Ehe mit einem Missionar ›durchbrennt‹. Die Ehe zwischen Frank und Barbara Holitzschek gerät in eine scheinbar ausweglose Krise, und die akute Ehekrise zwischen dem Taxiunternehmer Raffael und seiner Frau Petra kann zwar abgewendet werden, als sein Unternehmen zu florieren beginnt, aber von einer echten emotionalen Nähe zwischen den beiden kann auch am Ende keine Rede sein, und Raffael sehnt sich noch im vorletzten Kapitel danach, alles hinter sich zu lassen.

Diese Flüchtigkeit könnte man jedoch jenseits des Krisenbegriffs mit jener durchgreifenden Veränderung in Zusammenhang bringen, die Form und Stellenwert der Intimpartnerschaft in den letzten dreißig Jahren erfahren haben: Die Romandarstellung entspricht zunächst der soziologischen Diagnose, dass Liebe, Ehe und Familie (seit den 70er Jahren in zunehmendem Maße) keine verbindliche Bündelung von Lebensplänen, Lebenslagen und Biographien mehr darstellen, sondern sich entkoppelt und ausdifferenziert haben – wodurch in allen Bezugspunkten Wahlmöglichkeiten und -zwänge aufgebrochen sind. Nachdem im Zuge der fortschreitenden funktionalen Differenzierung Ehe und Familie von ihren unmittelbaren wirtschaftlichen und politischen Funktionen entlastet worden sind und neben ihren reproduktiven und sozialisatorischen Aufgaben vor allem als Gefühls-, Konsum- und Freizeitgemeinschaft dienen, ist der gesellschaftliche Kontroll- und Regelungsbedarf erheblich gesunken, so dass eine Deinstitutionalisierung und in ihrer Folge eine Differenzierung privater Lebensformen stattgefunden hat (Luhmann 1994, 183f; Beck und Beck-Gernsheim 1990, 226; Meyer 2006, 331). Die eheliche Partnerschaft, ihre Stabilität und Dauerhaftigkeit ist kein Wert an sich mehr, und sie ist auch weitgehend unabhängig von gesellschaftlichen Sanktionen, äußerem Prestige und Statusfragen. Es ist bekanntermaßen längst nicht mehr selbstverständlich, dass Liebe zur Ehe führt und Ehe zur Familie; man kann vielmehr jedes

ohne die anderen haben, und auch die Sexualität hat eine eigenständige Rolle erlangt – zumal seit sie von ihren reproduktiven Funktionen abgekoppelt worden ist (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 25f, 52, 118ff; Tyrell 1988, 154f; Giddens 1993, 38; Meyer 2006, 340ff). So auch in Schulzes Roman: die älteren Meurers führen am Ende eine Ehe ohne Partnerschaft (wie wohl auch Dr. Reinhard), während die meisten anderen Figuren Partnerschaften ohne Ehe führen; die Holitzscheks haben eine Ehe ohne Familie, Hanni bildet mit ihrer Tochter, Danny mit ihrem Pflegekind Ein-Eltern-Familien ohne Ehe, ja zeitweilig sogar ohne feste Partnerschaft; Dieter Schubert hat außerhalb seiner Ehe ausgerechnet eine ›platonische‹ Beziehung, und Edgar hat neben seiner ›festen‹ Partnerin Danny noch eine sexuelle Beziehung zu Utchen.

Dass der Zerfall der strikten Formen intim-familiärer Lebensgemeinschaften auch mit einer Veränderung ihrer Grundlagen einhergeht, lässt sich im Roman vor allem *ex negativo* an den Ursachen und Anlässen für die häufigen Trennungen nachvollziehen: Als ausschließliche Basis hat sich das persönliche Glückserleben und der daraus fließende Sinn durchgesetzt, die auch in Phasen der Krise als Perspektive niemals unrealistisch werden dürfen. Zieht man in Betracht, dass dieses Glückserleben objektiv außer von sexueller Befriedigung und emotionalem Austausch von der Erfüllung erweiterter sozialer Funktionen beruht, dass es also davon abhängt, dass eine Intimpartnerschaft Erfahrungsfülle, Identität, Selbstverwirklichung und Lebenssinn ermöglicht, wo sie sich aus anderen gesellschaftlichen Handlungsfeldern zunehmend zurückziehen, so kommt im Glücksgefühl als neuer Grundlage der Liebesbeziehung eine nachdrückliche Erhöhung des Anspruchsniveaus zum Ausdruck (Schuldt 2004, 103; Meyer 2006, 339):

> Dass man einigermaßen miteinander auskommt, ist jetzt nicht mehr gut genug. Man will mehr, Glück und Erfüllung, also den amerikanischen Traum, »The Pursuit of Happiness«, im eigenen Heim. (Beck-Gernsheim 1994, 124)
>
> Liebe kann dann als ein Allheilmittel erscheinen, das alle möglichen Sinnverluste der modernen Welt wettmachen soll, von der stressigen Arbeitswelt über die vermeintliche Gefühlskälte der Gesellschaft bis hin zu der für viele trostlosen Tatsache, dass das eigene Ich eine Unerklärlichkeit ist und immer bleiben wird. (Schuldt 2004, 103)[206]

Ein (milieuspezifisch und individuell verschiedenes) Mindestmaß solcher Ansprüche ist in der vollständig individualisierten Erlebnisgesellschaft, was das private Beziehungsleben an-

[206] Gerade der sogenannte „Fahrstuhleffekt“, die allgemeine Anhebung des materiellen Wohlstands- und Bildungsniveaus sowie die Ausdehnung der Freizeit, hat trotz unleugbarer kompensatorischer Effekte für viele Menschen die Unzulänglichkeit dieser Bedürfnisbefriedigungen für ein wirklich ›glückliches und erfülltes Leben‹ spürbar hervortreten lassen und damit zu einer entsprechenden Verlagerung der Glückssuche auf das ›private Glück‹ in einer von Konventionen befreiten Liebesbeziehung beigetragen – eine Verlagerung, welche (von der Kulturindustrie ebenso massiv ausgebeutet wie gefördert) die Erwartungen erheblich hat steigen lassen.

geht, zur höchsten Priorität geworden, die noch über der Bindung selbst und oft auch über der Angst vor der Einsamkeit und über der Verantwortung für die Kinder steht: „lieber die Ehe [oder nichteheliche Partnerschaft] beenden, als sich mit Mängeln abfinden und von der Glückserwartung Abstriche machen. Oder anders gesagt: Je weniger äußere Schranken das Liebesideal kennt, desto größer [ist] komplementär auch der Druck, sich mit einer Ehe »minderer Qualität« nicht zufriedenzugeben“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 125). Ganz in diesem Sinne gehen im Roman die meisten Paare auch nach langen Phasen funktionierenden Zusammenlebens schnell auseinander, sobald einer der Partner in der Beziehung seine Glückshoffnungen schwinden sieht oder gar längerfristig unglücklich ist. Selbst Vertreter der älteren Generation gehen lieber das Risiko eines neuen Versuches ein, als substanzielle Abstriche von ihren Glückserwartungen zu machen. Das prominenteste Beispiel im Roman ist Renate Meurer, die ihren psychisch angeschlagenen Mann nach zwanzig Jahren Ehe der Psychiatrie überlässt und sich neu bindet – trotz Gewissensbissen wirkt sie in dieser Hinsicht unbedenklicher als ihr Sohn Martin, den sie „streng“ findet. Ihm, dem Witwer, rät sie zu ähnlichem Verhalten: Er soll sich eine neue Frau suchen, und:

> »Lass Ernst wo er ist, Martin. Du weißt nicht, was du dir aufhalst. Wer will dich dann noch? Sich freiwillig so einen Klotz ans Bein binden! Lach doch nicht dauernd!« Sie umklammerte seinen angewinkelten Arm. »Soll er in Tinos Zimmer oder wohin? Wir sind kein Familienclan, keine Steinzeitgroßfamilie.« (SiSt 234)

Ganz wie die Soziologen die moderne Intimpartnerschaft definieren, wird sie auch hier behandelt: Als eine „temporäre Gemeinschaft zum geregelten Gefühlsaustausch“ (Beck) oder als „reine Beziehung“, die „nur so lange fortgesetzt wird, solange es für beide Parteien klar ist, dass alle Beteiligten sich in ihr wohlfühlen“ (Giddens 1993, 69). „Im Zweifelsfall wird die Qualität der Partnerschaft höher bewertet als ihre Dauerhaftigkeit“ (Meyer 2006, 339). Martins Lachen ist nur eine von Resten traditioneller Wertvorstellungen bestimmte Reaktion auf die drastische Unbedenklichkeit, mit der seine Mutter die betreffenden Maximen formuliert. Er selbst hatte jedoch schon in seiner eigenen Ehe die Erfahrung machen müssen, dass partnerschaftliche Bindungen nur noch auf emotionaler Zuneigung basieren und keine ökonomischen Funktionen mehr erfüllen können.

Was dabei als partnerschaftliches ›Glück‹ bzw. als hinreichende Intensität desselben empfunden wird, kann recht verschieden sein, hat jedoch in der Gegenwart eine Innen- und Erlebnisorientierung angenommen, aus deren Perspektive die Intimpartnerschaft der wichtigste Weg ist, auf dem ein erfülltes, schönes und intensives Leben erreicht werden soll. Der erhöhte Erwar-

tungsdruck erhöht allerdings auch das Enttäuschungsrisiko und damit – insbesondere nach der weitgehenden Auflösung fester Formen, Rollen und Regeln – die Wahrscheinlichkeit, dass Intimpartnerschaften zerbrechen (Meyer 2006, 339):

> Gerade Hoffnungen und Erwartungen, die etwas Vermisstes zu finden, etwas Unerfülltes zu erfüllen suchen, können auch Maßstäbe aufbauen, die sich nicht oder nur schwer erfüllen lassen. Dies gilt nicht zuletzt, wenn keine sozial standardisierte Semantik zur Verfügung steht, an die man sich in der Einschätzung der Aussichten und in der Regulierung eigener Verhaltensweisen halten kann. (Luhmann 1994, 196)

Auch wenn es vor allem eine emphatische, emotional unvergleichlich intensive gegenseitige Bestätigung der Identität ist, die den Kern jedes Beziehungsglücks ausmacht, so lagern sich an diesen Kern doch unwillkürlich auch andere im sonstigen gesellschaftlichen Leben unerfüllte (und zumeist erlebnisorientierte) Wünsche und Bedürfnisse an. Und da die Kommunikation hier nicht wie in anderen sozialen Systemen streng funktionalen Programmen folgt, sondern neben dem je individuellen Bewusstsein der Partner tendenziell die ganze Welt mit einbezieht, ist sie weitaus störanfälliger und besitzt daher ein geringeres Systembildungspotential (Lehmann 2006, 144f).

Jedenfalls sind Ehen auch da, wo sie noch eingegangen werden, prinzipiell jederzeit kündbar geworden, und die steigenden Scheidungsziffern belegen, dass diese Möglichkeit auch in stetig zunehmendem Umfang genutzt wird; dasselbe gilt für nichteheliche Partnerschaften (Meyer 2006, 336-342). Dennoch belegen die statistischen Daten, dass von einem Aussterben oder auch nur einer sozialen Marginalisierung der Ehe keine Rede sein kann (a.a.O., 335f u. 355f): „Die Ehe hat durch ihren Formenwandel von der Besitz- und Machtvererbung zum luftigen Gebilde der Gefühls-, leidenschaftlichen und Seltbstfindungsehe wohl an Stabilität, nicht aber an Attraktivität verloren“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 227), wie auch die hohen Wiederverheiratungszahlen zeigen: „So sind fünf Jahre nach der Trennung 55% der Männer und 60% der Frauen wieder verheiratet, und jeder fünfte Bräutigam, der heute »Ja« sagt, ist Wiederholungstäter“ (Schuldt 2004, 193). Diese Zahlen zeigen, dass die Ehe zu einer Institution auf Zeit geworden ist, und dasselbe gilt für nichteheliche Partnerschaften.

Auch unabhängig von der Institution der Ehe zeigen Umfragen, dass die große Mehrheit der Deutschen eigentlich weiterhin dauerhafte Beziehungen im Auge hat. „Rund drei Viertel aller Deutschen glauben [...] an die Liebe fürs Leben, Treue ist für neun von zehn Paaren ein hoher

Wert“ (Schuldt 188).[207] Praktizierte Treue „erscheint [...] oft selbstverständlich – nur eben ohne die offiziellen Legitimationen und Zwänge von staatlichem Recht und kirchlicher Moral“ (Allerbeck und Hoag 1985, 105). Diese Verhältnisse lassen sich auch in der fiktiven Welt von *Simple Storys* wiederfinden. Keine der Romanfiguren verfolgt planmäßig einen regelmäßigen Austausch ihrer Intimbeziehungen – etwa zum Erhalt der zwischenmenschlichen Intensität oder zum Erwerb möglichst reichhaltiger Erfahrungen. Renate Meurer begibt sich auch nach zwei Ehen wieder in eine feste Beziehung, die geschiedene Hanni heiratet nach mehreren nichtehelichen Beziehungen Pit Meurer, und der verwitwete Martin Meurer trägt sich gegen Ende des Romans ebenfalls wieder mit (nicht näher konkretisierten) Heiratsplänen.[208] Auch die unverheirateten Paare Edgar und Danny sowie Patrick und Lydia finden nach Phasen der Trennung wieder zueinander zurück. Die große Mehrheit der Figuren ist bestrebt, in einer dauerhaften Beziehung zu leben.

Indirekt werden diese Tendenzen sogar von dem Trend zur „Single-Gesellschaft“ (Hradil) bestätigt, in dem die soziologischen Forschungsergebnisse ebenfalls mit der Romandarstellung konvergieren: Die Zahl der Singles nimmt zwar zu und stellt ein unmissverständliches Zeichen für die gewachsenen Schwierigkeiten partnerschaftlichen Lebens dar, aber mit Ausnahme der verwitweten Alten leben die meisten von ihnen nur temporär alleine[209] – und vor allem unfreiwillig, mit der Hoffnung, das eigene Leben bald wieder mit anderen teilen zu können (Schuldt 2004, 181; Meyer 2006, 146f): Das gilt für den verwitweten Martin Meurer wie für seinen Bruder Pit, Edgar Körner und Enrico Friedrich – auch Lydia knüpft trotz entgegengesetzter Beteuerungen in Berlin wieder an ihre alte Beziehung an, und Jenny lebt in einer Wohngemeinschaft. Nur die verwitwete Marianne Schubert lässt keine Neigung zu neuer Bindung erkennen, obwohl sie noch nicht im Rentenalter ist. Bei der Wechselhaftigkeit und Diskontinuität des Beziehungslebens handelt sich also – im Roman wie im ›wirklichen Leben‹ – um einen unfreiwilligen Effekt der gewachsenen Schwierigkeiten intimer Lebenspartnerschaft in einer Phase rapiden sozialen Wandels; die sozialen Möglichkeiten stehen hier in Widerspruch zu den menschlichen Bedürfnissen.

[207] Daten nach einer Studie der Universität Koblenz, zit. n. Krumpholz-Reichel (2002).
[208] Diese könnten sich allerdings auf eine Scheinehe beziehen, zu er ihm der bosnische Bürgerkriegsflüchtling Tahir im unmittelbar vorangegangenen Kapitel seine Verlobte anbietet (SiSt 210).
[209] Paare mit getrenntem Haushalt („living apart together“), die nicht zu den ›echten‹ Singles zu zählen sind, begegnen im Roman kaum: Die älteren Meurers zählen dazu, seit sich Renate einen Job in Stuttgart gesucht hat, aber da ist ihre Partnerschaft schon in voller Auflösung; Danny und Edgar Körner ziehen erst im 11. Kapitel zusammen, bei Hanni und ihrem zeitweiligen Freund Dieter kann man es ebenso vermuten wie bei Danny und Patrick, da letzterer nur mit einer Reisetasche auszieht (SiSt 281).

Darüber hinaus kann man trotz des Krisenfokus der Darstellung zumindest darauf schließen, dass die Figuren in ihren Ehen und außerehelichen Beziehungen durchaus Phasen des Glücks durchlebten, die zum Teil von beträchtlicher Dauer sind: Während wir über die Ehe der Schuberts vor der Wende ebenso wenig erfahren wie über die von Raffael und Petra, blicken Renate und Ernst Meurer für diese Zeit auf eine im Ganzen offenbar glückliche Ehe von zwanzig Jahren zurück, und dasselbe gilt für Renates ersten Mann Dr. Reinhardt; ihr Sohn Martin war bis kurz vor dem Tod seiner Frau ebenfalls glücklich verheiratet, und Gleiches kann man bis zum ›Unfall‹ der Frau für die Holitzscheks annehmen. Dies entspricht dem Umstand, dass nach wie vor 75% aller Paare in ehelichen Beziehungen leben. Ähnliches gilt in deutlich verkleinertem Maßstab für die nichtehelichen Intimpartnerschaften: Die eigentümliche Beziehung zwischen Dieter Schubert und Jenny Ritter scheint eine Zeitlang zu beiderseitiger Zufriedenheit zu funktionieren, und auch alle anderen vorübergehenden Beziehungen müssen zumindest zeitweise für beide attraktiv gewesen sein.

Auch wenn diese Phasen gelingender Zweisamkeit weitgehend außerhalb der eigentlichen Romandarstellung bleiben, kann man ihre Erwähnung durchaus als Reflex der soziologischen Erkenntnis ansehen, dass die verbreitete Episodenhaftigkeit solcher Partnerschaften zu einer ›neuen Normalität‹ geworden ist; hier spiegelt sich zumindest indirekt die Verbreitung der „seriellen Monogamie“ als neuartiges Beziehungsschema, das Stabilität auf Zeit bietet, dabei sowohl die Unverbindlichkeit von Affären als auch „den Ewigkeitsdruck der Ehe“ vermeidet und zugleich zur Erweiterung der Persönlichkeit beiträgt (Schuldt 2004, 111 u. 209). Wie in der soziologischen Literatur zeigt sich also auch im Roman, dass die Individualisierungsdynamik, welche die Menschen aus Klassenkulturen herausgelöst hat, auch vor den Toren von Liebespartnerschaft, Ehe und Familie nicht haltmacht, dabei jedoch die alten Formen nicht einfach auflöst, sondern in eine offene Pluralität verwandelt: Die Individuen wollen ihr Leben weiterhin mit einem Partner teilen, aber wie und um welche Preis sie dies tun, ist nun von ihren eigenen Entscheidungen abhängig (Beck/Beck-Gernsheim 1990, 37). „Liebe ist das Sinnmuster für individualisierte Lebenswelten, die die Architektur ihres Lebens, dessen, was sie als »sozial« ansehen, selbst finden und erfinden müssen“ (a.a.O. 224f). „Moderne Individuen sind Existenzbastler, und weil die Liebe heute von existenzieller Bedeutung ist, sind sie auch Beziehungsbastler“ (Schuldt 2004, 199). Weniger deutlich lässt sich in Schulzes Romanwelt erkennen, dass die Differenzierung der privaten Lebensformen auch als Konsequenz gesellschaftlicher Differenzierung gesehen werden kann,

indem „die flexibleren, zukunftsoffeneren und zeitlich elastischeren Privatheitsformen mit den Mobilitätserfordernissen, Ausbildungszwängen und individualistischen Wertmustern der Gesellschaft besser fertig werden als die starre, auf Dauer angelegte Normalfamilie mit ihrem traditionellen Rollengefüge“ (Meyer 2006, 352). Dies liegt v.a. daran, dass dieses Motiv subjektiv für die Figuren keine Rolle spielt: Sie streben fast alle nach dauerhaften Partnerschaften auf der Basis emotionaler Intensität, ohne sich dadurch in der eigenen beruflichen Bewegungsfreiheit eingeengt zu fühlen; es sind auch nirgendwo unmittelbar die Mobilitäts- und Flexibilitätszwänge, welche die entscheidenden Ursachen für das Zerbrechen von Ehen und Partnerschaften bilden.

Bei allen Entsprechungen zu soziologisch festgestellten Veränderungen privater Lebensformen geht der Krisenfokus des Romans nicht in einem bloßen Formwandel auf. Für viele Figuren ist die partnerschaftliche Unruhe Ausdruck echter Unzufriedenheit bzw. eines unerfüllten Glücksverlangens. Außer für Nelson und Bertram ist für keine der Figuren der schnelle Wechsel der Sexualpartner an sich eine Strategie der Glückssuche; dieser Wechsel kontrastiert vielmehr mit einem ausgeprägten Wunsch nach langfristig stabiler Partnerschaft – es gelingt ihnen eben nur nicht, diesen Wunsch zusammen mit ihrem Glücksverlangen zu verwirklichen. Die älteren Meurers machen sich zeitweilig das Leben ebenso gegenseitig zur Hölle wie die Holitzscheks, und die Schuberts finden in ihrer Ehe ebenso wenig Erfüllung wie Raffael und Petra. Es werden erbitterte Auseinandersetzungen voll wütender Enttäuschung und gegenseitiger Verachtung geführt. Man erhält den Eindruck, dass sich die Konzentration des Glücksstrebens auf den privaten Raum für die meisten Figuren nicht auszahlt: Während sich Schulzes Figuren in der Arbeitswelt und in der Auseinandersetzung mit den Behörden trotz aller Schwierigkeiten letztlich meist leidlich behaupten können, erleiden sie in ihrer privaten Glückssuche mit auffälliger Häufigkeit Schiffbruch. Diejenigen, denen im Roman längerfristig die Verwirklichung einer befriedigenden Partnerschaft gelingt, sind deutlich in der Minderheit: Die Ehe von Raffael und Petra ist nur äußerlich stabil, das Schicksal von Patrick und Lydia bleibt ungewiss, und selbst die frisch geschlossene Ehe von Pit Meurer und Hanni ist nicht ohne Belastung. Lediglich Renate Meurer scheint in ihrer neuen Beziehung durch und durch glücklich zu sein, und die Ehe des Künstlerpaares Tom und Billi scheint ebenfalls gut zu funktionieren. Die Ehe der Holitzscheks hingegen gerät in eine immer aussichtslosere Krise, und viele andere Figuren wie Ernst Meurer, Marianne Schubert, Danny, Christian Beyer, Edgar Körner, Peter Bertram, Maik und Dr. Reinhard bleiben am Ende allein zurück.

Durch ihre häufigen Misserfolge und frustrierenden Erfahrungen, auf die sich die Darstellung des Romans konzentriert, lassen sich die Figuren jedoch keineswegs davon abbringen, ihre Bemühungen um ein glückliches Leben weiterhin an erster Stelle auf langfristige Partnerschaften zu richten. Es scheint, als gäbe es für sie keine auch nur annähernd gleichwertige Alternative – nur Enrico Friedrich bildet mit seiner Fixierung auf künstlerische Produktion eine gewisse Ausnahme, aber ihre mangelnde Produktivität und ihr pathogener Charakter lassen diesen Weg kaum als attraktives Gegenmodell erscheinen. Die Darstellung der Intimbeziehungen in *Simple Storys* betont also ein Paradox, nämlich den Widerspruch zwischen der gewachsenen Bedeutung von Liebe und Partnerschaft einerseits und ihrer gewachsenen Problematik andererseits.

Mit dem Grad von Glück und Zufriedenheit, dem Ausmaß von Problemen sowie der Häufigkeit und der Schwere von Konflikten thematisiert der Roman einen Bereich der sozialen Wirklichkeit, der sich aus naheliegenden Gründen nur schwer wissenschaftlich erfassen lässt. Aus soziologischer Perspektive lässt sich aber zeigen, dass die eine Seite des genannten Widerspruchs die andere bedingt und beide auf gesellschaftliche Ursachen zurückgehen. So betont Luhmann zum Beispiel, dass „aus dem starken, sozusagen kompensatorischen Interesse an Intimbeziehungen [...] kaum auf Stabilität der entsprechenden Systeme geschlossen werden [kann]“ (1994, 195f), und nach der Auffassung von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim wird die Liebe „in der enttraditionalisierten, abstrakten [...] Risiko- und Wohlstandsgesellschaft [...] nötig wie nie zuvor und unmöglich gleichermaßen“ (1990, 9). Sind die Menschen mehr denn je auf die Liebespartnerschaft angewiesen, um ihre Identität zu stützen, ihrem Leben Sinn zu geben und überhaupt noch unmittelbare und intensive, sinnlich vollwertige soziale Erfahrungen zu machen, so ist das Zustandekommen und das dauerhafte Funktionieren von Intimpartnerschaften nach Einschätzung der Soziologen aus einer ganzen Reihe von Gründen erheblich schwieriger geworden. Deshalb kann die Enttraditionalisierung und Deinstitutionalisierung der Liebespartnerschaft zwar als „Autonomisierung von Intimbeziehungen“ verstanden werden, aber nicht als echte Emanzipation. „Der Außenhalt wird abgebaut, die inneren Spannungen werden verschärft. Die Stabilität muss jetzt aus rein persönlichen Ressourcen heraus ermöglicht werden, und dies zugleich im Sicheinlassen auf den anderen!“ (Luhmann 1994, 198).[210] Diese Stabilität ist jedoch

[210] Vgl. auch Lehmann 2006, 156: „... wenn das Aufziehen von Kindern, der soziale Status einer Ehe oder die ökonomische Absicherung keine überzeugenden Gründe mehr sind, einen anderen zu lieben – dann können die Partner nur noch in sich selbst den Grund suchen, dass sich das einmalige Scheitern ihrer Liebe nicht wiederholt, verselbständigt und schließlich zum pathologischen Programm einer zerrütteten Ehe wird.

von äußeren (zur „Umwelt“ der „Systeme“ gehörenden) Bedingungen abhängig, die nicht unter ihrer Kontrolle stehen. Dadurch nehmen die Intimverhältnisse eine besondere Konfliktträchtigkeit an, die unter den besonderen Bedingungen der Beziehungs-Kommunikation ihre Stabilität erheblich beeinträchtigt (a.a.O., 199). Entsprechend lässt sich das gewachsene Problempotential sowohl in der Romandarstellung als auch nach Auskunft soziologischer Analysen in zwei Gruppen einteilen: Einerseits haben sich mit den gewandelten Funktionen der Liebespartnerschaften auch ihre Formen und die Bedingungen ihres Gelingens in vielerlei Hinsicht zum Problematischen hin verändert, andererseits sind sie noch zusätzlich neuartigen Belastungen durch veränderte ökonomische und politisch-administrative Rahmenbedingungen ausgesetzt.

Darüber hinaus aber ist unverkennbar, dass der Krisenfokus von *Simple Storys* tatsächlich ein Selektionsprinzip ist, mit dessen Hilfe über das tatsächliche Ausmaß hinaus die Probleme und Schwierigkeiten gegenwärtiger Intimpartnerschaften in den Mittelpunkt gestellt werden sollen; denn auch da, wo Schulzes Figuren – zumindest zeitweilig – gelingende Beziehungen führen, spart der Autor dieses Gelingen fast systematisch aus: Die wechselseitige Sympathie, Faszination und erotische Anziehung, die Hanni und Christian Beyer zu ihrer gemeinsamen New-York-Reise bewegte, ist bereits weitgehend verflogen, als die beiden im Roman erstmals als Paar auftreten; das Erwachen der Liebe zwischen Hanni und Pit Meurer wird mit Stillschweigen übergangen, und „die letzten glücklichen Tage“ zwischen Martin und Andrea Meurer werden in einem Satz abgehandelt, der hauptsächlich Ferienaktivitäten aufzählt (SiSt 41). Der ›zweite Frühling‹ Renate Meurers ist zwar an der erhöhten Wertschätzung ihres Äußeren, ihrer Aufmerksamkeit auf die Körpersprache, ihren enthusiastischen Bemerkungen zu ihrem Sohn Martin („Die Liebe ist eine Himmelsmacht, sagt er immer“) und an ihrer mädchenhaften Abenteuerlust gut erkennbar (SiSt 233f), aber weder lesen wir etwas über den neuen Partner selbst, noch über die Modalitäten ihres Kennenlernens und/oder jetzigen Zusammenlebens. Über die Gefühlsbasis der funktionierenden Ehe zwischen Tom und Billi verlautet nichts, und die Darstellung der aufkeimenden Beziehung zwischen Martin Meurer und Jenny am Schluss des Romans bricht ab, bevor sie überhaupt richtig zustande gekommen ist. Wir erfahren also auch nicht, welche Rolle die Sexualität beim Kennenlernen und in den glücklichen Phasen der Partnerschaft spielt.

Gerade die entscheidende Basis der Intimpartnerschaft, das Liebesgefühl, bleibt selbst bei der Minderheit der gelingenden Partnerschaften fast vollständig außerhalb der Darstellung, und jene von den Soziologen herausgestellten Merkmale moderner Intimpartnerschaften werden

kaum jemals im Stande der Verwirklichung gezeigt; vielmehr sind sie – wenn überhaupt – in der Hauptsache als Gegenstände unbefriedigter Sehnsucht und als Mangelerfahrung präsent. Das ist nur zum Teil durch den eigentümlichen Darstellungsmodus des Romans bedingt, der die Innenwelt der Figuren, Erzähler und Erzählerinnen, besonders ihre emotionale Seite, weitgehend ausspart bzw. auf der Ebene der Andeutung belässt. Diese ›unterkühlte‹ Darstellungsweise, die – wohl als Reaktion auf die allgemeine Trivialisierung des Liebesgefühls durch seine mediale Allgegenwart in Unterhaltungsliteratur, Film, Fernsehen und Popmusik – dem Leser diese Dimension anhand von winzigen Andeutungen zur Ergänzung aufgibt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die besonderen Qualitäten der romantischen Liebespartnerschaft im Roman tatsächlich vor allem als Ungenügen der Realität an diesem Maßstab des Glücksverlangens erscheinen.

Dass Liebe (ähnlich wie die Religion) „ein Schlüssel aus dem Käfig der Normalität" darstellt, „die Bedeutungspanzer der Welt" aufbricht und diese „auf einen anderen Zustand hin" öffnet (Beck und Beck-Gernsheim 231), indem sie den spezifisch individuellen Weltbezug, den Erfahrungsmodus des Partners/der Partnerin in den eigenen Erlebnishorizont einbaut (Luhmann 1994, 25 u. 160), wird – abgesehen von den äußerst spärlichen Andeutungen Renate Meurers – im Roman nirgendwo positiv nachvollziehbar gemacht, und wir finden vorwiegend in den Kommunikations*störungen* der Paare eine literarische Bestätigung für Luhmanns These, dass die Liebe seit ihrer weitgehenden Autonomisierung in der Romantik einen eigenständigen Kommunikationscode hervorgebracht hat, der auch nach ihrer Trivialisierung zur kulturindustriell ausgebeuteten Massenbewegung Informationen nach dem binären Kriterium persönlich/unpersönlich selegiert (Luhmann 1994, 193 u. 205). Dass dieser Code vor allem die Mitteilung von individuellpersönlichen Gefühlen ermöglicht und auf diese Weise erst Liebe zum Medium einer Beziehung macht, bei der zwei hochindividualisierte Wesen ihr gesamtes Sprechen und Handeln am jeweils anderen orientieren (Schuldt 2004, 15, 21f), wird im Roman kaum erkennbar. Gleiches gilt für die Liebe als Quelle von Erfahrungsfülle, Sinn und Identität sowie als Versuch einer utopischen Gegenwelt der Ganzheitlichkeit und Übersichtlichkeit.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht vielmehr das Ungenügen an den bestehenden Intimpartnerschaften, die daraus sich ergebenden Konflikte, das Scheitern der Kommunikation und das Zerbrechen nicht nur der ehelichen, sondern auch der nichtehelichen Beziehungen: Als Conny Schubert sich in Harry Nelson aus dem Westen verliebt, nutzt dieser das für eine sexuelle Überrumpelung aus, Dieter Schubert verschreckt seine Freundin Jenny mit ›perversen‹ Ansinnen, und

Lydia Schumacher verlässt ihren Freund Patrick nach heftigen Meinungsverschiedenheiten. Edgar hat neben Danny noch eine Liebschaft und wird später von der Journalistin nach einem Streit verlassen, Christian Beyer verliert seine Freundin Hanni nach dem Versuch, sie zur Prostitution mit einem Steuerbeamten zu überreden, und die Beziehung zwischen Danny und Patrick geht an seiner Unfähigkeit zugrunde, sich von Lydia wirklich zu lösen. Die unbefriedigten Partner schwanken zwischen Resignation und Aufbegehren, und ihre Frustration entlädt sich in Auseinandersetzungen, die durchgehend unfruchtbar bleiben und von wütender Enttäuschung, gegenseitigen Herabsetzungen und mangelndem Willen zur Verständigung geprägt sind. Darin drückt sich zunächst einfach der kritische Problembezug des Romans aus.

Freilich lässt sich die Wirksamkeit des von den Soziologen herausgearbeiteten Liebeskonzeptes im Roman zum Teil indirekt und *ex negativo* erschließen: als Ideal, dem gegenüber man sich auch und gerade dann verantworten muss, wenn man ihm nicht zu genügen vermag. Die beiden einzigen expliziten Liebeserklärungen erfolgen etwa am Telefon, also in einer distanzierten, technisch vermittelten Kommunikationsform, die einem derart persönlichen Geständnis grundsätzlich nicht angemessen erscheint. Im Falle von Hannis Liebesgeständnis an Barbara Holitzschek kommt noch hinzu, dass erstere ziemlich alkoholisiert ist und aufgrund einer Wette anruft, die sie bei einem Gesellschaftsspiel verloren hat (SiSt 83f). Zwar spricht die Notwendigkeit, erhebliche innere Hemmungen zu überwinden, für die Echtheit des Gefühls, aber die Einblicke, die sie in ihre aktuelle Lebenssituation gibt, machen das Geständnis eher zu einem sozialen Hilfeschrei als zu einer echten Liebeserklärung – dazu passt, dass es ihr vor allem um eine mitfühlende Gesprächspartnerin geht. Dennoch kommt in ihrer Formulierung die Abweisung aller rationalen Erklärungsgründe und die stets fragwürdige, weil entscheidende Authentizität des Gefühls im romantischen Liebeskonzept (Luhmann 1994, 134f) konzentriert zum Ausdruck: »Babs«, sagt Hanni zum Schluss, »ich lieb dich wirklich, einfach so. Glaubst du mir das?« (SiSt 88) Urteilsfähig in Bezug auf die Liebe ist nur das Gefühl des Liebenden selbst (Luhmann a.a.O.).

Die andere Liebeserklärung des Romans erfolgt nach einem Gespräch von penetranter Belanglosigkeit zwischen den Eheleuten Martin und Andrea Meurer, das der Mann dennoch nicht zu beenden vermag: „»Ich lieb dich«, sagte ich und fügte hinzu, dass ich das nicht deshalb sage, weil ich hier allein sei und ohne Auto. »Das ist schön«, antwortete Andrea“ (SiSt 43). Martins Nachsatz enthält unfreiwillig eine doppelte Botschaft: Auf der Ebene der Information betont er im Einklang mit Luhmanns Beschreibung des modernen Liebescodes die Ausschließlichkeit des

eigenen Selbst als spontane, proaktive Quelle seiner Gefühle (1994, 209f), auf der Ebene der Mitteilung aber gesteht er durch diese zusätzliche Erläuterung ein, dass es hier einen naheliegenden Verdacht auszuräumen gilt, dass er also daran zweifelt, in der intimen Kommunikation als Liebender (noch) ohne weiteres überzeugend zu sein. Kürzer lässt sich die innere Widersprüchlichkeit der modernen Liebespartnerschaft, ihr inneres Spannungsverhältnis zwischen einem gebieterischen Ideal und einer notorisch unvollkommenen Wirklichkeit kaum ausdrücken.

Andreas lakonische Antwort ist ebenso doppelbödig: Einerseits vermeidet sie mit ihr, sich ihrerseits zu ihrer Liebe zu bekennen, weil diese durch eine bloß reaktive Äußerung dem Liebescode zufolge entwertet würde, andererseits gibt auch sie auf diese Weise die Notwendigkeit zu, einen naheliegenden Verdacht ausräumen zu müssen, was auf ähnliche Selbstzweifel als Liebende schließen lässt. Die Liebesfähigkeit beider Partner und die Kompetenz zu ihrem authentischen Ausdruck muss sich also wiederholt als unzureichend erwiesen haben, und in der Tat war kurz zuvor das Verhalten des Ehepaares im Moment der „Panik“ ja auf beiden Seiten durch ein Versagen des Vertrauens in die Kraft der gegenseitigen Liebe gekennzeichnet – bzw. durch die Unfähigkeit, diese Liebe im entscheidenden Augenblick zu kommunizieren. Beide zogen sich in sich selbst zurück und mussten die Krise je für sich allein bewältigen; zwischen ihnen herrschte Sprachlosigkeit (SiSt 41). Dabei ist natürlich der Anlass in beiden Fällen hoch signifikant: Es sind die wirtschaftlichen Existenzsorgen, an deren Bewältigung sich die Liebe nicht zu bewähren vermag. So werden in diesem winzigen Dialog Aspekte des modernen Liebeskonzeptes gerade im Scheitern der kommunikativen Intentionen erkennbar gemacht. Dass die Kommunikation der Liebe hier scheitert, das heißt nicht den Bedürfnissen der Beteiligten gerecht wird, bestätigt der Roman dadurch, dass Martin Meurer sich unmittelbar nach dem Telefonat von einer zufälligen Reisebekanntschaft erotisch heftig angezogen fühlt, also unwillkürlich einen anderen Ausweg für sein Kompensationsbedürfnis sucht.

Ähnliche und zugleich weitergehende Aufschlüsse gibt Conny Schuberts Verliebtheit in Harry Nelson, auch wenn deren Aussagekraft dadurch begrenzt ist, dass es nie zu einer echten Gegenseitigkeit kommt. Immerhin zeigt sich deutlich der spontane, proaktive Charakter der Liebe (Luhmann 1994, 209): Conny erfährt vor allem sich selbst als Quelle ihrer Liebe, während Nelson lange Zeit nichts dazu beiträgt, ja Connys Gefühle wohl zunächst nicht einmal bemerkt. Was sie vor allem fasziniert, sind seine kultivierten und weltläufigen Manieren, seine (im Adamsapfel

symbolisierte) männliche Ausstrahlung bzw. körperliche Attraktivität und sicher auch das Air der Macht, das von ihm ausgeht. Ihre Wunschvorstellungen wirken zunächst ziemlich traditionell:

> Ich dachte, wie oft in letzter Zeit auf dem Heimweg, dass ich ja nur schlafen muss, um ihn morgen wiederzusehen, meinen zukünftigen Mann, den Vater meiner vielen Kinder, *der mit niemandem vergleichbar war, der mir die Welt zeigen und alles verstehen*, der mich beschützen – und rächen würde. (SiSt 29, Hervorh. U.S.)

Es hat möglicherweise mit ihren geringen Selbstverwirklichungschancen im beruflichen Bereich zu tun, dass sie sich so umstandslos mit der Mutterrolle identifiziert und sich auch in ihrem Weltzugang und –verständnis sowie in ihrem Sicherheitsbedürfnis von dem männlichen Partner abhängig sieht[211] – auf die Hausfrauenrolle verweist auch der Impuls Connys, dem abreisenden Geliebten ein „Päckchen für unterwegs" zu machen (SiSt 26). Ihre deutliche Statusunterlegenheit äußert sich darin, dass die Identifikation mit dem Geliebten und seinem Weltbezug ganz über das Bedürfnis dominiert, auch in der eigenen Identität bestätigt zu werden (obwohl dies in der Erwartung eines umfassenden Verständnisses enthalten ist). Dabei wird zugleich deutlich, dass dem modernen Ideal strikter Gleichberechtigung in der Partnerschaft immer noch beträchtliche Beharrungskräfte traditioneller Geschlechteridentitäten entgegenwirken – weitergereicht durch das Erziehungsverhalten einer Elterngeneration, die sich nie ganz ihren eigenen Prägungen entziehen konnte, und gerade in Ostdeutschland gefördert durch eine paternalistische „Emanzipation von oben", welche die geschlechtsspezifische Mentalität und den Habitus kaum beeinflusst hatte (Geißler 2006, 323f). Der Roman fängt hier eine ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ ein, welche die moderne Soziologie in ihrem Bemühen, die jeweils aktuellen Entwicklungstrends zu identifizieren, vernachlässigen muss.

Dennoch sind Elemente des modernen Liebescodes daran zu erkennen, dass es die einzigartige Individualität des Partners und sein ebenso einzigartiger Welterfahrungsmodus ist, auf die sich Connys Liebe vor allem richtet – trotz Harry Nelsons herausragender wirtschaftlicher Macht und seiner entsprechend hohen sozialen Position ist gerade von ihr nur indirekt die Rede. Auch bewahrt sie sich noch im Paradox der ›freiwilligen Unterwerfung‹ ihre Freiheit und Selbstbestimmung, indem sie dem Geliebten in der Entwicklung ihrer Gefühle und in der Einstellung auf seinen Welterfahrungsmodus zuvorkommt (Luhmann 1994, 210). Ein anderes Element des Lie-

[211] Die Entlastungsfunktion der Identifikation mit einem mächtigeren, mutigeren und kompetenteren Partner kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie sich selbst seine beruflichen Leistungen nicht zutraut: „Außerdem glaube ich noch heute, dass es einfacher ist zu kellnern, als morgens mit dem Aktenkoffer aus dem Haus zu müssen, um Verträge abzuschließen" (SiSt 25).

bescodes zeigt sich, wenn Conny die äußerst plumpe, handgreifliche Annäherung des alkoholisierten Nelson so interpretiert: „Wir haben also einander gefunden, einfach so, ohne große Worte, dachte ich“ (SiSt 28). Die Schicksalhaftigkeit des Zusammenkommens, die hier besonders stark mit dem zielorientierten Vorgehen des Immobilienhändlers kontrastiert, gehört ebenso zu den Standardinterpretationsmustern des Liebescodes (Schuldt 2004, 60) wie der Anspruch, sich unter Liebenden „auch ohne große Worte“ verstehen zu können (a.a.O.). Daneben ist die naive Blindheit gegenüber den durchsichtigen, rein sexuell motivierten (und alkoholisch enthemmten) Motiven Nelsons natürlich Ausdruck ihres Gefühls und des damit verbundenen Idealisierungsstrebens. Conny setzt einfach voraus, dass auch Nelson nur aus Liebe handeln kann, da Liebe keine anderen Motive außerhalb ihrer selbst duldet (a.a.O., 28).[212]

In Giddens’ Terminologie bleibt Conny mit ihren Empfindungen im Rahmen eines „romantischen Liebeskonzepts“, das „von einer projektiven Identifikation abhängig“ ist:

> Der oder die andere füllt allein durch das, was er ist, einen Mangel aus, den das Individuum – bis zum Beginn der Liebesbeziehung – nicht einmal unbedingt bemerkt haben muss. Und dieser Mangel hat direkt mit der Identität zu tun: In einem bestimmten Sinn wird das vorher unvollständige Individuum nun vollständig. (Giddens 1993, 56)

Dieser Typus der intimen Beziehung impliziert also eine wechselseitige Abhängigkeit der Partner – unabhängig von der Tatsache, dass Identität nie ohne Bestätigung durch andere auskommt. Allerdings liegt es zunächst einmal an Nelsons Verhalten, dass die Beziehung nie zu jener „partnerschaftlichen Liebe“ wird, deren gegenseitige Öffnung wechselseitige Autonomie voraussetzt und deshalb „in bestimmter Hinsicht das Gegenteil der projektiven Identifikation ist, selbst wenn eine solche Identifikation manchmal den Weg für sie öffnet“ (Giddens 1993, 72f). Auch für den nach Giddens asymmetrischen Charakter der romantischen Liebe (a.a.O., 73) könnte dieses Kapitel als Beleg fungieren – ebenso wie für dem Umstand, dass sie „im Gegensatz zur *amour passion*, welche die Individuen unberechenbar aus allem herausreißt“, auf „eine langfristige Lebensperspektive“ gerichtet ist (a.a.O., 56). Entsprechend sind für die echte ›Leidenschaft‹ der *amour passion* keine Anzeichen zu finden; die Verliebtheit eines jungen Mädchens wird hier – im Einklang mit den allgemeinen Darstellungsprinzipien des Romans – sehr verhalten, geradezu ›introvertiert‹

[212] „In der modernen Gesellschaft wird es immer wichtiger, sich selbst als Individuum darzustellen, und in Sachen Persönlichkeitsbestätigung ist die Liebe unschlagbar. Damit eignet sich eine Liebesbeziehung bestens als Projektionsfläche sämtlicher Sehnsüchte, und dem Partner kann leicht eine All-in-one-Rolle zugemutet werden. Er soll dann nicht nur Liebhaber und Freund sein, sondern auch Lebensberater, Kollege, Krisenmanager, Lebensberater, Entertainer und Elternersatz.“ (Schuldt 2004, 72)

dargestellt – ob darin auch der von Maaz analysierte „Gefühlsstau“ zum Ausdruck kommt, muss dahingestellt bleiben.

Bei einer Verliebtheit ohne echte Entwicklungschance bleibt es auch in Edgar Körners Erzählung, wie er sich in eine „Idiotin“ verliebt hat. Auch er stellt sich im spontanen, proaktiven Charakter seines Gefühls als freie und selbstbestimmte Quelle seines Liebens dar: Es ist allein das „wunderschöne Lachen“ seiner Sitznachbarin im Kino, die ungewöhnlichen Stellen dieses Lachens sowie eine Wade mit wippendem Fuß und Knöchel, was Edgar spontan zu der Gewissheit kommen lässt: »Mein Gott, ist die schön!« (SiSt 257) – und in ihm den Wunsch auslöst, sie um jeden Preis anzusprechen. Das Lachen und die wenigen Details einer Körperhaltung sind auch hier nicht etwa Hinweise auf eine äußere Attraktivität, sondern intuitiv erfasste Indizien einer „inneren Schönheit“, die im Wahrnehmungs- und Erlebnismodus, d.h. im individuellen „Weltbezug“ der geliebten Person liegt. Dass für das auslösende Gefühl eines ›Einklangs‹ schon winzige Anzeichen genügen können, demonstriert den hohen, zum romantischen Liebeskonzept gehörenden Anteil von Wunschprojektionen, der gerade den Beginn einer Liebesbeziehung bestimmt. Die darin liegende Enttäuschungsgefahr überwindet Edgar in seiner Erzählung durch Verabsolutierung des Gefühls zu einer irrationalen Schicksalsmacht, der man jenseits aller Vernunft wehrlos ausgeliefert sei, also durch das Konzept der „Liebe als Passion“ (Luhmann): Auch die Entdeckung, dass es sich bei der Geliebten um eine geistig behinderte Person handelt, vermag an seinen Gefühlen nichts zu ändern. Edgar stärkt damit jenes Element von Attraktivität, das die Liebesbeziehung – ähnlich wie die Sexualität – als Versprechen einer emotional und existentiell intensiven und authentischen Gegenwelt zu den Routinen und Zwängen des Alltags versteht – ein Versprechen, das gerade auf junge Menschen anziehend wirkt, die noch mit Schwierigkeiten kämpfen, sich jenen Routinen und Zwängen unterzuordnen.

Das Antiquierte dieses Konzeptes macht es jedoch als Basis für eine sich entwickelnde Liebesbeziehung mit biographischer Perspektive unglaubwürdig, weil damit eben doch gravierende Unterschiede im Weltbezug der geliebten Frau hochwahrscheinlich sind – ganz abgesehen von der Möglichkeit gegenseitiger Identitätsbestätigung und emotionalen Wohlfahrtsgewinns in einer intensiven, ganzheitlichen Erfahrung von Sozialität. Charakteristischerweise bricht Edgars Erzählung ja auch an dieser Stelle ab, und hundertprozentig glaubwürdig ist sie auch deswegen nicht, weil er zuvor schon erfundene Geschichten als wahr präsentiert hatte (SiSt 201ff). Ohnehin geht es Edgar wohl hauptsächlich um die Selbstdarstellung gegenüber Jenny – eine Selbstdarstel-

lung als Liebender, die zumindest unbewusst darauf aus ist, beim seinem Gegenüber wiederum Liebe (oder wenigstens ein entsprechendes Anfangsinteresse) zu wecken. Das entspricht der „Reflexivität des Liebens“: Man liebt sich und den anderen als Liebenden und Geliebten (Luhmann 1994, 175). Daneben könnte eine Rolle spielen, dass er mit dieser Geschichte implizit das Festhalten an seiner Liebe zu Danny (vor sich selbst) rechtfertigt, obwohl sie offenbar keine Verwirklichungschance mehr besitzt.

Einen anderen, aber ebenfalls reduzierten Aspekt der Liebeserfahrung beschreibt die Journalistin Danny, als sie bei der Trennung von Patrick die Gründe für ihre Liebe ins Feld führt:

> »Weißt du, warum ich dich von Anfang an gemocht habe? Weil du am ersten Tag in der Redaktion gesagt hast:›Du stehst wohl am liebsten so.‹«
> Danny stellt den rechten Fuß hinter der linken Ferse auf die Spitze. [...]
> »Ich dachte, endlich mal einer, der wirklich hinschaut, der weiß, dass eine Frau wie eine Frau behandelt werden möchte. Bei dem ich mein Diplom nicht über die Spüle hängen muss, damit er kapiert, dass ich auch noch was andres kann.« (SiSt 277)

Hier ist es die Erfahrung, auch im Detail so wahrgenommen zu werden, wie man gern wahrgenommen werden möchte, was die Attraktivität des Liebespartners entscheidend mitbestimmt – also eine Bestätigung der eigenen Identität in ihrer Ganzheitlichkeit – eine Bestätigung zumal, die sonst eine Mangelerscheinung darstellt. Dass sie gerade im beruflichen Handlungsfeld erfolgt und so mit dessen funktionalen Anforderungen kontrastiert, macht sie nur umso attraktiver. Auch hier kommt die Stärke des entsprechenden Bedürfnisses darin zum Ausdruck, dass aus kleinen Indizien induktiv recht weitreichende Schlüsse gezogen werden. Dass aber umgekehrt auch die eigene Wahrnehmung des Partners und seines Weltbezuges den eigenen Wünschen und Wertmaßstäben entsprechen muss, um ihm seinerseits eine Identitätsbestätigung geben zu können, zeigt sich negativ dadurch, dass die Journalistin in dieser Hinsicht bald enttäuschende Differenzen entdecken muss: Er ist nicht immer bereit die Risiken zu tragen, welche die Rolle des ›aufrechten, unbestechlichen Journalisten‹ in Ostdeutschland gelegentlich mit sich bringen, und er zeigt vor allem einen erheblichen Mangel an Sensibilität, wenn er seiner Partnerin in einer Weise von ihrer Vorgängerin erzählt, welche seine anhaltende Liebe verrät (SiSt 278f). Dazu passt, dass Danny die Absolutheit der Liebe zugunsten einer harmonischen Lebensführung relativiert:

> »Ich fand das mit uns beiden gut, weil wir uns kannten. Da ist man realistischer, nicht so hundert Prozent Erwartung, vielleicht nicht die ganz große Liebe, aber trotzdem. Und wie du mit Tino umgehen kannst. Und dass wir nicht so sind wie die meisten, die denken, wenn sie Karriere machen, sind sie Sylvester 99 nicht alleine.« (SiSt 278)

In der Tat spielen solche pragmatischen Kriterien nach Auskunft der Soziologen auch und gerade in modernen Intimpartnerschaften eine nicht unerhebliche Rolle (Schuldt 2004, 204ff), weil es in ihnen nicht allein und nicht in erster Linie um „Liebe als Passion“ (Luhmann) und die projektive Identifikation der romantischen Liebe, sondern allgemeiner um einen „emotionalen Wohlfahrtsgewinn“ (Giddens 1993, 69) geht, um eine gelungene Verwirklichung gemeinsamer Vorstellungen von einem guten und erfüllten Leben sowie um eine vorbehaltlose gegenseitige Öffnung, welche diese Verwirklichung überhaupt erst ermöglicht (a.a.O., 73). Hier macht sich bemerkbar, dass im Gegensatz zu dem romantischen Ideal, das in der Massenkultur weiterhin hochgehalten wird, gerade die Gefühlsbasis der Intimbeziehung im Zuge der Gleichberechtigungsdebatte und der fortgesetzten Kritik an männlicher Gewalt eine deutliche Rationalisierung erfahren hat (Schmidt 2000, 4; 2003, 5; Schuldt 2004, 204f). Entsprechend beklagt Danny an Patrick vor allem, dass er „nicht nachdenkt“ (SiSt 277). Dass aber der ›Preis‹ dieser Rationalisierung, eine mangelnde Intensität und Spontaneität des Liebesgefühls, selbst in diesem Rahmen durchaus als Mangel empfunden wird, erkennt auch Danny indirekt an, indem sie von der Möglichkeit spricht, „es“ wachsen zu lassen. Überhaupt entzieht der „Abbau der Idealitätszumutungen“, den Danny hier als Strategie verfolgt, um der Intimpartnerschaft zwischen zwei selbstzentrierten Individuen eine Chance zu geben, „der Liebessemantik [gerade] das, was bisher unentbehrliche Formulierhilfe war“ (Luhmann 1994, 211f).

Dennoch können Dannys Vorstellungen als Übergang zu einer neu sich herausbildenden Form der Liebesbeziehung verstanden werden, wie er auch von Soziologen als gesellschaftliche Tendenz postuliert worden ist: als Übergang von der Dominanz gegenseitiger Identitätsbestätigung zur *Problemorientierung* (Luhmann 1994, 213; Schuldt 2004, 204ff). Tatsächlich muss ja die Anerkennungspflicht für den gesamten Weltbezug des Partners irgendwann notwendig mit der Funktion der Identitätsbestätigung kollidieren: Die Verschiedenheit der Individuen macht diesen Konflikt unausweichlich.

> An irgendeinem Punkt erwartet der eine Anerkennung seiner Person, die der andere mit seinem Selbstgefühl nicht vereinbaren kann, oder er fühlt sich umgekehrt dazu verpflichtet, dem Anderen die Anerkennung in dessen eigenen Selbstinteresse zu versagen. Jene »Problemorientierung im Alltag«, auf welche die Codierung der modernen Beziehung nach Luhmann zuzulaufen scheint, richtet sich mithin auf das Dauerproblem eines jederzeit möglichen Abbruchs der Liebeskommunikation. (Lehmann 2006, 155f)

Je stabiler die eigene Identität ist, desto eher kann man jedoch darauf verzichten, sich mit allen Weltbezügen des Partners identifizieren zu wollen und sich dabei an kompensatorische Wunschprojektionen zu klammern – und desto eher kann man den Partner realistisch als ein Wesen mit Mängeln akzeptieren. Das gehört auch zu Giddens' Vorstellung von der „reinen Beziehung": „Liebe entwickelt sich dabei genauso wie Intimität in dem Maße, in dem beide bereit sind, dem anderen Interessen und Bedürfnisse zu offenbaren und dadurch ihre Verletzbarkeit zu zeigen" (1993, 73). Genau dies tut Danny noch im Moment der Trennung, und nach dem, was sie an früheren Äußerungen Patricks wiedergibt, hatte dieser sich durchaus auf die geforderte Offenheit eingelassen – gerade die Einseitigkeit des Trennungsgespräches zeigt, dass diese Beziehungsgrundlage inzwischen zerfallen ist. „Der Imperativ freier und offener Kommunikation ist das *sine qua non* der reinen Beziehung" (a.a.O., 210). Solange den Partnern eine gegenseitige Öffnung ohne Vorbehalte gelingt, können sie Selbstdistanz gewinnen, ja sie können ihre eigene Identität ein Stück weit aufs Spiel setzen, um Krisen zu überwinden und die Beziehung trotz unüberbrückbar scheinender Differenzen fortzuführen. Die Eigenliebe kann an den ›Knackpunkten‹ zugunsten der Liebe zum Anderen zurückgestellt und die Überwindung der Krise als Liebesbeweis kommuniziert werden. Hierzu ist eine emphatische Form des Verstehens nötig, welche die eigenen Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster überschreitet (Lehmann 2006, 154 u. 156; Schuldt 2004, 78).

> Die Eigenart des anderen, den man liebt und auf den hin man Welterfahrungen aufnimmt und handelt, wird als Resultat von *Enttäuschungsverarbeitungen* in den eigenen Lebenssinn übernommen, und zwar speziell in den Hinsichten, in denen er anders ist als man selbst; anders auch, als man wünschen würde; und anders schließlich, als es einer Stilisierung seiner Wesenszüge ins Ideale entspräche. (Luhmann 1994, 212)

Die Art, wie Danny die ersten Gründe für die Attraktivität von Patricks individuellen Weltbezug im gleichen Atemzug erörtert wie ihre erste Enttäuschung durch sein ängstliches Verhalten im Beruf – und beides in eine Argumentation für den Fortbestand ihrer Beziehung einbaut – (SiSt 277), ist typisch für diese Haltung.[213] Gerade ihre durchaus deutliche Kritik an Patrick, die im

[213] Ein solcher Abbau von Idealitätszumutungen impliziert zugleich (bewusst oder unbewusst) einen kritischen Widerstand gegen den ideologischen Gehalt dieser Idealisierungen sowie gegen die dahinterstehenden gesellschaftlichen, besonders ökonomischen Triebkräfte – und tatsächlich ist Danny ja die am couragiertesten gesellschaftskritische Figur des Romans. Mit der Entidealisierung und der Aufnahme von Enttäuschungsverarbeitungen in die Liebesbeziehung durchbricht sie den Teufelskreis aus Überforderung, Frustration und erneuter Idealisierung, der durch die Überlastung der Intimbeziehung mit den Funktionen der Identitäts-, Selbstverwirklichungs- und Sinnsuche angetrieben wird – eine Überlastung, die ihrerseits aus den entsprechenden funktionalen Mängeln der anderen gesellschaftlichen Systeme bedingt ist. Andererseits wird im Verzicht auf die „große Liebe" auch der Preis deutlich, den

Augenblick der Trennung verständlicherweise gelegentlich ins Bittere rutscht, ist nicht einfach bloß Ausdruck ihrer Enttäuschung, sondern ein Versuch, ihn im letzten Augenblick zu halten: »So einen liebe ich nun« (SiSt 281). Entsprechend stellt sie im Kontrast dazu vor allem die Nichtigkeit der Gründe heraus, die ihre Konkurrentin Lydia dazu veranlasst haben, Patrick zu verlassen – sie entwirft das Bild einer geradezu pathologischen Unzuverlässigkeit und scheint dabei zu vergessen, dass sie selbst ihren letzten Partner Edgar auf ähnlich ›spontane‹ Weise und gleichfalls bei Nacht und Nebel verlassen hatte.

Dass Patrick eine andere Vorstellung von einer erfüllten Beziehung hat, kommt schon darin zum Ausdruck, dass er Danny verlässt, um zu Lydia zurückzukehren, ohne dies erklären zu können oder Dannys Argumenten etwas entgegenzusetzen zu haben. Für ihn kommt es (wie für Hanni) offenbar in erster Linie auf die Authentizität des Liebesgefühls an – und damit auf etwas letztlich Irrationales, Unerklärbares, das dennoch als urteilsfähig in Bezug auf sich selbst begriffen wird und damit die Zuständigkeit aller externen Instanzen abweist (Luhmann 1994, 134f). Alle von Danny angeführten Vernunftgründe, das schlecht funktionierende Zusammenleben mit Lydia und das gut funktionierendes Zusammenleben mit ihr, können gegen den übergeordneten Wert des romantischen Liebesgefühls und die damit verbundenen Glückshoffnungen nichts ausrichten. Obwohl Danny auf die Nichterfüllung wesentlicher Funktionen einer Liebesbeziehung wie der wechselseitigen Identitätsbestätigung verweist, ist ihre Aufforderung zum Nachdenken ebenso fehl am Platz wie Patricks hilflos-lächerliche Erklärungsversuche, weil die rationale Kalkulation dieser Funktionalität gerade nicht der Modus ist, in dem die Grundlage einer Liebesbeziehung Evidenz gewinnt. Patricks dekuvrierend anachronistische Rückzugsposition „Vielleicht ist es Schicksal. Vielleicht ist sie einfach mein Schicksal“ (SiSt 281) ist weniger trivial als Danny denkt: Die systematische Abweisung aller Vernunftgründe für die Liebe durch diese Paradoxierung von Zufall als Notwendigkeit hatte sich schon in der Romantik durchgesetzt und signalisiert eine Voraussetzungslosigkeit, welche im Dienste einer betonten Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen und Regelungsansprüchen stand (bzw. steht) und damit die Bedeutung der Liebesbeziehung geradezu verabsolutiert (Luhmann 1994, 181). Dannys eher pragmatische Vorstellung von Partnerschaft, die auf die ›große Liebe‹ zugunsten einer funktionierenden Partnerschaft verzichtet, ist mit Patricks andersartigen Präferenzen schlicht unvereinbar. Für ihn ist

sie für diese Haltung zu zahlen hat – und damit der Umstand, dass natürlich auch sie nicht den gesellschaftlichen Widersprüchen entkommen kann.

der moderne Liebesglauben mit Hoffnungen und Erwartungen verbunden, die über ein harmonisches Familienleben hinausgehen:

> Es ist, als würde die Liebe eine Eigenrealität gegen die Realität von Familie und Ehe und gegen die Person beanspruchen, der sie zur Befreiung in die eigene Existenz verhelfen soll. Wer der Liebe Ehe, Familie, Elternschaft, am Ende vielleicht sogar das Wohlergehen seiner Nächsten opfert, begeht keine Sünde, sondern vollzieht das Gesetz der Erfüllung, der Wahrheit der Gefühle, der Entfaltung des Selbst an sich und anderen. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 228)[214]

In der von allen traditionellen Formen und Regeln befreiten Selbstbegründung der Partnerschaft durch das individuelle Gefühl „liegt auch ein totalisierender Anspruch: nämlich die *Abweisung* von Zurechnung, Verantwortung, Ausgleich, Gerechtigkeit aus Gefühl, Spontaneität und *Aufrichtigkeit*. Nicht zu lieben, ist kein Rechtsverstoß, kein krimineller Akt, auch wenn dadurch das Leben anderer tiefer verletzt wird als durch Diebstahl oder Körperverletzung“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 225).[215] Zwar hat Luhmann zurecht darauf hingewiesen, dass in der gegenwärtigen Liebessemantik die traditionellen Sinnmomente der Passion und des Exzesses überflüssig geworden und tatsächlich im Schwinden begriffen sind, aber die Legitimierung durch ein seinerseits unbegründbares, spontanes und proaktives Gefühl ist ebenso unverzichtbar geblieben wie die Vorstellung der Selbstreferenz, des Liebens um der Liebe willen (Luhmann 1994, 222; Schuldt 2004, 28 u. 70f).

Freilich hat der dahinterstehende Anspruch auf Emanzipation des subjektiven Gefühls von der instrumentellen Rationalität der restlichen Gesellschaft auch eine ideologische Seite, verdeckt er doch die – in anderen gesellschaftlichen Subsystemen nicht oder nicht hinreichen befriedigten – psychischen Bedürfnisse und Funktionen, die sich auch in der Vermittlung durch das individuelle Gefühl durchsetzen. So lässt Patricks Gegenmodell einer erfüllten Beziehung, wie es in Dannys Wiedergabe von Patricks Erzählungen anklingt, recht problematische Züge erkennen:

> »Du hast selbst gesagt, dass diese Frau krank ist – aber du wolltest unbedingt beweisen, dass man mit ihr leben, sie aufwecken kann, wie du sich so schön ausgedrückt hast, mit ihr Kinder haben und überhaupt ein wunderschönes Leben. Das war dein Ehrgeiz. Und du hast gesagt, dass du wusstest, dass sie nicht einfach zu haben ist. Mit sibirischen Bäumen

[214] Vgl. auch Beck und Beck-Gernsheim 255: „Zwei Schalthebel öffnen die Falltüren: Die Aufkündigung der Gemeinsamkeit kann isoliert erfolgen, ohne Vetorecht des »Gekündigten«. Und: Das Kriterium der Aufkündigung ist – letztlich – die subjektive Befindlichkeit, das Verhältnis von Liebestraum und –wirklichkeit im Horizont der individuellen Wahrnehmung (und angesichts der Konkurrenzen im offener werdenden Angebot).

[215] Vgl. auch a.a.O., 239.

> hast du eure Beziehung verglichen, sibirische Bäume wachsen langsamer, aber normale Sägen zerbrechen daran.« (SiSt 278f)

Dass eine solche Erfahrung mit der selbstbewussten, gradlinigen und pragmatischen Danny nicht zu wiederholen ist, kann nicht überraschen. Zugleich wird deutlich, dass Patricks Beziehung zu Lydia ebenso wenig auf einer vorbehaltlosen wechselseitigen Bejahung des je individuellen Weltbezuges aufgebaut war – auch von seiner Seite nicht. Sein Vorhaben, die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens auch gegen diese Widerstände durchzusetzen, sein Anspruch, Lydia erst „aufzuwecken", d.h. im Grunde zu therapieren, ist eine andere Strategie der „Enttäuschungsverarbeitung", eine andere Form des „Abbaus von Idealitätszumutungen". Die Vorstellung eines „langsamen Wachsens" entspricht zwar genau der von Danny formulierten, doch verzichtet Patrick nicht wirklich auf das Ideal, sondern verlegt es in der Zeit an das Ende eines Lern- und Bildungsprozesses, in dem er sich selbst als leitende Instanz sieht; damit bringt er in sein Beziehungskonzept allerdings eine Asymmetrie hinein, die dem Ideal der Gleichberechtigung widerspricht und den Verdacht nährt, entweder ein Helfersyndrom oder ein verborgenes Machtstreben zu verbergen, das (nicht nur) bei Männern immer noch vorkommt: ein Geschöpf nach eigenen Gnaden zu schaffen. Beides ist hingegen auch unter psychologischen Laien längst als unvereinbar mit stabilen und funktionierenden Intimpartnerschaften erkannt worden. „Partnerschaftliche Liebe setzt Gleichberechtigung im emotionalen Geben und Nehmen voraus" (Giddens 1993, 73).

Schließlich lässt die Darstellung von Dieter Schuberts Umgang mit Jenny Ritter trotz aller defizitären Momente einiges davon erkennen, was zur emotionalen und kommunikativen Grundlage gegenwärtiger Intimpartnerschaften gehört. Jenny beschreibt seine Annäherung zunächst als typisches Werbungsverhalten eines schüchternen Mannes: Gerade durch seine Ängstlichkeit und Ungeschicklichkeit, seine Nervosität und unbeholfene Galanterie gibt er das persönliche Interesse recht eindeutig zu erkennen und genügt damit durchaus der Forderung nach proaktivem Verhalten. Sein finanzielles Angebot (SiSt 162f) aber gibt ihrer Beziehung dann schnell einen zweideutigen Charakter, der den fundamentalen Grundregeln der romantischen Liebe widerspricht. Das Geld verwandelt ihr Verhältnis in einen Erwerb von Dienstleistungen, und auch wenn der Ausschluss des Sexuellen darauf hindeutet, dass es sich dabei um einen unpersönlichen Deckmantel handelt, unter dem höchst Persönliches ausgetauscht wird, ist doch der Wille zu einer vorbehaltlosen Hingabe an die Welt der Anderen damit von Anfang an relativiert. Das geschäftsmäßige Element bewahrt ein Stück von jener Unpersönlichkeit, Rollenhaftigkeit, Distanz und wechselsei-

tigen Objektivierung, die in der Liebesbeziehung anders als in allen anderen gesellschaftlichen Handlungsbereichen gerade überwunden werden soll.

Ganz in diesem Sinne verteidigt Schubert sein Handeln gegenüber Peter Bertram mit seinem Bedürfnis nach „klaren Verhältnissen“: „Sie dort, ich hier, und dann treffen wir uns. Sie kriegt ihr Geld, und dann trennen wir uns“ (SiSt 155). Es geht also gerade um eine Aufrechterhaltung jener Distanz, die in der Liebe eigentlich aufgegeben wird, um eine Bewahrung der eigenen Individualität, die den steigernden Umweg der Preisgabe an einen anderen nicht mit ganzer Konsequenz zu gehen bereit ist – und um die Vermeidung jener Vertrauen schaffenden und Verantwortung übernehmenden Verbindlichkeit im Bekenntnis zu einer bestimmten Person, die auch dem damit verbundenen Ausschließlichkeitsanspruch der Liebe ausweicht (Giddens 1993, 151ff u. 205ff). Die Beziehung zwischen Schubert und Jenny soll ganz offensichtlich wesentliche Funktionen der Liebesbeziehung erfüllen, namentlich solche der ganzheitlichen Kommunikation sowie der Identitätsbestätigung und –stützung, ohne jedoch zwei ihrer wesentlichen Bedingungen zu erfüllen, sich nämlich vorbehaltlos gegenüber dem anderen zu öffnen und sich ganz auf jenen nach ›persönlich‹ und ›unpersönlich‹ differenzierenden Code einzulassen, den Luhmann als Zentrum gegenwärtiger Liebesbeziehungen herausgearbeitet hat. Dieser Widerspruch bleibt so lange folgenlos, wie sich die Beziehung der beiden trotz ihres ›systemfremden‹ formalen Rahmens analog zu einer normalen Liebesbeziehung entwickelt. Er entfaltet seine zerstörerische Wirkung erst dann, als die wechselseitige Offenheit einen kritischen Punkt erreicht und die zwanglose wechselseitige Bedürfnisbefriedigung aus dem Gleichgewicht gerät.

Auf der anderen Seite setzt sich in dem ›Kontrakt‹ zwischen den beiden nur in extremer Weise eine Tendenz durch, welche bereits im postpatriarchalischen Ideal der Partnerschaftlichkeit angelegt ist: Durch die Verwendung dieses aus dem Geschäftsleben stammenden Begriffes als „konzeptuelle Metapher“ wird die Logik des Ursprungsbereiches auf den der Liebesbeziehung übertragen; diese erscheint als ein Geben und Nehmen zu beiderseitigem Nutzen, und die Partner müssen in die Beziehung „investieren“, um aus ihr einen „Wohlfahrtsgewinn“ zu ziehen. Auch darin liegt jene Rationalisierung, die wir bei Dannys Vorstellung von einer funktionierenden Liebesbeziehung schon bemerkt hatten – eine Rationalisierung, die der Liebe als dem ganz anderen, als anarchische Leidenschaft und elementares Begehren entgegenwirkt. Zwischen Schubert und Jenny zeigt sich dies in verzerrter Weise daran, dass das sexuelle Begehren mit seiner Gefahr des

Kontrollverlustes zunächst explizit ausgesperrt bleibt, und die Problematik der Rationalisierung zeigt sich eben daran, dass sich diese Aussperrung auf die Dauer nicht aufrechterhalten lässt.

Jennys Zustimmung zu dem Arrangement wird nicht explizit motiviert; ihre Darstellung des Verhältnisses der Witwe gegenüber deutet aber (wie ihre schließliche Ernüchterung) auf ein Interesse von mehr als finanzieller Art – jedenfalls verneint sie die Identifikation mit Prostitution vehement. Offenbar ist es auch hier der individuelle Weltbezug, der Erfahrungsmodus des älteren Mannes, der sie vor allem wegen der Kombination aus reichem Erinnerungsstoff und einer unfesten, unsicheren und suchenden Identität fasziniert, weil er in letzterer Hinsicht mit ihrem eigenen Weltbezug zusammenklingt. Es ist wohl dieser Einklang, der sie auch davon überzeugt, dass es sich bei dem geschäftlichen Kontrakt nur um eine Sicherheitseinrichtung, eine Art Stützkonstruktion eines unsicheren Menschen handelt, in dessen Schutz sich – schon wegen der immanenten ›Partnerschaftlichkeit‹ – eine substanziellere Nähe entwickeln könne. Es ist sogar durchaus möglich, dass auch von ihrer Seite ein Sicherheits- und Distanzbedürfnis einfließt, selbst wenn ihre Äußerung „Ich hatte keine Angst“ das Gegenteil behauptet.[216] Dennoch bleibt sie in der Darstellung des Romans eigentümlich reaktiv und gibt ihre Gefühle damit nicht eindeutig zu erkennen.

Schuberts eigene Motive werden erst allmählich deutlicher. Sein ständiges, nächtelanges Erzählen verweist zunächst auf eine für Liebesbeziehungen typische Senkung der Relevanzschwelle „mit der Folge, dass das, was für den einen relevant ist, fast immer auch für den anderen relevant ist. Entsprechend werden kommunikative Beziehungen verdichtet“, Liebesverhältnisse erhalten einen hohen Grad an Verbalisierung: „Liebende können unermüdlich miteinander reden, weil alles Erlebte mitteilenswert ist und kommunikative Resonanz findet“ (Luhmann 1994, 200). Schuberts Drang zur Selbstdarstellung und das Bedürfnis, jemandem das eigene Leben und „den ganzen Osten [zu] erklären“ (SiSt 165) deutet außerdem auf ein für Liebesbeziehungen charakteristisches Bedürfnis, sich mit besonderer Intensität in seiner Individualität, seinem Erfahrungsmodus und seinem Weltbild zu suchen, zu finden und bestätigt zu sehen. Und in der Tat ist ja Jenny, wie die Schockhaftigkeit ihrer späteren Desillusionierung belegt, durchaus bereit, ihm den hierzu nötigen Glauben an die Einheit von Sein und Schein (Luhmann 1994, 209) entgegenzubringen. Auch wenn Schuberts Bedürfnis nach „*Validierung der Selbstdarstellung*“ (a.a.O., 208) anscheinend das komplementäre Interesse an Jennys Welterleben fehlt, zeigt seine Zuneigung

[216] Urteilt man von ihrem Initiationserlebnis in die Erwachsenenwelt aus, das sie im 26. Kapitel Lydia Schumacher in Berlin erzählt, so müsste man jedenfalls eher von einem tiefverwurzeltes Misstrauen ausgehen, das überall Motive der Machtausübung vermutet.

jene für die Liebe typische Universalität und richtet sich auch auf intensive gemeinsame Erlebnisse: »Einmal sagte er: ›Schau mal, ist das nicht wunderbar?‹ Draußen wurde es hell“ (SiSt 166).

Harry Lehmann hat darauf hingewiesen, dass ausgerechnet die Schriften des Marquis de Sade für jene Einführung der Eigenliebe in die romantische Liebeskommunikation stehen können, welche die moderne Liebesbeziehung in ihrem Kern charakterisiert: ihre Funktion als Ort ganzheitlicher gegenseitiger Identitätsbestätigung, als Stützung der Eigenliebe durch die Liebe eines/einer Anderen. Zugleich hat er herausgearbeitet, dass sich eine solche wechselseitige Selbstbestätigung, konsequent zu Ende gedacht, nicht in der Befolgung gesellschaftlicher Regeln und Programme erschöpfen kann, sondern eines Moments der „Selbstprogrammierung“ bedarf: alles ist erlaubt, wenn beide zustimmen (Lehmann 2006, 197f).

> Wenn die Liebe [...] zu einem Ort wird, wo das individuelle Begehren gesteigerte Aufmerksamkeit beanspruchen kann, dann sprengt das nicht nur jede Moral, sondern richtet sich gegen jedes verbindliche allgemeine Programm, das Liebende vorbehaltlos kopieren könnten und dann nur noch in ihrer Beziehung zu konkretisieren bräuchten. Aufmerksamkeit verdienen jetzt auch Bedürfnisse und Ansprüche, die von dem einen positiv und dem anderen negativ bewertet und erlebt werden. (a.a.O., 198)

Auch in dieser Hinsicht hat das Verhältnis zwischen Dieter Schubert und Jenny exemplarischen Charakter: Der ›Kontrakt‹ ist nur eine besonders auffällige „Selbstprogrammierung“, gründet auf gegenseitiger Zustimmung und hat in erster Linie die Funktion der Identitätsbestätigung. Vor allem aber erhält aus dieser Sicht Schuberts Vorlesen einer „perversen“ SM-Geschichte eine zusätzliche Bedeutung: Nicht nur zeigt sich nochmals drastisch, dass die gegenseitige Identitätsbestätigung im Zuge vorbehaltloser Offenheit früher oder später an ihre Grenzen stoßen muss, es wird darüber hinaus deutlich, dass Einbringung von Schuberts „perversen“ sexuellen Bedürfnissen (als heute vielfach praktizierter Fall der Selbstprogrammierung) ihre zerstörerische Wirkung vor allem aus dem Verstoß „gegen das Prinzip der Autonomie und gegen die ausgehandelten Normen der Beziehung“ (Giddens 1993, 210) erhält – sie hätte einer vorherigen Zustimmung Jennys bedurft. Der Versuch, diese Zustimmung durch das Vorlesen einer fiktiven Erzählung zu erreichen, überfordert Jennys Akzeptanz nicht nur deshalb, weil sie Schuberts Neigungen nicht teilt, sondern auch deshalb, weil diese seine Identität in ein völlig anderes Licht rücken: Das ›Opfer der SED-Diktatur‹ signalisiert, aus dieser Rolle – oder der komplementären Identifikation mit den Tätern – sexuellen Lustgewinn zu ziehen und stellt damit die moralisch

eindeutige Bewertung beider Rollen in Frage.[217] Da sich Jenny aber offenbar mit dem von Schubert zuvor entworfenen Selbstbild durchaus ein Stück weit identifiziert hatte, löst diese ›Umdeutung‹ einen veritablen Schock aus. Zwar mögen sexueller Aktivität in modernen Beziehungen prinzipiell keine Grenzen gesetzt sein, so lange beide zustimmen, doch da die sexuellen Neigungen eng mit der Identität verbunden sind, können tiefgreifende Differenzen hier schnell zum Ende der Intimität führen.

Insgesamt zeigt diese erste Sichtung der aussagekräftigsten Stellen, dass die gefühlsmäßige Grundlage der dargestellten Intimpartnerschaften – wenngleich zum Teil nur in der Form eines Mangelempfindens – weitgehend dem Bild entspricht, das die Soziologen entworfen haben: Der gesamte Weltbezug des Partners wird Gegenstand des starken Wunsches, in den eigenen einbezogen zu werden, wobei identifikatorische, projektive und idealisierende Tendenzen (besonders zu Beginn) meist eine erhebliche Rolle spielen. Ausdruck dieses Wunsches ist das Liebesgefühl, das – wie das Interesse am Partner insgesamt – ständig einer proaktiven wechselseitigen Kommunikation mit hohem Authentizitätsanspruch bedarf. Diese Kommunikation wird durch einen Code garantiert, der sich ganz auf die persönliche Seite der Erfahrung beschränkt und alles Unpersönliche ausschließt. Die längerfristige Haltbarkeit der Beziehung hängt dann davon ab, wie weit es gelingt, die anfänglichen Projektionen und Idealisierungen im Zuge einer wirklichen, gleichberechtigten Interpenetration der Weltbezüge mit der Realität ›abzugleichen‹, ohne dabei das Liebesgefühl oder seine authentische Kommunizierbarkeit zu verlieren. Die hierbei notwendig auftretenden Krisen sind die häufigste Trennungsursache; sie lassen sich nur wirksam überwinden, wenn jeder der Partner zur eigenen Identität eine gewisse Distanz gewinnt, gelegentlich auch im Widerspruch zum eigenen Welt- und Selbstbild zu handeln vermag, die Grenzen seines Verstehens erweitert und beide zusammen eigene Regeln der Liebeskommunikation entwickeln.

Allerdings kommt durch die spezifische Darstellungsweise des Romans das Gefühlsleben der Figuren nur indirekt und andeutungsweise zum Ausdruck, so dass andere Aspekte des gegenwärtigen Liebeskonzeptes nirgendwo in Erscheinung treten: So wird etwa die charakteristisch veränderte „Färbung des Erlebens“ durch die „Internalisierung des subjektiv systematisierten Weltbezugs des anderen“ (Luhmann 1994, 29f) – im Gegensatz zum klassischen Liebesroman[218]

[217] Dabei geht sie aber von einer Überschneidung zwischen öffentlicher Sphäre und Privatsphäre aus, die man nach der Wende nicht mehr unbefragt voraussetzen kann.
[218] Vgl. etwa als besonders aufschlussreiche Beispiele Goethes *Die Leiden des jungen Werther* und Friedrich Schlegels *Lucinde* – und natürlich die reichhaltigen Belege in Roland Barthes' *Fragmente einer Sprache der Liebe*.

– an keiner Stelle nachvollziehbar gemacht.[219] Doch selbst wenn man den unterkühlten Stil des Romans in Rechnung stellt, ist Schulzes Roman auch ein Bespiel dafür, dass an die Intensität und Spontaneität des Liebesgefühls inzwischen nicht mehr so hohe Ansprüche gestellt werden wie zur Hochzeit des romantischen Ideals: Liebe wird nicht als „Passion" dargestellt (Schuldt 2004, 29f). Es fällt ein Mangel an Leidenschaftlichkeit auf, der durchaus nicht untypisch für das moderne Liebesleben ist, denn tatsächlich haben Sexualwissenschaftler und Soziologen darauf hingewiesen, dass die Verabsolutierung der emotionalen Beziehungsbasis mittlerweile in paradoxer Weise mit einer Rationalisierung verbunden ist, die im Zuge sexueller Aufklärungs- und feministischer Gleichberechtigungsbestrebungen dafür gesorgt hat, dass trotz enttraditionalisierter Beziehungsformen, liberalisierter Sexualmoral und umfassender Sexualisierung von Medien und Werbung die große Mehrheit der Menschen zu hinreichender Selbstkontrolle fähig ist (Schmidt 2000, 4).[220] Die „reine Beziehung", wie Anthony Giddens sie beschreibt, strebt nicht mehr nach „Liebe als Passion" (Luhmann), sondern nach einem „emotionalen Wohlfahrtsgewinn" (Giddens 1993). Allerdings hebt der Roman auch solche Züge hervor, die wissenschaftlich eher vernachlässigt werden: Dazu gehören vor allem beharrliche Reste traditioneller Geschlechteridentitäten, seltener das Festhalten an einem romantischen Ideal leidenschaftlicher Liebe, das sonst eher pragmatisch-realistischen Einstellungen gewichen ist.

Die Phasen des Glücks bleiben im Roman jedoch ohnehin selten und flüchtig. Aufs Ganze gesehen dominieren (wie gesagt) eindeutig die Darstellungen misslingender Partnerschaft. Doch selbst dort, wo es nicht unmittelbar um die Grundlagen der Intimpartnerschaft geht, werden noch in diesem Misslingen die gewandelten Wertvorstellungen erkennbar, welche die Partnerschaften bestimmen – und die Ursachen dafür, dass sie so häufig verfehlt werden. Dabei entspricht die Romandarstellung vielfach der soziologischen Erkenntnis, dass die gewandelten Maßstäbe durch ihr hohes Anspruchsniveau selbst zu den Schwierigkeiten gehören, die moderne Partnerschaften häufig scheitern lassen. Hinzu kommen spezifische Kommunikationsprobleme bei der Alltags- und Konfliktbewältigung, welche Luhmanns Analyse des „Liebescodes" entsprechen, und schließlich sind in Schulzes Darstellung – ganz im Sinne soziologischer Untersuchungen – auch

[219] Ansatzweise kommt eine solche Veränderung des Erfahrungsmodus höchstens in der besonderen Aufmerksamkeit zum Ausdruck, die Conny auf die Lebenswelt der Vertreter und reisenden Handelsleute richtet.
[220] Einen anderen Erklärungsansatz verfolgt Baudrillard, welcher der Übersättigung der Erfahrungswelt mit medialen erotischen Wunschbildern die Kraft zuschreibt, die tatsächlichen sexuellen Wünsche der Menschen aufzusaugen und zu betäuben. Als Ergebnis drohe eine „frenetische Frigidität" (G. Schmidt 2000, 5).

die äußeren Belastungen durch ökonomische und administrative Zwänge entscheidend mitverantwortlich für die Instabilität moderner Intimpartnerschaften.

Dass viele Romanfiguren gerade in ihren Intimpartnerschaften unter einem unbefriedigten Glücksverlangen leiden, deutet zunächst auf die zentrale Rolle hin, welche die Liebesbeziehung nach Auskunft der Soziologen in der „Erlebnisgesellschaft“ für die „kollektive Basismotivation“ eines subjektiv glücklichen, erfüllten und interessanten Lebens spielt. Explizit spricht nur Hanni diesen Mangel aus, als sie gegenüber ihrem noch ganz neuen Beziehungspartner Christian Beyer den Wunsch äußert, sie wolle „mal wieder glücklich sein“ (SiSt 172). Im Kontext ihrer gemeinsamen New-York-Reise wird nicht nur deutlich, dass aufgrund der nach wie vor dominierenden Stellung der Erwerbsarbeit und ihrer weitgehenden Abkoppelung von der Familie eine zentrale Funktion von Intimpartnerschaften in der gemeinsamen Freizeitgestaltung besteht, die Stelle zeigt auch, dass sich die Vorstellung von dem, was Glück ist, in der Gegenwartsgesellschaft verändert hat: Sie hat eine Innen- und Erlebnisorientierung angenommen (G. Schulze 1993, 14 u. 59f). Glück besteht entsprechend nicht in der Bindung an einen geliebten Menschen als solcher, sondern in einer Kombination aus Abwesenheit von dauerhaftem Unglück (im Sinne von Zufriedenheit) und gemeinsamen punktuellen glücklichen Erlebnissen. Noch in dem von Hanni vorauseilend anerkannten Einwand Beyers, er sei „keine Maschine“ (SiSt 172), kommt der Anspruch zum Ausdruck, dass Glück in diesem Sinne durch das Situationsmanagement des Partners bzw. der Partner herbeigeführt werden kann und in Momenten besonderer Intensität erfahren wird, an die man sich noch lange erinnert (G. Schulze 1993, 49f). Gelegenheit dazu ist besonders im Urlaub: „Erinnerst du dich an Candelaria?“ fragt Frank Holitzschek seine Frau, um das Verbindende ihrer Ehe zu beschwören. „An das Echo der Schiffssirene, das von den Bergterrassen immer leiser zurückkam?“ (SiSt 185). Auch Momente eines gelungenen, harmonischen Familienlebens gehören dazu: „»In Kohren-Sahlis war es schön, nicht?« [fragte Danny] »Sehr schön«, sagte Patrick. [...] Wir hatten Glück mit dem Wetter.« »Dass er auf deine Schultern gestiegen ist, Pat, das war doch mehr als ein Riss im Eis, findest du nicht? Und wie ihr gerudert seid, wie er auf dich gehört hat und sich angestrengt ... Ein richtiges Wunder«“ (SiSt 273).

In dem Bewusstsein, dass der Partner keine Maschine sei, klingen aber auch schon die in einem solchen Glücksstreben liegenden Schwierigkeiten an, die seine Verwirklichung immer wieder – so auch in diesem Fall – scheitern lassen: Gerade das Glückserleben in der Liebesbeziehung ist eben nicht nur von äußeren Faktoren abhängig, sondern (mehr noch als beim Konsum)

von inneren Faktoren bei beiden Partnern, die sich nicht beliebig manipulieren, ja nicht einmal sicher kalkulieren lassen – und die hier auch noch ›harmonisiert‹ werden müssen. Selbst die Zuflucht zu bewährten Ziel-Mittel-Komplexen (G. Schulze 1993, 68f) aus dem Standardrepertoire ›romantischer‹ Paar-Aktivitäten hilft keineswegs immer: Der Genuss von landschaftlichen Schönheiten (Candelaria), von Großstadt-Glamour (Manhattan) und Familien-Aktivitäten (Kohren-Sahlis) gehört zu einem inzwischen so stark kommerzialisierten und standardisierten Angebotsspektrum, dass es einer schnellen Abnutzung der Erlebnisintensität unterliegt (a.a.O.). Davon abgesehen zeigt Christian Beyer ebenso wie Barbara Holitzschek, dass die kommunikative Einstimmung auf das gemeinsame Erleben eines entsprechend arrangierten Wirklichkeitsausschnitts auch misslingen kann – besonders dann, wenn (wie in den genannten Fällen) persönliche Sorgen und Probleme sich nicht abschütteln lassen.

In fast allen Fällen wird jedoch bei genauerer Betrachtung erkennbar, dass die Intimbeziehungen in *Simple Storys* bereits an den Voraussetzungen gemeinsamen Glückserlebens kranken, vor allem an der wichtigsten und womöglich schwierigsten von ihnen: jener gegenseitigen Bestätigung und Bereicherung der Identitäten, die von dem Umstand ausgeht, dass die Liebe sich auf den anderen nicht als einen schönen, erotisch attraktiven, intelligenten, humorvollen etc. Menschen richtet, sondern „auf ein ganzes Weltverhältnis eigener Prägung und deshalb auf eine einzigartig gesehene Welt“ – eine subjektbezogene Welt, die „ihrerseits nicht wahrheitsfähig“, sondern „eben nur qua Liebe und nicht qua Erkenntnis [...] übernehmbar“ ist (Luhmann 1994, 135). Wie sehr es sich hier um ein – wenn auch real äußerst wirksames – Ideal handelt, wird in Luhmanns Beschreibung unmittelbar einsichtig:

> Zwischenmenschliche Interpenetration heißt eben, dass der andere als Horizont seines eigenen Erlebens und Handelns dem Liebenden ein Ichsein ermöglicht, das ohne Liebe nicht Wirklichkeit werden würde. Diese Horizonthaftigkeit der Interpenetration gleitet mit aller Kommunikation mit – und entzieht sich ihr. Das Akzeptieren dieser Erfahrung kann froh machen und bitter – je nachdem, wie es um die Liebe steht. (a.a.O., 160f)

Ein intensiver Gefühlsaustausch, ein reges Sexualleben, gemeinsame Erlebnisse von besonderer Intensität und ein reibungsarmes Alltagsmanagement, in dem möglichst wenig Abstriche von den persönlichen Vorlieben, Abneigungen und biographischen Zielen nötig werden, sind eher Folgen und Bestätigungen jener tieferen ›Geistesverwandtschaft‹ als Voraussetzungen für sie. Liebe in diesem schon in der Romantik entstandenen Verständnis bedeutet ein „vorbehaltloses Eingehen auf die *Einzigartigkeit der Welt* (und nicht nur der Eigenschaften) des anderen“

(a.a.O., 168) – ein hehrer Anspruch, dessen (praktische alltägliche) Einlösung überhaupt nur approximativ möglich ist und in dessen Unerfüllbarkeit in einer funktional derart differenzierten und durch ein Übergewicht instrumenteller Beziehungen geprägten Gesellschaft bereits ein Gutteil des Destabilisierungspotentials moderner Beziehungen liegt[221]:

> Die Forderung nach Komplettanbindung der eigenen Person dürfte zugleich auch der wichtigste Grund sein, an dem die moderne Beziehung scheitert. Die freigesetzten Individuen mit ihren hochgetriebenen Selbstverwirklichungsentwürfen scheinen die Liebesfähigkeit des jeweils Anderen systematisch zu überfordern. (Lehmann 2006, 199)

Die gestiegenen Erwartungen erhöhen das Enttäuschungsrisiko und lassen die Enttäuschungen selbst umso tiefer werden – daher die Erbitterung, mit der die Auseinandersetzungen häufig bis zum veritablen ›Ehekrieg‹ gesteigert werden; das Ausmaß von Hass und Verachtung, das dabei frei wird, verhält sich umgekehrt proportional zu den Glückshoffnungen, den Sinnerwartungen und den Identitätssteigerungen, die man auf den Partner/die Partnerin projiziert hat.[222]

Dies ist etwa bei Hanni und Beyer in New York der Fall. Die offene Auseinandersetzung zwischen den beiden entzündet sich nicht so sehr an seinem verschämten Umgang mit seiner eingezogenen Kreditkarte, sondern vor allem an dem Umstand, dass er einen unbekannten Immobilienmakler in das von einem Bekannten zur Verfügung gestellte Appartement einlässt, während Hanni im Bad ist und duscht. Ihre scharfe, teils sarkastische Kritik dieses Verhaltens lässt erkennen, dass ihr Weltverhältnis von einem viel stärkeren Sicherheitsbedürfnis geprägt ist als das ihres Partners:

> Wir sind hier in New York, und du machst einem wildfremden Menschen die Tür auf – und mich lässt du da drin stehen, als würde es mich überhaupt nicht geben. [...] Du hättest wenigstens mal klopfen können und fragen, ob alles okay ist. (SiSt 174f)

Charakteristisch für die Enttäuschung, die aus dieser Kritik spricht, ist vor allem ihr Gefühl, dass sie und ihr subjektives Welterleben in Beyers Weltbezug überhaupt keine Rolle spielen. Für sie ist es ganz im Sinne Luhmanns selbstverständlich, dass ein Intimpartner die Sorgen und Bedenken des anderen nicht nur kennt, sondern auch dann berücksichtigt, wenn er sie nicht in jedem

[221] Luhmann 1994, 217: „Es geht bei Intimverhältnissen um soziale Systeme, von denen erwartet wird, dass sie den Ansichten und Bedürfnissen der beteiligten Personen voll und ganz gerecht werden [...] – oder sie geraten als soziale Systeme in Schwierigkeiten. Dieser Zusammenhang von personaler Erwartung und Gefährdung des sozialen Zusammenhalts wird durch das Insistieren auf Zweierbeziehungen gesichert; das ist die Funktion der Code-Vorschrift, dass man nur einen/eine auf einmal lieben könne."

[222] Vgl. Schuldt 2004, 103f: Wird [...] die Beziehung als reines Selbstverwirklichungsbündnis betrachtet, liegt es nahe, dass der Partner zum Assistenten der eigenen Selbstfindung degradiert wird, zu einer Art Privattherapeut. Und eine solche Konstellation schafft wiederum beste Bedingungen für Enttäuschungen und Stress."

Punkt teilt. Für Beyer jedoch sind diese Sorgen nicht nachvollziehbar: „Was sollte denn sein?“ (a.a.O.). Ihre Enttäuschung und das Gefühl persönlicher Kränkung verwandelt das liebende Streben nach Erhöhung des anderen in sein Gegenteil, das Bedürfnis nach Erniedrigung; ihr Wunsch nach Bewunderung schlägt um in Verachtung, anstatt den eigenen subjektiven Weltbezug ein Stück weit in Frage zu stellen.

Umgekehrt zeigt jedoch auch Hanni in dieser Szene keinerlei Bereitschaft, sich auf die Perspektive Beyers einzulassen; aus ihrer Sicht ist er schlicht von einer fahrlässigen Naivität. Auch sie vermag also die Grenzen ihres subjektiven Weltbezuges nicht zu transzendieren, wie es die Voraussetzung einer gelingenden Beziehung ist. Das zeigt sich besonders an ihrer ostentativen Verweigerung jeglicher Empathie in Bezug auf Beyers Geldsorgen. Selbst seine bittere Einlassung, bei einer Dürre wie in Texas „wirft dir keiner vor, dass du keine Ahnung hast oder ein Versager bist“ (SiSt177), stößt bei Hanni auf keinerlei Reaktion. Damit ist auf beiden Seiten die Grundvoraussetzung für eine funktionierende Intimpartnerschaft nicht vorhanden; als Grund muss man wohl davon ausgehen, dass die individuellen Weltbezüge der beiden einfach zu gegensätzlich sind, um in ein Verhältnis der Interpenetration treten zu können.

Um so mehr überrascht zunächst Hannis – nach Überwindung des anfänglichen Schocks – außerordentlich verständnisvolle Reaktion auf Beyers Ansinnen, einen Steuerbeamten mit sexuellen Diensten zu bestechen. Indem sie die Zumutung seines Ansinnens ganz auf die Verhältnisse schiebt und Prostitution als quasi ›normales‹ Verhalten im Kapitalismus darstellt, indem sie seine Unschuldsbeteuerungen bestätigt und sogar seine Leistung, Initiative und Selbstlosigkeit lobt, nimmt sie ganz seine Perspektive ein: die des Opfers widriger Verhältnisse, wie es auch in der Aufnahme seines Bildes von der zwischen Fenster und Gardine gefangenen Fliege ausgedrückt wird. Dass sie sich nun auf sein Ansinnen einlässt, erscheint wie eine logische Folge daraus (SiSt 237ff). Dennoch wirkt Hannis ›verständnisvolles‹ Verhalten gerade durch Radikalität ihres Perspektivwechsels und durch eine Reihe von ›filmreifen‹ Formulierungen nicht authentisch, sondern ausgesprochen rollenhaft – alles ist ein wenig ›zu dick aufgetragen‹, auch wenn Beyer das nicht zu bemerken scheint, sondern sich zu Tränen rühren lässt. Spätestens die folgenden Sätze sind offene Kolportage: »Ich werde einfach die Augen zumachen und an dich denken [...]. Vielleicht macht es ja auch Spaß – wenn ich dabei an dich denke« (SiSt 240f). Wenn es sich tatsächlich um bewusste Schauspielerei handelt, stellt sich allerdings die Frage nach dem Motiv – will Hanni nur die Bestätigung, dass Beyer es mit seinem Ansinnen wirklich ernst gemeint hat? Dieses Ziel hätte

sie erreicht, ihr nächtlicher Aufbruch würde bedeuten, dass sie ihn verlässt und ihr einsames Besäufnis in einem italienischen Restaurant wäre nur Ausdruck ihres Trennungsschmerzes. Oder ist die Rollenhaftigkeit ihres Verhaltens Ausdruck einer forcierten Selbstüberwindung, so dass sie tatsächlich erwägt, zu dem Finanzbeamten ins Parkhotel zu gehen, sich nur vorher Mut antrinken will und es schließlich doch nicht über sich bringt? In jedem Fall haben wir hier, ob authentisch oder nicht, eine Distanzierung von der eigenen Identität vor uns, die zu weit geht und eine unerträgliche Selbstverleugnung einschließt.

Nicht ohne ähnliche Problematik ist Raffaels Verhalten im Umgang mit der Angst seiner Frau vor Enrico Friedrich, obwohl er oberflächlich geradezu musterhaft zu zeigen scheint, wie die gewünschte Empathie funktioniert: mitfühlend, tröstend und stets bereit, sich aktiv für die Lösung ihrer Probleme einzusetzen, als wären es die eigenen (SiSt 286f). Indem in Schulzes Darstellung jedoch zugleich die Gefahr deutlich wird, diesen Verhaltenserwartungen nur noch als partnerschaftliche Pflicht zu genügen, zeigt sich, dass eigentlich eine authentische gefühlsmäßige Motivation gefordert ist. Dies ist an der genannten Stelle schon deshalb schwierig, weil Petra den sofortigen Beistand ihres Mannes gebieterisch fordert, ohne auch nur zu sagen, worum es überhaupt geht. Die Handlungen dürfen nämlich „ihre Freiheit, ihre Selbstgewähltheit, ihren Ausdruckswert für Dauerdispositionen dessen, der handelt, damit nicht verlieren. Sie dürfen gerade nicht als Unterwerfung, als weiche Fügsamkeit, als Nachgiebigkeit oder als Konfliktvermeidungsverhalten erscheinen. [...] Handeln aus Liebe passt sich also nicht nur an, will nicht nur gefallen, erfüllt nicht nur Wünsche. [...] Es geht darum, in der Welt eines anderen Sinn zu finden. Da diese Welt nie unproblematisch ist, kann auch der sie bestätigende Sinn nie unproblematisch sein“ (Luhmann 1994, 219f). Weil auch Raffael diesem Anspruch nicht genügen kann, ist es wenig verwunderlich, dass er sich wirkliches Glück nur noch außerhalb seiner Ehe und Familie, jenseits seiner ganzen aktuellen Lebenssituation vorstellen kann:

> Ich dachte nicht an Petra, die hinter der Wohnzimmergardine stand, und nicht an David, der schlief, und auch nicht an den unglücklichen Friedrich oder die miesen Nachbarn. Es war noch einmal so ein glücklicher Augenblick, in dem man glaubt, alles sei zu schaffen ... (SiSt 293f)

In noch radikalerer Weise lässt sich ein unüberbrückbarer Widerspruch zwischen den individuellen Weltbezügen der Partner auch für das Scheitern der Meurer’schen Ehe verantwortlich machen – vor allem da hier im Kontrast auch die vorangegangene Interpenetration der Weltbezüge noch erkennbar wird. Die allmähliche Veränderung von Ernst Meurers Charakter ins Patholo-

gische zerstört nicht nur die Gemeinsamkeit eines aktiven Weltbezuges, sondern führt vor allem zu einer egozentrischen Schrumpfung seines Erfahrungshorizontes, der die für alle dauerhaften Liebesbeziehungen konstitutive Inklusion des Partner-Weltbezuges zum Opfer fällt. Noch in der Eingangsepisode des Romans hatte Ernst Meurer erfolgreich an den gemeinsamen Erfahrungsmodus und die gemeinsamen Erinnerungen appelliert, um die drohende Umwertung der DDR-Vergangenheit abzuwehren; in der Fremdheit des westlichen Auslandes und mitten in einem Wintereinbruch hatte er sommerliche Gerüche der Heimat beschworen – und seine Frau war vorbehaltlos darauf eingegangen (SiSt 22). Ohne große Worte wurde die Sicherheit eines gemeinsamen Erlebens hergestellt, in der Genuss, Sinnfülle und Geborgenheit beschlossen sind – eine spürbar idyllisierende, verklärende Version der gemeinsamen Vergangenheit, die gleichwohl eine wichtige Grundlage für längerfristige Intimpartnerschaften darstellt, wenn sie Elemente echten Glücks enthält.

Auch später beansprucht Renate Meurer noch für sich, den subjektiven Weltbezug ihres Mannes genau zu kennen und seine Reaktionen auf die Anfeindungen und den sozialen Statusverlust der Nachwendezeit zu verstehen – aber Kenntnis und Verständnis ermöglichen keine Interpenetration mehr. Mit seiner Kündigung ausgerechnet des gemeinsamen Kleingartens, auf den sich jene verklärenden Erinnerungen bezogen, demonstriert Ernst Meurer, dass die Bedürfnisse, Wünsche und Wertmaßstäbe seiner Frau für ihn keine oder nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Dasselbe gilt in gesteigertem Maße für die Intrigen, mit denen er für die Entlassung seiner Frau sorgt. Indem der Mann, den sie einst gerade wegen seines pragmatischen Engagements im DDR-System geachtet hat, sich unter dem neuen System plötzlich in eine universale Verweigerungshaltung flüchtet, torpediert er natürlich auch die reibungsarmen Alltagsroutinen, die eine praktische Grundlage für ein zufriedenstellendes Zusammenleben bilden, und unterminiert damit die Qualität der Partnerschaft als übersichtliche Nahwelt und Residuum ganzheitlicher Kommunikation; entscheidend ist jedoch die Dissoziierung der individuellen Weltbezüge. Wenn Ernst Meurer die Frage seiner Frau nach positiven Erinnerungen aus der Nachwendezeit mit der Begründung verneint, er habe sich noch nie gern an etwas erinnert, was er allein erlebt habe (SiSt 228), wird deutlich, dass ihre pragmatische Einstellung auf die neuen Verhältnisse – bzw. seine Weigerung, diese mitzuvollziehen – für ihn alle Gemeinsamkeiten des Weltbezuges zerstört hat. Ernst Meurer muss erkennen, dass der Weltbezug seiner Frau auch in der DDR schon vorwiegend durch einen affirmativen Pragmatismus bestimmt war und erst in zweiter Linie durch eine wel-

tanschauliche Perspektive. Damit ist jedoch auch eine unverzichtbare Grundlage ihrer Ehe hinfällig geworden.

Auf der anderen Seite sind seine Versuche, den gemeinsamen Alltag zu kontrollieren, seine Intrigen gegen ihren Arbeitgeber, sein Vorwurf des „Verrats“ wegen ihrer Arbeitssuche in Westdeutschland und seine unablässigen Anrufe deutliche Zeichen dafür, dass er sich noch keineswegs von seiner Frau gelöst hat. Ihr Weltbezug ist in seinem Erfahrungshorizont sehr wohl noch präsent (wie auch umgekehrt), nur eben nicht als Gegenstand der Identifikation und der Steigerung des eigenen Erlebens, sondern als inakzeptables Ärgernis. Trotz ihres Widerstandes gegen die pauschale Entwertung der DDR-Vergangenheit ist ihre pragmatische Einstellung für ihn Opportunismus und Untreue zu den eigenen Prinzipien, Verrat an dem gemeinsamen Weltbild. Damit ist der individuelle Weltbezug seiner Frau von einer validierenden Stütze zu einer Infragestellung der eigenen Identität geworden – ein Risiko, das zwar in der Entwicklungsfähigkeit der Intimpartner immer angelegt ist, das aber dennoch eine Enttäuschung darstellt, die umso größer ist, als sie ein zwanzigjähriges, längst sicher geglaubtes Einverständnis beendet (und die noch dadurch vergrößert wird, dass sie seiner Frau einseitig als schuldhaftes Handeln zugerechnet wird). Sie hat deshalb nicht Gleichgültigkeit, sondern wütendes Querulantentum zu Folge: Die Enttäuschung über die ausbleibende Validierung der eigenen Identität macht sich Luft in der bewussten Entwertung ihrer Identität – ein Abwehrverhalten, mit dem das destabilisierte Selbstbild notdürftig verteidigt wird.

Renate Meurer erlebt die Veränderungen zwar ebenfalls als Verlust der Grundlage ihrer Ehe, für sie hingegen ist die Perspektive ihres Mannes auf die eigene Anpassung nicht nachvollziehbar; sie kann sein Verhalten deshalb nur als pathologisch verstehen: „Spätestens da hab ich kapiert, dass er einen Knacks hat“ (SiSt 226). Für sie „führt das [totalisierende] Gebot des Sicheinlassens auf die Weltsicht des anderen“ vor die Unmöglichkeit, „auch unbegründete Ängste, selbstschädigende Ansichten, lebensgefährdende Gewohnheiten übernehmen, anerkennen, bestätigen“ zu können – dass sie nach zwanzig Jahren Ehe ziemlich genau weiß, was in ihrem Mann vorgeht, macht das Problem nur desto unlösbarer (Luhmann 1994, 213). Sie kennt die Zusammenhänge der Persönlichkeitsveränderungen mit dem radikalen gesellschaftlichen Wandel der Wiedervereinigung und kann sie doch praktisch nicht berücksichtigen, weil sie ihre Ehe nicht in eine therapeutische Beziehung umwandeln kann; damit wäre sie nicht nur persönlich überfordert, sie kann vor allem ihr eigenes Bedürfnis nach Identitätsstützung, persönlich-ganzheitlicher Kom-

munikation und privater Geborgenheit auf lange Sicht nicht zurückstellen. Deshalb gilt in ihrer Ehe allein der Umstand, dass ihr Mann nicht willens und fähig ist, wozu sie durchaus willens und fähig ist: sich an die gewandelten Verhältnisse so gut es geht anzupassen und auch unter ihnen die Funktionen der Intimpartnerschaft zu erfüllen.

Eine interessante Variante dieses Falls einer nicht nachvollzogenen Persönlichkeitsveränderung, welche die gemeinsame Erfahrungswelt der zwischenmenschlichen Interpenetration zersetzt und damit deren Grundlage zerstört, ist die Konfrontation Frank Holitzscheks mit dem fortschreitenden psychischen Verfall seiner von Schuldgefühlen und Alpträumen geplagten Frau, der zeitgleich mit einer Zunahme von Spannungen und Auseinandersetzungen die gemeinsame Vergangenheit wie ein verlorenes Paradies erscheinen lässt:

> Früher, wenn wir von einem Besuch nach Hause zurückkamen, fielen Barbara und ich einander um den Hals, sobald wir wieder alleine waren. Früher sagten wir uns manchmal, dass es uns gut geht, dass wir gar nicht wissen, wie gut, und dass wir gesund sind und großes Glück haben. Wenn ich nachts aufwachte und Barbara nicht hörte, tastete ich nach ihr oder machte Licht. (SiSt 184f)

Der ebenso häufige wie spontane Wunsch nach körperlicher Nähe und die Einigkeit in dem Gefühl, ein glückliches Leben zu führen, vermittelt das Bild einer ungetrübten Liebesehe. In der Erzählergegenwart dieses Kapitels hingegen ist die Gemeinsamkeit von kleinlichen Streitereien getrübt, bei denen es wohl mehr um Schuldzuweisung an sich geht als um den Anlass derselben.

Belastend sind aber vor allem Barbara Holitzscheks Alpträume. Da ihm seine Frau deren geheime Quelle verschweigt, bleiben sie ihm in ihrer Intensität und ihrem wiederkehrenden Charakter unerklärlich und unverständlich; vor allem aber fühlt er sich hilflos gegenüber ihrem verheerenden Hineinwirken in die gemeinsame Realität des Wachlebens, im sichtbar intensiven Leiden seiner Frau, zu dessen Linderung er aufgrund seiner Unwissenheit nichts beizutragen vermag. Am meisten verwirrt ihn die Neigung seiner Frau, die Differenz zwischen Traum- und Wachrealität einzuebnen; obwohl gerade hier der Schlüssel zu ihrem Verhalten liegt, findet er keinen Zugang zu ihren Motiven, vermutet sie in einer Neigung, sich in den Traum „hineinzusteigern“ und reagiert, solcherart ausgeschlossen aus ihrem Erleben, mit ohnmächtiger Ungeduld:

> Mich ärgert, dass Barbara ihre Augen verdeckt. Das bedeutet nie etwas Gutes. Sie steigert sich immer in diesen Traum hinein.
> »Du hast einen Dachs überfahren«, sage ich, »Einen Dachs!...« [...]
> »Du hast geträumt, und jetzt bist du aufgewacht«, sage ich [...].

> »Wenn ich einmal nicht aufwachen kann, wenn es sich einmal herausstellt, dass es kein Traum ist?« [...]
> »Dann heirate ich dich noch mal«, sage ich, »oder was soll ich deiner Meinung nach tun?« [...]
> Ich will sie bitten, ihren Arm wegzunehmen. Ich will ihn wegschieben. Mich ärgert Barbaras Rücksichtslosigkeit. Aber ich sage nichts [...]
> »Würdest du in jedem Fall bei mir bleiben?«
> »Babs«, sage ich, »Was soll ich denn sonst machen?«
> »Wer wählt dich dann noch, mit so einer Frau?«
> »Mein Gott«, sage ich, »was ist denn los? Du bist wach, wach!« (SiSt 182ff)

Ihr Verhalten erscheint ihm als Rücksichtslosigkeit, weil er ihre Motive aus mangelnder Einsicht als unangemessen einschätzt. Auch für ihn „führt das [totalisierende] Gebot des Sicheinlassens auf die Weltsicht des anderen" vor die Unmöglichkeit, „auch unbegründete Ängste, selbstschädigende Ansichten, lebensgefährdende Gewohnheiten übernehmen, anerkennen, bestätigen" zu können (Luhmann a.a.O.). Barbaras Erleben stellt in seiner Befremdlichkeit für ihn eine Dissoziation ihrer wechselseitig aufeinander bezogenen Erfahrungswelt dar, welche die Grundlage ihrer Liebesbeziehung in Frage stellt – daher seine Frustration, die sich nicht zufällig besonders auf das Verdecken ihrer Augen mit dem Arm richtet, weil er darin zurecht eine Zugangsverweigerung zu ihrem Innenleben sieht. Allerdings kommen Barbara Holitzscheks Aussagen einem offenen Geständnis ihrer Schuld so nahe, dass die Begriffsstutzigkeit ihres Mannes als mitverantwortlicher Faktor für das Scheitern der Kommunikation unübersehbar ist. Unabsichtlich spricht er das entscheidende Problem an, wenn er sagt: „Das macht mindestens die Hälfte unserer Missverständnisse aus, dass sie sagt, ich hätte nicht hingehört, ich aber schwören kann, dass wir nicht darüber gesprochen haben. Ich bin doch nicht taub!" (SiSt 186). Sein mangelndes Zuhören betrifft nicht dessen physiologische Grundlagen, sondern sein Verstehen, seine Aufmerksamkeit für das zwischen den Zeilen Gesagte. Dabei wird in seinen Assoziationen zu Rissen in der Zimmerdecke („eine lockige, dralle Putte – mit zum Schrei verzerrten Mund." [SiSt 183]) deutlich, dass zumindest sein Unbewusstes etwas ahnt.

Dass gerade das Naheliegendste von ihm übersehen wird, müsste für einen eklatanten Mangel an Sensibilität sprechen, für eine egozentrische Unfähigkeit, den Weltbezug seiner Partnerin wirklich in den eigenen Erfahrungshorizont mit einzubeziehen – wenn man nicht zugestehen müsste, dass er sich nur einfach nicht vorstellen kann, dass seine Frau ihm ein derart einschneidendes Erlebnis wie ihren Unfall mit Todesfolge und Fahrerflucht verschweiget. Jedenfalls ist das mangelnde Vertrauen seiner Frau, auch wenn es im Grunde nur mangelndes Selbstvertrau-

en sein mag, für die Krise der Ehe entscheidend mitverantwortlich. Bei alledem verweist der Komplex aus mangelndem Vertrauen, mangelndem Selbstvertrauen und mangelnder Vertrauenswürdigkeit in den Intimbeziehungen auf Ursachen in einer Gesellschaft, in der elementare Abhängigkeiten das Selbstvertrauen beeinträchtigen und die rücksichtslose Verfolgung egoistischer Privatinteressen Vertrauen häufig zu einem Risiko macht.

Darüber hinaus sind es aber offenkundig auch die Grenzen eines bestimmten kulturellen Interpretationsschemas in Bezug auf das Verhältnis von Traum und Realität, die von Barbara Holitzscheks Alpträumen in Frage gestellt werden und die ihren Ehemann daran hindern, ihre so nahe liegende Bedeutung zu verstehen. Für ihn sind ganz im Sinne der Freudschen Lehre Traum und Realität deutlich voneinander geschieden, und zur Traumdeutung ist eine oft anspruchsvolle Interpretationsarbeit vonnöten. Aufgrund dieser Voreinstellung kommt er mit einem Fall nicht klar, bei dem Traum und Realität in kaum verschlüsselter Nähe zueinander stehen: Wie vor den Kopf geschlagen vermag er nicht zu erkennen, dass die Alpträume seiner Frau direkter Ausdruck ihrer Schuldgefühle sind, und ignoriert ihre überdeutlichen Hinweise auf den unmittelbaren Zusammenhang von Traum und Realität. Das Ineinander-Übergehen beider Bereiche ist in seinem kulturellen Weltbild einfach nicht vorgesehen. Wie sein eigenes Deutungsverfahren funktioniert, zeigt er mit seinen Gedanken zu den Rissen und Unebenheiten in der Schlafzimmerdecke: Die scheinbar zufälligen und regellosen Muster werden mit Hilfe freier Assoziationen mit einem Sinn aufgeladen, der sie zu einer Art expressionistischen Allegorie der gegenwärtigen Situation macht.

Da das offenkundige Leiden seiner Frau aus einem Traum stammt, kann er es aufgrund seiner Voreinstellung nicht ernst nehmen, und so richtet sich der Verdacht, den er in Bezug auf Enrico Friedrich formuliert, indirekt auch auf seine Frau: Nicht nur der Dichter, sondern auch sie „will leiden“ – ein typisch psychoanalytischer Gedanke, der das Verhalten beider als neurotisch qualifiziert. Frank Holitzscheks Zärtlichkeiten bleiben ebenso wie seine Tröstungsversuche hilflos, weil sie nur seine Verständnislosigkeit demonstrieren. Dass seiner quasi-psychoanalytischen Deutung der Unebenheiten und Risse in der Zimmerdecke am Ende des Kapitels ein Blick aus dem Fenster gegenübergestellt wird, ist natürlich ebenfalls höchst signifikant. Das Bild von der ›Wirklichkeit‹, das sich ihm bietet, ist nicht zufällig von winterlicher Erstarrung geprägt – das einzige lebendige Element, dass Elstern*paar* (!), fliegt am Ende fort, so dass die Erstarrung vollkommen ist: „Dann rührt sich nichts mehr, wie auf einer Fotografie“ (SiSt 187). Franks kulturell bedingte Unfähigkeit, die Dimension des Traums in die Realität zu integrieren, führt zu der ob-

jektivierten Leblosigkeit einer mechanischen Abbildung – ein Wahrnehmungsmodus, der nicht nur von Leben, sondern auch von Sinn entleert ist, so dass Frank in seiner Irritation nicht mehr weiß, was er als nächstes tun soll. Dieser Zustand korrespondiert auffällig mit der kurz zuvor von seiner Frau formulierten Vision:

> »Wenn es einmal kein Traum ist, wenn man einmal nicht mehr aufwachen kann und in wenigen Stunden alt geworden ist und spürt, dass man genug gelebt hat und schließlich auch genug gewartet hat und nicht noch weiter warten will und ans Fenster tritt und hinausschaut und es einem dann egal ist, ob man etwas sieht oder nicht, ob es Tag ist oder Nacht, und man weiß, dass es keinen Unterschied mehr gibt, keinen, dann hat man das einzige Wunder erlebt, auf das man noch hoffen konnte. Dann kann man springen.« (SiSt 186)

Abgesehen von den Formulierungen der Lebensmüdigkeit wird hier noch einmal der Unterschied zwischen Tag und Nacht, also zwischen Traum und Realität, explizit negiert, und mit dem zwischen Leben und Tod gleichgesetzt: Wie in Franks Blick aus dem Fenster ist das Leben so erstarrt und sinnentleert, dass es vom Tod nicht mehr zu unterscheiden ist. Das „Wunder" besteht in der Einsicht in die dadurch eröffneten ›Freiheit‹, das Leben mit dem Tod zu vertauschen, aus dem Vertrauten der eigenen Existenz, der eigenen Identität und der eigenen Welt ins absolut Unvertraute zu „springen". Auf einer weniger existenziellen Ebene ist dies mit der Möglichkeit vergleichbar, aus seinen kulturellen Wahrnehmungs- und Interpretationsmustern auszubrechen. Hier wird der Leser vor einen exemplarischen Fall geführt, in dem eine tiefgreifende Störung der Liebeskommunikation nur dadurch überwunden werden könnte, dass einer der Partner sein vorbewusstes Weltbild – und damit ein Stück seiner Identität – in Frage stellt und sich so zu einem emphatischen Verstehen jenseits seines Selbst- und Weltbildes durchringt. Frank aber sieht sich dazu nicht in der Lage, er „springt" nicht über den Horizont seiner subjektiven Welt ins Unvertraute, er zieht die Grenze zwischen Traum und Realität nicht in Zweifel – jedenfalls nicht im Rahmen dieses Kapitels, das stattdessen mit einer offenen Entscheidungssituation endet. Da es sich in chronologischer Sicht um das letzte Kapitel handelt, in dem von dem Ehepaar die Rede ist, lässt der Roman sein Schicksal insgesamt betont offen, stellt die Notwendigkeit aus, für die Rettung dieser Ehe über den eigenen Schatten zu springen, ohne dies doch „vorzumachen". Damit ist dem Leser aufgegeben, woran die Romanfigur scheitert, und Schulzes Gestaltung dieses Kapitels stellt dazu die Mittel zur Verfügung.

Natürlich sind Ernst Meurers und Barbara Holitzscheks Fälle wegen ihres pathologischen Charakters nicht ohne weiteres verallgemeinerbar; aber die anderen Beziehungsprobleme des

Romans deuten in ihren Ursachen auf ähnliche Grundlagen für moderne Intimbeziehungen hin. So zeigt die Auseinandersetzung zwischen Edgar und Danny im 20. Kapitel gerade durch Edgars Darstellung unfreiwillig, dass die Weltbezüge der beiden unüberbrückbare Differenzen aufweisen: Danny widerspricht in ihrem ›männlichen‹ Habitus (kurze Haare, Vertagung seines Kinderwunsches, Autofahren als eigene Sache, lässige Trinksitten) systematisch Edgars Wunschbild von Weiblichkeit, ihre psychologischen Interessen und pädagogischen Auffassungen kontrastieren ebenso mit seinem Weltbild wie ihre entschiedenen politischen Anschauungen. Damit ist der häufige Fall gegeben, dass eine Intimbeziehung nicht auf einer Identifikation mit dem tatsächlichen Weltbezug des Partners basiert, sondern mit einer Projektion eigener Wünsche, welche die Realität zumindest überlagert und ihre Manifestationen entsprechend als Ärgernis erscheinen lässt – ein Ärgernis, das jedoch nicht offen thematisiert werden kann, ohne die Beziehung in ihren Grundlagen zu gefährden, so dass die ausgelösten Aggressionen auf ›Nebenkriegsschauplätze‹ gelenkt werden müssen. Diese durch die ›Verblendung‹ der Liebe bedingte Unfähigkeit, die Wirklichkeit zu sehen und zu akzeptieren, zeigt sich auch in Edgars anhaltender Weigerung, die Trennung von Danny als unabänderliches Faktum hinzunehmen, und mündet am Ende des Kapitels in eine kompensatorische Wunschphantasie, in eine weitere seiner „erfundenen Geschichten“, die ihren fiktiven Charakter verleugnen (SiSt 206).

Der enttäuschende Kontrast zwischen idealisierenden Wunschprojektionen und den sich erst allmählich herausstellenden Mängeln der Realität bildet in Schulzes Darstellung der Intimpartnerschaften ein häufiges Moment der Desintegration. Wir hatten zwar gesehen, dass sich im gewachsenen Anspruchsniveau allgemein ein gesellschaftlicher Funktionszuwachs der Liebesbeziehung ausdrückt, aber für die Individuen kommt dies nur in seiner subjektiven Dimension zum Ausdruck: in den unwillkürlichen persönlichen Erwartungen und in der Neigung, sie auf ihre Partner zu projizieren. Dafür ist typisch, dass die meisten Auseinandersetzungen und die meisten Trennungen in *Simple Storys* ihren Ausgang von einer ›verspäteten Einsicht‹ in einen als untragbar empfundenen Charakterzug des Partners nehmen, dass die Beziehung also bis dahin durch ein fundamentales Wissensdefizit bzw. Missverständnis gekennzeichnet war. Die als unüberbrückbar empfundenen Meinungsverschiedenheiten, die zur Trennung zwischen Danny und Edgar führen, sind den beiden offenbar erst im Verlaufe ihres Zusammenlebens bewusst geworden, und ähnlich steht es mit den Differenzen zwischen Patrick und Lydia sowie mit denen zwischen Hanni und Dieter bzw. Christian Beyer. Eine gesteigerte Empfindlichkeit, welche durch die von der Wende

verunsicherten Identitäten bedingt ist, spielt hierbei offenkundig keine Rolle, da die genannten Beziehungen meist erst nach der Wiederverreinigung eingegangen wurden, während die älteren Ehepaare andere Probleme haben.

Dass die Wahrnehmung der persönlichen Eigenschaften bzw. der Eigenheiten des Weltbezuges, die das Liebesgefühl weckt und zum Eingehen einer Beziehung ermutigt, selektiv und unsicher ist sowie von idealisierenden Wunschprojektionen überlagert wird, erscheint zunächst trivial: Die Möglichkeiten, einen Menschen mehr als nur oberflächlich kennen zu lernen, waren wegen der nur indirekten Zugänglichkeit seiner Psyche schon immer begrenzt und erforderten zu allen Zeiten ein längeres Zusammenleben. Aus soziologischer Perspektive muss man jedoch darauf hinweisen, dass erst heute alle Aspekte des Weltbezuges – und damit auch des Innenlebens – wichtig geworden sind, weil dessen Individualität der eigentliche Bezugspunkt der Liebe geworden ist, während nur noch in sehr geringem Maße nach äußeren Konventionen und Maßstäben geurteilt wird. Erst dadurch wird die mangelnde Transparenz des „psychischen Systems“ (Luhmann 1987, 156f) zum Problem, zumal sie durch die fortschreitende Individualisierung und die zunehmende gesellschaftliche Entfremdung trotz aller Popularisierung psychologischen Wissens noch verstärkt worden ist.[223] Anspruch und Wirklichkeit entfernen sich voneinander, anstatt zu konvergieren – eine Tendenz zur Polarisierung, in der sich der verschärfte Widerspruch zwischen systematisch stimulierten Bedürfnissen, Erwartungen und Glückshoffnungen einerseits und deren bloß scheinhafter Befriedigung durch Konsum und Karriere bzw. deren Einschränkung auf Intimbeziehungen andererseits ausdrückt.

Mit der tendenziell universalen Signifikanz auch der schwerer zugänglichen Teile der Persönlichkeit ist entsprechend das Enttäuschungsrisiko erheblich gewachsen: Danny geht erst allmählich auf, dass Edgars Weltverständnis sich doch nicht zur liebenden Identifikation eignet; Lydia wird erst nach Jahren ganz klar, dass Patrick ihre sozialen Sensibilitäten nicht teilt und ihr Bedürfnis nach männlichem Rollenverhalten nicht hinreichend erfüllt, und Hanni braucht ebenfalls Zeit, bis sie sich der Erkenntnis nicht länger verschließen kann, dass für Christian Beyer die Bewältigung seiner ökonomischen Versagensängste die oberste Priorität seines Weltbezuges ist, der er auch jede Intimbeziehung unterordnet. Auch Jenny braucht erstaunlich lange, bis Maiks

[223] Vgl. Luhmann 1994, 223: „Jeder Versuch, den anderen zu »durchschauen«, führt ins Bodenlose, in jene Einheit von wahr und falsch, von aufrichtig und unaufrichtig, die sich allen Kriterien entzieht. Deshalb kann nicht alles gesagt werden. Transparenz gibt es nur in der Beziehung von System zu System, sozusagen an Hand der Differenz von System und Umwelt, die das System konstituiert. Liebe kann diese Transparenz nur selbst sein...“

Verletzlichkeit, Misstrauen und Eifersucht sich nicht mehr mit den Erwartungen und Hoffnungen vereinbaren lassen, die sie in diese Beziehung geführt hatten. Der krasseste Fall aber ist sicherlich der Oberarzt Dr. Reinhard, der erst nach zwanzig Jahren Ehe, als er von seiner Frau verlassen wird, aus ihren Abschiedsworten zu erkennen meint, mit wem er zusammengelebt hatte: »Weißt du, was sie die ganze Zeit bei mir gehalten hat? Erstens mein Sparbuch, zweitens meine Versicherung, drittens meine zukünftige Pension – Geld, Geld, Geld.« (SiSt 108)

An diesem Beispiel wird zugleich deutlich, dass selbst die nachträglichen ›Erkenntnisse‹ über den eigenen Partner durch die Subjektivität des je eigenen Weltbezuges erheblich verzerrt sein können und entsprechend ebenfalls nicht täuschungssicher sind – entgeht Dr. Reinhard doch vollkommen der Anteil seines eigenen Verhaltens am Urteil seiner Frau. Für sie muss der Geiz ihres Mannes schon lange vorher eine Quelle anhaltender Enttäuschung gewesen sein, und zwar – wie ihre Entscheidung zeigt, mit einem vermutlich wenig bemittelten Missionar ›durchzubrennen‹ – nicht so sehr aus materiellen Motiven, sondern (ganz im Sinnes des Liebescodes) aus dessen symptomatischem Bedeutungsgehalt im Hinblick auf seine Liebe zu ihr (dass sie überhaupt so lange ›durchgehalten‹ hat, lässt darauf schließen, dass die Ehe für sie noch in traditioneller Weise einen Eigenwert besessen hat). Da also das eigene Bild vom Weltbezug des anderen – bei gleichzeitig erheblich gestiegener Bedeutung desselben – auf einer prinzipiell unabschließbaren und stets fehlbaren Interpretationsarbeit beruht und die Basis von Intimpartnerschaften daher immer einen Rest von Vorläufigkeit behält, bleibt für die Beteiligten nichts anderes, als der eigenen Menschenkenntnis und dem Gefühl vorläufig zu vertrauen und ansonsten nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum zu verfahren – ein Grund wohl, weshalb die „serielle Monogamie“ heute so verbreitet ist.

Sieht man sich die offenen Auseinandersetzungen zwischen Paaren in *Simple Storys* genauer an, so fällt zunächst auf, dass die Frauen fast durchgehend der aktive, aggressive Part sind; vor allem sie sind es, die ihren Partner aus Enttäuschung und Frustration (meist auch persönlich) angreifen, während die Männer sich i. d. R. nur verteidigen – und auch das oft nur halbherzig. Dabei geht es in vielen Fällen um konfligierende Geschlechtsrollenerwartungen: Die Frauen erwarten von ihren Partnern Elemente der traditionellen Männerrolle, welche diese nicht mehr auszufüllen imstande oder willens sind. Patrick enttäuscht Lydia, weil er nicht in der Lage ist, die männlichen Rollen des ›Pfadfinders‹ und des Beschützers zu spielen, der in seiner Identität angeschlagene Ernst Meurer kann sich zum Ärger seiner Frau nicht zur Rolle des hemdsärmelig zupa-

ckenden Selfmademans aufraffen, Dr. Reinhard kommt der finanziellen Abhängigkeit seiner Frau nicht durch die nötige Generosität des gutverdienenden Familienernährers entgegen, und Edgar vermag die ihm angediente Vaterrolle für den in Pflege genommenen Tino nicht auszufüllen. Auch Christian Beyer erweist sich nicht nur als finanziell impotent, sondern lässt es ebenfalls am nötigen Beschützerinstinkt gegenüber seiner Partnerin fehlen, ja er gibt sogar seinen exklusiven Anspruch auf ihren Körper preis, und Danny stößt sich sowohl an Patricks Mangel an ›aufrechter journalistischer Gesinnung‹ als auch an der irrationalen Gebundenheit an eine unzuverlässige, zugleich labile und kapriziöse Frau. Die Aggressivität der vorgetragenen Kritik entspricht nicht nur dem Ausmaß der eigenen Verunsicherung, sondern heftet sich vor allem an die Möglichkeit, durch Rückgriff auf traditionelle Rollenmuster im unmittelbarsten Nahbereich des eigenen Umfeldes einen Verantwortlichen zu finden, der mit der eigenen Identität eng verbunden ist.

Die Männer jedoch haben diese Möglichkeit nicht; sie haben bei Auseinandersetzungen nichts zu gewinnen. Daher wirken sie überwiegend konfliktscheu: Patrick setzt sich gegenüber Lydias Kritik nur mit lahmen Dementis zur Wehr, Ernst Meurer lässt sich von seiner Frau schnell zum Schweigen bringen, spielt den Beleidigten und intrigiert lieber hinter ihrem Rücken gegen sie, und Christian Beyer lässt sich die Aggressivität und die persönliche Stoßrichtung von Hannis Kritik gefallen – oder ignoriert sie –, ohne die Ebene sachlicher Argumentation zu verlassen. Besonders Edgar Körner vermeidet es, seine Unzufriedenheiten als offene Kritik zu explizieren und leitet sie stattdessen auf Nebenkriegsschauplätze ab, welche dann mit latenten Aggressionen überladen werden. Hier macht sich wohl bemerkbar, dass Jahrzehnte emanzipatorischer Öffentlichkeitsarbeit und ein – trotz aller fortbestehenden Ungleichheiten – entsprechender kultureller Wandel in beiden Teilen Deutschlands genau jene aggressiv-dominanten Seiten der männlichen Charakterrolle delegitimiert haben, deren ›sichernde‹ Seiten nun von den Frauen vermisst werden. Eine Situation kollektiver Verunsicherung der Identität weckt das Bedürfnis nach alten Sicherheiten, häufig aber nicht die Erinnerung, dass diese Sicherheiten für Frauen immer auch ein erheblicher Unsicherheitsfaktor und ein Element der Abhängigkeit gewesen waren.

Zu einer von beiden Seiten aggressiv geführten Auseinandersetzung kommt es nur im ›Ehekrach‹ der Holitzscheks im 14. Kapitel, und selbst hier ist es eindeutig die Frau, bei der durchgehend die Offensive liegt. Der Streit zeigt nicht nur das ganze Ausmaß von Hass und Verachtung, zu dem Liebende aus Enttäuschung ihrer liebevoll idealisierenden Vorstellungen vom Charakter und vom Erfahrungsmodus des Partners fähig sind; er ist auch das eklatanteste Beispiel

für die konfliktverschärfende Rolle inkompatibler Vorstellungen von den Geschlechterrollen. Barbara Holitzscheks erniedrigende Ohnmachtserfahrung, sich von einer Bande rechtsradikaler Jugendlicher beschimpfen und bedrohen lassen zu müssen, ohne etwas anderes tun als die Flucht ergreifen zu können, bewirkt eine Erschütterung ihrer Identität, gegen die sie sich offenbar durch die Ehe mit ihrem Mann gefeit glaubte, weil sie erwartete, dass er ihre Ehre und ihre Sicherheit notfalls unter Einsatz seiner Gesundheit mit physischer Gewalt verteidigen würde. Seine Stärke, sein Mut, sein Beschützerinstinkt, sein Ehrgefühl und seine Opferbereitschaft waren Bestandteile ihrer Vorstellung von seinem Weltbezug, die ihre liebende Identifikation und damit eine Sicherung ihrer eigenen Identität bewirkt hatten; diese Bestandteile erweisen sich jedoch als Projektion ihrer Wünsche und Bedürfnisse, denn Frank Holitzscheks Verhältnis zu diesen Elementen der traditionellen Männerrolle ist offenbar distanziert, und er ist zu ›vernünftig‹, um Risiken einzugehen, die in keinem rationalen Verhältnis zu den wahrscheinlichen Effekten stehen:

> »Soll ich mich rumprügeln?« Frank tritt einen Schritt zurück. »Zwei von denen hätte ich geschafft, vielleicht drei. Aber das waren zehn oder mehr, die hätten mich zusammengeschlagen, und dann ...« (SiSt 146)

Man kann hier ergänzen: Dann hätte er seine Frau erst recht nicht mehr schützen können. Doch solche Überlegungen von strategischer Rationalität sind eben tendenziell ›unpersönlicher‹ Natur und können entsprechend so aufgefasst werden, dass sie nicht, oder doch zumindest nicht unmittelbar, vom Liebesgefühl motiviert sind. Dennoch ist anzunehmen, dass sie eng mit Frank Holitzscheks Selbstbild zusammenhängen: Wenn ihm der Preis für traditionelles Heldentum zu hoch ist, so auch deshalb, weil sein Selbstwertgefühl offenkundig stabiler ist als das seiner Frau; für sie ist die eigene Ehre, die eigene Integrität durchaus das hohe Risiko wert, dass ihr Mann zusammengeschlagen wird – dass sie dabei eine Sorge beansprucht, die sie ihrerseits ihrem Mann gegenüber vermissen lässt, fällt ihr in der egozentrischen Verengung ihrer Verletztheit nicht auf:

> »Hast du dich noch nie geprügelt, Frank? Nach einer Woche wärst du wieder aus dem Krankenhaus heraus, spätestens. Ich hätte dich jeden Tag besucht und sogar bekocht.« (SiSt 146)

Für diese Vorstellung bringt Frank Holitzschek nur völlige Verständnislosigkeit auf: »Du bist bescheuert« (SiSt 147). Die Anerkennungspflicht für den gesamten Weltbezug des Partners kollidiert so grundlegend mit der Funktion der Identitätsbestätigung, dass alle Rücksichten auf das eheliche Krisenmanagement fallen gelassen werden. Entsprechend konsequent lehnt er auch ihr Ansinnen ab, ihr wenigstens den auf der Flucht verlorenen Schuh von der Straße zu holen. Auch

ihm war anscheinend bis dahin nicht klar, dass der Weltbezug seiner Frau durch so andersartige Wertpräferenzen geprägt ist. Dass diese für sie auch in anderen Handlungsbereichen, etwa in der Politik, gelten, zeigt ihre Äußerung, an den rechtsradikalen Jugendlichen gehe „eure schöne Demokratie nicht zugrunde, an denen nicht!“ (SiSt 147). Implizit steckt darin die Aussage, die Demokratie könne nur an der Feigheit und mangelnden Wehrhaftigkeit ihrer Anhänger zerbrechen. Ein politisches System, dass seine Macht nicht durch ihre Repräsentanten offen demonstriert, sondern durch formale Verfahren legitimiert – und nichts anderes ist ja die Demokratie –, ist für Barbara Holitzschek nur begrenzt attraktiv. Dieser Angriff richtet sich direkt gegen das professionelle Selbstverständnis ihres Mannes und stößt daher auf eine heftige Reaktion.

Dass in einer hochkomplexen, funktional differenzierten Gesellschaft bestimmte Aufgaben wie die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung von spezialisierten Institutionen wahrgenommen und damit der Zuständigkeit der Privatpersonen entzogen werden, ist bei allen entfremdenden Konsequenzen meist eine Erleichterung, kann aber wie in diesem Fall ebenso mit Erfahrungen der Ohnmacht verbunden sein, die auch für Frank Holitzschek unangenehm sind: „Denkst du, ich fühle mich wohl?“ (SiSt 147). Insbesondere bei nur suboptimalem Funktionieren der zuständigen Institutionen kann es zu schmerzhaften Erfahrungen des Ausgeliefertseins kommen. Das macht es für ihn als Politiker aber noch nicht sinnvoll, sich dieser spezifischen Systemrationalität der bestehenden Gesellschaft zu widersetzen. Vielmehr rationalisiert er die eigene Passivität und die gemeinsame Flucht als objektiv angemessene Lösung: Die Täter sind unreife, gesellschaftlich benachteiligte Kinder und als solche keine Gegner, die eine risikoreiche Auseinandersetzung wert wären, und Flucht ist bei einer aussichtslosen Übermacht von Gegnern in jedem Fall die einzig vernünftige Alternative. Für Barbara Holitzschek jedoch ist diese Ohnmacht unerträglich: »Ich halt ne Menge aus«, sagte sie. »Aber mich verkriechen ...« (SiSt 148). Sie zieht den ›heroischen Untergang‹ der öffentlichen Demütigung vor – lässt dabei allerdings keinen Zweifel daran, dass sie dies eigentlich für eine spezifisch männliche Aufgabe hält: »Frag mich nur, wofür ich überhaupt noch nen Mann habe« (SiSt 148).

Die unfreiwillige Entdeckung, dass traditionelle Ehrbegriffe und Rollenmuster an zentraler Stelle den Weltbezug seiner Frau bestimmen, macht auch Frank Holitzschek fassungslos, weil sie ihn unerwartet mit einer ebenso grundlegenden wie unüberbrückbaren Differenz in ihren individuellen Weltbezügen konfrontiert. Sein Vorwurf, sie sei betrunken, ist ein wenig überzeugender Versuch, den Realitätscharakter dieser ›Entdeckung‹ zu relativieren. Ob ihr Vorhaben, selbst

auf die Straße zu gehen, wirklich ernst zu nehmen ist, muss man wohl offen lassen. Es unterstreicht jedenfalls, dass ihr die ›innere Sicherheit‹ wichtiger ist als die äußere, dass die Wiederherstellung des eigenen Selbstwertgefühls über der körperlichen Unversehrtheit rangiert. Und die Entschlossenheit ihres Mannes, sie daran zu hindern, bestätigt nochmals, dass für ihn genau die umgekehrten Werthierarchie gilt. Unter solchen Bedingungen ist eine Einigung unmöglich, und ganz in diesem Sinne wird der Konflikt nicht wirklich gelöst, sondern durch ein zufälliges äußeres Ereignis lediglich ›aufgehoben‹ – vorläufig.

Aus soziologischer Sicht wird von den Männern hier verlangt, eine Rolle auszufüllen, die sie unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen (und deren akuter Verschärfung in den neuen Bundesländern der Nachwendezeit) schlicht überfordert; im Zeitalter fortgeschrittener Individualisierung reagieren sie darauf häufig mit Versagens- und Schuldgefühlen – daher ihre zumeist lediglich halbherzige Selbstverteidigung. Sie sind aber auch deshalb überfordert, weil diejenigen Bestandteile der traditionellen Männerrolle, die für die Unterdrückung der Frauen verantwortlich waren, inzwischen ins gesellschaftliche Tabu gerückt sind; dabei lassen sich diese beiden Seiten dieser Rolle nicht voneinander trennen. Jahrzehnte emanzipatorischer Kritik hatten ebenso wie die tatsächlichen Gleichstellungsfortschritte und die ökonomische Entwicklung zur Notwendigkeit von Doppelverdienerschaft jene traditionelle Rolle gründlich erodiert, und auf passive Weise war dies auch für die Männer durchaus eine Emanzipation – von dem Zwang, allein die Familie versorgen zu müssen, von der Last, die wichtigen Entscheidungen für die ganze Familie treffen zu müssen, der sexuell aktive Part zu sein etc. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 200f).

Dass die weiblichen Figuren des Romans nun von Konsequenzen ihrer eigenen Emanzipation frustriert sind und an obsoleten Erwartungen festhalten, hängt sicherlich damit zusammen, dass die zusätzlichen Belastungen und Entscheidungszumutungen eigenständiger Lebensführung unter den Bedingungen des ›schlagartigen‹ sozialen Wandels nach 1990 mit seinen Orientierungsschwierigkeiten und neuartigen Problemstellungen besonders schwer wiegen – u. a. vielleicht auch deshalb, weil der autoritäre DDR-Staat die Rolle des patriarchalischen Haushaltsvorstandes (anders als in der BRD) teilweise weitergeführt hatte. Hinzu kommen die spezifischen Probleme, die sich daraus ergeben, dass den Frauen eine eigenständige Lebensführung zugemutet wird, obwohl von einer wirklichen Gleichstellung in der Gegenwartsgesellschaft trotz aller Fortschritte noch keine Rede sein kann. Da die alten Rollenmuster aber latent – auch in den männli-

chen Identitäten – noch präsent sind, ergibt sich für sie die Möglichkeit und Versuchung, die eigenen Versagens- und Schuldgefühle auf ihre männlichen Partner zu projizieren. Gesellschaftliche Probleme müssen im Raum des Privaten ausgetragen werden – eine Quelle der Belastung von Liebesbeziehungen, auf die ich weiter unten noch ausführlicher eingehen werde.

Was an den offenen Auseinandersetzungen unter Beziehungspartnern in *Simple Storys* weiterhin auffällt, ist der Umstand, dass sie durchgehend fruchtlos bleiben; in keinem einzigen Fall besitzen sie ein nennenswertes konstruktives Element, nie führen sie zu einer Lösung oder zumindest zu einer Versöhnung – jedenfalls bleiben solche Konsequenzen, auch wo man sie nicht ausschließen kann, außerhalb der Darstellung. Kontroversen kumulieren allenfalls in einer Trennung wie bei Edgar und Danny. Patrick begegnet Lydias Vorwürfen, indem er einfach ihren Wahrheitsgehalt bestreitet oder sie pathogenen Tendenzen ihrer Psyche zuschreibt; Ernst Meurer lässt sich von seiner Frau nicht zur konstruktiven Mitarbeit im gemeinsamen Haushalt bewegen und verstärkt sogar sein obstruktives Verhalten; Frank Holitzschek ist nicht willens, das eigene Verhalten gegenüber rechtsradikalen Jugendlichen als unmännliche Feigheit zu bewerten und den verlorenen Schuh seiner Frau zu holen; Edgar und Danny erreichen erst gar nicht die Ebene eines Austausches von Argumenten, und Danny kann Patrick nicht zum Bleiben überreden. Auch Maik und Jenny gehen nicht auf die wechselseitige Kritik an ihrem Verhalten ein. Die einzige Episode, die zunächst als Ausnahme erscheinen könnte – die Einigung von Hanni und Christian Beyer in „Sendeschluss“ –, erweist sich bald als bloßer Schein. Es herrscht ein bemerkenswerter Mangel an verständnisvollem, emphatischem und rücksichtsvollem Verhalten, wie es eigentlich sonst in Liebesbeziehungen typisch ist. Das Krisenmanagement, an dem sich nicht zuletzt die Qualität einer Liebesbeziehung messen lässt, versagt fast durchgehend.

Natürlich spielt hier eine Rolle, dass die Kommunikation mit der Vermittlung unvereinbarer, also sich gegenseitig in Frage stellender Elemente des individuell-subjektiven Weltbezuges überfordert ist – zumal die Enttäuschung der projizierten Idealisierungen und Glückshoffnung ihnen eine emotionale Intensität verleiht, die ein gegenseitiges Verständnis zusätzlich erschwert. Überhaupt bietet *Simple Storys* einiges Anschauungsmaterial für die soziologische Einsicht, dass die erhöhten Erwartungen nicht nur die Kompatibilität der Weltbezüge viel wichtiger (und unwahrscheinlicher) machen, sondern darüber hinaus auch den internen Regelungsbedarf ganz erheblich steigern und ein entsprechend erhöhtes Maß an kommunikativer ›Beziehungsarbeit‹ erfordern; die Liebenden müssen sich die Regeln ihrer Partnerschaft selbst schaffen und für ihre

Einhaltung selbst sorgen – ein schwieriges, stets von Scheitern bedrohtes Unterfangen (Schuldt 2004, 63; Lehmann 2006, 149; Giddens 1993, 210) – zumal dann, wenn wegen verunsicherter Identitäten die Distanznahme zum eigenen Selbst- und Weltbild erschwert ist. Im Widerspruch zum erhöhten kommunikativen Regelungsbedarf finden sich im Roman aber auch deutliche Indizien für Luhmanns Auffassung, dass die kommunikative Aushandlung von Differenzen in Liebesbeziehungen darüber hinaus durch die Besonderheiten des „Liebescodes" systematisch erschwert wird. Speziell die Darstellung der offenen Konflikte im Roman stimmt mit Luhmanns Auffassung überein,

> dass für Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf konkrete Handlungen, Rollenauffassungen, Umwelteinschätzungen, Kausalzurechnungen, Geschmacksfragen, Wertungen nur die Ebene personaler Kommunikation als Ebene der Konfliktlösung zur Verfügung steht, auf der man Übereinstimmung in der wechselseitigen Liebe wahren möchte; dass aber zugleich der Rückschluss von Meinungen und Verhaltensweisen auf diese letzte Ebene allzu nahe liegt, gerade weil dieser Zusammenhang durch Liebe ja gewährleistet werden soll. (Luhmann 1994, 198)

Selbst sachliche Meinungsverschiedenheiten sind prinzipiell nicht sachlich zu klären, da der Code von Liebenden Unpersönliches gerade systematisch ausschließt – persönlich/unpersönlich ist nach Luhmann genau die Leitdifferenz, anhand der sich diese Form der Kommunikation von ihrer sozialen Umwelt unterscheidet, abhebt und abgrenzt (Luhmann 1994, 193ff). Da es der gesamte Weltbezug des Partners ist, der den wesentlichen Gegenstand der Liebe ausmacht, erfährt jede Äußerung eine doppelte Codierung: Neben ihrem Sachgehalt wird sie unweigerlich zum Zeichen für das, was man liebt – und für die Liebe des anderen. Anders ausgedrückt: In der Kommunikation von Intimpartnern lässt sich tendenziell der Informationsgehalt nicht vom Mitteilungsgehalt trennen, weil beide, also auch letzterer – den man in der Terminologie der Sprechakttheorie auch als performativen Gehalt bezeichnen könnte – zwischen Liebenden einen besonderen Informationswert für die Disposition des Partners in Bezug auf die Liebesbeziehung annehmen. Für Luhmann gehört eine solche Differenzierbarkeit aber zu den Bedingungen einer funktionierenden Kommunikation, so dass er in Bezug auf das spezifische Sinnerleben in „hochindividualisierten Intimbeziehungen" ausdrücklich von „Inkommunikabilität" spricht: Die zwischenmenschliche Interpenetration überschreitet systematisch die Möglichkeiten der Kommunikation (Luhmann 1994, 160),

> weil die Behauptung einer Differenz von Mitteilung und Information sich in Bezug auf diesen Sinn selbst zerstört. Bildlich gesprochen, kann die Mitteilung nicht kühl bleiben,

> wenn die Information zu heiß ist. [...] Die Mitteilung selbst [...] erlaubt Rückschlüsse darauf, wie der andere sich als Liebender oder als Nichtmehrliebender, als Liebe Erhoffender, Erwartender, Fordernder versteht. [...] Gerade diese oblique Auswertung aller Äußerungen wird in Intimbeziehungen absehbar und blockiert dann die Kommunikation. Man weiß schon vorweg, wie es laufen wird, und zögert dann, etwas in Gang zu bringen, was, einmal in der Kommunikation, nur noch schwer zu kontrollieren sein wird. (Luhmann 1994, 156f)

Die letzten Sätze treffen den Hintergrund Edgars und Dannys Konfliktvermeidungsverhalten wohl recht gut, sie könnten aber auch eine Erklärung für die allgemeine Konfliktscheu der männlichen Figuren in *Simple Storys* sein. Im Zitat ist auch schon angedeutet, dass es unter diesen Bedingungen nur zwei Möglichkeiten des Umgangs mit konfligierenden Auffassungen gibt: entweder man vermeidet eine Auseinandersetzung und legt die Differenzen unerledigt *ad acta*, wie dies auch Edgar und Danny zunächst konsequent tun[224]; oder man führt eine emotionale Auseinandersetzung unter Einschluss der Hoffnungen und Enttäuschungsängste, die unweigerlich mit ihnen verbunden sind – und geht dabei ein hohes Dissens- und Verletzungsrisiko ein, das die ganze Beziehung gefährden kann.

Dass die fortgesetzte Verdrängung des Konfliktpotentials dann im Falle einer offenen Auseinandersetzung auch über nebensächliche Gegenstände erst recht zu einer Explosion führen kann, wird mit dem Streit zwischen Edgar und Danny anschaulich demonstriert. Dabei ist typisch, dass Sachargumente nicht zählen, sondern schnell zum Ausdruck persönlicher Enttäuschung über die Haltung des anderen übergegangen wird:

> Lang und breit erklärte ich ihr, wie ich darüber dächte, und ich fand, dass es vernünftig klang. [...] Sie sagte, dass sie mich gar nicht wiedererkenne, dass sie gar nicht glauben könne, dass so etwas aus meinem Mund komme. Sie sei völlig fassungslos. Ich dachte, sie würde gleich losweinen. Aber sie wurde giftig [...] und wiederholte, dass sie nicht glauben könne, dass ich es sei, der so daherrede. (SiSt 203)

Dannys Pazifismus ist anscheinend ein fester Bestandteil ihrer Identität, und offenbar war sie davon ausgegangen, dass Edgar ihn teile – auch auf ihrer Seite ist also die liebende Inkorporation seines Weltbezuges in den eigenen durch Projektionen überlagert. Die Bestätigung der eigenen Identität durch die Gemeinsamkeit verwandelt sich in eine Infragestellung, und die Enttäuschung setzt Aggressionen frei, die mit den sachlichen Differenzen selbst nicht viel zu tun haben. Die

[224] Auch Luhmann sieht es durchaus als Aspekt der Interpenetration, „wenn die Liebenden einander ihre je eigene Welt konzedieren und darauf verzichten, alles in eine Totalität einzubringen. Die *Universalität* des Sinnbezuges der Liebe braucht nicht, ja kann nicht alles aktuelle Erleben und Handeln ergreifen“ (1994, 221).

Verstärkung dieser Aggressionen durch das latente Bewusstsein weiterer unausgetragener Differenzen führt dann den Bruch herbei; der Einzelfall wird zum Kristallisationspunkt für das ganze Ausmaß an Disharmonien und lässt die Grundlage der Beziehung hinfällig werden.[225] An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie groß die Belastung der Liebesbeziehung durch die Verabsolutierung eines gänzlich persönlichen Kommunikationscodes ist: Die Unfähigkeit, sachliche Fragen und Probleme sachlich zu besprechen und dabei das Bedürfnis nach persönlicher Idealisierung zeitweilig einzuklammern – etwas, was in vorindustrieller Zeit noch selbstverständlich war –, führt hier zu der absurden Konsequenz, dass ein tausend Kilometer entfernter Konflikt, der überhaupt nur über die Medien in den Erfahrungshorizont der Beteiligten gerät, einer Liebesbeziehung den Todesstoß versetzt.

Betont rationales und damit unpersönliches Argumentieren kann geradezu zum Auslöser einer Trennung werden, weil es sich außerhalb des Liebescodes stellt und damit nach den Regeln dieses Codes zu erkennen gibt, dass keine Liebe mehr vorhanden ist – oder dass sie zumindest vorübergehend eine sekundäre Rolle spielt (was ihrem Absolutheitsanspruch widerspricht).

> Unter der Bedingung von Intimität hat jede Kommunikation einen Personenbezug und trägt die Erwartung in sich, dass auch dies jeweils mitgesehen, mitberücksichtigt, mitverantwortet wird. Ein Versuch, dem auszuweichen, würde ebenso wie alles andere dem eisernen Gesetz der Zurechnung folgen. (Luhmann 1994, 157)

Das zeigt sich etwa an der Auseinandersetzung zwischen Hanni und ihrem Freund Dieter. Seine sachliche Infragestellung ihrer Lärmempfindungen und sein ›vernünftiger‹ Ratschlag nehmen ihr Leiden als individuell-subjektives nicht wirklich ernst; sie zeigen damit, wie wenig Hannis individueller Erfahrungsmodus Teil seines eigenen Erlebens ist und lösen auf diese Weise Zweifel an seiner Liebe aus, die letztendlich zur Trennung führen (SiSt 138f), da die moderne Liebe selbstreferentiell ist: Was man liebt, ist immer auch die Liebe des anderen, und so möchte man vor allem auch als Liebende(r) geliebt werden (Luhmann 1994, 175). In diesem Fall ist die Erwartung von Empathie außerdem noch mit Verhaltenserwartungen kombiniert, die sich auf die Bewältigung dessen richten, was man selbst nicht zu können meint. Der Partner soll eigene Schwächen ausgleichen und fungiert gerade deshalb als Gegenstand der Identifikation.

[225] Aus systemtheoretischer Perspektive stellt sich dies so dar: „Jede Information, die in diesem System [der Intimpartnerschaft] aufgenommen werden kann, testet die Kompatibilität der Umwelten (wobei jeder Teilnehmer selbst zur Umwelt des anderen gehört und dadurch mitgetestet wird). Das System zerfällt (auch wenn die Partner »beisammenbleiben«), wenn dies nicht mehr die gemeinsame Basis ist, die das System reproduziert, indem sie allen Informationen die Funktion gibt, das System zu reproduzieren. Dies ist das systemtheoretische Pendant eines Code, der verlangt, dass man sich in der Interaktion mit Handeln auf das Erleben des anderen einstellt“ (Luhmann 1994, 222).

Man könnte hier dem Vorschlag Lehmanns folgen, der in einer Weiterentwicklung Luhmanns gezeigt hat, dass die Liebesbeziehung nach ihrem Übergang zur „Problemorientierung“ eine „geräuschvolle“ Kommunikation ermöglicht, in der Irritationen und Abbrüche durch ein Zur-Disposition-Stellen des je eigenen Selbst- und Weltbildes sowie durch eine Aufhebung der Leitdifferenz persönlich/unpersönlich überwunden werden können. Dennoch ist sein Hinweis sehr aufschlussreich, dass die „historische [...] Konjunktur von Anerkennungsproblemen“ und eine „noch nicht abgeschlossene Emanzipation“ diese Möglichkeit zu einem normativen Ideal machen, das sich bei weitem noch nicht auf breiterer Basis durchgesetzt hat (Lehmann 2006, 202). Eine solche „Konjunktur von Anerkennungsproblemen“ ist unter den Ostdeutschen durch die Wiedervereinigung zweifellos ausgelöst worden, aber auch die meisten Westdeutschen sind bei den vielfältigen Abhängigkeiten und Selbstbehauptungszwängen der Gegenwartsgesellschaft noch weit entfernt von der Freiheit und Selbstsicherheit, in unmittelbarer sozialer Kommunikation ihr Selbst- und Weltbild aus Liebe aufs Spiel zu setzen – es fällt den meisten ja schon schwer, dies in sozialer Isolierung bei der Rezeption von künstlerisch anspruchsvoller Literatur zu tun. Es mag plausibel sein, dass die Integration der hochindividualisierten Weltbezüge von heutigen Liebespartnern auf längere Sicht erst durch ein solches „emphatisches Verstehen“ und eine derartige „Selbstprogrammierung“ überhaupt möglich ist (a.a.O. 198), aber Lehmanns mangelnde Berücksichtigung der erheblichen Belastungen, denen auch die Liebesbeziehungen durch den rapiden sozialen Wandel und die „organisierte Unverantwortlichkeit“ der verselbständigten sozialen Systeme ausgesetzt sind, macht es durchaus fragwürdig, wie weit sich dieses Ideal jemals verwirklichen lässt. Das gilt in ähnlicher Weise für die fortgeschrittene Autonomie, die Anthony Giddens für das Funktionieren der „reinen Beziehung“ voraussetzt, denn: „In einer post-traditionellen Ordnung muss die Geschichte des Selbst tatsächlich ständig neu durchgearbeitet werden und die angewandten Lebensstile damit in Übereinstimmung gebracht werden, wenn das Individuum die persönliche Autonomie in Einklang bringen will mit dem Gefühl ontologischer Sicherheit“ – eine Anforderung, der „sehr häufig nur partiell und begrenzt“ genügt wird, so dass Abhängigkeiten und Suchtverhalten aller Art sich seit Beginn der Moderne immer weiter verbreitet haben und der Therapiebedarf gestiegen ist (Giddens 1993, 87f). Ähnlich wie Giddens (1993, 41) argumentiert denn auch Manuel Castells in überzeugender Weise, dass der gesellschaftliche Wandel seit den 80er Jahren die Identitäten eher problematischer hat werden lassen und verweist zurecht auf den symptomatischen Charakter der vielfältigen Fundamentalismen, die sich seit dieser Zeit ausgeb-

reitet haben (Castells 2000, 3). In Schulzes Roman gibt es jedenfalls keine Beispiele für eine konstruktive, ja kreative Problemorientierung – Dannys ansatzweise Versuche gehen bei Patrick ins Leere, und Hannis Versuch bei Christian Beyer (wenn er denn ernst gemeint ist) schlägt in eine Selbstverleugnung um, die sie nicht durchzuhalten vermag.

Schulzes Darstellung von Ehe- und Beziehungskonflikten entspricht also dem Diktum Luhmanns, dass sich die Dramatik der Liebesbeziehungen nach der Auflösung gesellschaftlicher Reglementierungen nach innen, nämlich in Kommunikationsprobleme verlagert habe. Seiner Auffassung zufolge sind diese Kommunikationsprobleme sogar eine wesentliche Bedingung dafür, dass bei der Trivialisierung der romantischen Liebesbeziehung zum Massenphänomen überhaupt noch ein literarisches Interesse an ihr bestehe (Luhmann 1994, 153). Auf den zweiten Blick muss allerdings ergänzt werden, dass zwar Konflikte mit restriktiven sozialen Regeln nach deren weitgehender Auflösung tatsächlich keine Rolle mehr spielen, dass jedoch die Widersprüche (bzw. die entsprechend widersprüchlichen Problemstellungen) des ökonomischen und staatlich-administrativen Bereichs sehr wohl in vielen Fällen den Hintergrund der Konflikte bilden – einschließlich einer generellen funktionalen Überlastung der Intimpartnerschaften in der funktional differenzierten Gesellschaft des fortgeschrittenen Kapitalismus. Auf der phänomenalen Ebene sind es jedoch tatsächlich vor allem die eigentümlichen kommunikativen Probleme bei der *Bewältigung* der funktionalen Überlastung, die in den Vordergrund treten.

Schulzes Darstellung der Sexualität ist allerdings ebenfalls höchst symptomatisch für das Problempotential moderner Intimpartnerschaften, wie es von Soziologen und Sexualwissenschaftlern analysiert worden ist. Wiederum fällt zunächst der relativ geringe Stellenwert auf, den die Romanfiguren der Sexualität in ihrer Suche nach einem erfüllten Leben zuweisen: Guter, intensiver, leidenschaftlicher Sex steht keineswegs im Mittelpunkt der Sehnsüchte, weder Männer noch Frauen sprechen häufiger darüber, und ein ausgesprochen triebhaftes Verhalten begegnet selten. Für die Figuren hat sexuelle Intimität keine immanente Tendenz zum Exzess, und sie ist ein Ziel unter vielen, das sie mit auffälliger Sachlichkeit und Rationalität verfolgen: Selbst die gewalttätigen Perversitäten Peter Bertrams behalten etwas durch und durch Kontrolliertes und Kalkuliertes – entweder bleiben sie Rahmen imaginärer Arrangements, oder sie richten sich auf vergleichsweise risikolose Aktivitäten wie die Vergewaltigung der völlig betrunkenen Hanni.

Am ehesten lassen sich diese Eigenheiten der Darstellung vielleicht mit der Entdramatisierung, wenn nicht sogar Banalisierung erklären, welche die Sexualität Luhmann zufolge seit der

sexuellen Revolution der späten 60er erfahren hat: „Es fehlt jede Spannung zwischen Sexualität und Moral, zwischen notwendig geheimen und öffentlichen Dingen“, die das Thema früher literaturfähig machte (Luhmann 1994, 202). In dieser Einschätzung trifft er sich etwa mit dem bekannten Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt (2000, 10). „Die Tragik liegt nicht mehr darin, dass die Liebenden nicht zueinander kommen; sie liegt darin, dass sexuelle Beziehungen Liebe erzeugen und dass man weder nach ihr leben noch von ihr loskommen kann“ (Luhmann 1994, 203). Darüber hinaus, so der Soziologe, ist aber auch die kommunikative Relevanz der Sexualität im Beziehungsleben geschwunden:

> [E]s fehlt jene relativ einfach zu handhabende, direkte oder indirekte Funktion der Sexualität als heimlicher Indikator für Gewünschtes. Nicht, dass man auf Sexualität als symbiotischen Mechanismus verzichten könnte! Aber die Thematisierung der Sexualität oder die Behandlung von Themen, die im semantischen Kontext Sexualität vertreten, haben nicht mehr jenen naheliegenden Problembezug, suggerieren nicht mehr so deutlich, dass auf diesem Wege der Bedarf für intime Kommunikation befriedigt werden könnte. Wenn es mit um Welt geht, kann Sexualität Interpenetration nicht mehr ausreichend symbolisieren. (a.a.O., 202)

Soweit Sexualität dennoch in den Roman eingeht, weist der Text jedoch wiederum einen ausgeprägten Problemfokus auf: Szenen erfüllter Sexualität bleiben so gut wie vollständig außerhalb der Darstellung, und wo überhaupt offene Sexualität begegnet, zeigt sie zumeist einen verselbständigten, entfremdeten Charakter, wenn sie nicht sogar von einer Tendenz zur Gewalt geprägt wird: Die einzigen dargestellten Sexualakte sind die Quasi-Vergewaltigung von Conny sowie die ›schnelle Nummer‹ von Edgar und Utchen in ihrem Lieferwagen. Bertrams sexuelle Wunschvorstellungen gehen ohnehin in Richtung Gewalt und Sadomasochismus, Dieter Schubert zeigt ähnliche Tendenzen, und Hannis Sexualität ist teils Ziel von Vergewaltigungsplänen, teils wird sie als Dienstleistung ins Geschäftsleben einkalkuliert – Instrumentalisierung bzw. Verdinglichung, wohin man blickt. Diese Selektivität der Darstellung entspricht zwar soziologisch ermittelten Trends zur „Abkoppelung“ bzw. „Verselbständigung“ der Sexualität gegenüber Liebe, Ehe und Partnerschaft (Baumann 2001, 32), aber diese Entwicklung bleibt doch den empirischen Untersuchungen zufolge weit hinter dem Ausmaß zurück, das ihr in *Simple Storys* zugewiesen wird.

Die Ehen und festen nichtehelichen Beziehungen sind allerdings, so weit erkennbar, durch eine gewisse sexuelle Lustlosigkeit gekennzeichnet, ja diese erscheint geradezu als eine Bedingung für den abgespaltenen Charakter der dargestellten Sexualität: Zwischen den Schuberts „läuft nichts mehr“, so dass Dieter sein sexuelles Interesse auf Bertrams Pornographie richtet, vor den

Augen seiner Frau die Besucherin Hanni anstarrt, ihr eine zweideutige Übernachtungsofferte macht und schließlich ein außereheliches Verhältnis beginnt; bei den älteren Meurers scheint es nicht viel besser auszusehen[226], wobei sich hier die Frau schließlich neu orientiert. Der beruflich gestresste Raffael hat seine Frau „lange nicht mehr angefasst“ (SiSt 94) und sehnt sich später danach, mit einer Bosnierin ›durchzubrennen‹ (SiSt 294), Danny lebt wegen Arbeitsüberlastung „keusch wie eine Nonne“ (SiSt 31) und ist dann so sehr von ihrer Mutterrolle absorbiert, dass ihr Freund Edgar sich Ersatz bei einer Kioskverkäuferin sucht (Kap. 11). Martin Meurers sexuelle Phantasie lässt sich außerehelich von Asiatinnen und Schaffnerinnen reizen (Kap. 4), und auch zwischen Enrico Friedrich und Lydia scheint im Bett nichts gelaufen zu sein (Kap. 19). Tatsächlich haben Wissenschaftler empirisch nachgewiesen, dass interpersonelle Sexualität in erstaunlichem Maße an feste Partnerschaften gebunden bleibt, dass gerade hier aber dennoch eine gewisse sexuelle Lustlosigkeit grassiert, während gleichzeitig eine deutliche Verschiebung zum autoerotischen Pol stattgefunden hat (Schmidt 2000, 10f).

Lediglich bei den Holitzscheks gibt es anfangs deutliche Zeichen für ein intensives Sexualleben: Er hat an der Hüfte „einen grünblauen Fleck“ und bedenkt sie während ihres nächtlichen Telefonats mit Hanni mit Zärtlichkeiten. Seine Frau zeigt allerdings einen auffälligen Mangel an Reaktion, sie setzt ihr Telefonat fort, als ob nichts geschehe, so dass er sich bald zurückzieht (SiSt 86). Dass auch bei diesem Paar die Sexualität von nicht unerheblichen Problemen belastet sein muss, bestätigt dann Barbara Holitzscheks im Verlauf der schlaflosen Nacht zunehmend unangenehme Wahrnehmung der körperlichen Nähe ihres Mannes, verdichtet in seinem Atem an ihrem Hals: „Franks Bein zuckt. Sein Atem ist heiß und trifft immer dieselbe Stelle am Hals. [...] Sein Atem ist unerträglich heiß. [...] Sein Unterarm drückt mir auf die Rippen, seine Finger berühren meine Wirbelsäule“ (SiSt 89f). Die Fremdheit, die der Körper des Partners hier annimmt – das wird kurz darauf klar –, ist die Fremdheit eines Menschen, dem sie die eigenen, quälenden Schuldgefühle nicht anzuvertrauen wagt, weil sie sich seines Verständnisses und seiner Liebe nicht sicher ist. Damit muss sie sich jedoch eingestehen, dass sie ihren eigenen Mann in entscheidender Hinsicht nicht genau genug kennt. Indem sie gerade dasjenige, was sie am meisten bewegt, nicht mit ihrem Mann teilen kann, zerfällt die gemeinsame Welt, und die Möglichkeit, den Weltbezug des anderen in den eigenen einzubeziehen, wird grundlegend in Frage ge-

[226] Im Kapitel „Sommerfrische“ v e r s u c h t Ernst Meurer im Bett, seine Füße zwischen ihre zu schieben (SiSt 73), und beim Abschied am Bus v e r s u c h t er, seine Frau auf dem Mund zu küssen (SiSt 75), was beides nicht eben nach einem Erfolg klingt.

stellt – was nichts anderes bedeutet, als die Basis der Liebespartnerschaft in Frage zu stellen. Damit wird zugleich die weiterhin erhebliche zerstörerische Virulenz von Schuldgefühlen in der von unserer Gesellschaft hervorgebrachten Charakterstruktur angedeutet – eine Virulenz, die von der Soziologie kaum irgendwo adäquat beachtet und stattdessen in die Psychologie abgedrängt wird.[227]

Diese Darstellung der Sexualität steht in einem gewissen Gegensatz zu dem hohen und veränderten Stellenwert, den Soziologen ihr in heutigen Liebesbeziehungen zuweisen (Giddens 1993, 74[228]; Schuldt 2004, 148ff); zwar sehen auch sie eine Tendenz zur Abkoppelung der Sexualität von der Liebespartnerschaft und bestätigen die fortdauernde Problematik, die erotische Attraktion in längerfristigen Intimpartnerschaften gegen die unvermeidliche Alltagsroutine auf Dauer zu bewahren (Schuldt 2004, 149f), aber sie bewerten ein aktives Sexualleben dennoch als integralen Bestandteil einer funktionierenden Liebesbeziehung, als spezifische Form des obligatorischen Körperbezuges dieses sozialen Systems, mit dem der Kommunikation eine erwartbare Struktur gegeben wird. Die Deinstitutionalisierung der heterosexuellen Lebenspartnerschaft ist den Soziologen zufolge sogar von einer verstärkten Intimisierung begleitet (Schmidt 2000, 44). Zugleich habe die Sexualität nach ihrer Abkoppelung von den Zwängen der Reproduktion einen modellierbaren, dezentrierten Charakter angenommen (Giddens 1993, 10 u. 37ff) und sich entsprechend in eine unübersehbare Vielfalt von Praktiken ausdifferenziert (a.a.O., 43ff). Auch deshalb wird dem sexuellen Kontakt in der Gegenwart eine Art Test- und Sondierungsfunktion zugeschrieben, mit der schon am Anfang einer Beziehung – statt wie früher am Ende ihrer Etablierung – die Eignung des anderen geprüft werden kann: „Die Kommunikation der Körper macht gewissermaßen nachprüfbar, ob Liebe funktioniert“ (Schuldt 2004, 33).

Dass die moderne Liebesbeziehung eine immanente Tendenz zur körperlichen Intimität besitzt und nur der hohe Anspruch an das Beziehungsleben mit seinen vermehrten Schwierigkei-

[227] Becks Beobachtung z. B., dass durch die Individualisierung die Neigung gewachsen ist, gesellschaftliche Dysfunktionalitäten persönlich als Schuld und Versagen zu erfahren, bleibt noch ziemlich oberflächlich, weil sie nicht berücksichtigt, dass diese Neigung bereits tief in der frühkindlichen Sozialisation verwurzelt ist – und auch dort schon gesellschaftliche Ursachen hat. So hat Klaus Holzkamp zurecht darauf hingewiesen, dass Schuldgefühle regelmäßig Folge einer Überforderung der Kinder durch die emotionale Bedürftigkeit der Eltern sind – und diese Empfänglichkeit für Schuldgefühle wird dann weiter verstärkt durch ihren Einsatz als Druckmittel, um die Anpassung der Kinder an die herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen durchzusetzen. Mit alledem setzt sich auch in der Familie ein instrumenteller Typus der Sozialbeziehung durch, bei dem emotionale Zuwendung und Wohlverhalten der Kinder als Kompensation für ein entsprechendes Verhalten der Eltern fungieren – und damit im Sinne der Tauschlogik instrumentalisiert werden (Holzkamp 1979b, 32ff).

[228] Giddens begründet „ihre überwältigende Rolle“ damit, dass sie die Menschen mit ihrer „Aura von Abenteuer und Gefahr [...] mit Erfahrungen in Berührung bringt, die uns abhanden gekommen sind“ (1993, 196).

ten zu Abspaltungstendenzen führt, zeigen im Roman besonders deutlich die Figuren Edgar und Danny. Edgar sehnt sich nach einer zärtlichen, in die Liebesbeziehung integrierten Sexualität, die er sich in seiner Phantasie folgendermaßen ausmalt:

> Er stellte sich vor, sie würde [...] zu ihm kommen, ihn mit beiden Händen an der Hüfte fassen. Sie würden sich küssen, ohne dass Tino es sähe – und dann langsam hin und her tanzen. (SiSt 112)

Erst dass diese Sehnsucht bei der von Mutter- und Arbeitssorgen belasteten Danny keine Erfüllung findet, lässt ihn mit einer Art von Sexualität Vorlieb nehmen, die von den vielfältigen Ansprüchen an eine Liebesbeziehung entlastet ist: Seine ›Nebenbeziehung‹ zu Utchen beschränkt sich in beiderseitigem Einvernehmen ganz auf die wechselseitige Befriedigung sexueller Bedürfnisse und ist darüber hinaus bestenfalls Spaß und Zeitvertreib. Diese Art der Sexualität wird im Roman deutlich als entfremdet dargestellt; sie nimmt die Form einer physischen Routineübung an, die das Innere der Partner weitgehend unbeteiligt lässt. Dies zeigt sich besonders an ihrer Eingliederung in andere Routinen der Bedürfnisbefriedigung:

> Mit der Zigarette zwischen den Lippen, schon ohne Hose und Schuhe, kam sie angekrabbelt, ein Handtuch in der Rechten.
> »Gibt immer Probleme«, sagte sie und öffnete den Reisverschluss ihrer Windjacke. [...]
> Edgar sank auf die Knie, breitete die Arme aus und presste beide Hände auf ihren Hintern. [...]
> Sie drückte die Zigarette gegen die Wagendecke und hielt den Daumen noch eine Weile auf der Kippe. Dann ließ sie sich in den Sessel zurückfallen. (SiSt 118f)

Die Auswechselbarkeit des Sexualpartners wird nicht zum Problem, weil beide keinen Anspruch auf eine Liebesbeziehung und damit auf die Anerkennung ihrer individuellen Einzigartigkeit erheben; damit kann aber das Verhältnis zwischen Edgar und Ute auch nicht die Funktionen einer echten Liebesbeziehung erfüllen. Dass Edgar unmittelbar zuvor mit seinen Wünschen nach intimer Nähe bei Danny gescheitert war, gibt dem Ganzen einen kompensatorischen Charakter und entspricht der soziologischen Auffassung, die in heutigen Beziehungen herrschende Verhandlungsmoral mache das Zusammenspiel von Liebe und Sex komplizierter und den puren, unkomplizierten Sex attraktiver (Schuldt 2004, 150). Der Vergleich mit Edgars Wunschvorstellung zeigt aber zugleich den Abstand zu einer in die Liebesbeziehung integrierten Form körperlicher Intimität: Es ist die Zärtlichkeit, die ganz auf den Partner gerichtete Konzentration, das Zurücktreten der Außenwelt und die sich darin ausdrückende Bedeutung der Einzigartigkeit des Partners bzw.

der Partnerin, welche der verselbständigten Sexualität fehlen und diese als bloße Schrumpfstufe eines komplexen Verhaltens- und Erlebnisrepertoires markieren.

Im Falle Martin Meurers wird der verselbständigte Charakter der Sexualität und die für ihn typische Auswechselbarkeit der ›Objekte‹ schon dadurch signalisiert, dass seine Aufmerksamkeit nahezu zeitgleich von Busen und Bauch der Asiatin wie von den Schenkeln und dem Hintern einer Schaffnerin gefesselt werden; diese Beliebigkeit der Objekte und die ebenso beliebige Exotik der ›Arbeiterin‹ und der ›Asiatin‹, die sich in seiner fortgesetzten Titulierung der Koreanerin als „Japanerin" zu erkennen gibt, wird von ihm aber immerhin ansatzweise zu überwinden versucht, indem er zuletzt noch einen Anlauf unternimmt, sie für seine – eigentlich längst obsolete – Identität als Kunsthistoriker zu interessieren; hier deutet sich an, dass es ihm eben nicht bloß um die Befriedigung physischer Bedürfnisse geht, sondern auch um eine kommunikative Stützung seiner durch den erzwungenen Berufswechsel angeschlagenen Identität. Im übrigen entspricht Schulzes Darstellung außerehelicher Verhältnisse der soziologischen Einsicht, dass Intimbeziehungen weiterhin ein Monopol auf Sexualität beanspruchen – Seitensprünge gehören zwar zur Alltagsrealität, können aber nach wie vor nicht offen in die Beziehung integriert werden.[229]

Dies gilt auch für Dieter Schubert, wenngleich sich bei ihm die immanente Tendenz der modernen Liebesbeziehung zu sexueller Intimität umgekehrt gerade an dem scheiterndem Versuch erweist, mit der jungen Jenny ein außereheliches Verhältnis rein platonischer Art aufzubauen, in dem es ausschließlich um wechselseitige Identitätsbestätigung durch kommunikativen Austausch geht. Bald jedoch kommt es zu einer bezeichnenden Szene:

> Wir hatten überhaupt nicht geschlafen. Er hat meine Hände genommen und sie ganz vorsichtig abgeküsst, immer einen Kuss hier, einen Kuss da, bis zu den Fingerspitzen. Plötzlich musste ich gähnen. Ich spürte richtig, wie sich mein Mund weiter und weiter öffnete, aber ich konnte nichts dagegen tun. Und dabei hat er mir in den Mund gesehen. Die ganze Zeit. Ich konnte ja nicht die Hand davornehmen, er hielt sie fest. Ich entschuldigte mich, und er sagte: ›Das kannst du ruhig öfter machen‹ und küsste mir weiter die Hände. Ihm gefiel überhaupt alles an mir. (SiSt 166)

[229] Luhmann erklärt diese Exklusivität folgendermaßen: „Ungeregelte Möglichkeiten der Betätigung hochgradig plastischer, kulturell formbarer organischer Prozesse würden die funktionale Spezifikation kommunikativer Interaktionen erschweren und höhere Ansprüche in dieser Richtung ausschließen. [...] Der über Sexualität laufende Intimgehalt menschlicher Beziehungen ist zu hoch, als dass er in einer andersartigen, nur »freundschaftlichen« Beziehung ignoriert werden könnte; die Belastungen durch andere Möglichkeiten zur Intimität wäre jedenfalls schwer zu verkraften, und das wechselseitige Bewusstsein dieser Problematik bei einseitig möglicher Reaktion darauf würde diese Schwierigkeit noch verstärken. (1994, 149)

Schuberts Verhalten zeigt hier zum ersten Mal mehr als ein nur platonisches Interesse, auch wenn seine körperliche Annäherung zunächst noch in den Grenzen altfränkischer Galanterie bleibt. Jennys Reaktion ist insofern bemerkenswert, als ihr Gähnen offenbar keine Langeweile ausdrückt und von Schubert auch nicht so aufgefasst wird. Dass seine Küsse auf ihre Fingerspitzen eine Art animalischer, durch verselbständigte Körperlichkeit gekennzeichnete Entspanntheit auslösen und dass er ihr beim Gähnen die ganze Zeit tief in den Rachen schaut, deutet ebenfalls auf ein körperliches Interesse an der jungen Frau, wenngleich es sicher nicht im Rahmen der üblichen erotischen Schemata liegt. Auch eine symbolische Bedeutungsebene spielt hier herein: Der Blick in eine Körperöffnung hinein ist etwas außerordentliches Intimes, das sonst nur dem Arzt unter dem Deckmantel einer streng institutionalisierten Rollenbeziehung sowie aus einer Perspektive wissenschaftlicher Objektivierung gestattet ist.

Dass Dieter Schubert seiner ›Miet-Freundin‹ schließlich eine jener SM-Geschichten Peter Bertrams vorliest, die ihn faszinieren, ist jedenfalls mit einem Kontrollverlust und dem ›Durchbruch einer verborgenen Persönlichkeitsschicht‹ nur unzureichend erklärt. Dass sexuelle Bedürfnisse bei Dieter Schuberts Annäherung eine Rolle spielen, ist zunächst wenig verwunderlich, zumal er erzählt hatte, dass zwischen ihm und seiner Frau „nichts mehr läuft“ – und Jenny rechnet offenbar auch mit der Einbeziehung dieser Bedürfnisse in den partnerschaftlichen Austausch. Das Bedürfnis nach authentischer Begegnung mit sich selbst im Anderen, so sehen es auch die Soziologen, hat einen immanenten Zug zur körperlichen Intimität, sie „wird erstrebt, erreicht im Austausch der Körper, im Dialog, in der rücksichtlosen Begegnung, in der »Beichte« und »Absolution«, die wechselseitig entgegengenommen und erteilt werden“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 231). Überhaupt hatten wir ja gesehen, dass die moderne Liebesbeziehung durch die vollständige und bedingungslose Einbeziehung der je individuellen Bedürfnisse, Wünsche und Neigungen gekennzeichnet ist.

Entscheidend könnte hier jedoch sein, dass sich der instrumentelle Charakter des bezahlten Dienstleistungsverhältnisses zwischen Jenny und Dieter Schubert, seine geschäftsmäßige Unpersönlichkeit und Distanz trotz ihres scheinbar rein äußerlichen Charakters nun doch noch bemerkbar machen. Zwar hatte ich bereits darauf hingewiesen, dass im Ideal der Partnerschaftlichkeit durchaus eine Tendenz zur vernunftgeleiteten Kosten-Nutzen-Abschätzung formell freier und gleicher Individuen angelegt ist, und dazu gehört auch im Bereich des Sexuellen eine „Verhandlungs“- bzw. „Konsensmoral“, der zufolge alles erlaubt ist, was die Zustimmung beider

Partner findet (Giddens 1993, 210; Schuldt 2004, 203ff). Diese Möglichkeit wird jedoch in dem Moment problematisch, wo sie den Liebescode in seinem Kern durchbricht und relativiert: der Differenz von ›persönlich‹ und ›unpersönlich‹. Die Mischung aus gewachsener Nähe und fortbestehender Objektivierungsmöglichkeit, die Kombination aus instrumentalisierendem Kontrakt und intersubjektiver Intimität schafft vielleicht die Bedingungen dafür, dass Schubert eine Chance sieht, seine abgespaltenen und ›perversen‹ sexuellen Bedürfnisse ›einzubringen‹, ohne zuvor die Zustimmung für eine entsprechende Erweiterung der partnerschaftlichen Verhaltensregeln einzuholen – zumal die Einbeziehung der ›normalen‹ Sexualität dabei übersprungen wird. Dafür spricht auch der Einsatz von Pornographie als ›Kommunikationsmedium‹, denn diese bietet ihren spezifischen Lustgewinn ja gerade durch die Distanziertheit des Blicks. Dieser Blick ist jedoch zugleich ein spezifisch männlicher, spiegelt i. d. R. männliche Herrschafts- bzw. Unterwerfungsphantasien und zielt auf rein physischen Sex mit auswechselbaren, virtuellen Objekten des Begehrens (Gehrke 1985, 348ff; Giddens 1993, 133f). Damit ist jedoch ein Punkt erreicht, an dem die Sexualität offen die Prinzipien negiert, die einer partnerschaftlichen Liebesbeziehung modernen Zuschnitts zugrunde liegen.

Schuberts sadomasochistische Wünsche richten sich nämlich auf eine sexuelle Beziehung, welche die persönliche Integrität beider Partner gezielt aufhebt und stattdessen eine symbiotische Verschmelzung anstrebt, die sich entweder in selbstverkleinernder Unterwerfung oder im selbstvergrößernden Streben nach absoluter Herrschaft äußert (Fromm 1980, 29ff u. 1977, 262).[230] Zugleich steckt im masochistischen Element eine Selbstverdinglichung und im sadistischen Element eine Verdinglichung der Partnerin zum Objekt bzw. eine Instrumentalisierung zum Mittel, die bereits deutlich in ihrer Konstruktion als Geschäftsbeziehung angelegt ist, in der radikalen

[230] Die passive Form der symbiotischen Vereinigung ist [...] der *Masochismus*. Der masochistische Mensch entrinnt dem unerträglichen Gefühl der Isolation und Abgetrenntheit dadurch, dass er sich zu einem untrennbaren Bestandteil einer anderen Person macht, die ihn lenkt, leitet und beschützt. [...] Die Macht dessen, dem man sich unterwirft, ist aufgebläht [...]. Er ist alles, ich bin nichts, außer als ein Teil von ihm. Als ein Teil von ihm habe ich teil an seiner Größe, seiner Macht und seiner Sicherheit. Der masochistisch Orientierte braucht selber keine Entschlüsse zu fassen, er braucht kein Risiko einzugehen [...]; er besitzt keine Integrität (Fromm 1980, 29f). Die aktive Form der symbiotischen Vereinigung ist die Beherrschung eines anderen Menschen oder – psychologisch ausgedrückt und analog zum Masochismus – der Sadismus. Der sadistische Mensch möchte seiner Einsamkeit und seinem Gefühl, ein Gefangener zu sein, dadurch entrinnen, dass er einen anderen Menschen zu einem untrennbaren Bestandteil seiner selbst macht. Er bläht sich auf und vergrößert sich [...] Der Sadist ist von dem, der sich ihm unterwirft, ebenso abhängig wie dieser von ihm; keiner von beiden kann ohne den anderen leben. Der Unterschied liegt nur darin, dass der Sadist den anderen kommandiert, verletzt, ausnutzt und demütigt, während der Masochist sich kommandieren, ausnutzen, verletzen und demütigen lässt. Äußerlich gesehen ist das ein großer Unterschied, aber in einem tieferen emotionalen Sinn ist der Unterschied nicht so groß wie das, was beide gemeinsam haben: Sie wollen Vereinigung ohne Integrität. Wer das begreift, wird sich nicht darüber wundern, dass ein und derselbe Mensch gewöhnlich sowohl auf sadistische als auch auf masochistische Weise reagiert – meist verschiedenen Objekten gegenüber (a.a.O., 30f).

Asymmetrie dieser sexuellen Spielart jedoch auf Partnerschaftlichkeit gerade verzichtet – das beiderseitige Einverständnis der Partner, wie es gerade für sexuelle Extravaganzen in heutigen Intimbeziehungen gefordert wird, widerspricht im Grunde jenem asymmetrischen Macht- und Gewaltverhältnis und verleiht ihm einen spielerischen Unernst, der seine sexuell erregende Wirkung beeinträchtigen dürfte.[231] Auch wenn man sich der Auffassung anschließt, dass die Neurose als Bewältigungsmechanismus gesellschaftlich erzwungener Verdrängungen[232] immer mehr durch die Perversion abgelöst werde, die zudem längst den Status der Normalität erlangt habe (Oberlehner 2005, 6f), täuschen doch Begriffe wie „Normalperversion" (a.a.O.) darüber hinweg, dass die genannten Verschmelzungswünsche von Ich-Schwäche, mangelnder Selbstsicherheit und Selbstachtung zeugen[233] – dies erklärt auch den abrupten Wechsel, den Sprung von einer ›vertraglichen‹ Ausschließung der Sexualität zu dem Versuch einer sadomasochistischen Symbiose.

Jennys schockierte Reaktion zeigt jedenfalls, dass sich beide Beteiligten über den Weltbezug des anderen in einem entscheidenden Punkt getäuscht haben – ja für Jenny besteht der Schock im Grunde sogar in der Erkenntnis, dass ihr Weltbezug in seiner individuellen Einzigartigkeit überhaupt nicht Gegenstand von Schuberts Interesse war, denn für die obszöne Wendung seiner Annäherung gilt, was Luhmann über das Obszöne im Allgemeinen bemerkt: Es „disqualifiziert sich durch das fehlende Interesse an der Person, oder genauer: durch die Auswechselbarkeit der Bezugsperson" (Luhmann 1994, 151). Dasselbe gilt für Pornographie, denn indem sie Frauen als Objekte und nicht als Subjekte sexuellen Begehrens behandelt, wird weibliche Sexualität neutralisiert und die als Bedrohung empfundene Intimität aufgehoben (Giddens 1993, 134). Auch hier also wird eine persönliche, intersubjektive Beziehung durch Transformation in eine instrumentelle Beziehung zerstört – ein Vorgang, in dem man wohl nicht zu Unrecht den Einfluss einer von instrumenteller Vernunft und versachlichten Sozialbeziehungen dominierten Gesell-

[231] Wulf (1985, 36) sieht hier ein Zeichen dafür, dass „die Simulation das Sexuelle in Besitz genommen [hat]. Man spielt vorgegebene Rollen nach und versucht so, Gefühle zu wecken, die nie da waren oder die sich bereits wieder verzogen haben. Man simuliert, um die Leere einer funktional gewordenen Sexualität nicht zu empfinden, um sich selbst zu täuschen. Simulacren der sexuellen Erfüllung überall: im Fernsehen, im Film – im Leben selbst."

[232] Mentzos (1985, 109) spricht allgemeiner von „Modi der Konfliktverarbeitung" und definiert sie als „die jeweilige Gesamtheit der Abwehr-, Ersatzbefriedigungs- und Reparaturvorgänge inklusive des Umgangs mit äußeren und inneren Objekten. Solche Vorgänge werden aber nur erforderlich, weil das Leben in jeder Gesellschaft eine sozialisatorische Modellierung der Psyche erforderlich macht, in der viele Formen der Triebbefriedigung verdrängt oder auf bestimmte Objekte verschoben werden müssen.

[233] Es handelt sich hier sämtlich um Symptome, die als weit verbreitete Erziehungs- und Sozialisationsprodukte unserer Gesellschaft in einem engen Wirkungszusammenhang mit deren Prägung durch Abhängigkeit, Entfremdung und instrumentelle Vernunft stehen. Entsprechend haben Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* die literarischen Phantasien des Marquis de Sade als letzte Konsequenz einer „aufklärerischen" Durchdringung von Gesellschaft, Kultur und Alltagsverhalten durch eine abstrakte, rein formale Rationalität interpretiert (100ff).

schaft vermuten kann. Zugleich aber dürfte auch Jenny an Schuberts Verhalten nicht unbeteiligt sein: Ihr eigenes Verhalten gegenüber Maik zeigt etwa durchaus eigene sadistische Züge; es haben sich hier also verborgene Affinitäten angezogen.

Ein noch ausgeprägterer Fall dieses Syndroms wird in der Figur Peter Bertram dargestellt. Dieser sieht sich nicht nur in seinen sexuellen Phantasien als ohnmächtiger (und damit exkulpierter) Voyeur von Vergewaltigungen, er wird in dieser Richtung auch aktiv, strebt mit seinen Phantasien in einem Akt kaum verhüllten Exhibitionismus an die Öffentlichkeit und schreckt nicht einmal davor zurück, eine reale Vergewaltigung zu planen und dafür sogar unter seinen Kollegen (!) einen Komplizen zu werben. Die enge Verbindung zwischen Sadismus und Masochismus sowie die Möglichkeit des Umschlagens von einem ins andere (Freud 2000, V:68f; Fromm 1977, 31) wird in seiner Person besonders anschaulich – auch im Exhibitionismus (als Gegenstück zu Bertrams Voyeurismus (Freud 2000, V:75f)) vereinigen sich bekanntlich Strafbedürfnis und provokative Aggressivität zu einer „Selbststigmatisierung“ (Lipp 1975). Dass (latent) sadomasochistische Charaktere unter Lehrern nicht selten sind, ist ebenfalls bekannt.

Außerhalb des sadomasochistischen Syndroms bleibt die einzige Szene tatsächlich ausgeübter sexueller Gewalt im Roman; das Element der Gewalt ist in diesem Fall ›nur‹ Ausdruck einer vollständigen Instrumentalisierung. Connys Quasi-Vergewaltigung durch den von ihr angebeteten Harry Nelson ist zunächst einmal eine Enttäuschung ihrer Liebeshoffnungen, wie sie drastischer kaum gedacht werden kann, denn Liebe (ja selbst achtungsvolle Sympathie) zeigt sich gerade auch in erotischer Hinsicht an jener „eigenartigen Wechselseitigkeit, bei der die Interessen und Absichten keinem der Partner zugerechnet werden können: Man begehrt den anderen, weil man merkt, dass das eigene Begehren das Begehren des anderen weckt“ (Schuldt 2004, 33). Statt eines Erlebnisses von Unmittelbarkeit und Einheit, das den eigentlichen Reiz körperlicher Liebe ausmacht (a.a.O., 123), erlebt Conny ihre Überwältigung als radikale Entfremdung ihres Geliebten zu einem „Jemand“ und von sich selbst zu einem Objekt, von dem sie selbst im Passiv redet; sie erfährt die Gewalt, die ihr zustößt, als ein anonymes Geschehen, das sie nicht mehr personal zuordnen kann und in dem sie selbst bloß die Rolle des Opfers spielt:

> »Die Arme hoch«, rief jemand, »Arme hoch!« Für einen Moment wusste ich nicht, wo ich war und was sich auf mich geschoben hatte. Meine Bluse wurde hochgezerrt. Und immer wieder, jede Silbe betonend: »Die Ar-me hoch!« [...] Ich verhielt mich genau so, wie im Film Leute nach einem Unfall dargestellt werden. (SiSt 28f)

Hier wird deutlich, dass die Ablösung der traditionellen Sexualmoral durch eine „Verhandlungsmoral“, die sich streng an die konsensuelle Überschneidungszone gleichberechtigter Bedürfnisse hält (Schmidt 2000, 3), in Verhältnissen asymmetrischer Machtverteilung eine erweiterte Selbstbeherrschung verlangt, über die bei weitem nicht alle verfügen. Nelson ist offenbar ein ausgeprägt narzistischer Mensch, dessen Selbstfixierung verhindert, dass er sich in andere Menschen hineinversetzen und auf deren Belange Rücksicht nehmen kann. Es ist kein Geheimnis, dass solche Menschen in Führungspositionen häufig anzutreffen sind, weil sie nach außen den Eindruck eines starken Selbstbewusstseins vermitteln und entsprechend ›überzeugend‹ wirken. Dass hinter dieser Fassade jedoch keine Ich-starke Persönlichkeit steht, merkt man auch bei Nelson daran, dass er sich Conny erst im Zustand fortgeschrittener Trunkenheit nähert: Der ökonomische ›Macher‹, der die Kräfte des Marktes zu seinem Vorteil zu kontrollieren vermag, hat offenbar Angst vor einem Kontrollverlust im Bereich des Sexuellen und verlegt sich deshalb nicht nur auf eine ›handstreichartige‹ Überwältigung sozial unterlegener Frauen, sondern muss sich selbst dafür noch Mut antrinken – und kann auf diese Weise natürlich selbst kein Glück empfinden („Harry klang nicht mehr glücklich“ (SiSt 28)). Das schlaffe Glied des nach dem kurzen ›Akt‹ sofort eingeschlafenen Mannes ist ein Symbol seiner tieferen Impotenz.

Insgesamt bleibt der abgespaltene, entfremdete Charakter der Sexualität, der ihre Darstellung in *Simple Storys* kennzeichnet, durch die deutliche Markierung seiner Mangelhaftigkeit und durch den teilweise explizit herausgestellten Zusammenhang mit einer sexuell unbefriedigenden Partnerschaft auf das Ideal einer erfüllten, gleichberechtigten Sexualität in einer funktionierenden Liebesbeziehung bezogen. Sexualität firmiert im Roman durchgehend als Krisensymptom und deutet auf dessen positives Gegenstück: Die Verschmelzungssehnsucht des sadomasochistischen Charakters verweist auf die Voraussetzung eines auf beiden Seiten einzigartigen und wechselseitig integrierten Weltbezuges autonomer Individuen, und die Tendenzen zur routinisierten Triebbefriedigung und zur gewalttätigen Instrumentalisierung verweisen auf den Wunsch, Sexualität in die möglichst weitgehende Interpenetration der Weltbezüge beider Partner einzubeziehen. Andere von Soziologen herausgestellte Probleme gegenwärtigen Sexuallebens fehlen in Schulzes Darstellung: Weder begegnen Versagensängste (Impotenz, mangelnde Attraktivität) als Reaktion auf medial hochgetriebenen Erwartungen (Schuldt 2004, 119), noch hören wir vom Suchtcharakter (Giddens 1993, 77ff) und den immer neuen Überbietungsversuchen einer ›Erlebnissexualität‹ (Schuldt 2004, 122ff). Die zunehmende Normalisierung der Homosexualität (Giddens 1993, 44f)

findet keinen Niederschlag, Modeerscheinungen wie Swingerclubs (Schuldt 2004, 148ff) und die Ausbildung von ›Szenen‹ für bestimmte sexuelle Präferenzen hätten wohl den Eindruck von Alltäglichkeit und Normalität (zumal in der Provinz) immer noch gestört.

Neben dem *internen* Problempotential, das die gewandelten Grundlagen, Rahmenbedingungen und Funktionen der Intimpartnerschaft mit sich bringen, stimmt Schulzes Roman jedoch auch insofern mit den soziologischen Analysen überein, als er darüber hinaus recht deutlich die zusätzlichen Schwierigkeiten erkennen lässt, welche durch äußere Faktoren in den Bereich privater Glückssuche hineingetragen werden. Es ist ja klar: obwohl – oder gerade weil – Intimpartnerschaft und Familie ein, ja das einzige verbliebene Reservat nicht-instrumenteller, persönlicher Kommunikation und ganzheitlicher Identitätsfindung sein sollen, sind sie zur Aufrechterhaltung dieser Schutzzone auf die Erfüllung ökonomischer und administrativer Existenzbedingungen angewiesen. Dies scheint so lange kein Problem zu sein, wie jeder der Partner unabhängig voneinander seine wirtschaftliche Existenz so zu sichern vermag, dass die Erfüllung aller wichtigen materiellen Wünsche möglich ist. Sobald sich jedoch gegenseitige Abhängigkeiten und Kooperationszwänge ergeben – und das ist bei einem gemeinsamen Haushalt beinahe unvermeidlich – sind die ökonomischen und administrativen Entscheidungen des einen auch für den anderen relevant und sind damit konsensbedürftig und dissensgefährdet. Obwohl sich dabei die Handlungszwänge des Wirtschafts- und Verwaltungssystems massiv geltend machen, ist jedoch charakteristisch, dass diese äußeren Faktoren ebenfalls als internes Konfliktpotential wahrgenommen werden: Indem die verschärfte Ausdifferenzierung der Intimpartnerschaft zu einem verselbständigten, aus allen direkten Beziehungen zu anderen gesellschaftlichen Subsystemen herausgelösten Handlungsbereich mit der unkontrollierten Durchsetzung dieser Beziehungen als anonyme Kräfte hinter dem Rücken der Akteure verbunden ist, sind auf der Kehrseite der neuen Gestaltbarkeit auch neue institutionelle Abhängigkeiten mit ihren Zwängen hinzugekommen, ohne dass diese abstrakten Abhängigkeiten im „Liebescode“ effektiv bearbeitet werden können.

Vor allem handelt es sich um die auf beide Partner erweiterte Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt, der ja bekanntlich eine äußerst partnerschaftsfeindliche individuelle Mobilität und Flexibilität erzwingt und bei voller Berufstätigkeit bei weitem nicht genügend Zeit und Energie für Haushalt, Kinderaufzucht, Beziehungsarbeit und jene wichtigen sozialen Funktionen lässt, welche der Liebespartnerschaft im Laufe der Moderne zugewachsen sind:

> [Die] Existenzform des Alleinstehenden ist kein abweichender Fall auf dem Weg der Moderne. Sie ist das Urbild der durchgesetzten Arbeitsmarktgesellschaft. Die Negation sozialer Bindungen, die in der Marktlogik zur Geltung kommt, beginnt in ihrem fortgeschrittensten Stadium auch die Voraussetzungen dauerhafter Zweisamkeit aufzulösen. Damit ist sie ein Fall paradoxer Vergesellschaftung, in der die hochgradige Gesellschaftlichkeit, die in ihr zum Durchbruch kommt, nicht mehr in Erscheinung tritt. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 191)

Auch hier erscheinen – wie in Bezug auf die entscheidungsabhängigen Biographien der Einzelnen – gesellschaftliche Probleme als private, partnerschaftliche und müssen als solche gelöst werden. Dass Conny Schubert nur auf einem Kreuzfahrtschiff wieder Arbeit als Kellnerin findet, dürfte ihr die Aufnahme einer festen Liebesbeziehung ebenso stark erschweren wie Edgar Körner der Umstand, dass er nur als Fernfahrer der Arbeitslosigkeit entkommen kann – entsprechend verlegt er sich zur Befriedigung seiner intimeren sozialen Bedürfnisse auf Tramper- und Raststättenbekanntschaften, deren Ungenügen sich in der imaginären Liebe zu seiner früheren Lebenspartnerin spiegelt. Dass Renate Meurer nur in Stuttgart eine neue Arbeit findet, befördert immerhin den endgültigen Zerfall ihrer zwanzigjährigen Ehe, und obwohl Danny sich im konkreten Fall irrt, spricht sie offenbar eine geläufige Erfahrung aus, wenn sie über die Beziehung der aus beruflichen Gründen zugezogenen Lydia zu Patrick urteilt:

> »Weißt du überhaupt noch, dass du eine Provinzliebe bist? Willst du wissen, was das heißt? Ich hab darüber nachgedacht. Das heißt schlicht und einfach: In Altenburg gabs nichts Besseres als dich. Du bist ihre Notlösung, ihr Notnagel gewesen. Man tut sich halt zusammen, weil man sonst überhaupt niemanden hat.« (SiSt 279)

Auch der Zwang zu solchem Pragmatismus um der notdürftigsten Bedürfnisbefriedigung willen ist Ausdruck der Unterordnung partnerschaftlicher Belange unter die Mobilitätszwänge des Arbeitsmarktes – jedenfalls in der Provinz. Und schließlich schafft dieser Mobilitätszwang auch im Falle von Martin Meurers Vertreterberuf für seine Ehe und Familie Belastungen und Konflikte, die zu einer Entfremdung der Eheleute führen (und indirekt sogar für den Tod der Frau verantwortlich sind). Die flexiblen Arbeitszeiten, denen der Taxiunternehmer Raffael sein Ehe- und Familienleben unterordnen muss, führen zeitweilig gleichfalls in eine private Krise, während sie im Falle der Journalistin Danny ein intimes Beziehungsleben gänzlich unterbinden, so lange sie noch Arbeit hat.

Es ist allerdings bei weitem nicht nur der Mobilitäts- und Flexibilitätszwang, durch den die Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt die Intimpartnerschaften des Romans belastet. Es ist auch

die besonders in wirtschaftlichen Krisenzeiten zu beobachtende Tendenz, diese Partnerschaften ökonomisch zu refunktionalisieren, die mit der inzwischen gewonnenen Autonomie und Eigenlogik dieses Handlungsbereiches in Konflikt gerät. Diese Tendenz begegnet im Roman in auffallender Häufigkeit: Renate Meurer verlässt ihren Mann nicht zuletzt deshalb, weil dieser sich einer engagierten Bewältigung der Wendefolgen verweigert, Andrea Meurer muss ihre eigenen Berufspläne zurückstellen, um ihren Mann bei seinen Selbstbehauptungsversuchen auf dem Arbeitsmarkt unterstützten, Barbara Holitzschek hält ihre Fahrerflucht auch deshalb geheim, um die politische Karriere ihres Mannes nicht zu gefährden, Raffaels Etablierung als Taxiunternehmer ist darauf angewiesen, dass seine Frau Petra neben ihrem Beruf als Lehrerin auch noch den Haushalt und die Kindererziehung voll übernimmt, Hanni wird in ihrem Wunsch enttäuscht, in Christian Beyer einen finanziell potenten Mann gefunden zu haben und wird von diesem stattdessen für sein Unternehmen instrumentalisiert, und Dr. Reinhard sieht nur finanzielle Motive hinter der zwanzigjährigen Treue seiner Frau.

Eine solche Tendenz zur heteronomen Indienstnahme, welche die Entlastung der Partnerschaft von ökonomischen Funktionen zum Teil wieder rückgängig macht, ist von Soziologen tatsächlich gerade in Ostdeutschland als Reaktion auf den gewachsenen Problemdruck empirisch nachgewiesen worden. Im Zuge einer Unterordnung der lebensweltlichen Privatsphäre unter eine starke Erwerbsorientierung stießen die Soziologen auf eine klare Rollenzuweisung des Partners als Stütze der eigenen ökonomischen Bemühungen. Nachgewiesen wurde dabei aber auch, dass der Preis dafür in einer spürbaren Reduktion des kommunikativen und emotionalen Austausches besteht – ein Preis, dessen sich die Beteiligten bewusst sind und den sie bedauern. Es findet eine Verschiebung statt „weg von *inneren Verbundenheiten* hin zu *äußerlichen Vereinigungen* zur Durchsetzung eigener beruflicher Ziele“ (Struck 2000, 216). Dabei bleiben oft gerade die jüngsten Errungenschaften moderner Partnerschaftlichkeit auf der Strecke, und die entsprechenden Bedürfnisse, die sich bereits bebildet hatten, bleiben unbefriedigt.

Dass etwa zur Autonomie der ausdifferenzierten Intimpartnerschaft an konstitutiver Stelle auch die ökonomische Unabhängigkeit der Frau gehört, wird im Roman wie in der sozialen Wirklichkeit gerade dann spürbar, wenn wirtschaftliche Zwänge vorübergehend oder sogar längerfristig wieder eine traditionelle Aufgabenteilung erzwingen: Für Andrea Meurer wird die Erfahrung, plötzlich wieder von der ökonomischen Leistungsfähigkeit ihres Mannes abhängig zu sein, in einer akuten Krisensituation zur Ursache von ohnmächtiger Verzweiflung – erst am nächsten Tag

besinnt sie sich auf die traditionelle Rolle der häuslichen Unterstützerin, die ihrem Mann auch seelisch den Rücken zu stärken bemüht ist (SiSt 41f).

> Unter Bedingungen der Massenarbeitslosigkeit und der Verdrängung aus dem Arbeitsmarkt sind Frauen zwar freigesetzt *von* der Eheversorgung, aber nicht frei *zu* einer eigenständigen Sicherung durch Erwerbsarbeit. Dies bedeutet aber auch: sie sind nach wie vor zu einem großen Teil auf die ökonomische Sicherung durch den Mann *angewiesen*, die *keine* mehr ist. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 46)

Tatsächlich belegen Untersuchungen, „dass die ökonomischen Umstände selbst solche Beziehungen, die eigentlich einen modernen Lebensentwurf verfolgen, zum Umdenken zwingen: Nur jedes zehnte Paar, das sich gleichberechtigte Verhältnisse vorgenommen hat, kann sie auch umsetzen“ (Schuldt 2004, 171).[234]

Martin Meurer wiederum ist die Last der Verantwortung, allein für das ökonomische Schicksal seiner Familie verantwortlich zu sein, offenbar auch nicht gewöhnt. Der schon als deutlich gelockert erfahrene „Zwangszusammenhang, sich für Ehefrau und Kinder im Beruf fremdem Willen und Zwecken unterwerfen zu müssen“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 48), kehrt unerwartet zurück, und damit auch die Entfremdung von der Familie und der partnerschaftlichen Unmittelbarkeit, die den beruflichen Erfolg mit seinem instrumentellen Zwang zur Unterdrückung und zum Unterdrückt-Werden zur Voraussetzung für sein Gegenteil, das liebende Miteinander, macht (a.a.O., 200f).[235] Was ihm dadurch verlorengegangen ist, verrät er im Telefongespräch mit seiner Frau, wo er ohne großen Erfolg bemüht ist, die erwerbsunabhängige Ebene emotionaler Nähe wiederherzustellen.[236] Indem die geschlechtsspezifische Asymmetrie des Arbeitsmarktes die Eheleute in eine historisch überholte Rollenverteilung hineindrängt, gehen ihnen wichtige Errungenschaft der postpatriarchalischen Lebensgemeinschaft verloren: ein von wirtschaftlichen Funktionen entlasteter Freiraum für reinen Gefühlsaustausch, nicht-instrumentelle, persönliche Kommunikation, ganzheitliche Identitätsbestätigung und erotische Bedürfnisbefriedigung. Dies aber war, wie sich im Moment plötzlicher Bedrohung herausstellt[237], für Martin Meurer die ei-

[234] Vgl. hierzu Geißler 2006, 306ff u. 324ff sowie Wimbauer 2006, 150f). Eine verbreitete Konsequenz ist in *Simple Storys* nicht repräsentiert: die Teilzeitarbeit der Frau.
[235] Aus sozialpsychologischer Sicht dazu Giddens 1993, 164f.
[236] Gerade sein Versuch, durch die abfällige Titulierung seiner Waren als „Zeugs“ eine gemeinsame Distanz zu den ökonomischen Zwängen herzustellen, scheitert am Einspruch seiner Frau, die in ihrer neuen Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ihres Mannes darauf dringen muss, dass er seinen Job unter allen Umständen ernst nimmt. Ihr Zurückgeworfensein auf die Hausfrauenrolle rückt ihren Mann für sie in eine instrumentale Rolle.
[237] Vgl. Beck und Beck-Gernsheim 1990, 237: „Der gedachte Tod, der die Normalität aufbricht, zutiefst zweifelhaft werden lässt, auf andere Möglichkeiten hin befragt, öffnet zugleich den Bedeutungshorizont der Liebe. Das Gehäuse

gentliche Sinngrundlage seiner Ehe. In dem Moment, wo die ökonomische Selbstbehauptung das kommunikative Reservat der emotionalen Gemeinschaft zerfrisst, zerstört sie ihre eigene Motivationsgrundlage, weil wirkliches Glück nur hier möglich erscheint. In die gleiche Richtung wirkt der erhöhte innerfamiliäre Regelungs-, Planungs- und Organisationsbedarf, der durch die neuen Unsicherheiten des Arbeitsmarktes und des Umgangs mit der Bürokratie anfällt:

> Wo Unsicherheit dieses Ausmaßes, und zwar im Zentrum des erhofften Glücks, auftritt, muss verhandelt, festgelegt, geplant werden. Doch diese Medizin ist ein Teil der Krankheit, die sie heilen soll. Die gesuchte Spontaneität, das Nicht von Markt und Kalkulation, der Zusammenhang der Gefühle, der gerade mit der Freisetzung aus den traditionellen Geschlechtsrollen und Lebensformen ersehnt wird, wird ins Gegenteil verkehrt. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 205)

Die Romandarstellung relativiert also die soziologische These, dass „[d]ie anhaltende Arbeitslosigkeit und die begrenzten, eher noch schrumpfenden Kapazitäten des Arbeitsmarktes [...] die traditionellen Rollen und Zuständigkeiten von Männern und Frauen [konservieren und restabilisieren]“ (a.a.O., 187). Denn auch wenn männliche und weibliche Partner – unterstützt durch den Kinderwunsch der letzteren – tatsächlich vielfach in ihre alten Rollen zurückgedrängt werden, lässt sich die historische Erfahrung eines Jenseits dieser Rollen nicht einfach rückgängig machen. Die Einbußen an Freiheit und Selbstbestimmung schlagen sich in Unzufriedenheit und Gefühlen des Sinnverlustes nieder, die ein zusätzliches Konfliktpotential für die Beziehungen darstellen (a.a.O., 187f). In dieser Hinsicht besteht die ›Unmöglichkeit‹ einer funktionierenden Liebespartnerschaft heutigentags darin, dass sie auf einem Prinzip beruht, das dem aller anderen gesellschaftlichen Handlungsbereiche entgegengesetzt ist: „Männer und Frauen müssten Revolutionäre der Selbstlosigkeit in einer durch und durch auf Vorteil, Vertrag, Geld, Strategie aufgebauten Gesellschaft sein oder werden“ (a.a.O., 184).[238] Selbst wenn heutige Liebesbeziehungen insofern durchaus auf ›Eigennutz‹ beruhen, als sie hauptsächlich die Funktion gegenseitiger Identitätsbestätigung erfüllen, sind die immanenten und außeninduzierten Schwierigkeiten, diese

---

der Zweckrationalität, der Karriere, der methodischen Lebensführung, das dann – wenigstens augenblicksweise – zerbricht, lässt die Fragen Wozu und Warum hinein, die ihre Kraft aus dem geliebten, erinnerten oder schmerzlich vermissten Miteinander erhalten.“

[238] Vgl. auch a.a.O., 185: „Wenn es richtig ist, dass Liebe und Familie der gesellschaftliche Ort des Nicht ist: Nichtmarkt, Nichtkalkulation, Nichtzweckrationalität usw. Wenn es weiter richtig ist, dass dieses Nicht [...] ein zentrales Nicht, ein modernes Nicht, ein Nicht [ist], das als Orientierungsmittel gerade in der enttraditionalisierten Privatsphäre mit dem Verblassen von Klassenerfahrung und politischen Utopien entsteht. Wenn dieses alles im Kern richtig ist, dann ist die moderne Kleinfamilie, historisch betrachtet, ein äußerst zerbrechliches Gebilde. Bedroht durch das, was sie hervorgebracht hat und zu stabilisieren scheint: Industrialisierung, Markt, Geld, Technik, Recht usw. *Die Durchmodernisierung hebt die Grundlagen der modernen Kleinfamilie auf.*“

Funktion dauerhaft zu erfüllen, (wie wir sahen) tatsächlich nur dadurch zu überwinden, dass immer wieder Elemente der Identität zur Disposition gestellt werden.

Jedenfalls macht die angeführte Romanstelle noch einmal von anderer Seite her deutlich, dass das Liebesgefühl als letzte und einzige Grundlage einer dauerhaften Lebenspartnerschaft selbst keineswegs so autonom ist, wie die ›romantische‹ Auffassung behauptet. Hatten wir schon gesehen, dass die Entstehung und Fortdauer dieses Gefühls bei aller Irrationalität an die hinreichende Erfüllung jener Funktionen gebunden ist, welche die moderne Intimpartnerschaft in der heutigen Zeit angenommen hat, so wird bei näherem Hinsehen deutlich, dass die zentrale Basis der Partnerschaft, die Interpenetration der Weltbezüge, sich bei ihrer Tendenz zur Totalität natürlich auch auf das Verhalten außerhalb des Privatlebens beziehen muss. Bei aller Klarheit über die Rollenhaftigkeit dieses Verhaltens, die Unpersönlichkeit der Beziehungen und die wirksamen Sachzwänge ist es für Intimpartner trotz des besonderen Charakters ihrer sozialen Beziehung und ihrer Kommunikation nicht ohne weiteres möglich, ein Verhalten im Arbeitsleben oder im politisch-administrativen Bereich zu tolerieren, dass dem je eigenen Bild vom geliebten Partner widerspricht. Zugleich erhalten die Energie und die Sorge, welche in die ökonomische und administrative Sicherung der Partnerschaft investiert werden, unweigerlich einen Zeichencharakter für das emotionale Engagement der Partner, für die gefühlsmäßige Grundlage der Beziehung.

So ist es mitkonstitutiv für die Ehe der älteren Meurers, dass die Ehefrau das Verhalten ihres Mannes als Schulrektor gegenüber Dieter Schubert ebenso verteidigt wie die politische Initiative seines offenen Briefes gegen die Montagsdemonstranten und seine vorauseilende Kündigung nach der Einsetzung eines Untersuchungsausschusses. Und für die Ehe der Schuberts war es wiederum mitkonstitutiv, dass Marianne die Leidensgeschichte ihres Mannes in der DDR in dessen eigener Version zum Teil ihres eigenen Bildes von der Vergangenheit gemacht hatte – wie die tiefe Irritation beweist, mit der sie auf eine andere Variante dieser Leidensgeschichte aus Jennys Mund reagiert. Andererseits ist es für die Ehe der Holitzscheks ebenso krisenauslösend wie für die Beziehung von Danny und Edgar, dass sie in wichtigen politischen Fragen wie dem Umgang mit dem Rechtsradikalismus und dem Jugoslawien-Konflikt gegensätzliche Überzeugungen vertreten. Diese Beispiele entsprechen der Einsicht Lehmanns, dass in der Liebeskommunikation die Leitdifferenz des Codes persönlich/unpersönlich immer wieder kollabieren kann (Lehmann 202).

Erst richtig bedeutsam wird das Verhalten außerhalb der Privatsphäre für diese selbst natürlich dadurch, dass die ökonomische und administrative Unabhängigkeit der Beteiligten sich in

einer Intimpartnerschaft nur selten vollständig bewahren lässt. Auch jenseits einer ökonomischen Refunktionalisierung der traditionellen Geschlechterrollen, wie wir sie bei Martin und Martina Meurer fanden, wirkt sich der ökonomische Erfolg oder Misserfolg eines Partners und sein effektiver oder ineffektiver Umgang mit der Bürokratie meistens auf die gemeinsamen Lebensmöglichkeiten aus – in einer Zeit, in der die Mehrheit der Familien nicht mehr mit einem Einkommen auskommt, ergeben sich unweigerlich Kooperationszwänge, die nach dem Verfall der traditionellen Geschlechterrollen immer wieder neue Aushandlungen erfordern (zumal das Ideal der Partnerschaftlichkeit verlangt, dass keiner der Partner unfreiwillig mehr belastet wird als der andere (Giddens 1993, 211)). Zwar ist nach wie vor entscheidend, dass das Bild des Partners den eigenen Identifikationsbedürfnissen entspricht, aber diese werden nun unmerklich von sachlichen Motiven, von organisatorischen Fragen der Haushaltsführung und Erziehung sowie von ökonomischen Interessen bzw. Existenzsorgen mitbestimmt. In einer Welt unpersönlicher wirtschaftlicher Zwänge sowie durch und durch ökonomisierter Denk- und Anschauungsformen ist nicht nur die Autonomie der Liebesbeziehung eine Illusion, selbst der spezifische Code, mit dem Luhmann die Eigenständigkeit dieser Sozialform begründet, ist, wie wir sahen, ökonomisch geprägt.

Besonders auffällig ist dieser Zusammenhang bei Renate Meurer, weil sie eigentlich zu einer älteren, noch stärker von Traditionen geprägten Generation gehört: In all den Schwierigkeiten und Anfeindungen der Wende steht sie loyal zu ihrem Mann; aber seine Unfähigkeit, sich in den neuen Verhältnissen zu behaupten, lässt ihn dann doch bald in ihrer Achtung sinken, zumal sie nicht umhin kann, Vergleiche mit anderen Ex-Vertretern des DDR-Establishments zu ziehen: »Die anderen habens doch auch geschafft« (SiSt 222). Ihr zeitweiliger Chef Neugebauer zum Beispiel: „Der ist intelligent und hat sich reingekniet, aber richtig“ (SiSt 226). Für ihren Mann dagegen ist „Bewerbungen schreiben [...] unter seiner Würde. Überhaupt hatte ers plötzlich mit Würde und Stolz. Alle Formulare vom Sozialamt habe ich ausgefüllt“ (SiSt 227). Natürlich wirkt dies zunächst und vor allem, wie ich gezeigt habe, als Auseinanderentwicklung der Weltbezüge erodierend auf die emotionale Grundlage der Meurer’schen Ehe; aber als zusätzlicher Faktor wirkt doch merklich auch der Umstand, dass er mit seinen Neurosen im Haushalt immer mehr zur Last und schließlich zu einem gravierenden Störfaktor wird: »Ich bin seine Frau, keine Kindergärtnerin« (SiSt 230). Ohne pragmatische Erwägungen an die Stelle von Gefühlen treten zu lassen, sind diese in einer Weise an pragmatische Bedingungen gebunden, die selbst ihr Sohn Martin als anstößig empfindet: Die Ehe mit Ernst Meurer wird kurzerhand der Vergangenheit über-

antwortet („Vorbei ist vorbei“), jede eigene Verantwortung für dessen weiteres Leben abgelehnt und daher die Übernahme dieser Verantwortung durch die Nervenheilanstalt begrüßt (SiSt 230f).

Bei Hanni und Christian Beyer hatten wir schon gesehen, wie äußere wirtschaftliche und administrative Zwänge massiv ins Privatleben hineinwirken: Hannis Weigerung, die wirtschaftlichen Probleme Beyers als die eigenen zu akzeptieren, spricht zwar für ein Streben nach ökonomischer Unabhängigkeit, aber die Spannungen, die von ihnen ausgelöst werden, deuten doch darauf hin, dass wirtschaftliche Potenz und administrative Durchsetzungsfähigkeit (zumindest auf einem Mindestniveau) durchaus regelmäßig zu den essentiellen Selektionsprinzipien des Begehrens gehören – zumal die weiterhin wirksamen Vorstellungen männlichen Rollenverhaltens ohnehin in diese Richtung weisen. Insofern widerspricht auch Beyers Entgegenkommen gegenüber dem Immobilienmakler jenem Bild eines ›Machers‹, der in der alltäglichen Lebensbewältigung immer die Initiative behält, und erst recht gilt dies, als er sich schließlich in eine Situation hineinmanövriert, in der er einem Vertreter der Bürokratie vollkommen ausgeliefert ist. Ganz ähnlich hatte schon der ökonomische Erfolg Nelsons keinen geringen Anteil an seiner Attraktivität für Conny, und Maiks Versagen bei der Selbstdarstellung als großzügiger Finanzier gemeinsamer Reisen ist offenkundig mitverantwortlich für das Scheitern seiner Verbindung mit Jenny, während Dieter Schuberts und Edgars finanzielle Großzügigkeit ihre Attraktivität als ›Geschichtenerzähler‹ zumindest unterstützen. Wenn Dr. Reinhard hingegen die entscheidende Rolle des Geldes als Basis seiner Ehe beklagt, verdeckt er damit nur, dass er die finanzielle Abhängigkeit seiner Frau schamlos ausgenutzt hat, um sie als Kostenfaktor niedrig zu halten – eine eher traditionelle Methode, die Kooperationszwänge einer Intimpartnerschaft ökonomisch zu funktionalisieren.

Das extremste Beispiel einer solchen Funktionalisierung steht im Mittelpunkt des 23. Kapitels, wo Beyer angesichts massiver administrativer Probleme seiner Partnerin Hanni eine aktive Mitwirkung an deren Bewältigung andient, die in eklatanter Weise gerade die Intimität als das Privateste instrumentalisiert – eine partnerschaftliche Kooperation, die zur Aufrechterhaltung der gemeinsamen Existenzgrundlage ausgerechnet den Kern dessen zu opfern bereit ist, was den Wert der Intimpartnerschaft als kompensatorische Gegenwelt ausmacht. Dass Hanni nach einer kurzen Phase der Fassungslosigkeit zunächst auf Beyers Pläne eingeht, ist mit einer sarkastischen Resignation verbunden, welche diese Funktionalisierung zur systembedingten Normalität erklärt. Diese Resignation aber geht derart an die Wurzeln der Beziehung, dass sie sich, wie wir sahen,

auch unter Alkoholeinfluss nicht aufrechterhalten lässt – wenn sie überhaupt mehr als bloße Schauspielerei war.

Der Roman stellt also eine empirisch nachgewiesene Tendenz dar, als Reaktion auf den gewachsenen ökonomischen und bürokratischen Problemdruck die privaten Lebensgemeinschaften, ob ehelich oder nicht, für dessen Bewältigung zu funktionalisieren; er konzentriert sich aber vor allem auf solche Fälle, in denen deutlich wird, dass jede solche Funktionalisierung in paradoxer Weise die Grundlagen der ausdifferenzierten Liebesbeziehung angreift, indem sie über partnerschaftliche Kooperationszwänge auch im Privatbereich instrumentelles, objektivierendes Handeln erzwingt, das dem funktionalen Sinn der Beziehung widerspricht, und systemspezifische Rollen stärkt, deren Einseitigkeit zwischen Paaren gerade in einer Ganzheitlichkeit aufgehoben werden soll. Wer sich dieser Tendenz nicht wiedersetzt, zahlt unweigerlich den Preis einer verminderten Beziehungsqualität, also einer mangelhaften Erfüllung jener Funktionen, auf deren Erfüllung sich die ausdifferenzierte Liebesbeziehung gerade spezialisiert hat – das ist auch empirisch nachgewiesen. Die funktionale Differenzierung als Entwicklungstendenz der Gegenwartsgesellschaft erweist sich damit als zutiefst widersprüchlich, weil die Kehrseite der autonomisierten Intimpartnerschaft in einer Verstärkung anonymer Abhängigkeiten von Markt und Bürokratie besteht, welche die ausdifferenzierten Funktionen der Partnerschaft behindern müssen – die Krisensituation im Ostdeutschland der Nachwendezeit bringt hier nur eine allgemeine Tendenz besonders deutlich zum Vorschein.

Will man zusammenfassen, in welchen Punkten die internen Wandlungen der Intimpartnerschaft im Roman mit denen der soziologischen Diagnose übereinstimmen, ergibt sich also vorläufig folgendes Bild: Das Personal von *Simple Storys* bestätigt zwar zunächst vor allem das erhöhte Konfliktpotential und die mangelnde Stabilität, welche die Soziologen im modernen Beziehungsleben festgestellt haben; der Roman macht aber zugleich gut nachvollziehbar, dass es eine beträchtliche Erhöhung der Ansprüche ist, die zu einem Gutteil für jene Destabilisierung verantwortlich ist. Die Romanfiguren geben nämlich noch im Scheitern durchaus typische Beispiele dafür, dass sie primär in der Liebesbeziehung nach ›irdischem Glück‹ suchen, nach dem Ideal eines erfüllten, schönen Lebens, in dem man als Individuum mit all seinen Eigenheiten anerkannt wird. Es ist besonders dieser Funktionswandel, der durch die spezifische Selektivität der Romandarstellung geradezu überprononciert herausgestellt wird, indem die Figuren – abweichend von den soziologischen Untersuchungsergebnissen – weder in der beruflichen Selbstver-

wirklichung noch im Konsum ihr Glück suchen, sondern fast ausschließlich in der auf Dauer angelegten Intimpartnerschaft. Gerade in den Enttäuschungen und Katastrophen ihres Beziehungslebens zeigen sie, dass sich im Zuge einer Ausdifferenzierung gegenüber den anderen gesellschaftlichen Systemen als einzige Grundlage solcher Intimpartnerschaften die liebend-identifikatorische Inkorporation des Weltbezuges des je anderen in den eigenen Erfahrungshorizont weitgehend durchgesetzt hat – die Liebe ist nur der emotionale und mit dem sexuellen Begehren gekoppelte Ausdruck des Vertrauens in diese Grundlage, und ihre Funktion besteht in der wechselseitigen Bestätigung der individuellen Identitäten. Jedes Ungenügen an diesem Anspruch kann die angestrebte Bestätigung der eigenen Identität in eine wechselseitige Infragestellung derselben umschlagen lassen, was regelmäßig aggressive Abwehr provoziert. „Jeder Partner kann potentiell zum Störfaktor für die Selbstverwirklichung und die selbstentworfene Biographie des anderen werden“ (Schuldt 2004, 107). In solchen Fällen helfen „Kompromisse“ kaum weiter, es ist vielmehr ein mindestens partielles Infragestellen des eigenen Selbst- und Weltbildes nötig; dass dies in *Simple Storys* nirgendwo dargestellt wird, bestätigt die Einsicht, dass eine derartige Leistung in Zeiten gesellschaftlichen Umbruches und allgemein irritierter Identitäten kaum zu erfüllen ist – jedenfalls nicht in unmittelbarer lebensweltlicher Kommunikation, sondern allenfalls in der vermittelten, sozial isolierten Form der literarischen Kommunikation..

Ohnehin macht der Krisenfokus des Romans deutlicher als die Soziologen, dass dieses gewandelte Liebeskonzept nur ein Ideal ist, wenngleich es massenhaft handlungsleitend wirkt und demzufolge reale Bedürfnisse zum Ausdruck bringt (die anderswo keine hinreichende Erfüllung finden). Wie alle Ideale erhebt es einen Anspruch, der (wie auch die Paare in Schulzes Roman vorführen) immer nur approximativ zu erfüllen ist – die Idealisierungen des ersten Verliebtseins halten naturgemäß nicht lange vor, und in der Darstellung von *Simple Storys* sind sie immer schon verflogen oder werden im Zustand der Desillusionierung gezeigt. Dabei macht Schulzes Darstellung des Beziehungslebens geradezu überprononciert nachvollziehbar, dass das verstärkte Bedürfnis nach ganzheitlicher, persönlicher und emotionaler Bestätigung in Intimpartnerschaften aus dem sich verschärfenden Mangel entsprechender Möglichkeiten in den anderen gesellschaftlichen Subsystemen, besonders dem der Arbeit, erwächst: Wenn die Möglichkeiten beruflicher Selbstverwirklichung abnehmen – wie es bei einem schrumpfenden Jobmarkt und fortschreitenden Spezialisierungsprozessen auch in Westdeutschland der Fall ist –, konzentrieren sich diese Bedürfnisse auf das ›private Glück‹ und können dabei durchaus zu einer Anspruchsüberfrachtung

für eine Lebensgemeinschaft führen, die ja in ihrer Alltagspraxis auch ökonomischen und bürokratischen Zwängen genügen muss.

Jedenfalls betont der Roman mit seinem ausgeprägten Krisenfokus, dass sowohl durch die verstärkte Abhängigkeit von diesen ›systemfremden‹ Zwängen als auch durch die erhöhten Erwartungen an die Liebespartnerschaft deren Schwierigkeitsgrad erheblich zugenommen hat. So ist an den Kontroversen um „männliches" Rollenverhalten gut erkennbar, dass die Erosion traditionsfester Verhaltensregeln und (geschlechtsspezifischer) Rollenzuweisungen nicht nur die Formen, Rollen und Regeln des Zusammenlebens entscheidungsabhängig gemacht, sondern auch die Elemente eines unbefragten Grundkonsenses minimiert und prinzipielle Gleichberechtigung durchgesetzt hat, da alle Bindungen jederzeit kündbar sind. Die Darstellung von *Simple Storys* demonstriert, welche Schwierigkeiten daraus erwachsen, dass „die Vorstellungen und Wünsche, Gewohnheiten und Normen gleich zweier Personen in den Entscheidungsprozess eingespeist werden müssen" (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 73f). Ohne die Hintergründe und vorangegangenen Entwicklungen ausleuchten zu können, bestätigt der Roman, was auch die Soziologen diagnostizieren: Je mehr die Individuen auf sich selbst gestellt sind, ihre eigene Selbstverwirklichung bzw. ihre Vorstellungen von ›Glück‹ in der Form einer ›Bastelexistenz‹ verfolgen und dabei von unterschiedlichsten Institutionen geprägt sind, desto unwahrscheinlicher wird das Zusammentreffen von ›kompatiblen‹ Charakteren und Lebensplänen, desto komplizierter und problematischer wird auch ein (zumal längerfristiges) Zusammenleben, das den Ansprüchen beider Partner ohne substanzielle Abstriche gerecht wird (Schuldt 2004, 107).[239] Jedenfalls ist die Abstimmung der beiden individuellen Weltbezüge durch die Partnerwahl nur sehr begrenzt zu leisten; in der Hauptsache wird sie wiederum der internen Kommunikation aufgebürdet, einem partnerschaftlichen Dauerdiskurs des gegenseitigen Aushandelns, der gleichfalls hohe Ansprüche stellt. Entsprechend herrscht in heutigen Beziehungen statt fester Vorschriften eine „Verhandlungsmoral" (Schuld 2004, 150), und offene Auseinandersetzungen werden in fast allen Ehe- und Partnerschaftsratgebern als Problemlösungsstrategie anempfohlen, wobei auf authentischen Gefühlsausdruck ebensoviel Wert gelegt wird wie auf rationale Strategien. Die Paare in *Simple Storys* zeigen in ihren Auseinandersetzungen jedoch deutlich, dass hier ein innerer Widerspruch vor-

[239] Vgl. auch Luhmann 1994, 170: „Je individueller das Persönliche gedacht wird, desto unwahrscheinlicher wird es auch, dass man Partner mit erwarteten Eigenschaften trifft."

liegt: Ihre Enttäuschung verhindert jede Rationalität, und wo ein Partner rational argumentiert, vermindert dies oftmals noch die Einigungschancen.

Der ohnehin schon schwierige partnerschaftliche Dauerdiskurs leidet nämlich in Schulzes Roman noch zusätzlich unter den besonderen Schwierigkeiten eines kommunikativen Codes, der (wie Luhmann gezeigt hat) durch seine spezifische Untrennbarkeit von Information und Mitteilung nur sehr schwer mit konsensorientierter Effektivität zu handhaben ist: Alle Aussagen, auch sachliche Argumente, transportieren *nolens volens* eine symptomatische Semantik im Hinblick auf die Qualität der Beziehung. Gerade im Konfliktfall erwächst daraus nicht nur ein hohes Dissensrisiko, sondern eine ständige Gefährdung der Beziehungsgrundlagen. Die Freiräume, welche die Moderne eröffnet, sind also auch im Bereich der Intimpartnerschaft äußerst »riskante Chancen«. Mit der Breite doppelt-individueller Entfaltungsmöglichkeiten und dem Ausmaß der Glückserwartungen wächst die Gefahr von Irrungen, Wirrungen und Komplikationen, wächst also auch das Leiden und die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns (Schuldt 2004, 68). Eine „geräuschvolle“ Kommunikation, welche die Leitdifferenz persönlich/unpersönlich kollabieren lässt und Abbrüche als Anstoß zur Fortsetzung der Kommunikation nimmt, begegnet in Schulzes Roman dagegen nirgends.

Zugleich aber macht Schulzes Darstellung des Beziehungslebens im Einklang mit soziologischen Untersuchungsergebnissen deutlich, dass die Intimpartnerschaften unter der Tendenz leiden, für die Bewältigung des erhöhten ökonomischen und bürokratischen Problemdrucks funktionalisiert zu werden: Viele der Schwierigkeiten, mit denen die Paare in *Simple Storys* zu kämpfen haben, ergeben sich aus der Strategie, als Solidargemeinschaft zur gegenseitigen Unterstützung bei der Durchsetzung beruflicher Ziele zu dienen – eine Strategie, die gerade auf Kosten des privaten Beziehungsglücks geht und ein heilloses Durcheinander von persönlicher und unpersönlicher Kommunikation entstehen lässt. Damit hebt der Roman eine Widersprüchlichkeit der gesellschaftlichen Entwicklung hervor, die in abgemilderter Form auch im Westen konstatiert worden ist: den Umstand nämlich, dass die Ausdifferenzierung der Intimpartnerschaft als funktional spezialisiertes Subsystem an eine verstärkte Abhängigkeit von anonymen Institutionen gebunden ist – eine Abhängigkeit, welche die Erfüllung der spezialisierten Funktionen durchaus behindert.

Ein harmonisches Zusammenleben ist unter solchen Bedingungen und bei so hohen Ansprüchen dauerhaft eigentlich nur dann vorstellbar, wenn die Bedürftigkeit der Partner nach gegenseitiger Bestätigung ihrer Identität und ihrer Weltbezüge eher gering ist, wenn die Partner

entsprechend fest ›in sich selbst ruhen‹, ein entsprechend gemildertes Idealisierungsbedürfnis haben und so nicht nur relativ enttäuschungsresistent sind, sondern überhaupt nicht jede Abweichung vom eigenen Wunschbild als Enttäuschung erfahren, sondern in der Lage sind, auch die Schwächen und Fehler des Partners zu lieben. Einen Hinweis darauf findet man in Luhmanns Folgerung, dass die Partnerwahl sich in der Gegenwartsgesellschaft nicht mehr auf bestimmte erwünschte Eigenschaften der Partner stützen kann, sondern „in die Symbole des Kommunikationsmediums, in die Reflexivität der Liebe und in die Entwicklungsgeschichte eines Sozialsystems intimer Bindung verlagert“ wird (Luhmann 1994, 170). Ob und inwieweit sich dafür in der sozialen Realität Anzeichen finden lassen, ist schwer zu sagen; im Roman jedenfalls ist dies kaum der Fall: Danny lässt sich durch Edgars Liebe ebenso wenig davon abhalten, ihm wegen politischer und pädagogischer Meinungsverschiedenheiten den Laufpass zu geben, wie Patrick sich durch Dannys Verweis auf ihre Liebe und die Schönheiten der gemeinsamen Zeit davon abhalten lässt, zu Lydia zurückzukehren. Selbst Renate Meurer, die ihre zwanzigjährige Ehe mit Ernst ohne Abstriche als gelungen bezeichnet und noch aus seinem pathologischen Verhalten ablesen kann, wie wichtig sie ihm ist, zögert nicht lange, eine neue Beziehung einzugehen. Und auch Frank Holitzschek gelingt es weder durch Beteuerungen seiner Liebe und Treue noch durch den Appell an Zeiten gemeinsamen Glücks, seine Frau aus ihrer Verzweiflung herauszuholen. Die Figuren sind allesamt durch eine ausgeprägte Bedürftigkeit nach Bestätigung und kompensatorischer Verwirklichung von Glückshoffnungen geprägt, und dies entspricht ja auch der Logik einer gesellschaftlichen Entwicklung, welche für solche Bedürfnisse und Hoffnungen außerhalb des Privatbereiches kaum noch Platz hat.

Das macht die derart überlasteten Intimbeziehungen in höherem Maße als früher störanfällig und fragil – ein Umstand, den Schulzes Roman nicht nur im hohen ›Partnerverschleiß‹, sondern auch in der häufigen Darstellung von unbefriedigenden, unglücklichen, schlecht funktionierenden und konflikthaften Partnerbeziehungen abbildet: Gegenseitige Enttäuschungen sowie die Frustration und die Wut darüber bestimmen die Darstellung des Paar-Alltags in vielen Kapiteln. Wenn Liebespartnerschaften, wie Soziologen meinen, nach der Erosion feststehender Regeln, Formen und Rollen eine ständige Beziehungsarbeit, einen Dauerdiskurs ständigen Aushandelns erfordern, um „den Freiraum der Privatheit mit übereinstimmenden Definitionen von Liebe, Ehe und Partnerschaft zu füllen“ (Beck-Gernsheim 1994, 120), so sind die meisten Figuren in *Simple Storys* in diesem (sicher anstrengenden und anspruchsvollen) Geschäft nicht sonderlich

erfolgreich: Entweder die Auseinandersetzungen werden nicht offen geführt, oder sie sind schon an einem Punkt angelangt, wo es bereits zu sehr an Konsensorientierung fehlt. Mit der Problemorientierung moderner Liebesbeziehungen (Luhmann 1994, 213; Schuldt 2004, 63) sind die Paare unter den Bedingungen beschleunigten gesellschaftlichen Wandels in Schulzes Roman häufig überfordert.

H. Familie: Kinder und Alte

Die Romandarstellung stimmt weitgehend mit der soziologischen Erkenntnis überein, dass als Folge der Enttraditionalisierung und Temporalisierung intimpartnerschaftlicher Lebensformen auch die familiären Beziehungen eine große Formenvielfalt ausgebildet haben: Obwohl die traditionelle „Kernfamilie“ noch 75% der Eltern-Kind-Gemeinschaften ausmacht, nehmen „Patchwork“-, „Fortsetzungs“-, „Werkstatt“- und „fraktale Puzzle-Familien“ an Bedeutung im gleichen Maße zu wie die „Sukzessivehen“ und nichtehelichen Lebensgemeinschaften (Schuldt 2004, 172f; Beck 1986, 163f; Beck-Gernsheim 1994, 131f) – und parallel dazu ist dieser Pluralismus auch weitgehend als »normal« anerkannt (Schuldt 2004, 199; Meyer 2006, 340-347). So auch in *Simple Storys*: Renate Meurer und Hanni sind bereits einmal geschieden, und während die zweite Ehe der ersteren ihrem Ende zugeht, heiratet die letztere am Ende des Romans zum zweiten Mal, wodurch ihre Tochter einen Stiefvater bekommt (auch wenn sie sich gerade wieder ihrem leiblichen Vater zugewandt hat). Ähnlich sehen sich die Partner Dannys nach deren Übernahme von Tinos Pflege ›automatisch‹ mit dem Umstand konfrontiert, dass sie die Rolle des Stiefvaters spielen müssen, obwohl ein leiblicher Vater (samt Großeltern) durchaus existiert. Hanni und Danny stehen zugleich für den wachsenden Anteil von Ein-Eltern-Familien in der sozialen Realität – ebenso wie für die Tatsache, dass sie überwiegend von alleinerziehenden Frauen gebildet werden (Schuldt 2004, 174; Meyer 2006, 344f; Wimbauer 2006, 147): Was für Hanni ein langjähriges Schicksal ist, das am Schluss des Romans sein Ende findet, ist für Danny noch eine relativ neue, aber frei gewählte Erfahrung, die am Ende des Romans erst richtig beginnt und dabei auch das immanente Armutsrisiko einschließt.

Dass die Romanfiguren trotz der gewachsenen Risiken und trotz aller faktischen Enttäuschungen mit unbeirrbarer Energie nicht nur neue feste Partnerschaften ansteuern, sondern auch deren Erweiterung zur Familie anstreben, entspricht dem soziologisch bezeugten Umstand, dass auch die Familie keineswegs vom Aussterben bedroht ist, sondern sich – in erweiterter Formenvielfalt und über mehrere Generationen – sogar wachsender Beliebtheit erfreut (Schuldt 2004, 158; Meyer 2006, 353-56).[240] Als Reaktion auf die fortgeschrittene Individualisierung bietet sie – ähnlich wie die ›feste‹ Intimpartnerschaft – nach ihrer Entrümpelung von traditionellen Rollen

[240] Vgl. Schuldt 2004, 159: „Rund 90 Prozent der jungen Erwachsenen in Deutschland, mehr als je zuvor, streben eine Partnerschaft und Nachwuchs an. Und zwei Drittel der Deutschen sind der Meinung, der Mensch brauche eine Familie zum Glücklichsein.“ Daten nach: Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag von GEO Wissen 9/2004 („Partnerschaft & Familie“), www.ifd-allensbach.de

und Hierarchien nicht nur einen gewissen Schutz vor sozialer Vereinsamung, sondern – in Erweiterung der Intimpartnerschaft – auch ein Refugium nichtinstrumenteller und ganzheitlich-emotionaler Beziehungen. Auch in den Beziehungen zu den eigenen Eltern, vor allem aber in der zu den eigenen Kindern wird eine elementare menschliche Nähe und eine Subjektives einschließende Kommunikation gesucht, die für die eigenen Identität von großer Bedeutung ist.

> Die Familie bildet heute einen Fels der Gewissheit in einer Brandung der Ungewissheit, eine emotionale Basis in einer immer undurchschaubarer werdenden Welt. Damit bietet die Gründung einer eigenen Familie die Chance auf etwas, was sonst eigentlich nur die Liebe bieten kann: die Garantie auf individuelle Selbstverwurzelung. So können eigene Kinder sogar vieles kompensieren, was im Leben schief läuft, von Verlustgefühlen bis zu gescheiterten Lebensentwürfen, und damit dem Ego Halt geben. Diese Ich-Stärkung ist heute die Hauptmotivation zum Kinderkriegen: Fast alle Eltern erhoffen sich von ihrem Nachwuchs Erfüllung im Alltag. (Schuldt 2004, 158f)

In den wenigen Passagen, in denen dieses Thema in die Darstellung eingeht, bestätigt *Simple Storys* allerdings die soziologische Erkenntnis, dass sich die Eltern-Kind-Beziehungen im Zuge des fortschreitenden Individualisierungsprozesses ebenfalls qualitativ verändert haben – und dabei durchaus schwieriger geworden sind.

Zum einen hat Elternschaft den Charakter einer sozialen Pflicht (sowie erst recht den einer ökonomischen Notwendigkeit) verloren und ist damit individuell entscheidungsabhängig geworden – zumal seit der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs. Stattdessen ist Elternschaft nun allein eine Form der Selbstverwirklichung, ein Element glücklichen, erfüllten Lebens geworden – im Prinzip ist heute jedes Kind ein Wunschkind (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 137-146). Das hat den erheblichen Vorteil, dass Eltern heute in höherem Maße innerlich motiviert und verantwortungsbewusst sind – und dass es ihnen in erster Linie um die (emotionale) Qualität der Eltern-Kind-Beziehung geht (a.a.O., 138ff). Dabei sehen sie das Kind als einen Partner an und bemühen sich um Einfühlung, pädagogische Sachkenntnis und Verantwortungsbewusstsein (a.a.O., 155f; Meyer 2006, 349f; Giddens 1993, 111f u. 207). Die Art, wie Danny im 11. Kapitel auf den kleinen Tino eingeht (SiSt 113f), beweist ein hohes Maß an Geduld und Sensibilität, und ihre Angaben zum gemeinsamen ›Familienurlaub‹ mit Patrick im 27. Kapitel (SiSt 273f) deuten ebenso wie die Martin Meurers zum letzten Ostseeurlaub der Familie (SiSt 41) auf das Ideal einer intensiven Gemeinschaft, bei der die Erwachsenen ihr Glück gerade darin finden, dass sie sich ganz in die Welt des Kindes versetzen. „Auch die Familienliebe scheint demnach dem Code persönlich/unpersönlich zu folgen“ (Schuldt 2004, 157), auch hier findet demnach so etwas wie eine

„Interpenetration“ statt – nur dass sie natürlich Elemente der Asymmetrie enthält, weil hier starke Momente der Abhängigkeit eine Rolle spielen. Es fehlt jenes Element des freien und jederzeit kündbaren Kontraktes zur gegenseitigen Identitätsbestätigung und –bereicherung; dass das Kind keine Wahl hat und in existenzieller Weise darauf angewiesen ist, sich auf die Welt der Eltern einzulassen, bedingt eine besondere Verantwortung der Eltern und gibt auch ihrem Sich-Einlassen auf die Welt des Kindes einen gewissen Pflichtcharakter (a.a.O.). Vor allem aber hat das Sich-Einlassen auf die Welt des Kindes viel engere Grenzen, weil es mit einem Erziehungsauftrag kollidiert, bei dem es ja gerade um die formende Beeinflussung einer sich erst entwickelnden Persönlichkeit und ihres Weltbezuges geht.

Die Eltern agieren sogar als Filter des kindlichen Weltzuganges, wie Danny demonstriert, als Edgar im Beisein Tinos wiederholt Themen aufbringt, die sie einem Kind dieses Alters noch nicht zumuten zu können glaubt. Dabei ist im Falle der Masturbation anhand von Dannys Schamesröte eine erstaunliche Prüderie zu erkennen (SiSt 114); im Falle des Themas „tödlicher Unfall“ ist ihre Vorsicht bei Tinos Vorgeschichte jedoch mehr als verständlich – und Edgars Mangel an Sensibilität um so eklatanter. Ihre ›kindgerechte‹ Umdeutung entschärft die Zeitungsmeldung vom Elefanten, der seinen Wärter „zerquetscht“, um die kritischen Elemente Tod und Schuld:

> »Haben sie den Elefanten erschossen?«
> »Ach, Pfötchen! Er hat es doch nicht mit Absicht getan!«
> »Und dann?«
> »Der Pfleger wird im Krankenhaus gesund gemacht, bekommt Besuch von seiner Familie und den anderen Pflegern«, sagte Danny [...]. »Und wenn er wieder auf Arbeit kommt, begrüßt ihn Elefant Leo mit einem Blumenstrauß im Rüssel.« (SiSt 114f)

Eine ähnlich kontrafaktische Umdeutung liegt vor, wenn Danny auf eine entsprechende Frage ihres Neffen antwortet, „dass sie ihn schon geliebt hat, als er noch im Bauch seiner Mutter war“ (SiSt 116) – die Endlichkeit und Vergänglichkeit der Liebe ist eine Erfahrung, für die Tino (gerade nach dem Verlust seiner Mutter) wohl tatsächlich noch nicht reif ist.[241] Durch derartige Filterungen der Wirklichkeit schaffen die Eltern einen Schutzraum vor traumatisierenden Erfahrungen, welche die entwicklungspsychologischen Verarbeitungsmöglichkeiten überfordern würden – ein Schutzraum, der stets bedroht ist durch den Einbruch einer nie ganz kontrollierbaren Realität (wie gerade Tinos Schicksal als Halbwaise zeigt), der aber auch eine effektive Zusammenarbeit der Eltern erfordert (die Edgar verweigert). Die Interpenetration der Weltbezüge beruht bei El-

[241] Edgars Kritik, der solche Äußerungen offensichtlich für unangemessen hält und sie auf ein „ewig schlechtes Gewissen“ Dannys zurückführt, demonstriert noch einmal die Unterschiedlichkeit ihrer pädagogischen Auffassungen.

tern-Kind-Beziehungen also zu einem Gutteil darauf, dass sie den kindlichen Weltbezug überhaupt erst herstellen und dann in beträchtlichem Maße regulieren und dosieren.

Bei aller Partnerschaftlichkeit ist aber auch die Ausübung von Zwang bei einem verantwortungsbewussten Erziehungsverhalten unvermeidlich, und auch Danny weiß das: »Man muss Tino manchmal zu seinem Glück zwingen. Kinder brauchen feste Bahnen, in denen sie sich bewegen können« (SiSt 273). Dieser populäre Grundsatz geht jedoch in den heutigen Erziehungsvorstellungen mit einer entschiedenen Ablehnung autoritärer Methoden einher. Demgegenüber ist ein dem Entwicklungsstand des Kindes entsprechendes Maß an Partnerschaftlichkeit schon eine Konsequenz des übergeordneten pädagogischen Zieles, es zu einem selbständigen, selbstbestimmten, kritikfähigen und verantwortungsvollen Menschen zu erziehen – ein emanzipatorisches Ideal, dass sich im Gefolge der 68er-Reformbestrebungen auf breiter Basis durchgesetzt hat. In diesem Geist verteidigt Danny gegenüber Edgar Körner die Entscheidung, den Hund Terry bereits vor dem endgültigen Umzug in die neue Wohnung zu bringen: »Es ist sein Hund, Eddi. Er muss für seinen Hund entscheiden, was gut ist und was nicht. Terry gewöhnt sich an die neue Umgebung, und wir haben hier Ruhe. Ich finds ne gute Idee« (SiSt 114). Trotz der gewährten Entscheidungsfreiheit hört man aber noch den elterlichen Vorbehalt der eigenen Zustimmung heraus.

Besonders in dem Kapitel „Kinder“ thematisiert der Roman auch die im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse veränderten Erziehungsmethoden. Danny führt als positives Leitbild das Künstlerehepaar Tom und Billi mit ihren Zwillingen an: Nachdem ein Rückfall in die Methoden der autoritären Erziehung – die Mutter ohrfeigt ihren Sohn für einen Ausbruch sadistischer Gewalt – nur zu einer weiteren Drehung der Gewaltspirale geführt hat, besinnen sich die Eltern schnell auf Erziehungsmethoden, die in ihrer leicht ironisierten Vorbildlichkeit dem gegenwärtigen Ideal entsprechen:

> [...] nun haben sie Zettel gemalt und im Dorf an Bäume gezwackt, wer Herbert, den grünen Wellensittich, gesehen hätte. Billi hat den Kindern noch mal die Geschichte von Jesus erklärt, und Tom baute mit ihnen ein Vogelhäuschen, in das sie ihren Vorrat an Nägeln klopften. (SiSt 198)

Die autoritäre Unterdrückung nichtakzeptabler Triebregungen, in der noch die eigene Erziehung durchscheint, weicht der Modellierung von Verhaltensweisen, die zu einem autonomen Umgang mit den eigenen destruktiven Energien beitragen können: der Sühne durch Fürsorge für die Opfer, der Vorführung positiver Rollenmodelle (Jesus) und einer sublimierenden Ableitung in krea-

tive Arbeit. Hier zeigt sich die positive Seite der veränderten Motivation zur Kinderaufzucht: Ganz auf einem individuellen Kinderwunsch basierend, als Herausforderung an die individuellen Fähigkeiten der Eltern verstanden und nur den eigenen, von popularisierter Reformpädagogik beeinflussten Erziehungsidealen verpflichtet, kann den Kindern jenseits von sozialen Pflichten und ökonomischen Zwängen mehr Entfaltungsspielraum als eigenständige Wesen gelassen werden. Dieser Fall ist jedoch in *Simple Storys* nicht zufällig mit dem einzigen Paar verbunden, das – soweit erkennbar – eine stabile Ehe führt und noch zusätzlich einen Ausnahmefall bildet, weil es aufgrund einer Doppelerbschaft ein vom Zwang zur Erwerbsarbeit unabhängiges Leben führt und sich stattdessen in der Arbeit künstlerisch selbst verwirklichen kann.

Die Mehrheit der Familien in Schulzes Roman besteht jedoch aus temporären und von inneren Spannungen gekennzeichneten Gebilden, die noch zusätzlich unter erheblichem ökonomischen Druck stehen. Schon der Kontext, in dem dieses Beispiel steht, der Streit der arbeitslosen Danny mit ihrem Partner Edgar um richtige Erziehungsmethoden, macht deutlich, dass die Wirklichkeit oft anders aussieht: Mit der Enttraditionalisierung und Individualisierung ist nämlich auch der Grundkonsens über Erziehungsziele und –methoden geschwunden, und während Liebende ansonsten einen emphatischen Anspruch auf Anderssein erheben können, gilt in Familienangelegenheiten das Gleichheitsprinzip (Schuldt 2004, 161) – die Eltern müssen in wesentlichen Fragen nach gleichen Prinzipien handeln, wenn Erziehung gelingen soll. Sie sind deshalb gezwungen, ihr gemeinsames Vorgehen kommunikativ auszuhandeln – mit allen Risiken des Scheiterns, unter dem dann auch die Erziehung leiden kann. So stimmen Edgar und Danny zwar darin überein, „dass an Tino viel gesündigt worden sei“ (SiSt 199), führen also die gegenwärtigen Verhaltensauffälligkeiten des Kindes auf Erziehungsfehler der jüngeren Meurers zurück, worin diese aber bestehen, ist durchaus strittig. Edgars Auffassung entspricht noch den traditionellen Maximen und Erklärungsmustern der autoritären Erziehung, die alle Probleme auf mangelnde Strenge zurückführen: „Weil sie ihn nach Strich und Faden verwöhnt haben“ (a.a.O.). Entsprechend versteht er Tinos Verhaltensauffälligkeiten als „Terror“ (SiSt 116). Obwohl Danny ihren entschiedenen Widerspruch nicht weiter ausführt, ist nach dem Vorangegangenen davon auszugehen, dass sie bei Martin Meurer eher die Unfähigkeit meint, sich auf die Welt des Kindes einzulassen, während sie bei Andrea Meurer etwa überprotektives Erziehungsverhalten kritisieren könnte.

Das Beispiel mit den im Zug herumtobenden Kindern, das Edgar dann erzählt, führt sie dann jedoch zu der Notwendigkeit zurück, in der Erziehung klare Grenzen zu setzen – und diese

Grenze ist für sie auch bei einem Sechsjährigen mit der Äußerung von Tötungsabsichten deutlich überschritten (auch wenn sie sich nicht zu praktischen Maßnahmen äußert). Edgar findet sich unversehens auf der anderen Seite wieder, wenn er für mehr Nachsicht und eine Berücksichtigung kindlicher Unreife plädiert. Hier zeigt sich, dass Edgar sich in seinen Auffassungen keineswegs sicher ist: Im Hinblick auf abstrakte Prinzipien ist er liberaler, als er es in der Praxis bei Tino zu sein vermag. Durch die Wendung ins Politische wird dann allerdings die Auseinandersetzung um pädagogische Prinzipien wiederum abgebrochen. Dannys Absicht, „alles ganz bewusst zu machen, sollten wir einmal ein Kind haben" (SiSt 199), scheitert an der sich überlappenden Vielzahl grundlegender Differenzen zwischen dem Paar, die später noch etwas genauer herausgearbeitet werden soll. Damit entspricht die Romandarstellung ganz den statistischen Daten der Soziologen: „Paare mit Kindern streiten demnach öfter und heftiger" (Schuldt 2004, 162). Das besondere Potential an Missverständnissen und Schwierigkeiten liegt auch darin begründet, dass es in familiären Auseinandersetzungen eher um das Was und nicht – wie in der Liebesbeziehungen – um das Wie der Kommunikation geht (a.a.O., 161).

Zum anderen wird an Danny und Edgar deutlich, dass sich die Aufzucht von Kindern überhaupt nicht problemlos dem individuellen Projekt der Selbstverwirklichung einordnen lässt. „Kinder gehören zwar für die meisten zu einem perfekten Lebensentwurf dazu, aber ebenso wichtig sind ein ausfüllender Job, ein hoher Lebensstandard und eine aufregende Freizeitgestaltung" (a.a.O., 159). Das Kind ist insofern immer auch ein „Hindernis im Individualisierungsprozess: Es kostet Arbeit und Geld, ist unberechenbar, bindet an und würfelt die sorgfältig geschmiedeten Tages- und Lebenspläne durcheinander" (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 55). Kinder besitzen durchaus nicht durchgehend positiven Erlebniswert, sondern wirken dem individuellen Glücks- und Erlebnishunger häufig sogar entgegen. Wie Edgar Körners Erfahrungen zeigen, können sie etwa die Unmittelbarkeit der Zweisamkeit stören und die gemeinsame Freizeit empfindlich einschränken; so wird gelegentlich sogar für Danny ein gemeinsamer Urlaub *ohne* Kind zum Bedürfnis – der dann allerdings beim Kind auf Widerstand stoßen kann (SiSt 197). Ganz in diesem Sinne belegen Studien, „dass die Qualität einer Partnerschaft generell abnimmt, wenn ein Baby hinzukommt [...]. Vor allem, weil sie weniger Zeit füreinander haben" (Schuldt 2004, 162). Nicht umsonst gehen viele Partnerschaften und Ehen gerade im ersten Lebensjahr eines Kindes auseinander, die meisten Scheidungen erfolgen nach der Geburt des zweiten Kindes (a.a.O., 161). Selbst wenn Schwangerschaft, Geburt und Aufzucht eines Kindes unabhängig vom

›Genuss‹ als ›wichtige Erfahrung‹ verstanden werden, also existenzielle Einsichten vermitteln und allgemein zur Entwicklung der Persönlichkeit beitragen sollen, stört das erhebliche Maß an anspruchslosen, repetitiven Routinetätigkeiten, das unvermeidlich anfällt. Kindererziehung ist unmöglich ohne jene altruistischen Werte, die immer mehr erodiert werden. Auch hierin wird der prekäre Charakter der Familie in einer individualisierten Erlebnisgesellschaft erkennbar. Zumal dann, wenn die individuelle Selbstverwirklichung zur Auflösung einer Partnerschaft drängt, bietet die Verantwortung für vorhandene Kinder ein erhebliches moralisches Hindernis – und werden von der Trennung nicht nur häufig in Mitleidenschaft gezogen (Beck-Gernsheim 1994, 129ff; Wallerstein und Blakeslee 1994, 175-182), sondern bilden bei tatsächlich vollzogener Trennung einen beträchtlichen organisatorischen Aufwand und eine gestiegene finanzielle Belastung (Meyer 2006, 345).

Gerade die zunehmende Labilität der Intimpartnerschaft erhöht aber auf der anderen Seite die Bedeutung von Kindern:

> Das Kind wird zur letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung. Partner kommen und gehen. Das Kind bleibt. Auf es richtet sich all das, was von der Partnerschaft herbeigesehnt, aber in ihr unauslebbar wird. Das Kind gewinnt mit dem Brüchigwerden der Beziehungen zwischen den Geschlechtern Monopolcharakter auf lebbare Zweisamkeit, auf ein Ausleben der Gefühle im kreatürlichen Hin und Her, das sonst immer seltener und fragwürdiger wird. In ihm wird eine anachronistische Sozialerfahrung kultiviert und zelebriert, die mit dem Individualisierungsprozess gerade unwahrscheinlich und herbeigesehnt wird. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 55)[242]

Solche Motivationen können etwa bei Dannys Quasi-Adoption ihres Neffen angenommen werden – tatsächlich ist die Bindung an Tino ja dauerhafter als die Beziehungen zu Edgar und zu Patrick, und als sie von letzterem verlassen wird, tritt das Kind am Schluss geradezu als tröstender Ersatz auf (SiSt 281). Auch hier steigt die Bedeutung des Kindes mit seinem Seltenheitswert, widerspricht also den sinkenden Geburtenzahlen keineswegs. Zugleich wird in dem obigen Zitat

[242] Vgl. auch a.a.O., 99: „Was bleibt, ist das Kind. Es verheißt eine Bindung, die so elementar, umfassend, unauflöslich ist wie sonst keine in dieser Gesellschaft. Je mehr andere Beziehungen austauschbar und aufkündbar werden, desto mehr kann es zum Bezugspunkt neuer Hoffnungen werden: Das Kind als letzter Garant von Dauer, als Verankerung des eigenen Lebens.“ Und weiter S. 102: „Aus dieser Perspektive gewinnt die Beziehung zum Kind gerade auch deshalb neue Anziehungskraft, weil sie ihrer Qualität nach grundsätzlich anders ist als die zum erwachsenen Partner. Liegt nicht gerade da auch ihr Reiz, weil sie angeboren ist, nicht durch die Zufälle der Lebensgeschichte erworben, damit der Logik der Tauschgesellschaft in bestimmtem Sinne enthoben, unkündbar, umfassend und dauerhaft? Weil sie in den ersten Jahren zumindest eine stabile, enttäuschungssichere Form der Hingabe erlaubt, wo man sich ausliefern kann, ohne die Angst verletzt und verlassen zu werden?“ Vgl. auch Schuldt 2004, 160: „Familienliebe ist eine obligatorische Liebe, eine hochgradig intime Liebe, gegen die sich sozusagen keiner wehren kann. Wer also eine Familie gründet, versorgt sich selbst und andere mit lebenslanger Liebe. Insofern ist das Zeugen von Kindern heute vor allem ein Lebenssinnprojekt.“

schon erkennbar, dass diese Aufwertung der Eltern-Kind-Beziehung die Gefahr einer Überlastung mit sich bringt, die nicht nur für die Eltern das Enttäuschungsrisiko wachsen lässt, sondern auch die Kinder überfordern kann (Beck und Beck-Gernsheim 1190, 80ff).

Die zunehmende Instabilität und Flüchtigkeit von Liebespartnerschaften hat andererseits natürlich Einbußen beim Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit zur Folge. Darunter leiden auch und gerade die Kinder und entwickeln Symptome, welche die Erziehung nicht unbeträchtlich erschweren (Wallerstein und Blakeslee 1994, 177-182). Dies wird in *Simple Storys* exemplarisch an Tino gezeigt. Der Sohn von Martin und Petra Meurer wird nach dem Tod der Mutter von Martins Schwägerin, der Journalistin Danny, erzogen, weil der Vater angeblich „nicht mit Kindern kann. Er weiß mit ihnen nichts anzufangen. Zumindest nicht, solang sie klein sind“ (SiSt 117). Auch Martin selbst meint lapidar: „Sie kam einfach besser mit dem Jungen zurecht“ (SiSt 101). Danny wird von dem Fünfjährigen zwar bald als neue Mutter angenommen, aber sowohl sein Verhältnis zu ihrem Lebenspartner Edgar als auch zu seinem Großvater Ernst Meurer ist von teilweise aggressiver Ablehnung geprägt. Seit dem Tod seiner Mutter, sagt die Großmutter, „redet Tino nur mit Kindern, mit Kindern und mit seiner Tante. Auf andere reagiert er nicht, nicht einmal auf Martin“ (SiSt 224).

Es scheint, als ob das traumatische Verlusterlebnis des Kindes dazu geführt hat, dass es sich nun ängstlich an ein exklusives Verhältnis zu seiner Pflegemutter klammert, alle anderen Beziehungen ablehnt oder mit Eifersuchtsausbrüchen terrorisiert. Er versteckt Edgars Autoschlüssel im Eisfach und reagiert mit „blankem Hass“, als Edgar Tinos Hund streichelt (SiSt 116). Als Danny ihn für zwei Wochen bei seinem Vater unterbringen will, um einen Kurzurlaub mit Edgar zu machen, bekommt er einen Wutanfall und tritt nach ihr (SiSt 197). Über die Ursachen derartiger Verhaltensstörungen besteht quer durch alle Bevölkerungsschichten Klarheit. Was die Journalistin Danny weiß – „wie wichtig gerade die ersten Jahre für das Kind seien, denn was hier misslinge, könne später nur mit riesigem Aufwand ausgebügelt werden“ (SiSt 198) – formuliert die Imbissverkäuferin Ute nur etwas salopper: „Wenn son Knirps erst mal nen Knacks weg hat, kannste dich eigentlich nur noch in Sicherheit bringen“ (SiSt 117).

Edgar kommt aber auch schon deshalb nicht als Ersatzvater in Frage, weil er sich nun seinerseits gegen das „schwierige“ Kind abschottet, wie er dies sinnbildlich mit dem großen Ohrensessel tut, den er beim Umzug „wie einen riesigen Helm auf dem Kopf“ trägt. Ihm ist die Zweisamkeit mit Danny wichtiger als das Kind, und so stellt er sich vor, „sie würde unter den Arm-

lehnen hindurch zu ihm kommen, ihn mit beiden Händen an der Hüfte fassen. Sie würden sich küssen, ohne dass Tino es sähe – und dann langsam hin und her tanzen“ (SiSt 112). Es ist dabei kein Zufall, wenn Dannys Reaktion auf Edgars Anblick mit dem Sessel nicht nur auf das Möbel, sondern auch auf seinen Träger bezogen werden kann: „Eddi, mein Gott, dieses Monstrum!“ (a.a.O.). Ebenso signifikant ist, dass die Schutzfunktion dieses überdimensionalen „Helms“ mit Beschränkungen des Orientierungsvermögens erkauft ist. Und die von ihm zitierte Zeitungsmeldung vom Elefanten und seinem Wärter, der zerquetscht wird, bringt auf ambivalente Weise sowohl seine Aggression gegenüber dem Kind zum Ausdruck, indem sie einen drohenden Hinweis auf den Unterschied an physischer Stärke enthält, als auch das eigene Gefühl, als „Wärter“ dieses schwer kontrollierbaren Kindes überfordert zu sein. Solche Episoden demonstrieren die negativen Seiten der veränderten Motivationsgrundlage für die Aufzucht von Kindern: Wird die Kinderaufzucht nicht als Element der eigenen Selbstverwirklichung erfahren, sondern als deren Hindernis bzw. Konkurrenzunternehmen, so ist die Motivationsgrundlage schnell aufgebraucht, und es kann zu Vernachlässigung oder – wie bei Martin Meurer und Edgar Körner – zum Rückzug aus dem Erziehungsprojekt kommen (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 176-183; Meyer 2006, 350).

In Schulzes Roman dominieren die aufgelösten und mit neuen Mitgliedern rekombinierten Familien – die sogenannten „Fortsetzungsfamilien“ (Beck-Gernsheim 1994, 131ff) –, und die Folgen dieser Instabilität werden durchweg als negativ markiert; das gilt schon für die älteren Meurers, deren Söhne unter der Republikflucht des Vaters sicher gelitten haben, zumal sie dadurch sozialen Repressionen ausgesetzt waren – Martin Meurers unüberwindbare Vorbehalte gegenüber seinem leiblichen Vater deuten ebenso darauf hin wie die knappe Erzählung der Mutter. Umgekehrt ist Hanni, die ihre Tochter nach der Scheidung von ihrem Mann alleine aufgezogen hat, nun vom Ergebnis zutiefst frustriert:

> Sarah will jetzt zu ihrem Vater, mit sechzehn. Ich sehe sie sowieso nicht mehr, so gut wie nicht. Da kann sie auch zu ihm, muss ich mir keine Sorgen mehr machen. Jetzt steht er toll da, jetzt hat er sie, der Papa, und kann mit seiner Tochter prahlen. Als ich jede Nacht mit ihr zum Notarzt bin, wegen der Asthmaanfälle, da gabs weit und breit keinen Papa. Und gezahlt hat er nur, was er musste, da war er ganz klein und still. Und jetzt ruft das Kerlchen an. Sarah hat ne Woche geheult, und plötzlich will sie zu ihm und raucht wie ein Schlot. (SiSt 87)

Die Belastung alleinerziehender Mütter kommt hier ebenso zum Ausdruck wie der Umstand, dass sie bei voller Berufstätigkeit trotz aller Anstrengungen mit einer optimalen Betreuung oft überfordert sind, so dass bei den Kindern ein irritierendes Mangelgefühl bleibt. Das pluralisierte Be-

ziehungsgefüge von „Patchworkfamilien“ macht zudem, wie in diesem Beispiel, eine Art „Fluktuieren“ der Eltern-Kind-Beziehungen möglich. (Beck-Gernsheim 1994, 132ff) Zudem zeigt sich an diesem Fall, dass die Ehe- und Elternbeziehung mit der Scheidung (auch nach Verarbeitung der Schmerzen) nicht aufhört (aaO., 193):

> Wenn man die materiellen Versorgungsprobleme, die Kinder oder die gemeinsam erlebte Biographie ins Zentrum stellt, wird sofort klar, dass noch nicht einmal rechtlich die Ehe mit der Scheidung aufhört, vielmehr in eine neue Phase der nachehelichen »Trennungsehe« umschlägt. In dieser Phase treffen die Geschiedenen auf Dimensionen und Schichten ihrer Beziehung, die der Trennung nicht zugänglich sind. (a.a.O., 194)

Dies gilt in ähnlicher Weise für die Eltern-Kind-Beziehung:

> Elternschaft ist spaltbar, aber nicht kündbar. Nach der Scheidung leben Vater und Mutter getrennt, bleiben aber Eltern und müssen ihre fortbestehende Elternrolle nun über die Trennung und Konflikte hinweg neu aushandeln und ausfüllen. Die Familie gliedert sich also in die Ehe, die geschieden werden kann, und eine nacheheliche Elternschaft, die in Mutterschaft und Vaterschaft zerfällt. (a.a.O., 195)

Besonders deutlich illustriert Schulzes Roman den soziologisch nachgewiesenen Trend, dass auch im familiären Sozialkapital angesichts wirtschaftlicher Krisenphasen und nachlassender sozialer Sicherheit ein Ausgleich gesucht wird, der finanzielle Unterstützung und Hilfeleistungen aller Art einschließt – zumal die Familie in der mobilen Gesellschaft nicht mehr an einen einzigen Haushalt gebunden ist (Schuldt 2004, 175; Meyer 2006, 349).

> Je großmaschiger die staatlichen Sozialnetze werden, umso attraktiver wird das private Unterstützungsnetzwerk Familie. Das Verwandtschaftsnetz beruht auf unauflöslichen Blutsbanden und bietet Hilfe in jeder Lebenslage, von Kinderbetreuung über Haushaltsführung bis hin zur Invalidenversorgung. (Schuldt 2004, 158)

Das trifft besonders auf den Osten nach der Wende zu (Keiser 1995, 176f; Meyer 2006, 349 u. 355f): „Alle Befragten suchten in der Wendezeit enge Verbindungen zur eigenen Partnerschaft und/oder zur eigenen Herkunftsfamilie und den Familien von Partnern“ (Struck 2000, 207). So auch im Roman: das jüngere Ehepaar Meurer erhält sowohl finanzielle Unterstützung von den älteren Meurers als auch Hilfe bei der Kinderbetreuung, die auf die Schwägerin Danny übertragen wird, als diese die Erziehung übernimmt[243] – und es ist sicher kein Zufall, dass Martin Meu-

[243] Vgl. Schuldt 2004, 175f.: „Für die meisten Großeltern sind Enkel die wichtigsten Bezugspersonen, und bei sinkenden Kinderzahlen pro Familie haben Omas und Opas heute wesentlich mehr Zeit für ihre Enkelkinder. Hinzu kommt die gestiegene Lebenserwartung, die sich ebenfalls kontaktverlängernd und –intensivierend auswirkt. Eltern

rer nach dem Unfalltod seiner Frau trotz der belastenden Vergangenheit den Kontakt zu seinem leiblichen Vater sucht und auch seinen Stiefvater trotz seiner psychischen Probleme nicht einfach den medizinischen Institutionen überlassen will.

Allerdings wirkt sich diese Refunktionalisierung familiärer Netzwerke für die praktische Lebensbewältigung (besonders für die berufliche Stabilisierung) verändernd auf die Familienstruktur aus, und zwar durchaus auch negativ: Im Hinblick auf die Kinderplanung zum Beispiel weicht nicht nur „das vor der Wende im Osten bestehende Parallelmodell *Kinder und Berufseinstieg* dem aus dem Westen bekannten zeitlichen Abfolgemodell *Kinder nach Berufseinstieg*" (Struck 2000, 202), es kommt vielmehr allgemein zu einem drastischen Einbruch der Geburtenrate, da die Vereinbarung von Kindererziehung und Beruf mit den neuen beruflichen Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen deutlich schwieriger geworden ist (Sackmann 2000b, 238; Geißler und Meyer 2006, 46f; Meyer 2006, 334): Auch im Roman hat keine der Berufseinsteigerinnen ein Kind, weder Conny noch Jenny, und dasselbe gilt für das ›Karriere-Paar‹ der Holitzscheks. Die diskriminierenden Fragen, denen sich die Journalistin Danny beim Bewerbungsgespräch gefallen lassen muss, sind nur das drastischste Beispiel für die Familienfeindlichkeit des gegenwärtigen Arbeitsmarktes. Mit der Priorisierung der Erwerbsorientierung ist zudem „die geringe Bedeutung von Alternativrollenmodellen bei ostdeutschen Frauen verbunden. Schon vor der Wende geübt, die Balance zwischen Familie und Beruf zu wahren und ausgestattet mit einer im Berufsleben gefestigten Erwerbsorientierung, versuchen die Frauen entweder, neue Belastungen durch Familienbildung zu vermeiden oder dann, wenn abhängige Personen zu versorgen sind, eine Parallelstrukturierung von Familie und Beruf herzustellen oder zu erhalten" (Struck 2000, 202). Was *Simple Storys* allerdings nicht abbildet, ist die sozial ungleiche Verteilung der generativen Funktionen in der deutschen Nachwendegesellschaft: Aufgrund der ausgeprägten sozialen Selektivität und Homogenität des Romanpersonals ist geringe Anzahl von Kindern und das Ausmaß von Kinderlosigkeit ebenso wie der Anteil von alleinerziehenden Müttern, Singles und „Fortsetzungsfamilien" eher ein Bild der gebildeten Mittelschichten, als dass es repräsentativ für die Gesamtgesellschaft wäre; dass es gerade die Unterschichten sind, in denen sich noch höhere Kinderzahlen und herkömmliche Privatheitsformen finden (Meyer 2006, 352f), bleibt außerhalb der Romanfiktion.

---

und Kinder haben heute eine durchschnittliche gemeinsame Lebenszeit von 50 bis 60 Jahren, und Großeltern erleben nicht selten sogar die Heirat ihrer Enkel."

Dass sich Familien überhaupt im Vergleich mit dem Versorgungsstand der DDR deutlich erhöhten Belastungen und Konfliktpotential ausgesetzt sehen (Struck 2000, 297), weil die staatlichen Institutionen gerade im Bildungs- und Betreuungsbereich im Widerspruch zur gesellschaftlichen Realität an den Standards der ausklingenden Industriegesellschaft festhalten (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 61), wird in Schulzes Roman ebenfalls recht selektiv thematisiert – vielleicht, weil der Versorgungsstand in den neuen Bundesländern immer noch höher ist als in den alten (Keiser 1995, 183f; Geißler 2006, 324ff). Das gestiegene Anforderungsniveau bei der verhandlungsbedürftigen Organisation eines komplexer werdenden familiären Alltags (Rerrich 1994, 203-209), z. B. die gewachsenen Probleme im Zeitarrangement, die durch den flexibleren Arbeitsrhythmus und die starren Öffnungszeiten der Kinderbetreuungseinrichtungen entstehen (Struck 2000, 207; Keiser 1995, 184), kommen zum Beispiel nirgendwo vor, und gleiches gilt von den mit der Umstellung des Schulwesens verbundenen Problemen (Keiser 1995, 185f). Andererseits fungieren die älteren Meurers in typischer Weise als „Betreuungsnetzwerk“ für ihren Enkel Tino, und sowohl Andrea Meurer und Danny als auch Hanni und Raffaels Frau Petra bieten Beispiele dafür, dass die neuen „westlichen“ Verhältnisse bei fortbestehenden geschlechterspezifischen Arbeitsteilungen und Rollenzuweisungen für berufstätige Mütter eine schon vorhandene Doppelbelastung noch verschärfen. Hinzu kommt die unverhältnismäßig hohe Bedrohung durch die Arbeitslosigkeit (Keiser 1995, 178; Geißler 2006, 325f): „Einmal aus dem Erwerb ausgeschieden, sind es vor allem sie, die Diskriminierungen ausgesetzt sind [...]. Eine Rückkehr in die Erwerbsarbeit ist auch dann erschwert, wenn sichere Betreuungsarrangements für die Kinder bestehen. Für sie entwickelt sich Familie von einer aktiven Ressource vor der Wende zu einer Bürde nach der Wende“ (Struck 2000, 207).[244] Im Roman sind die Frauen aber (wie erwähnt) durch die Arbeitslosigkeit nicht stärker bedroht als die Männer, und die sonst häufig begegnende ›Lösung‹ der Teilzeitarbeit bleibt außerhalb der Darstellung.

Schließlich hat die Refunktionalisierung der Familie analog zur derjenigen der Intimpartnerschaft auch eine qualitative Veränderung familiärer Beziehungen zur Folge, bei der emotiona-

[244] Ähnlich Schuldt 2004, 168: „Wer das Abenteuer »Kinder und Karriere« dennoch wagt, hat, zumindest in Deutschland, mit schlechten Rahmenbedingungen zu kämpfen. Bis heute gibt es hierzulande wenig ganztägige Kinderbetreuungsplätze, deren Öffnungszeiten den Arbeitszeiten angepasst sind. Viele Mütter sind schon deshalb genötigt, Teilzeitjobs anzunehmen. Powerfrauen, die Beruf und Familie vereinen, gehören daher tendenziell zur Schicht der Privilegierten, die sich einen Ganztagsbabysitter leisten können. Wer dagegen den Berufsausstieg auf Zeit wagt, begibt sich oft auf einen Weg ohne Wiederkehr. Von den 400000 Frauen, die jährlich in Elternzeit gehen, kehrt nur die Hälfte in den Beruf zurück.“ (Angaben nach Bundesministerium für Familie, Soziales, Frauen und Jugend www.bmfsfj.de).

le und persönlich-identitätsbezogene Bedürfnisse auf der Strecke bleiben, denn auch hier geht die Tendenz weg von innerer Verbundenheiten hin zu äußerlicher, zweckgerichteter Kooperation zur Durchsetzung beruflicher Ziele (Keiser 1995, 181; Struck 2000, 216). „Berufsverläufe, Geburtsverhalten und auch die Aussagen zu Partnerschaft, Freundschaft und Staat formieren sich zu einem Bild zielgerichteten nüchternen Handelns in einem berufsbiographisch verengten Handlungsraum“ (Struck 2000, 217). Dass die Betroffenheit vieler Eltern von Arbeitslosigkeit bzw. die Sorge um die Erhaltung des Arbeitsplatzes auch die Familienatmosphäre trüben und die gewachsenen beruflichen und schulischen Leistungs- und Mobilitätsanforderungen den familiären Alltag hektischer und stressiger machen (Keiser 1995, 180f), ist in Schulzes Text jedenfalls kaum zu erkennen. Ob der Umzug von Hannis Tochter zu ihrem Vater und das distanzierte Verhältnis des Taxiunternehmers Raffael zu seinem halbwüchsigen Sohn in diesen Kausalzusammenhang einzuordnen sind, muss dahingestellt bleiben – es könnte ebenso pubertätsspezifische Gründe haben.

Lebensgemeinschaften und Familien, die sich ganz auf dem Wunsch der Partner nach einem glücklichen, erfüllten Leben gründen, zugleich aber von Seiten des Arbeitsmarktes unter Flexibilitätsdruck stehen und daher vielfach nur noch temporären Charakter besitzen, können die Angehörigen der voraufgegangenen Generation noch weniger integrieren als dies schon bei der industriegesellschaftlichen Kernfamilie der Fall war. Wie Renate und Ernst Meurer unterstützen die Älteren zwar nach soziologischen Erkenntnissen teilweise ihre erwachsenen Kinder – besonders wenn sie gerade Familien gegründet haben; andersherum allerdings ist das Verhältnis prekärer (Kohli 2006, 132). Immerhin ist Martin Meurer trotz der daraus erwachsenen Wettbewerbsnachteile auf dem Arbeitsmarkt eher bereit, seinen psychisch angeschlagenen Stiefvater zu sich zu nehmen als dessen eigene Frau (Kap. 22). Das Verhältnis zu seinem leiblichen Vater allerdings lässt sich nicht mehr kitten: Er ist peinlich berührt oder abgestoßen von dem Lächeln der Kellnerinnen und älteren Gäste in dem Café, in dem sie sich treffen, denn es ist anscheinend ein Lächeln des Wohlwollens und der Rührung und gilt den beiden als einem Bild der Harmonie zwischen den Generationen. Während der Vater komplizenhaft am äußeren Schein dieses Wunschbildes mitwirkt, indem er ebenfalls lächelt (SiSt 104), flieht Martin nach dem Abschied gesenkten Blickes vor diesem Lächeln, weil er das darin liegende Missverständnis nicht erträgt (SiSt 111): Unter der dünnen Oberfläche von Harmonie ist das ganze Wiedersehen nach zwanzig Jahren von Fremdheit geprägt und konnte nichts an Martins negativem Urteil ändern, dass sein

Vater „uns verlassen hatte und glaubte, für jede Gelegenheit die passende Karte zu besitzen“ (SiSt 106).

Diese unterschiedliche Handhabung des Generationenverhältnisses entspricht einem soziologisch bestätigten Wandel im Wesen verwandtschaftlicher Beziehungen: Sie können heute mitsamt ihren gegenseitigen Verbindlichkeiten nicht mehr als gegeben vorausgesetzt werden, sondern müssen ausgehandelt, „erarbeitet“ und gepflegt werden (Giddens 1993, 110). Genau hier liegen Dr. Reinhards Versäumnisse; denn er hatte das Vertrauen seiner Söhne durch seine eigenmächtige Flucht in den Westen schwer geschädigt. Entsprechend ist auch Martins Verhalten seinem Stiefvater gegenüber nicht so sehr von einer traditionellen Fürsorgepflicht bestimmt – wie seine Mutter impliziert, wenn sie von „Steinzeitgroßfamilie“ spricht (SiSt 234) –, sondern ganz im Sinne der Soziologen von einem substanziell besseren, gewachsenen Verhältnis (Giddens 1993, 111), wie es sich trotz des „Rauswurfs“ während Montagsdemonstrationen in seiner zwanzigjährigen beständigen Vaterrolle, seiner finanziellen und logistischen Unterstützung von Martins Familie sowie dem regelmäßigen Schachspielen zeigt. „Der entscheidende Faktor scheint das zu sein, was man als ›historisch entstandene Verbindlichkeiten‹ beschreiben könnte“ (a.a.O.).

Auch Barbara Holitzschek macht sich Sorgen darum, dass sie sich vielleicht bald um ihre alternde Mutter kümmern muss. Wenn sie sich jedoch brieflich erkundigen will, was sie zu Weihnachten vorhat, so nur deshalb, weil sie selbst nicht zur Verfügung steht: „Wir wollen nach Teneriffa, bis zur zweiten Januarwoche“ (SiSt 89). Hier scheint ähnlich wie bei Renate Meurer durch, dass Alte und Pflegebedürftige für die Berufstätigen vorwiegend eine Last bedeuten – nicht nur, weil ihre Pflege im Gegensatz zu einem Kind keinerlei (oder lediglich negativen) „Erlebnis“- und „Selbstverwirklichungswert“ besitzt, sondern weil sie wegen der verbreiteten Berufstätigkeit beider Partner und den erhöhten Flexibilitätsanforderungen im Berufsleben auch schwieriger geworden ist. Von der Pflichtethik, die vormals eine Pflege gebot, sind nur noch Restbestände übrig, während die Qualität der menschlichen Beziehung zwischen alten Eltern und erwachsenen Kindern zwar ein neues Gewicht erhalten hat, aber bei dem gewachsenen Druck des Berufslebens nicht allein entscheidend ist – insofern mag aus den Gedanken Barbara Holitzscheks auch eine emotionale Distanz zu ihrer Mutter sprechen, aber es ist nicht ohne Bedeutung, dass sie einen anspruchsvollen Vollzeitjob hat, während der ›sozialere‹ Martin Meurer arbeitslos und ohne sonstige familiäre Pflichten ist. Die Altenpflege wird daher zumeist speziellen Institutionen überlassen, es kommt aber (besonders in Großstädten) auch oft zur Vereinsamung alter

Leute. Ein Beispiel im Roman ist der kranke und greise Nachbar, den Lydia im 26. Kapitel auf dem Balkon sitzen sieht und der dort unbemerkt stirbt. Martin Meurers leiblicher Vater, der pensionierte Chefarzt Dr. Reinhard, kann nach seinem Schlaganfall die selbstlose Pflege seiner Frau auch nicht mehr fraglos voraussetzen; diese Zusatzbelastung wird vielmehr zum Offenbarungseid für die unzureichende Qualität seiner Ehe. Nach der Trennung von seiner Frau lebt er in einem Altenpflegeheim[245] und beschäftigt sich mit dem Häkeln von Topflappen. Er entkommt der Vereinsamung nur durch eine Flucht in die Religion, die er als eine Autosuggestion von Nähe benötigt: „Wenn du einsam und verzweifelt bist [...], ist dir Jesus Christus am nächsten" (SiSt 109). Darüber hinaus bietet die Konversion den Zugang zu den sozialen Kontakten der Gemeinde: „Täglich kamen Brüder und Schwestern, die mir halfen und beistanden" (a.a.O.).

Insgesamt wird also trotz eines eindeutigen Schwerpunktes auf den Intimbeziehungen auch im Roman immerhin andeutungsweise erkennbar, was die Soziologen empirisch nachgewiesen haben: Es ist nicht nur die Intimpartnerschaft im engeren Sinne, sondern der gesamte Bereich des Privaten und Familiären, der einer tiefgreifenden Enttraditionalisierung und Individualisierung unterzogen worden ist, so dass Formen, Regeln und Dauer familiärer Beziehungen pluralisiert, entscheidungsabhängig gemacht und in „riskante Chancen" (Beck) verwandelt wurden. Dabei gründet sich die gleichbleibend hohe Attraktivität auch hier auf veränderte Motive von immanenter Problematik: Familie ist Selbstverwirklichung und daher von der tatsächlichen Qualität der Verwandtschaftsbeziehungen abhängig, ohne doch den Anforderungen moderner Erlebnisrationalität immer genügen zu können. Zugleich ist es auch dieser gesamte Bereich, der zu einer privilegierten Sphäre geworden ist, in dem die Auswirkungen der veränderten ökonomischen und bürokratischen Strukturen ausgetragen und bewältigt werden müssen.

> Die sozialstrukturelle Modernisierung der Lebenslagen stößt innerhalb der Familien sichtbar aufeinander. Hier sind die Strukturveränderungen der Erwerbsformen subjektiv sinnhaft zu verarbeiten, nicht zuletzt im Umgang der Generationen miteinander. Denn die Lebensweise des Alltags ist in die unmittelbaren sozialen Beziehungen von Individuen und Gruppen eingebettet. (Weymann 2000, 30)

Das ohnehin schon deutlich schwerer zu verwirklichende Bedürfnis nach dauerhaften familiären Bindungen ist damit noch zusätzlich Belastungen ausgesetzt, welche die kompensatorischen, ›abfedernden‹ Funktionen der Familie beeinträchtigen, indem sie sie für die unmittelbare ökonomi-

[245] Man bemerkt dies nur an einem Detail, nämlich an einem Schildchen, das an den Topflappen befestigt ist; auf ihm steht: „Dr. Hans Reinhard, Haus C, Zimmer 209" (SiSt 110).

sche Selbstbehauptung funktionalisieren. Schulze stellt in seiner Darstellung auch hier jene Anomien auf der Mikro-Ebene in den Mittelpunkt, die – wie Bourdieu gezeigt hat – als Symptome des ökonomischen Drucks gelten können. An den Erziehungsproblemen zeigt sich auch in *Simple Storys*, dass die misslingende Stabilität familiärer Beziehungen den (durch die geschwundenen Autoritätsverhältnisse ohnehin anspruchsvoller gewordenen) Erziehungsauftrag weiter belastet, und in der Beziehung zu den Alten entspricht der Roman der soziologischen Erkenntnis, dass sie bei dem gewachsenen Problemdruck zwar als soziales Netzwerk erwünscht, als zusätzliche Belastung der Kernfamilie aber tendenziell ›untragbar‹ sind und deshalb oft sich selbst oder spezialisierten Institutionen überlassen werden.

I. Wertewandel, Welt- und Menschenbild

Der Wertewandel, der sich in der Bundesrepublik nach 1968 vollzogen hat, ist von den Soziologen vielfach beschrieben und analysiert worden[246]; in *Simple Storys*, das hatten wir schon beim Vergleich mit soziologischen Gruppierungsversuchen gesehen, kommt er im Verhalten der Figuren immer wieder zum Ausdruck. Die Abwendung von materiellen und die Zuwendung zu „postmateriellen" Werten der Selbstverwirklichung und Lebensqualität, wie Ronald Inglehart sie schon 1977 als „Silent Revolution" beschrieben hat, wird vom Roman in dieser Pauschalität allerdings nicht bestätigt: Nicht zuletzt aufgrund der ökonomischen Verunsicherung durch die Krisenerscheinungen des Systemumbruchs zeigen viele Figuren, wie gesehen, eine prädominante Erwerbsorientierung, die sich auf die Sicherung der materiellen Existenzgrundlagen konzentriert. Dabei werden im Berufsleben die Selbstentfaltungswerte bewusst zurückgestellt. Andererseits kommt deren zunehmende Bedeutung zumindest indirekt darin zum Ausdruck, dass die Umstellungen auf dem Arbeitsmarkt in dieser Hinsicht mehrheitlich als mangelhaft empfunden werden – vor allem aber darin, dass die Figuren in ihren Intimpartnerschaften mit unermüdlicher Energie nach einem privaten Glück suchen, das (wie gezeigt) ganz auf Selbstentfaltung ausgerichtet ist.

Aber auch wenn man den Einfluss der aktuellen Krisensituation ›abzurechnen‹ versucht, bestätigt der Roman Ingleharts These in ihrer plakativen Teleologie nicht – schon gar nicht im Hinblick auf die Abfolge der Generationen: Martin Meurers verantwortungsbewusste Haltung gegenüber seinem hospitalisierten Stiefvater zeigt noch einen deutlichen Einfluss von Pflicht- und Akzeptanzwerten, während seine Mutter in der Durchsetzung ihrer Selbstentfaltungsziele weitaus bedenkenloser ist. Die junge Journalistin Danny nimmt sich mit einem erheblichen Quantum an Selbstlosigkeit ihres Neffen Tino an und zeigt in ihrem Beruf ebenso wie ihr Freund Patrick einen beträchtlichen Idealismus, wohingegen die älteren Herren Peter Bertram und Dieter Schubert in recht bedenkenlosem Hedonismus ihre persönlichen Neigungen verfolgen und Ernst Meurer heimlich gegen seine eigene Frau intrigiert. Raffael und Christian Beyer setzen ihre geschäftlichen Interessen ebenfalls gegen moralische Gebote durch, während Marianne Schubert ihrer Bekannten Hanni trotz fehlender persönlicher Neigung mehrfach zur Seite steht und auch Jenny bei Martin Meurers ›Arbeitsunfall‹ im letzten Kapitel Empathie und Hilfsbereitschaft zeigt. Lydia Schumacher und Patrick kümmern sich um Enrico Friedrich, erstere übernimmt dann auch

[246] Vgl. etwa Klages 1984, Klages 2001 und Noelle-Neumann und Petersen 2001, 16.

bei Jenny eine mütterliche Rolle. Aber auch die Fälle altruistischen Verhaltens schließen die Dominanz des Eigeninteresses bei denselben Personen in anderen Zusammenhängen nicht aus – und umgekehrt: Martin Meurer schiebt seinen Sohn zu seiner Schwägerin ab und kann für seinen leiblichen Vater kein Mitgefühl aufbringen; Jenny behandelt ihren ›Freund‹ Maik mehrfach in herabsetzender Weise, Lydia zieht sich bald wieder von Enrico Friedrich zurück und Patrick versucht mit Alkohol und Drohungen, ihn zum Reden zu bringen. Marianne Schubert wiederum kann nicht nur als Sekretärin alle Bittsteller einkalt ›abblitzen lassen‹, selbst gegenüber Hannis emotionalen Bedürfnissen wahrt sie eine deutliche Distanz. Auf der anderen Seite bemüht sich Christian Beyer um einen im Supermarkt verirrten Vogel und hört sich geduldig die Sorgen eines amerikanischen Immobilienmaklers an, und Ernst Meurer unterstützt die Familie seines Sohnes Martin. Auf der Skala des Wertewandels herrschen im Roman die Mischtypen vor, wie dies Helmut Klages auch für die deutsche Gesellschaft feststellen konnte (Klages und Gensicke 2005, 286 u. 288ff; Klages 2001, 8).

Wo sich die Romanfiguren selbst äußern, diagnostizieren sie dennoch im Sinne von Elisabeth Noelle-Neumann vorwiegend einen spürbaren Werteverfall (1978/1987), der allerdings weder auf den gewachsenen Wohlstand noch auf 1968 und die Folgen zurückgeführt wird, sondern auf den Zusammenbruch der DDR und die „Verwestlichung“ der ostdeutschen Gesellschaft nach der Wende. Das passt allerdings zu der Auffassung Noelle-Neumanns, dass der bundesrepublikanische Wertewandel in der DDR nicht stattgefunden habe, nach der Wende aber in wenigen Jahren nachgeholt worden sei – besonders durch die Aufwertung hedonistisch-materialistischer Einstellungen (Noelle-Neumann und Peters 2001, 18). Entsprechend geht es in Schulzes Roman weder um den Bedeutungsverfall von Kirche und Religion noch um den der ›preußischen Sekundärtugenden‹ wie Fleiß, Sparsamkeit und gutes Benehmen, sondern um die Abnahme von Solidarität, Gemeinsinn und Engagement zugunsten von Egoismus, Wettbewerbsorientierung und Konkurrenzverhalten. Am deutlichsten bringt dies Renate Meurer in ihrer schon zitierten Äußerung im 22. Kapitel zum Ausdruck: »Hauptsache, Geld und Arbeit und Wohnung und EC-Karte und dass man sich auskennt mit Gesetzen und Formularen. Was anderes interessiert nicht, nicht die Bohne.« (SiSt 225)

Der egoistische Materialismus und die soziale Gleichgültigkeit, die hier beklagt werden, haben mit Hedonismus allerdings nicht viel zu tun; sie richten sich in erster Linie auf Selbstbehauptung und sind deutlich als Reaktion auf die ökonomische Krisensituation und den institutio-

nellen Wandel erkennbar; sie ähneln darin einer Einstellung, die sich in der alten Bundesrepublik bereits in der Rezessionsphase der 80er Jahre mit ihrer neoliberalen Restrukturierung verbreitet hatte (Heitmeyer 1994, 387) und sich nun im Sinne einer „nachholenden Modernisierung“ auch in den neuen Bundesländern verbreitet. Zudem zeigt gerade die im Kontext dieser Äußerung geführte Diskussion um die Verstrickung Ernst Meurers in DDR-Unrecht die Fadenscheinigkeit des amtlichen DDR-Humanismus und die Fragwürdigkeit seiner verordneten Solidarität wie seines politischen Engagements. Renate Meurers apologetisches Vergangenheitsverhältnis macht die Kontrastfolie einer solidarischen DDR-Gesellschaft als Idealisierung durchschaubar.

In eine ähnliche Kerbe schlägt die Neurologin Dr. Holitzschek, die in einer Konversation über Tiere räsoniert: „Die sind wie Menschen, die Tiere [...]. Die kann man genauso enttäuschen. Und untereinander sind sie auch so, egoistisch und rücksichtslos. [...] Alles ist Egoismus“ (SiSt 52). Umgekehrt gilt also ebenso: Die sind wie Tiere, die Menschen. In dieser Äußerung wird das Wertkonzept der Selbstbehauptung durch das der Selbstdurchsetzung erweitert, in dem aggressives Dominanzstreben mit moralischer und sozialer Indifferenz einhergehen (Heitmeyer 1994, 387). Obgleich Vertreter dieses Konzeptes sicherlich in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft gerade unter den ›Wendehälsen‹ durchaus vorhanden waren, erhalten sie in *Simple Storys* – im Gegensatz zur Medienöffentlichkeit – kaum Aufmerksamkeit: Peter Bertram und Harry Nelson sind die einzigen Figuren, die sich diesem Typus ohne Einschränkung zuordnen lassen. Dagegen dürfte es nicht ganz ohne Plausibilität sein, in Barbara Holitzscheks Äußerung eine Wiederbelebung sozialistischer Propaganda-Schreckbilder vom Kapitalismus durch die Enttäuschungen der Wende anzunehmen. Dass diese Enttäuschungen auch persönlicher Natur gewesen sind und das Verhältnis zum eigenen Freundes-, Bekannten- und Kollegenkreis betreffen, darauf verweist die verräterische Behauptung, Tiere und Menschen glichen sich auch in ihrer Enttäuschbarkeit – einer sicherlich genuin menschlichen, spezifisch anthropologischen Eigenschaft. Zudem macht der Kontext auch hier deutlich, dass die Sprecherin mit ihrem Urteil unausgesprochen eigene Interessen verfolgt: Die nietzscheanische ›Entlarvung‹ ethischer Maßstäbe als bloßen Schein macht ihre eigene Missachtung dieser Maßstäbe durch ihre Fahrerflucht vor sich selbst weniger skandalös. Und die massiven Schuldgefühle, welche die Neurologin durch den ganzen Roman begleiten, strafen ihren moralischen Agnostizismus ohnehin Lügen.

Besonders häufig wird die kulturpessimistische Auffassung von einem „Werteverfall“ im Zusammenhang mit einer zunehmenden Gewaltbereitschaft geäußert. So sagt Lydia zu ihrem

Freund Patrick, nachdem sie von einem „Verrückten“ auf der nächtlichen Autobahn verfolgt worden sind: „Das Wunder ist doch [...], dass nicht ständig einer über den anderen herfällt“ (SiSt 70). Impliziert wird dabei allerdings, dass der Hobbes’sche Kampf aller gegen alle unter den herrschenden Verhältnissen gerade ›kein Wunder‹ wäre, sondern nur allzu verständlich – der gesellschaftskritische Unterton ist ebenso deutlich erkennbar wie der Einfluss antikapitalistischer Propaganda. Dass die Gewaltbereitschaft gerade in den neuen Bundesländern in der Tat zugenommen hat, wird im Roman an mehreren Stellen erkennbar: Die ausländerfeindliche Variante im Angriff auf Orlando, andere rechtsradikale Gewalt im Angriff Jugendlicher auf das Ehepaar Holitzschek, sexuelle Gewalt gegen Kinder in der Missbrauchserinnerung Lydia Schumachers und Gewalt gegen Frauen an der Quasi-Vergewaltigung Conny Schuberts sowie den Vergewaltigungsphantasien und -plänen Peter Bertrams. Allerdings deutet schon die Beteiligung des Westdeutschen Harry Nelson und die Einbeziehung von Gewalterfahrungen aus der DDR-Zeit darauf hin, dass das Problem nicht nur als Problem der ostdeutschen Transformationsgesellschaft behandelt wird.

Am deutlichsten zeigt sich das Gewaltproblem am Aufkommen neuer radikaler Randgruppen der Gesellschaft. Die Journalistin Danny beschreibt, wie sich die Stadt Altenburg in ein Schlachtfeld „zwischen Faschos und Punks, Skins und Redskins, Punks und Skins“ verwandelt:

> An den Wochenenden rückt Verstärkung an, aus Gera, Halle oder Leipzig-Connewitz[247], und wer in der Überzahl ist, jagt die anderen. Es geht immer um Vergeltung. (SiSt 30)

Die Brutalität, zu der bereits Jugendliche aus diesen Gruppen fähig sind, wird von Danny am exemplarischen Fall des 15jährigen Punks Mike illustriert, der nach einem Angriff von verfeindeten Altersgenossen zwei Tage im Koma liegt (a.a.O.). Hier zeigt sich eine Außerkraftsetzung elementarer Hemmschwellen, die auf eine Subjektivierung, ›Erlebnisorientierung‹ bzw. selbstdarstellerische ›Expressivität‹ von Gewalt verweist, bei der die Opfer auswechselbar und die instrumentelle Zielsetzung sekundär wird (Heitmeyer 1994, 384, 386 u. 393). Die Ursachen dieser „Entsicherung“ von Gewalt in Erziehungs- und Sozialisationsdefiziten sowie in der Erschütterung der Identitäten Jugendlicher durch die Wende und die Probleme der Transformationsgesellschaft (Kühnel 1994, 402ff; 1995, 207ff) werden in der Romandarstellung allerdings nicht erkennbar – wohl deshalb, weil sie in der Medienöffentlichkeit bereits große Aufmerksamkeit er-

[247] Es handelt sich um ein durch Plattenbauten geprägtes Viertel im Südwesten der Stadt, in dem die sozialen Probleme besonders gravierend sind.

fahren haben und weiterhin erfahren (darauf verweist ja schon die Rolle des Phänomens als journalistisches Sensationsthema im Roman).

Spezifisch rechtsradikaler Gewalt sind der Landtagsabgeordnete Frank Holitzschek und seine Frau ausgesetzt: Nachdem sie hilflos mit ansehen mussten, wie eine Gruppe jugendlicher Neonazis in einem Lokal ihre Parolen verkündet und die Gäste provoziert, werden sie von der Gruppe angegriffen und müssen die Flucht ergreifen (SiSt 144ff). Der ausländische Taxifahrer Orlando wird von mutmaßlichen Neonazis mit einem Messer in den Rücken gestochen (SiSt 92f). Den sozialen Hintergrund dieser Gewalt benennt Frank Holitzschek: „Vierzehn- bis fünfzehnjährige Schulkinder [...] Dreimal sitzen geblieben, arme Schweine, jeder für sich genommen“ (SiSt 144). Obwohl diese Erklärung sich durchaus auf soziologische Erkenntnisse stützten kann (Dörre 1997, 94f; Pollack 1997, 6ff; Lange 2000, 114f), bleibt sie doch sehr einseitig und oberflächlich – das kann in einem heftigen Ehestreit wohl nicht anders sein. Auch wenn soziologisch erwiesen ist, dass fremdenfeindliche Gewaltbereitschaft mit sozialer Deklassierung und beruflicher Perspektivlosigkeit zusammenhängt (Vogel 1999, 21) sowie mit niedrigem Bildungsstand korreliert und daher bei jungen Menschen ohne Schulabschluss am größten ist (Kühnel 1995, 214 u. 216), handelt es sich im Roman lediglich um das Zitat eines populären Deutungsmusters. Der gesamte Ursachenkomplex, soweit er von den Soziologen diskutiert wird, ist jedoch nur sehr selektiv und vermittelt in den Roman eingegangen; man kann lediglich von der Betroffenheit der „normalen“ Figuren mittleren Alters auf die der gewalttätigen Jugendlichen zurückschließen: materielle und berufliche Perspektivlosigkeit oder doch erhebliche Unsicherheit ist verbreitet, und mit den anomischen Folgen eines erschütterten Weltbildes, labilisierter Identitäten sowie untauglichen Wahrnehmungs- und Deutungsmustern haben auch die meisten Romanfiguren trotz ihres überdurchschnittlichen Bildungsniveaus zu kämpfen.

> So ist es nicht verwunderlich, dass gerade Jugendliche, die damit beschäftigt sind, sich die Welt anzueignen, auf die plötzliche Umpolung ihrer eben erst erworbenen Weltsicht aggressiv reagieren. Stellvertretend für die ratlose Gesellschaft, die sie umgibt, unternehmen sie es in »Bandenkriegen« die Präferenzen neu zu definieren und versuchen sich auf diese Weise zu beweisen, dass sie jeweils auf der richtigen Seite (der falschen Unterscheidung) stehen. Sie transformieren damit die allgemeine Orientierungslosigkeit in einen sichtbaren symbolischen Konflikt. (Lehmann 2006, 98)

Die Gewaltbereitschaft geht jedoch weit über solche gesellschaftlichen Randgruppen hinaus: Ernst Meurers gestische Brotmesser-Attacke auf virtuelle Rumänen (SiSt 72) und sein Warnschuss aus einer Gaspistole im Treppenhaus (SiSt 230) sind ebenso wie das Herumfuchteln

des über Dannys Redaktion wohnenden alten Mannes mit einem Beil (SiSt 37f) Abwehrreaktionen zutiefst verunsicherter Menschen. Der Fahrer des Wagens, der Edgar und Danny nachts auf der Autobahn verfolgt und rammt, handelt dagegen offenbar aus purer Lust daran, anderen Angst einzujagen, ist also ein weiterer Fall von „erlebnisorientierter", „reflexiver" Gewalt, bei der „das Agieren auf das Gefühl der Gewalt selbst bezogen ist" (Heitmeyer 1994, 385). Das gilt auch für den Ex-Lehrer Peter Bertram, der die Lust an der Gewalt, kombiniert mit dem Sexualtrieb, im Schreiben sadomasochistischer Geschichten auslebt (SiSt 36f) – Geschichten, die auch seinen Angelkumpan Dieter Schubert (wenngleich nicht ohne Reste von Schamgefühl) faszinieren (SiSt 154f). Dagegen, dass es sich hier bloß um Phantasien handelt, spricht nicht nur, dass Schubert eine von ihnen seiner „Miet-Freundin" Jenny vorliest (SiSt 269), dagegen spricht auch Bertrams späterer Versuch, seinen Kollegen Pit Meurer zu einer gemeinsamen Vergewaltigung der betrunkenen Hanni zu überreden: „Weißt du, wie sies früher gemacht haben, im Krieg? Das Kleid übern Kopf und draufgesetzt, auf den Kopf" (SiSt 247). Und Pit, der spätere Ehemann Hannis, denkt dazu: „Obwohl ich weder antwortete noch nickte, erschien mir sein Vorhaben einleuchtend, zumindest irgendwie naheliegend" (SiSt 246). Ein impulsiver moralischer Reflex – ohne Ansehen des ausersehenen Opfers – ist nicht vorhanden; erst später, als Pit und Hanni sich näher gekommen sind, stellt sich ein Schuldbewusstsein ein. Daraus könnte man tatsächlich ableiten, dass selbst das Verbot von Vergewaltigung nicht mehr traditionsverwurzelt unbedingte und universelle Geltung hat, sondern nur in Bezug auf bestimmte Menschen und aufgrund reflexiver Absicherung. Das passt zu der verbreiteten soziologischen These, dass die fortgesetzte Individualisierung eine Enttraditionalisierung der Wert- und Normvorstellungen bewirkt und mit dieser „Freisetzung" eine Subjektivierung und Pluralisierung dieser Wert- und Normvorstellungen ermöglicht hat, die allerdings unter dem Druck der kapitalistischen Verwertungslogik zu einem utilitaristisch-kalkulativen Verhalten tendiert (Heitmeyer 1994, 376 u. 383; Friedrichs 1997, 483ff).

> Enttraditionalisierung führt also dazu, dass als allgemein verbindliche Verhaltensregulierung nur noch eine Minimalmoral übrigbleibt. Dies hat eine doppelte Auswirkung: „Das Individuum hat mehr Spielraum für freie Entscheidungen, zugleich aber ist auch deren Begründungspflichtigkeit gestiegen" (Nunner-Winkler 1990, 4). Diese Begründungspflichtigkeit ist aber offen für problematische Einflüsse: Je kleiner die Minimalmoral, desto größer ist der Raum für „Situationsmoral". (Heitmeyer 1994, 384)

Die Romandarstellung widerspricht also der allzu optimistischen Auffassung Richard Münchs, die moralische Urteilskraft der deutschen Bevölkerung habe sich analog zum Stufenmodell Kohl-

bergs (1969) von der präkonventionellen Stufe des utilitaristischen Gebens und Nehmens über die konventionelle Stufe der legalistischen Einhaltung der Ordnung hinaus zur postkonventionellen Stufe entwickelt, auf der das Handeln durch universale Prinzipien begründet werde, so dass die Rolle von Herkunft und Zugehörigkeit, von partikularen Solidaritäten und unreflektierten Gewohnheiten entscheidend geschwächt werde (Münch 1991, 201). Die fiktive soziale Welt von *Simple Storys* entspricht viel eher der Diagnose David Riesmans, der schon im Amerika der fünfziger Jahre einen Wandel des dominierenden moralischen Charaktertyps vom innengelenkten „Kompass-Typ" des klassischen modernen Bürgertums zum außengelenkten „Radar-Typ" der industriellen Massengesellschaft festgestellt hatte (Riesman 1950) – ein Typus, der sein Verhalten eben nicht oder nur scheinbar an festen universellen Prinzipien orientiert, sondern am Verhalten und den Erwartungen seiner Mitmenschen, an den wechselnden sozialen Kontexten sowie den Strömungen und Trends einer medienbestimmten Öffentlichkeit (Riesman 1950, 69; Lethen 1994, 235ff). Helmut Lethen sieht deshalb schon früh auch in Deutschland einen Wandel von einer „Schuldkultur", in der Introspektion und Gewissen dominieren, zu einer „Schamkultur" der Angst vor sozialer Ausgrenzung (Lethen 1994, 32f). Das hat zur Folge, dass außerhalb sozialer Kontexte, dem „Auge der anderen" verborgen, soziale Normen nur noch schwache oder überhaupt keine Handlungsrelevanz mehr besitzen.

Das gilt etwa für Peter Bertram: Obwohl das Vergewaltigungsverbot nun sicherlich zum Kernbestand jeder noch so ›minimalen‹ Moral gehört, bezieht er sich zur Begründung auf den Umstand, dass Hanni zu betrunken ist, um sich später noch an die Vergewaltigung zu erinnern – so dass die äußere Sanktionsdrohung von Schande und Strafe außer Kraft gesetzt ist. Das bestätigt zugleich, was Blinkert aufgezeigt hat: „Kein Kontroll- und Sanktionsapparat kann auf Dauer die Sanktionswahrscheinlichkeiten und –intensitäten auf einem so hohen Niveau halten, dass Regelverletzungen allein dadurch verhindert werden, dass sie beim Normaladressaten als zu kostspielig gelten"[248]. Bei geringem Risiko ist die Versuchung groß, seine eigenen Bedürfnisse und Interessen rücksichtslos durchzusetzen. Der Bezug Bertrams auf den Krieg ist hier vielsagend: Er lebt offenbar in dem Gefühl, dass auch in seiner Zeit die humanen Grundwerte außer Kraft getreten sind. Tatsächlich dürfte dies aber wohl nur für Bertram gelten; Pit Meurer hätte sich vermutlich an einer Konkretisierung der Pläne nicht mehr beteiligt.

[248] Zit. n. Heitmeyer 1994, 383.

Bei aller Evidenz einer verbreiteten moralischen Verunsicherung lässt Schulze jedoch insgesamt gesehen nur wenige Figuren auftreten, welche die These von einem allgemeinen Werteverfall stützen könnten; die rechtsradikalen Gewalttäter bleiben im Hintergrund, und Beispiele echter Gewissenlosigkeit begegnen kaum; ›unmoralisches‹ Verhalten steht häufig im Kontext ökonomischer Zwänge wie im Falle Raffaels und Beyers, findet unter Alkoholeinfluss statt wie bei Harry Nelson – oder in Situationen psychischer Überlastung wie bei Martin Meurer. In den meisten Fällen ist auch (zumindest nachträglich) durchaus ein deutliches Schuldgefühl zu erkennen; damit stützt der Roman die alltägliche Erfahrung, dass erhebliche Reste moralischer Innenlenkung auch gegenwärtig noch zur charakterlichen Ausstattung gewöhnlicher Menschen gehören und ein vollständiger Übergang zur Außenlenkung nur selten anzutreffen ist. Das tatsächliche Verhalten der Romanfiguren bestätigt vielmehr die vermittelnde Auffassung von Klages, dass der Wertewandel seiner Haupttendenz nach in einer neuen Wertsynthese zwischen Pflicht- und Akzeptanzwerten einerseits sowie Selbstentfaltungswerten andererseits besteht (Klages 2001, 10; Klages und Gensicke 1999, 285ff). Hinzu kommt auch hier eine Individualisierung: Bindungen, Konventionen, Pflichten und altruistisches Verhalten werden nur mehr akzeptiert, wenn sie einen persönlich motivieren und/oder man von ihrer Unvermeidlichkeit überzeugt ist (Klages 2001, 8 u. 13). Und schließlich hat die Geltung ethischer Normen durch die funktionale Differenzierung der Gesellschaft ihre Universalität verloren und ist kontext- bzw. standpunktabhängig geworden: Die Durchdringung der ganzen Gesellschaft mit den moralisch aufgeladenen politischen Direktiven und dem moralisch aufgeladenen politischen Weltbild der sozialistischen Staatspartei ist durch die Wiedervereinigung einem Verselbständigungsschub der gesellschaftlichen Subsysteme in deutlicher getrennte „Wertsphären“ (Weber) gewichen, so dass nun die Verhaltensnormen im ökonomischen Handlungsfeld (bzw. der Arbeitswelt) strikter von denen in der Politik und im Privatleben getrennt sind – was *de facto* einem Geltungsverlust moralischer Maßstäbe außerhalb der Lebenswelt bzw. deren Reduktion auf ein Minimum gleichkommt. Die Ostdeutschen müssen sich also in kürzester Zeit an die noch fremde Situation gewöhnen, dass sie je nach Handlungsfeld auf ein anderes Wert- und Normensystem ›umschalten‹ müssen (wobei erschwerend hinzukommt, dass diese Normensysteme häufig noch fremd sind) – eine Aufgabe, welche die Lernfähigkeit ganz anders Sozialisierter vielfach überfordern muss (Heitmeyer 1994, 380; Hettlage und Lenz 1995, 19). Dass dies in der Provinz, wo man zwangsläufig mit denselben Menschen in mehreren Systemen zugleich zu tun hat, zu Konflikten führt, sieht man vor allem an Raffaels Schwie-

rigkeiten, seinen persönlich befreundeten Angestellten Orlando zu entlassen. Dass die Altenburger zudem die klare Unterscheidung der Handlungsfelder nicht immer klar beherrschen, sieht man an Christian Beyers vergeblichem Versuch, seine Chefposition für eine private Annäherung an seine Angestellte Danny zu nutzen – sowie an den Schwierigkeiten, in welche die Verbindung mit seiner freien Mitarbeiterin Hanni gerät. Generell liegt hier ein Teil der Probleme, mit dem Eindringen des ökonomischen Systems in die private Lebenswelt umzugehen, wie ich sie weiter oben analysiert habe.

Andererseits muss man berücksichtigen, dass die ethischen Vorstellungen der Lebenswelt in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielen, so dass Manager, Juristen und Wissenschaftler, vor allem aber Politiker immer wieder gezwungen sind, ihre Entscheidungen (wenigstens nach außen hin) als „Subpolitik“ vor dieser Alltagsmoral zu rechtfertigen (Münch 1991, 89f u. 100ff; Beck 1986, 303ff). Innerhalb dieser lebensweltlichen Moralvorstellungen gibt es immerhin einen gewissen Basiskonsens, der sich an Grundwerten wie Gerechtigkeit, Chancengleichheit, freier Selbstentfaltung, Eigentum, körperlicher Unversehrtheit etc. orientiert; es lässt sich sogar argumentieren, dass die öffentliche Sensibilität im Hinblick auf diese Minimalmoral gewachsen ist, auch wenn die Prioritäten je unterschiedlich verteilt sind (Münch 1991, 93f). Dadurch hat sich eine Art Doppelmoral etabliert – mit einer Spannung zwischen zwei Polen, die immer wieder neu ausgetragen werden muss (a.a.O.). Fürwahr eine komplizierte, gewöhnungsbedürftige Situation.

Dass die fundamentalen ethischen Prinzipien jedenfalls ihre Geltung mitnichten völlig verloren haben, zeigt das Motiv der Schuld, das den ganzen Roman durchzieht. Es kommt (vielleicht mit Ausnahme Peter Bertrams) praktisch nie vor, dass gegen fundamentale ethische Prinzipien verstoßen wird, ohne dass sich Schuldgefühle oder doch zumindest Anzeichen dafür einstellen. Was allerdings in diesem Roman auffällt, ist die verbreitete Unfähigkeit, Schuld einzugestehen und für sie die Verantwortung zu übernehmen. Das entspricht der soziologischen Erkenntnis, dass auch die Schuld von dem neuen Individualisierungsschub nicht unberührt geblieben ist: Sie hat ihren Zusammenhang mit Bekenntnis/Geständnis und Sühne, also ihre Rolle als kommunikativer Verarbeitungsmodus dysfunktionaler Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft weitgehend aus der Lebenswelt an das Rechtssystem abgegeben und ist ansonsten nur noch ein psychisches Problem, mit dem der Einzelne allein zurecht kommen muss (wenn er nicht therapeutische oder seelsorgerische Hilfe unbeteiligter Profis in Anspruch nimmt). Im Roman hat dies

zur Folge, dass eine Bewältigung bzw. Überwindung der Schuldgefühle regelmäßig misslingt.[249] Dies gilt etwa für Ernst Meurer, der seine Schuld als Handlanger des DDR-Regimes nicht anerkennen will[250] und darin auch von seiner Frau bestärkt wird – dessen Verhalten jedoch ständig von einem unterdrückten Schuldgefühl gezeichnet ist, bis dieses ihn in eine Art Verfolgungswahn treibt. Die Versuche, sich von Schuld mit Geld „freizukaufen", hatte ich bereits erwähnt.

Die wichtigste Figur in diesem Zusammenhang ist sicher Barbara Holitzschek, die am Tod einer Radfahrerin beteiligt ist und Fahrerflucht begeht. Es gelingt ihr nicht, diese Schuld zu verdrängen, sie wird von Albträumen geplagt und leidet unter Schlaflosigkeit. Ihr wiederkehrender Albtraum ist für den Leser, der den realen Hintergrund inzwischen kennt, in seiner Plakativität nur allzu leicht zu entziffern: Der schreiende Mann mit blutigen Händen, der nach ihr greift, ist Martin Meurer, der Ehemann der Verunglückten, und die imaginierten Bestrafungen sind zugleich Ausdruck ihres Schuldgefühls und des Wunsches, es endlich durch Sühne abbauen zu können. In diesem Fall projiziert sie den Impuls zur Fahrerflucht sogar auf ihren Ehemann: „Und du hast behauptet, das macht nichts, so was passiert halt [...]. Wenn wir uns beeilen, hast du gesagt, merkt es niemand" (SiSt 181). Dass das „Auge der anderen" fehlt, lässt auch hier ganz im Sinne des außenorientierten „Radar-Typs" den Impuls aufkommen, sich entgegen fundamentaler ethischer Prinzipien der Verantwortung für das eigene Tun zu entziehen. Die Stärke des nachfolgenden Schuldgefühls aber zeigt überdeutlich, dass der moralische „Kompass" des innengeleiteten Menschen durchaus noch vorhanden ist, so dass hier zwei Instanzen ihrer Persönlichkeit im Streit miteinander liegen.

Die kaum verschlüsselte Nähe von Traum und Realität macht einige von Barbaras Aussagen sogar zu mehr oder weniger direkten Formulierungen ihres schuldbeladenen Lebensgefühls: „Du liegst da, stierst an die Decke, die Zeit vergeht nicht oder so langsam, dass es nicht der Rede wert ist, und dabei ist die Zeit der einzige Unterschied, der dir noch einfällt, das Einzige, was Tod und Leben noch voneinander trennt" (SiSt 182). Unter der Bürde der Schuld erscheint ihr das Leben wie ein Tod, sie ist in leblose, katatonische Angststarre verfallen und unfähig geworden, irgendetwas zu genießen – auch die Zärtlichkeiten ihres Mannes gleiten an ihr ab, sein Körper und sein Atem wird sogar als beschwerlich und störend empfunden (SiSt 89). Gleichzeitig ist sie

[249] Das gilt in weiterem Sinne auch für Martin Meurer, der die Schuldgefühle gegenüber seiner verunglückten Frau nicht wirklich sühnen kann, eben weil sie tot ist.
[250] Er kann dies schon deshalb nicht, weil nach der Wende eine Zeitungskampagne gegen ihn geführt wird, während andere Parteifunktionäre ungeschoren davonkommen.

von einem gesteigerten Vergänglichkeitsgefühl beherrscht: „Ich rechne mein Alter um in Katzenjahre. Katzenjahre ergeben sich aus der Multiplikation mit sieben. Bei Schildkröten müsste man dividieren. Aber Schildkrötenjahre gibt es nicht“ (SiSt 90). Diese Symptome lassen mit einiger Sicherheit auf einen Zusammenbruch ihres Selbstwertgefühls schließen, der sie in Abwehrreaktionen erstarren lässt. Die Schwere der Symptome spricht für ein stark ausgeprägtes Über-Ich. Ihr Selbstwertgefühl ist also infolge ihrer Erziehung noch eng an ihr Gewissen gebunden, obwohl dessen Rigidität durch die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse dysfunktional geworden ist.

Trotz ihrer inneren Not ist Barbara Holitzschek auch im Wachzustand nicht in der Lage, ihre Schuld auf sich zu nehmen und Buße zu leisten, wenngleich sie ihrem Mann mit ihren Träumen überdeutliche Zeichen gibt; das höchste der Gefühle ist ein geflüstertes Geständnis ins Ohr des Schlafenden (SiSt 90). Die Angst vor der Scham erweist sich als größer als die Angst vor der Schuld. Das ursprüngliche Motiv der Neurologin wird von Lydia Schumacher recht prägnant zusammengefasst: „Lydia sagte, dass sie Babs verstehen kann [...] wenn man schon jemanden tot gefahren hat, wenn sowieso nichts mehr zu rettn ist, muss man sich ja nicht auch noch selbst das Leben ruiniern“ (SiSt 192). Hinzu kommt noch die Rücksichtnahme auf ihren Mann: „Wer wählt dich dann noch, mit so einer Frau?“ (SiSt 187). Diese rational kalkulierende Denkweise ignoriert jedoch einen wichtigen Aspekt des Schuldbegriffs, der nichts mit einer Gewinn- und Verlustrechnung zu tun hat, den Umstand nämlich, dass Strafe nicht einfach nur ein Schadensausgleich, sondern als „Sühne“ ein ritueller gesellschaftlicher Ausgleich ist, der auch der psychologischen Entlastung des Täters vom Schuldgefühl dient – gerade da, wo eine „Wiedergutmachung“ gar nicht möglich ist.

Hier zeigt sich, dass auch die Befolgung oder Nichtbefolgung von ethischen Normen in höherem Maße als früher individuell entscheidungsabhängig und zugleich systemabhängig geworden ist. Ob – und wenn ja wie streng – eine Norm einzuhalten ist, muss vom Einzelnen in jeder Situation neu und nach differierenden, ja oft sogar konfligierenden Wert- und Normsystemen entschieden werden, wobei eine flexible wertrationale Urteilskompetenz gefragt ist, die eine Entscheidung im Zweifelsfall auch zu rechtfertigen vermag. Sind mehrere an einer moralisch relevanten Entscheidung beteiligt, ist diese Kompetenz ohnehin gefragt, da die Geltung einer Norm und deren Strenge diskursiv ausgehandelt werden muss. Es sind diese Verhältnisse, die zur Vorstellung von einer „Diskursethik“ geführt haben, und es ist klar, dass mit der konsequenten Verlegung der praktischen Ethik in die Entscheidungsgewalt des Individuums auch die menschli-

che Fehlbarkeit eine wichtigere Rolle spielt. Allerdings zeigt der Roman gerade mit seiner Behandlung der Schuldproblematik, dass eine solche Diskursethik nur dann funktioniert, wenn die ›moralischen Subjekte‹ imstande sind, Irrtümer einzugestehen und für Fehler die Verantwortung zu übernehmen – eine Fähigkeit, die eine starke Identität und stabiles Selbstwertgefühl voraussetzt. Gerade hier jedoch zeigen die Figuren des Romans deutliche Mängel, und die Alltäglichkeit ihrer vertuschenden, verleugnenden und rechtfertigenden Verhaltensweisen belegt, dass es sich um ein verbreitetes soziales Phänomen handelt.

Allerdings muss man berücksichtigen, dass ein konsequent verantwortungsbewusstes Verhalten nicht nur eine starke Identität und ein stabiles Selbstwertgefühl voraussetzt, sondern auch gegen die instrumentelle Konkurrenz- und Erfolgslogik von Politik und Wirtschaft mit ihrem wachsenden Einfluss auf die Lebenswelt verstößt. Die individuelle Entscheidungsfreiheit ist nämlich in erheblichem Maße durch die funktionale Logik der sozialen Systeme begrenzt. Die fundamentalen Verhaltensregeln sind (anders als in den „weichen“ Reflexionssystemen) in jedem Funktionssystem vorgegeben (Lehmann 2006, 137ff) – meist sind sie sogar institutionell fixiert –, und die individuellen Entscheidungen betreffen in der Regel vorgegebene Alternativen oder Fragen der richtigen Anwendung. Jene Vorgaben haben die Individuen eigentlich nicht zu verantworten, aber indem sie sich immer für eine von ihnen entscheiden *müssen* und für die Regeln des Systems – einschließlich ihrer Widersprüche und ihrer Blindheit gegenüber den Belangen anderer Systeme – niemand persönlich haftbar gemacht werden kann, sind es in der Praxis doch die einzelnen Subjekte, welche die Verantwortung zu tragen haben. Gerade in Situationen der Krise und des Übergangs – wie in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft nach der Wende – kommt es deshalb zu der schon angesprochenen paradoxen Situation, dass die vollständig individualisierten Subjekte in ihrer Biographie die Krisensymptome und Widersprüche der Systeme auszutragen haben: Arbeitslosigkeit und beruflicher Abstieg wird ebenso als Schuld, als persönliches Versagen erfahren (Martin Meurer) wie politische Fehlentscheidungen (Ernst Meurer).

Was Verunsicherung auslöst, ist also nicht so sehr der „Werteverfall“, sondern die (in diesem Ausmaß) ungewohnte Notwendigkeit, über die praktische Anwendung der Werte – und im Fall eines Wertekonflikts über ihre Hierarchie – in schwer vergleichbaren Situationen einer hochdifferenzierten Gesellschaft immer wieder selbst entscheiden und die Folgen selbst verantworten zu müssen. Dass sich unter den Romanfiguren ein allgemeines Misstrauen und eine teilweise paranoide Existenzangst ausbreitet, ist sicherlich zum Teil dieser Verunsicherung geschul-

det, aber es sind erst die plötzliche Unsicherheit und Fremdheit der ökonomischen und bürokratischen Lebensgrundlagen nach der Wende sowie die Gewalt, die von den Verlierern dieser Entwicklung ausgeht, welche jener Verunsicherung ihre existenzielle Intensität verleihen. Als latentes Gefühl haftet diese Angst an dem geheimnisvollen Ticken, das in Martin Meurers neuer Wohnung zu hören ist (Kap. 21). Das Geräusch wird von ihm selbst in aufschlussreicher Weise gedeutet: „Wie ein Zeitzünder, wie `ne Bombe“ (SiSt 208). Auch der Vermieter „hatte immer Angst, dass der Alte, der Hausmeister, daß der mal alles in die Luft sprengt“ (SiSt 209). Das Ticken repräsentiert also neben dem latenten Vergänglichkeitsempfinden das untergründige Gefühl der Bedrohung, das Martin bei der Einrichtung der neuen Wohnung begleitet – ein halbverdrängtes Wissen, dass all die Vorteile dieser Wohnung, die er so stolz präsentiert, keine wirkliche Lebenssicherheit und keine Verwurzelung bieten können, sondern allenfalls den Schein davon. Drastischer begegnet die Existenzangst in einer nächtlichen Unterhaltung zwischen Marianne Schubert und Pit Meurer:

> Wir [...] sprachen über Ängste und dass sich viele Leute im Dunkeln nicht mehr auf die Straße trauen, was schon an Hysterie grenzt.
> »Man muss sich ja nur mal die Wohnungstüren ansehen«, sagte ich, »Was die jetzt alle für Schlösser haben.«
> »Wenn ich abends noch allein im Möbelhaus bin«, begann sie, »krieg ich neuerdings auch Angst. Hatte ich wirklich lange nicht mehr. Wer Angst hat, der hat was zu verlieren. Also kanns mir gar nicht so schlecht gehen, wie ich immer annehme, sonst wärs mir ja egal. Wars auch ne Weile. Aber jetzt denk ich oft, gleich knallts, gleich kommen welche und räumen ab.« (SiSt 251f)

Ihr Wunsch nach einer Pistole wird abgelehnt, weil sie auf die Frage einer Psychologin, wohin sie im Ernstfall schießen würde, sofort Herz und Kopf angibt (SiSt 252). Auch Hannis Reaktion darauf, dass Christian Beyer in New York einen „wildfremden“ Makler in die Wohnung lässt, ist von diesem ängstlichen Misstrauen geprägt (SiSt 174f). Der alte Mann im Haus von Dannys Redaktion hat dieses tiefsitzende Gefühl, seinen Mitmenschen alles zuzutrauen, bereits bis zum offenen Wahn kultiviert: Er sieht in der Journalistin eine „Meisterdiebin“, „eine, für die selbst ein Westschloss, ein neues Westsicherheitsschloss, kein Hindernis ist“ und beschuldigt sie, ihm schon zwei Monatsrenten gestohlen zu haben, „außerdem die neue Hose und seine braunen Sandalen“ (SiSt 38).[251]

[251] Erstaunlich ist, dass die DDR-spezifische Unsicherheit der Stasi-Bespitzelung und der willkürlichen Verhaftungen nicht oder weniger als Bedrohung empfunden wurde – wahrscheinlich weil es dagegen immer das Mittel der Anpassung, der politischen Konformität gab, während die nun aufbrechende Gewalt unberechenbar erscheint.

Die Pluralität und Widersprüchlichkeit der ethischen Maßstäbe manifestiert sich nach dem Ende der ideologisch gleichgeschalteten DDR-Medien besonders drastisch in der mediengesteuerten Öffentlichkeit – zumal hier nun nicht nur Grenzen zwischen richtig und falsch, sondern auch die zwischen wahr und unwahr ihre Schärfe verloren hatten. Diese Entwertung vormaligen Orientierungswissens musste auch die darauf basierenden Identitäten erschüttern. Harry Lehmann hat darauf hingewiesen, dass der Alte aus dem dritten Kapitel in gewissem Sinne zurecht die Journalistin für die Unordnung in seiner Wohnung verantwortlich macht: „Tatsächlich kam das Chaos ja über die Massenmedien in seine vertraute Welt; er erfährt von ihm aus der Zeitung, und diese Stätte der Verwirrung hatte eine Etage unter ihm sich eingemietet“ (Lehmann 2006, 98). Dass er jedoch vor allem um seinen Besitz fürchtet, deutet auf die existenzielle Bedeutung, welche die Orientierung in der neuen Gesellschaft besaß.

III. Zusammenfassung der Ergebnisse

Ingo Schulzes Roman präsentiert – soviel ist erkennbar geworden – ein Bild von der Gesellschaft Ostdeutschlands nach der Wende, das in vielem erstaunlich genau den aktuellen Ergebnissen der soziologischen Forschung entspricht, zugleich aber – wie jeder literarische Text – eine Selektion vornimmt, die teilweise durch die Besonderheiten der narrativen Fiktion als Medium, teilweise durch die Konkurrenzbeziehung zu den nichtliterarischen Massenmedien zu erklären ist, teilweise aber auch als Ausdruck einer spezifisch künstlerischen Intention verstanden werden kann. Auffälligstes Selektionsprinzip ist die Konzentration auf Krisenerscheinungen, die dem Roman jenen gesellschaftlichen Problembezug gibt, der für die gesellschaftliche Funktion von Literatur-als-Kunst bereits vorab als zentral angenommen wurde.

Da der Text reine Darstellung ist und kaum diskursive Elemente enthält, präsentiert er die gesellschaftliche Wirklichkeit auf der Mikro-Ebene von Alltagserscheinungen; soweit es auf dieser Ebene möglich ist, stellt er exemplarisch auch erzählerische Verbindungen her, besonders zwischen den gewandelten ökonomischen Verhältnissen und den unmittelbaren sozialen Beziehungen in Ehe, Partnerschaft und Familie (Verbindungen, die dem Problemfokus gemäß fast ausschließlich negativer Art sind). Größere Zusammenhänge hingegen, die nur abstrakt bzw. diskursiv darstellbar sind oder größere Raum-Zeit-Kontinuen erzählerisch abdecken müssten (wie der soziale Roman des 19. Jahrhunderts dies tut), bleiben schon wegen der kleinteiligen, diskontinuierlichen Form des Textes außerhalb der Darstellung. Die dargestellten Alltagsphänomene bieten jedoch durchaus ein signifikantes Anschauungsmaterial für einige zentrale Thesen der Soziologen, ja man kann sogar sagen, dass sie einen ausgeprägt exemplarischen Charakter besitzen und insofern von gewissen soziologischen Kenntnissen und besonders von einer guten Beobachtungsgabe mit einem Sinn für das Typische zeugen, auch wenn die Figuren nie zu Schablonen geraten. Vor allem aber zeigt sich hier ein ausgeprägter Wille zum sozialen Realismus, was in unserem Sinne vor allem bedeutet, dass der Text enge Bezüge zum bestehenden kulturellen Wissen über die Gesellschaft aufweist. Das gilt auch über die ostdeutsche Provinz hinaus, denn die dortige Transformationsgesellschaft holt nur im Zeitraffer nach, was in Westdeutschland Jahrzehnte gebraucht hat. Zum exemplarischen Charakter der Figuren und ihrer Verhaltensweisen trägt bei, dass der Autor sich auf den unspektakulären Alltag von Durchschnittsmenschen konzentriert hat, also vorwiegend auf Mittelschichtangehörige einer Kleinstadt im Erwerbsalter.

Andere gesellschaftliche Aspekte sind zwar deutlich randständig, werden aber dennoch in exemplarischen Einzelepisoden angeschnitten: so etwa die besonderen Probleme von Kindern, Jugendlichen, Alten und Ausländern sowie die Massenmedien und der Konsum. Auch dabei ist eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit den Erkenntnissen der Soziologen zu vermerken, etwa im Hinblick auf die liberalisierten, stärker auf Kreativität und Selbständigkeit gerichteten sowie durch eine Verhandlungsmoral gekennzeichneten Erziehungsprinzipien. Auch hier dominiert jedoch der kritische Fokus auf Krisenphänomene wie die negativen Auswirkungen geringerer familiärer Stabilität, die Institutionalisierung der Altenpflege und die Gewaltbereitschaft perspektivloser Jugendlicher. Besonders die vereinzelte Darstellung des Konsums in der ›Überflussgesellschaft‹ ist durch eine kritische Einstellung gekennzeichnet, die nicht nur – im Einklang mit Gerhard Schulze – die höheren Enttäuschungsrisiken des „Erlebniskonsums“ zeigt, sondern überhaupt die mangelnde Eignung für das irdische Glücksstreben der Figuren herausstellt. Ähnliches gilt für die seltene Darstellung der Massenmedien, die aber weitgehend unthematisiert blieb.

Als eine besondere Stärke des Romans als Medium sozialer Erfahrungen hat sich erwiesen, dass hier über die empirischen, in Daten- und Fakten fassbaren Verhältnisse hinaus in besonderer Weise auch die kulturellen Wahrnehmungs-, Wertungs- und Interpretationsschemata thematisiert werden können, die das soziale Verhalten der Menschen leiten. Schulzes Roman macht besonders deutlich, dass die Schwierigkeiten von Menschen, mit einem rapiden gesellschaftlichen Wandel fertig zu werden, nicht nur den praktischen Übergang von alten zu neuen ökonomischen und administrativen Verhältnissen sowie die Gewöhnung an neue soziale Beziehungsmuster betreffen, sondern zu einem erheblichen Teil in den Orientierungsschwierigkeiten bestehen, welche durch die untauglich gewordenen alten kulturellen Erfahrungsmuster, Welt- und Menschenbilder bedingt sind; auch hier erzwingt der soziale Wandel Anpassungsleistungen, welche die Grundlagen der bisherigen Identität mindestens eben so sehr in Frage stellen wie die umgewälzten Macht- und Besitzverhältnisse – zumal das Tempo der Veränderungen die Lernfähigkeit der meisten Menschen überfordern muss.

Es gibt nun allerdings einige Aspekte der Gegenwartsgesellschaft, die durch die spezifische Selektivität der Wirklichkeitsreferenz kaum erkennbar werden. Auffällig ist etwa die weitgehende Ausblendung der Medienwelt und damit auch der medial vermittelten Öffentlichkeit; die Probleme eines durch universale Simulation veränderten Wirklichkeitsverständnisses, wie Baudrillard es herausgearbeitet hat, bleiben damit weitgehend außerhalb des Romanhorizonts. Der

Weltbezug der Figuren wird fast vollständig auf unmittelbare Kommunikation und Interaktion – ohne Vermittlung von technischen Medien – reduziert; selbst Schreib- und Leseerfahrungen kommen auf inhaltlicher Ebene nur ausnahmsweise vor. Damit wird zwar eine erhebliche Komplexitätsreduktion erreicht, der damit erzielte Eindruck von ›Authentizität‹, von Konzentration aufs ›Wesentliche‹ ist jedoch insofern widersprüchlich, als die übermächtige Rolle der Medien heute unbestritten zu einem ›authentischen‹ Bild der Wirklichkeit gehört – zugespitzt: eine Darstellung der Gegenwartsgesellschaft, die ihre Inauthentizität ausspart, ist nicht authentisch. Es geht also um etwas anderes: Um eine Spezialisierung auf diejenigen Aspekte der Erfahrung, die in den modernen Massenmedien nicht oder nur am Rande berücksichtigt werden (können) und die zugleich den besonderen Stärken des Mediums Literatur entsprechen. Natürlich können die spezifischen Darstellungsmöglichkeiten literarischer Fiktion auch bei der Darstellung der Medienwelt und ihrer dominanten Themen zusätzliche Aspekte erfahrbar machen, die audiovisuell nicht oder nicht zureichend darstellbar sind – und ein gewisser Strang der literarischen Produktion tut dies auch immer wieder.[252] Ingo Schulze hat sich jedoch wie viele seiner Kollegen dafür entschieden, der Medienkonkurrenz und deren thematischen Präferenzen eine andere Art von Selektivität entgegenzusetzen. Die massenmedial geprägte Vorstellungskraft des Lesers wird auf Gebiete geführt, wo sie ihre Prägekraft kaum oder gar nicht entfaltet hat: eben den Bereich unmittelbarer Kommunikation im unspektakulären Alltagsleben von Durchschnittsmenschen der (ost-) deutschen Provinz.[253] Diese funktionale Differenzierung innerhalb des Mediensektors hat allerdings zur Folge, dass der frühere Anspruch des literarischen Kunstwerks, das Ganze der Erfahrung zu repräsentieren oder doch zumindest einen universal relevanten Erfahrungsmodus, nicht mehr uneingeschränkt angestrebt werden kann.[254]

Mit den Massenmedien fehlen auch jene Bereiche der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die hauptsächlich durch deren Vermittlung ins Bewusstsein der Menschen gelangen – vor allem die Sphäre der Politik, die Ereignisgeschichte des Vereinigungsprozesses mit ihren gerade auch wirtschaftlich folgenreichen Entscheidungen, die fortbestehenden ökologischen Probleme – aber auch

[252] Vgl. z. B. Osang, Alexander. *Die Nachrichten*. Roman. Frankfurt/M.: Fischer, 2000.
[253] Allerdings ist einschränkend darauf hinzuweisen, dass auch dieser Bereich immer mehr in die AV-Medien einbezogen wird: Schon die unzähligen Talkshows, erst recht aber die sogenannten Doku-Soaps mit ihrer Darstellung von Durchschnittsmenschen und ihren Alltagsproblemen stärken die Tendenz des Fernsehens zur „Alltagsverdoppelung". Die Besonderheit der literarischen Darstellung liegt allerdings in den erheblich erweiterten Möglichkeiten der Fokussierung, der dargestellten Komplexität und der Reflexivität. Darüber hinaus können aufgrund der größeren Distanz und des isolierten Rezeptionsmodus die bestehenden Erfahrungsmuster stärker durchbrochen werden.
[254] Dies alles gilt jedoch nur bei strenger Beschränkung des Blicks auf das Inhaltliche. Formale Elemente massenmedialer Darstellung sind durchaus in den Roman eingebaut und spielen dort eine signifikante Rolle.

die Massenkultur der Zeit, die Werbung und mit ihr ein Großteil der zeitgenössischen Warenwelt. Des Weiteren kommt das soziale Spektrum im Romanpersonal nur sehr selektiv zur Darstellung, so dass auch die Gesellschaftsstruktur als Ganze sich dem Blick des Lesers entzieht. Zwar entspricht die Unmöglichkeit, Klassenstrukturen, und die Schwierigkeit, Schichtstrukturen zu erkennen, dem soziologischen Befund für die nachindustrielle Gesellschaft, aber durch die Konzentration auf Mittelschichtangehörige wird das Thema der wachsenden sozialen Ungleichheit von Lebenschancen und –risiken von vornherein aus der fiktiven Romanwelt ausgeschlossen. In auffälligem Kontrast zur massenmedialen ›Kapitalismuskritik‹ geht es nicht um die ›Ungerechtigkeit‹ der Ressourcenverteilung und die dadurch bedingte Ungleichheit der Lebenschancen, um die unverhältnismäßigen Gewinne der Reichen und die besonderen Härten der Armen und Randgruppen, sondern um die unspektakulären Alltagsprobleme der breiten Masse mit dem System. Darin liegt durchaus eine Vermeidung von Vordergründigkeit zugunsten dessen, was nicht nur die Mehrheit der Menschen wirklich betrifft, sondern auch tiefer in die Problematik des Systems eindringt.

Indem jedoch zur Einengung des sozialen Spektrums noch eine weitgehende Aussparung des Freizeitverhaltens und der kulturellen wie politischen Präferenzen hinzukommt, wird auch der Aspekt des ›Lebensstils‹ derart rudimentär repräsentiert, dass das Figurenpersonal des Romans in keiner Weise dem aktuellen Bild einer „Milieugesellschaft“ entspricht, wie es Soziologen für die neunziger Jahre herausgearbeitet haben. Einerseits konzentriert sich Schulze (zumindest inhaltlich) auf eine traditionelle Vorstellung vom ›Wesentlichen‹, von unmittelbaren sozialen Beziehungen sowie materiellen und institutionellen Zwängen, das die medienvermittelte und alltagsästhetische Ebene wie etwas ›Unwesentliches‹ beiseite lässt, andererseits bleibt auf diese Weise die soziologisch konstruierte Struktur der Gegenwartsgesellschaft überhaupt undeutlich. Daher wird auch die soziale Identität der Figuren meist nur vage erkennbar. Sie erscheinen als Individuen, die neben ihren Intimpartnern und Familien keinen größeren sozialen Gruppen oder kulturellen Milieus angehören und die als Individuen, Partner und Familienmitglieder direkt den Zwängen von Markt und staatlichen Institutionen unterworfen sind. Das Gewicht des Individuellen wird noch dadurch verstärkt, dass die Figuren sich durch individuelle Züge und innere Widersprüche nie ganz den soziologischen Kategorien zuordnen lassen. Damit konzentriert sich *Simple Storys* auf Aspekte, die in der Tat den besonderen Darstellungsstärken fiktionaler Prosa entsprechen: auf konkret Individuelles und Einzigartiges, das nur als solches Teil des Allgemeinen ist.

Auf der anderen Seite sind die Figuren mangels psychologischer Vertiefung und dank der fragmentarischen und multiperspektivischen Darstellungsweise weit davon entfernt, ›runde‹ Charaktere zu sein – dafür sind die Informationen über sie zu lückenhaft, und so kommt auch ihre je einzigartige Individualität nur äußerst rudimentär zur Darstellung. ›Flache‹ Charaktere sind zwar in der Gegenwartsliteratur das Übliche (Scheitler 2001, 37), erschweren aber die soziologische Einordnung. Dass dies höchst absichtsvoll geschieht, gilt gemeinhin als Reflex der Einsicht in das Ausmaß gemeinsamer Prägungen durch kulturelle Schemata – gerade in der Massengesellschaft des Medienzeitalters –, aber auch als Reflex des sozialpsychologisch bestätigten Umstandes, dass die Persönlichkeiten in der funktional differenzierten Gesellschaft heterogener und die Identitäten ›flüssiger‹ geworden sind. In der Tat hatten wir ja gesehen, dass – zumindest bei gründlicherer Lektüre – ein weiterer Schwerpunkt der Romandarstellung auf der krisenhaften Transformation der Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata besteht. Hier – und nicht so sehr in den traditionellen soziologischen Dimensionen von Beruf, Besitz, Bildung, Status, Alter und Geschlecht – werden in der Romandarstellung die überindividuellen Elemente und Strukturen greifbar, und das entspricht einer besonderen darstellerischen Stärke des Mediums Literatur. Da zudem soziologisches und psychologisches Wissen (in popularisierter und trivialisierter Form) längst ins Allgemeinwissen eingegangen ist, können heutige Romanautoren damit rechnen, dass die entsprechenden Dimensionen anhand von Indizien und Symptomen interpoliert werden. Die dabei verbleibenden Unsicherheiten entsprechen durchaus dem alltäglichen Erfahrungsmodus des Lesers.

Der Roman konzentriert sich also thematisch in erster Linie auf die engsten Beziehungen der Menschen in Partnerschaft und Familie, auf ihre Identitäten und kulturellen Erfahrungsmuster. Dieser Schwerpunkt ist um so bemerkenswerter, als er einem durchgängigen Darstellungsprinzip zu widersprechend scheint: der vorherrschenden Außensicht auf die Figuren, welche ihre Innenwelt und ganz besonders ihr Gefühlsleben kaum irgendwo direkt zugänglich macht. Dieser Kontrast zwischen ›Form‹ und ›Inhalt‹ muss wohl einerseits dadurch erklärt werden, dass ›große Gefühle‹ zur Domäne von Pop-, Rock, und Schlagermusik sowie von Film und Fernsehen mit ihrer unmittelbareren, emotionaleren Rezeptionsweise geworden sind und dabei eine Trivialisierung erfahren haben, die sie nur noch für eine schnelle und flüchtige Aufnahme geeignet macht – während die distanziertere, langsamere und mit mehr kreativem Eigenanteil des Rezipienten versehene Lektüre sich stärker auf entsprechende Interpolationen des Lesers verlassen kann. Trotzdem unterstreicht die ausgesprochen kühle, sachliche Darstellungsweise – die im Übrigen zu den

Genre-Erwartungen der Short Story gehört – den auch inhaltlich akzentuierten Eindruck von Entfremdung und Kommunikationsunfähigkeit in den sozialen Beziehungen der Lebenswelt.

Neben dem Privat- und Intimbereich konzentriert sich der Roman in zweiter Linie auf den Bereich des Arbeitslebens – und setzt beide in eine mehr oder weniger unvermittelte Beziehung. Auf diese Weise werden die Abhängigkeiten des Partnerschafts- und Familienlebens von ihrer ökonomischen Grundlage deutlich, auch die Gründe, warum die Figuren ihre Selbstverwirklichung nicht im Beruf, sondern fast ausschließlich im Privatleben suchen; vor allem aber werden die Auswirkungen in den Mittelpunkt gestellt, die das neue Wirtschaftssystem auf Partnerschaft und Familie hat – verstärkt, wenn nicht erst verursacht durch Selbst- und Weltbilder, die den sozialen Veränderungen hinterherhinken, aber durch sie bereits verunsichert worden sind. Dabei entspricht die Darstellung ganz der soziologischen Erkenntnis Becks und Bourdieus, dass nach dem Zerfall der gesellschaftlichen Großgruppen im Zuge der Individualisierung Partnerschaft und Familie zu einem Handlungsfeld geworden sind, auf dem äußere gesellschaftliche Systemwidersprüche ausgetragen werden müssen.

Diese Reduktion sozialer Komplexität erhält ihre besondere Signifikanz aber erst dadurch, dass der Text sich in starkem Maße und mit offensichtlich kritischer Intention auf Krisenphänomene konzentriert – Krisenphänomene, die allesamt empirisch gut dokumentiert sind, hier jedoch jenseits statistischer Abstraktionen in konkret-individuellen „Fällen“ ohne typisierenden Schematismus anschaulich gemacht werden. Das betrifft zunächst das Berufsleben: Die Figuren leiden unter ökonomischen Krisenerscheinungen wie der in Ostdeutschland besonders hohen Arbeitslosigkeit, sie erfahren die nachlassende Sicherheit ihrer Arbeitsplätze als erhöhten Druck und ständige Drohung und sind gezwungen, häufiger als früher den Arbeitgeber zu wechseln, was oft zu einer Entwertung ihrer Qualifikationen führt und teilweise auch einen Wechsel des Wohnortes notwendig macht. Diese erzwungene Flexibilität bewirkt eine Auflösung der noch industriegesellschaftlich geprägten Biographiemuster und zieht Orientierungsschwierigkeiten sowie die Angst vor Kontrollverlust nach sich. Ein Gefühl von Ohnmacht und Ausgeliefertsein hat sich vom politischen in den ökonomischen Bereich verlagert. Im Bereich der staatlichen Verwaltung verstärkt die ungewohnte Rolle des „aktiven Klienten“ in einem durch die Implantation westlicher Institutionen als fremd und überkomplex empfundenen System gleichfalls eher das Gefühl eigener Ohnmacht, und die gewachsene Abhängigkeit vom Waren- und Arbeitsmarkt wird ebenfalls vorwiegend als Quelle von Unsicherheit und von Orientierungsproblemen, als angsterzeu-

gendes Ausgeliefertsein an ein kontingentes Schicksal erfahren. Die Lebensführung der Figuren bewegt sich im Einklang mit Becks Erkenntnissen im Spannungsfeld zwischen den Widersprüchen größerer individueller Entscheidungsabhängigkeit und gewachsener Institutionenabhängigkeit, aber die erweiterten Entscheidungsspielräume werden unter den krisenhaften Bedingungen der Transformationsgesellschaft (noch) eher als Belastung und Risiko denn als Chance empfunden.

Demgegenüber treten die positiven Leistungen der Marktwirtschaft stark in den Hintergrund. Die Warenwelt wird zwar durch die vielen eingestreuten Produktnamen als allgegenwärtig dargestellt, aber die Rolle des Konsums für die Bedürfnisbefriedigung und die darin liegenden Kompensationsmöglichkeiten entsprechen nicht annähernd dem Bild von der Wirklichkeit, das Soziologen ermittelt haben. In den wenigen Fällen, wo der Konsum in der Darstellung eine Rolle spielt, wird seine Erlebnisorientierung und deren erhöhtes Enttäuschungsrisiko betont. Das zeigt, dass es sich hierbei nicht nur um eine Aussparung handelt, welche die Allgegenwart der Werbe- und Warenwelt voraussetzen kann, ohne mit ihr in Konkurrenz treten zu müssen; sondern darin kommt offenkundig auch eine konsumkritische Haltung des Autors zum Ausdruck, die von der Auffassung ausgeht, dass die von der Werbung suggerierten Befriedigungen und Identitätsversprechen keine Nachhaltigkeit besitzen – der Roman vermittelt hier den Eindruck einer durchgehenden Desillusionierung, ohne darauf einzugehen, dass jene mangelnde Nachhaltigkeit den Konsum nachweislich noch zusätzlich anheizt. Jedenfalls entsteht der Eindruck, dass die erhöhten Schwierigkeiten des Erwerbslebens keine angemessene Belohnung in einer größeren Konsumfreude finden. Selbst die erheblichen Transferleistungen, die über das staatliche Sozialsystem auch bei Arbeitslosigkeit meist ein relativ sicheres Leben gewährleisten, werden im Roman nirgendwo gewürdigt – das geschieht allerdings in anderen Medien zur Genüge, und Literatur ist hier offenkundig nicht zur ›Ausgewogenheit‹ verpflichtet.

Trotzdem fällt auf, dass unter den Figuren und Erzählern kein Widerstand gegen die neuen Verhältnisse zu spüren ist, erst recht kein Bemühen, *gemeinsam* etwas gegen sie zu unternehmen; selbst kritische Äußerungen sind äußerst selten. Dabei konnten wir ebenfalls Übereinstimmung mit den soziologischen Analysen feststellen. Stattdessen erfahren die betroffenen Figuren die Krisenerscheinungen des ökonomischen Systems und die neuen institutionellen Abhängigkeiten – ganz im Sinne von Becks Individualisierungsthese – als Schuld und persönliches Versagen und verarbeiten sie durch individuelle Pathologien, die ihrerseits anomische Erscheinungen in der

Lebenswelt zur Folge haben: Statt eine Solidarität der Vereinigungsverlierer zu provozieren, breitet sich individualisiertes Wettbewerbs- und Konkurrenzverhalten aus, das nicht selten in offene Rücksichtslosigkeit übergeht und nicht nur bei den sozialen Verlierern zu gewalttätigen Tendenzen führt. Die dadurch wachsende soziale Kälte und Entfremdung[255] spiegelt sich in der Ersetzung des sozialistischen Menschenbildes durch die Vorstellung einer Gesellschaft aus Egoisten, die im Zweifelsfall alle moralischen Rücksichten hintanstellen. Auch wenn dies so pauschal weder auf die fiktive Romanwelt noch auf das soziologische Gesellschaftsbild zutrifft, hat es durch die Verunsicherung der eigenen ökonomischen Lebensgrundlagen eine Ausbreitung von Misstrauen und Existenzangst unter dem Figurenpersonal zur Folge.

Obwohl in Schulzes Roman die Orientierungsprobleme, die erheblich gewachsenen Schwierigkeiten und die besonderen Risiken in der Auseinandersetzung mit dem neuen Wirtschaftssystem ebenso plastisch hervortreten wie in der Auseinandersetzung mit dem neuen staatlichen Institutionensystem und auch scheiternde Figuren nicht fehlen, muss nun allerdings festgehalten werden, dass Schulze doch in deutlicher Mehrheit Figuren darstellt, die sich mit bewundernswerter Hartnäckigkeit und trotz wiederholter Niederlagen in den neuen Verhältnissen wirtschaftlich irgendwie behaupten können und auch die damit verbundenen psychischen Belastungen auszuhalten und zu verarbeiten vermögen. Obwohl sie unter den Bedingungen vollständiger Individualisierung zumeist weitgehend auf sich selbst zurückgeworfen sind, stellen sie sich erstaunlich schnell auf die neue Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt und von einem fremdartigen staatlichen Verwaltungssystem ein und finden sich in dessen Regeln, bringen ohne viel zu klagen die gesteigerte berufliche Flexibilität auf, überwinden den Bruch in ihrer Erwerbsbiographie, überbrücken Phasen der Arbeitslosigkeit, ertragen die gestiegene Unsicherheit ihrer neuen Beschäftigungen ebenso wie deren Härten und Sinndefizite, entwickeln auch im Umgang mit der Bürokratie die erforderliche Initiative und bewältigen die Anfechtungen ihrer Identität, die aus all diesem Anpassungsdruck hervorgehen – kurz: sie verarbeiten individuell und persönlich gesellschaftliche Übergangsprobleme, Krisensymptome und Systemwidersprüche.

[255] Eine solche Kälte und Entfremdung hat es selbstverständlich auch schon in der DDR gegeben; es war allerdings eine andere Art davon. In dem totalitären Staat kümmerte man sich zwar mehr um seinen Nächsten, aber dies war zugleich eine Form sozialer Kontrolle; die Fürsorge des Staats zeigte diese Ambivalenz noch ausgeprägter. In der Gesellschaft der Bundesrepublik ist der Staat gegenüber den Bürgern ebenso gleichgültig wie es diese gegenüber dem Nächsten sind, dafür neigen aber auch beide weniger zu Kontrolle und Bevormundung. Diese ungewohnte Form der sozialen Kälte und Entfremdung war es, die sie für die ehemaligen DDR-Bürger deutlicher spürbar werden ließ.

Die Figuren bestätigen vor allem den soziologischen Tatbestand, dass die Menschen dieser neuen Situation durch eine ausgeprägte Erwerbsorientierung begegnen, dass sie das unmittelbar nach der Wende gestiegene Aspirationsniveau bald wieder an die realen Möglichkeiten anpassen und die Wiederherstellung von Stabilität ganz in den Mittelpunkt stellen (Struck 2000, 205). Ungeachtet ihrer teilweise riskanten und unsicheren Lagen ist das Bewältigungshandeln im Großen und Ganzen durch Kontrollkompetenz gekennzeichnet. Ganz im Einklang mit dem soziologischen Erkenntnisstand gelingt es ihnen allerdings nicht in vollem Umfang, die neuen Handlungsspielräume eigenständig in ausdifferenzierte Lebensverläufe zu überführen; gerade die beinahe exklusive Orientierung an Beruf und beruflicher Bildung hindert sie daran, denn ihr fällt eine ähnlich souveräne Wahrnehmung der politischen und privaten Gestaltungsspielräume und -zwänge zum Opfer – nur in diesem eingeschränkten Sinne handeln sie autonom (a.a.O., 215).

So kommt es, dass der gesellschaftliche Umbruch zwar auf der Ebene der ökonomischen Selbstbehauptung von den Romanfiguren leidlich bewältigt werden kann, dass dafür jedoch im privaten, lebensweltlichen Bereich ein hoher Preis gezahlt wird. Gerade dort macht Schulze die negativen Auswirkungen des Transformationsprozesses sichtbar und wählt damit eine subtile, indirekte Darstellungsweise, die Vordergründigkeiten zu vermeiden trachtet. Der Leser wird vor allem mit den wissenschaftlich bestätigten Auswirkungen konfrontiert, welche der Transformationsprozess sowie die damit verbundene Unsicherheit, der Anpassungsdruck und Verlust der beruflichen Identität im Beziehungs- und Familienleben haben: Indem ökonomische Kriseneffekte als persönliches Versagen erscheinen, werden sie zum Gegenstand wechselseitiger Enttäuschungen und persönlicher Konflikte, zumal eine klare Trennung zwischen ökonomischem System und privater Lebenswelt sich im Weltbild der Ostdeutschen noch nicht durchgesetzt hat und die ökonomische Krisensituation eine Funktionalisierung des Privaten (zum Schaden seiner psychosozialen Ausgleichsfunktion) erforderlich zu machen scheint. Schuldgefühle und angegriffenes Selbstbewusstsein schlagen sich in Dünnhäutigkeit und Vertrauensverlusten nieder. Es findet eine Konfliktverschiebung in die Lebenswelt statt, die zu Desintegrationserscheinungen auf der Mikro-Ebene führt – eine Darstellung, die mit den Erkenntnissen der Sozialpsychologen weitgehend übereinstimmt. Dass gesellschaftliche Krisen als individuelle erfahren werden, reproduziert also einerseits den herrschenden Schein, für den sensiblen Leser aber fungiert das alltägliche Privatleben der Figuren dadurch umgekehrt als ein Feld von Symptomen, an dem sich die gesamtgesellschaftlichen Probleme ablesen lassen. Die Romandarstellung illustriert die soziologische Auffas-

sung, dass die spezialisierte Ausdifferenzierung der Liebespartnerschaft und der Familie für die Funktion ganzheitlicher, emotionaler Kommunikation und intimer Interaktion durch eine verstärkte Abhängigkeit von einem partnerschafts- und familienfeindlichen Wirtschaftssystem und den staatlichen Institutionen verbunden ist, welche ihr Funktionieren beeinträchtigt und die Menschen daher unter Mangelerscheinungen bei Identität, Orientierungsfähigkeit und Sinn leiden lässt. Dennoch ist die Romandarstellung mehr als bloße Illustration soziologischer Erkenntnisse: Sie bezieht nicht nur die sinnlich-konkrete und die subjektive Dimension mit ein – das tut auch die Reportage –, sondern geht außerdem über die bestehenden Wahrnehmungs- und Deutungsschemata des kulturellen Basiswissens hinaus.

Obwohl der Roman gleich zu Beginn darauf eingeht, dass die Eigenart des Vereinigungsprozesses von vielen als demütigende Quasi-Kolonisierung empfunden worden ist, und vereinzelte Anzeichen für eine verbreitete Distanz zu den politischen Institutionen der Bundesrepublik in den Text eingestreut sind, wünscht sich keine der Romanfiguren die alte DDR zurück – Ostalgie und Es-war-nicht-alles-schlecht-Haltungen begegnen fast nie, stattdessen wird die Vergangenheit (so weit es geht) verdrängt. Das entspricht zwar einer Mehrheit in den Umfragen, spart aber doch verbreitete Minderheitshaltungen aus – offenbar in der Absicht, die Ostdeutschen gegen verbreitete Vorurteile zu verteidigen. Überhaupt zeigen die meisten Figuren ein bemerkenswertes Stehvermögen: Sie verlieren ihren Lebensmut auch dann nicht, wenn ihre Situation sich seit der Wende eher verschlechtert hat, erweisen sich als pragmatische Realisten, stellen Selbstverwirklichungswünsche im Beruf zugunsten einer Sicherung der ökonomischen Grundlage zurück und schlagen sich auch in den Behörden leidlich durch. Dabei halten sie immer wieder auch an fundamentalen Pflicht- und Akzeptanzwerten fest, kombinieren sie mit durchaus ins Moderate herabgestimmten Selbstentfaltungswerten und durchbrechen so das Bild vom allgemeinen Werteverfall und rücksichtsloser Ego-Gesellschaft, das sich auch soziologisch nicht hat verifizieren lassen. Scheiternde Figuren bleiben Ausnahmen, auch wenn sie wie Ernst Meurer durchaus exemplarischen Charakter besitzen, und Rücksichtslosigkeit erweist sich (mit ähnlich signifikanten Ausnahmen) meist eher als Systemzwang denn als persönlicher Egoismus. Einige Figuren demonstrieren gelegentlich sogar eine Art passiven Widerstand gegen die gröbsten Zumutungen des Wirtschafts- und Institutionensystems. Auch wenn diese Haltung für die größte Bevölkerungsgruppe durchaus empirisch gesichert ist, zeigt der Text hier doch bei seinem sonstigen Krisenfokus und bei aller kritischen Anerkennung von Schwächen einen deutlichen Willen zur Auf-

wertung, so dass etwa die Masse der frühpensionierten älteren Arbeitnehmer und der dauerarbeitslosen Industriearbeiter und Bauern nicht ins Bild gerät. Zwar ist die Begeisterung über die Wiedervereinigung einer durchgehenden Ernüchterung gewichen, aber man ist ganz damit beschäftigt, sich in pragmatischer Anpassung über Wasser zu halten und dabei wenigstens das private Glück nicht aus den Augen zu verlieren.

Die kritische Perspektive des Romans zeigt sich eher indirekt über die Darstellung der weitgehenden Erfolglosigkeit der Figuren bei ihrem hartnäckigen Glücksstreben im Bereich des Privaten. Viel ausgeprägter als dem soziologischen Kenntnisstand zufolge liegt für das Romanpersonal in der Intimpartnerschaft und der Familie die einzige verbliebene Sinnquelle. Um so schwerer wiegt, dass der Krisenfokus des Romans gerade hier am ausgeprägtesten ist; obwohl es hier und da an einem kleinen Hoffnungsschimmer nicht fehlt, kann doch im Unterschied zur materiellen Lebensbewältigung keine Rede davon sein, dass sich die Mehrheit der Romanfiguren halbwegs ›durchzuschlagen‹ vermag – hier sind selbst vorläufige Erfolge die Ausnahme. Die Ursachen, die der Text erkennen lässt, liegen aber nur zum Teil in den negativen Auswirkungen des Wirtschafts- und Verwaltungssystems; zu einem anderen Teil gründen sie im gewandelten Charakter der Intim- und Familienbeziehungen selbst, wie er sich durch Enttraditionalisierung und Individualisierung ausgeprägt hat.

Obwohl gelingendes Beziehungsglück in *Simple Storys* nirgendwo dargestellt wird, zeigt sich doch an der Art der Krisenerscheinungen ex negativo, dass Ehe, Familie und andere Lebensgemeinschaften ihre Basis ganz im Sinne des soziologischen Erkenntnisstandes verändert haben: Sie sind von traditionellen Normvorstellungen weitgehend unabhängig, daher jederzeit kündbar und als letzte Form intensiver sozialer Gemeinschaft vollständig vom individuellen Bedürfnis nach diesseitigem Glück abhängig geworden – ein Bedürfnis, das sich letztlich nur im Liebesgefühl selbst beglaubigen lässt, sich aber tendenziell auf die wechselseitige Inkorporation aller individuellen Lebensbezüge durch eine Kommunikation richtet, in der alles von persönlicher Bedeutung ist. Dieser neuen Basis ist beim fortgeschrittenen Stand der Individualisierung, bei der weitgehenden Entscheidungsabhängigkeit der Biographien und dem entsprechend hohen internen Regelungsbedarf sehr anspruchsvoll; dass Abstriche dennoch nur begrenzt gemacht werden, stimmt mit der soziologischen Einsicht überein, dass es sich hier um unabweisbare Bedürfnisse handelt, die anderswo keine (hinreichende) Befriedigung finden. Als Folge sind die Intimpartnerschaften sehr viel labiler und flüchtiger geworden, so dass sie in der Regel nur noch bestimmte

Lebensabschnitte abdecken, obwohl der Wunsch nach Dauer fortbesteht. Im Roman sind Partnerwechsel sogar noch deutlich häufiger als in der sozialstatistischen ›Wirklichkeit‹.

Vor dem Hintergrund veränderter Partnerschaftsgrundlagen wird erst deutlich, warum die Belastung durch wirtschaftliche Schwierigkeiten deren Funktionieren im Kern beeinträchtigt: Die Funktionalisierung von Partnerschaft und Familie als Unterstützungsgemeinschaft für das wirtschaftliche Überleben sowie das Eindringen kalkulierend-utilitaristischer Denk- und Verhaltensweisen überfordert eine Kommunikation, die tendenziell alles ›persönlich nimmt‹, und die strategisch-instrumentelle Kooperation geht auf Kosten eines entlasteten Gefühlsaustauschs, innerer Verbundenheit und ganzheitlicher Bestätigung der Identität. Die Labilität der Liebespartnerschaften und Ehen nimmt zu, weil die Abstimmung der individuellen Lebenspläne schwieriger wird und die hineinwirkenden Effekte aus dem Wirtschafts- und Verwaltungssystem mit den kulturellen Ressourcen der Lebenswelt und mit den Mitteln einer kommunikativen Rationalität nicht adäquat aufgefangen werden können – zumal die in der DDR erworbenen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster dies zusätzlich erschweren. Dies gilt umso mehr, als die Figuren auch individuell durch den rapiden Systemwandel in ihrer Identität und Orientierungsfähigkeit verunsichert und daher besonders ›empfindlich‹ sind.

Die inhaltlich-mimetischen Selektionsprinzipien von *Simple Storys* leisten zunächst eine Strukturierung, welche die Komplexität der Erfahrungswelt erheblich reduziert und in ein (trotz hohen Anspruchsniveaus) überschaubareres fiktionales Modell einfügt: Die Vielfalt möglicher Schauplätze wird weitgehend auf eine ostdeutsche Kleinstadt zusammengezogen, der zeitliche Rahmen auf die ersten acht Jahre nach der Wende begrenzt; die Generationenunterschiede werden auf der Ebene der berufstätigen Jahrgänge weitgehend eingeebnet, die soziale Ungleichheit wird auf Mittelschichtniveau nivelliert und die funktionale Differenzierung auf eine Grundopposition zusammengeschmolzen – die Gegenüberstellung von Ökonomie und Lebenswelt mit dem Schwerpunkt auf letzterer. Hinter diesem Schwerpunkt wird das zentrale Motiv der Glückssuche als menschlicher Antriebskraft und als Sinnquelle erkennbar; dieses Motiv – und nicht bloß ökonomisches „Überleben“ und soziale Sicherung, die dennoch ihre Voraussetzungen bleiben – ist damit zugleich auch der implizite kritische Maßstab, an dem der Roman die dargestellte soziale Wirklichkeit misst. Materieller, kultureller und medialer Konsum mit seinen ästhetischen Präferenzen und seiner tatsächlichen Signifikanz für den Lebensstil werden für diese Glückssuche von vornherein als unwesentlich oder zweitrangig ausgeschlossen; entscheidend ist vielmehr die un-

mittelbare Kommunikation, vor allem in Ehen und Partnerschaften als anspruchsvollsten und prekärsten Sozialbeziehungen. Diese stehen quasi als ›Reich der Freiheit‹ der Arbeitswelt als exemplarischem ›Reich der Notwendigkeit‹ gegenüber, wobei kausale Beziehungen vom System zur Lebenswelt ständig nahegelegt werden.

Damit lassen sich schon an dieser Stelle vorläufig erste Folgerungen im Hinblick auf die Funktion der Gegenwartsliteratur ziehen: Das fiktive Modell von *Simple Storys* ermöglicht in seiner reduzierten Komplexität Einsichten in bestimmte gesellschaftliche Strukturen und Zusammenhänge sowie deren Sinnpotential, die in der unmittelbaren Erfahrung des Lesers wegen der Überkomplexität der Realität und der durch Gewöhnung ›normalisierten‹ Einstellung nicht möglich wären, sondern außerhalb der Literatur auf die elaborierten Methoden der Wissenschaft angewiesen sind. Zwar bleibt der epistemologische Gehalt gegenüber den diskursiven Texten der Soziologie in Umfang und Komplexität defizitär, dafür verbleibt der literarische Text jedoch in sinnlich-unmittelbarem, konkret-anschaulichem Erfahrungsmodus und opfert das Individuelle, Einzigartige und Flüchtige nicht der begrifflichen Abstraktion. Zudem präsentiert er nicht fertige Ergebnisse, ja er spart diese oft sogar bewusst aus; stattdessen stimuliert er den Erkenntnisprozess ganzheitlich als Übergang vom Nichtwissen zum Wissen. Er fungiert damit gleichsam als Bindeglied zwischen den Erkenntnismöglichkeiten der Wissenschaft und der unmittelbaren subjektiven Erfahrung der Individuen.

Zugleich führt Schulzes Roman schon durch seine inhaltliche Selektivität in einen Erfahrungsmodus ein, der sowohl über die Grenzen der ›natürlichen‹, gleichaufmerksamen Einstellung als auch über die Grenzen des massenmedialen Erfahrungsmodus (die gegenwärtig immer stärker konvergieren) hinausführt: Die unmittelbare kommunikative Gesellschaftlichkeit ohne die täglichen Informationen, Surrogate und virtuellen Elemente der audiovisuellen Medien als Zentrum und einzige Sinnquelle des Lebens zu erfahren, stellt eine erhebliche ›Verfremdung‹ dar – ebenso wie die direkte Unterwerfung dieser reduzierten Lebenswelt unter die Abhängigkeit von einem unkalkulierbaren Arbeitsmarkt (und in zweiter Linie von einer ebenso unkalkulierbaren Verwaltung). Diese Verfremdung ist zugleich eine ungewohnte Akzentuierung, welche die Bedeutung von Aspekten hervorhebt, die sonst von der Vielfalt des Aufmerksamkeit Heischenden relativiert wird – hier wird einer Dimension des Lebens problematisierende und nach Sinn fragende Aufmerksamkeit zuteil, die sonst höchstens am Rande Eingang in die Medien findet. Dabei ist entscheidend, dass nicht nur das faktisch-empirische Alltagsverhalten thematisiert wird, sondern

auch die kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, welche die subjektive Verarbeitung der Alltagserfahrungen leiten und das eigene Alltagshandeln orientieren. Der literarische Text macht damit erfahrbar, was gewöhnlich der Erfahrung vorausgeht, macht bewusst, was gewöhnlich vorbewusst bleibt. Seine inhaltliche Selektivität erweitert damit nicht nur die Selektivität des alltäglichen und medialen Erfahrungsmodus und ergänzt sie gerade heute um ein wichtiges Gegenstück, sie ermöglicht vielmehr auch eine kritische (Selbst-) Distanz, die für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung in der Moderne schon immer bedeutsam war und in der Spät- oder Postmoderne zwar schwieriger, aber gerade deshalb womöglich noch wichtiger geworden ist. All diese Funktionen der Literatur sind keineswegs neu; es ist jedoch angesichts weitreichender Zweifel an einer gesellschaftlichen Funktion der Literatur sehr wohl von Bedeutung, dass sie auch von den Texten der Gegenwartsliteratur unter erschwerten Bedingungen noch – oder wieder – erfüllt werden (können).

Auf der anderen Seite bestätigt die bisherige Untersuchung von Schulzes Text unsere Vermutung, dass manche der früher herausgearbeiteten Funktionen moderner Literatur von Gegenwartsromanen nur noch eingeschränkt erfüllt werden (können). So trifft Schulze mit den Auswahlprinzipien dieses Textes zwar zweifellos repräsentative Aspekte der Realität, denn in vielerlei Hinsicht kann die kleine fiktive Welt der thüringischen Provinz in ihrer weitgehenden Reduktion auf einen zentralen inneren Gegensatz für weitere Bereiche der Erfahrungswelt stehen. Allerdings wird im Blick auf die inhaltlichen Aussparungen auch hinreichend deutlich, dass *Simple Storys* – wie alle postmodernen Romane – nicht mehr den Anspruch erhebt, in modellhaft verdichteter Form das Ganze der Erfahrungswirklichkeit zu repräsentieren; besonders die Aussparung der Medienwelt und der von ihr beherrschten öffentlichen Sphäre, aber auch die bewusste Vernachlässigung der sozialen Ungleichheit und der kulturellen Grundeinstellungen, wie sie auch von den Soziologen für ein wesentliches Strukturierungsprinzip aktueller Gesellschaften gehalten werden, lassen bei aller realistischen „Welthaltigkeit“ des Romans keinen anderen Schluss zu. Als Deutungsmodell der Wirklichkeit deckt er nur noch Teile von ihr ab – auch wenn es sich um durchaus wichtige Teile handelt. Er beschränkt sich dabei tendenziell auf solche Teile, die von den Massenmedien vernachlässigt oder – in Bezug auf die kulturellen Bedürfnisse – nicht in allen wichtigen Aspekten dargestellt werden. Selbst wenn man den Schwerpunkt auf den gestalteten Erfahrungs*modus* und nicht so sehr auf inhaltliche Repräsentativität legen wollte, müssten derart einschneidende Aussparungen erhebliche Mängel an dessen Verbindlichkeit wecken.

Eine andere Funktion der inhaltlichen Selektion kann dagegen durchaus als traditionell modern gelten, nämlich die kritische: Wie so viele Werke der literarischen Tradition legt die ausgeprägte Konzentration der Darstellung auf Krisenphänomene den Finger auf die Probleme und Defizite und vermeidet, durch die Darstellung funktionierender und befriedigender Sozialbeziehungen implizit legitimatorisch wirken oder auch nur Lösungen vorschlagen zu wollen – allerdings tut Schulzes Roman dies nicht wie die Massenmedien durch das Aufgreifen des Außergewöhnlichen und Skandalösen, sondern, wie Literatur zumeist, durch die genaue Darstellung des Alltäglichen. Es gibt hier zwar kein literarisches ›Engagement‹ im engeren Sinne, aber auch durchaus keinen völligen Verzicht auf die Induzierung kritischen Bewusstseins. Dahinter kann die Absicht angenommen werden, kreatives lösungsorientiertes Denken, ja sogar ein entsprechendes Engagement anzuregen, ohne den Leser zu bevormunden oder sich auch nur die Kompetenz anzumaßen, ein funktionierendes ›Rezept‹ zu besitzen – auf diese Möglichkeit verzichtet die ernstzunehmende Gegenwartsliteratur nach dem endgültigen Kollaps der großen Weltanschauungen durchweg, zumal sie in dieser Hinsicht kaum mit dem Journalismus, der gesellschafts- und kulturkritischen Essayistik sowie einer entsprechenden Soziologie konkurrieren kann. Der Fokus auf Durchschnittsmenschen und deren alltägliche, unspektakuläre Krisenphänomene opfert zugleich das oberflächlich ›Interessante‹ dem massenhaft Relevanten. Zwar wird ein identifizierbarer politischer oder weltanschaulicher Standpunkt vermieden, zumal die soziale Ungleichheit außerhalb des Darstellungsfokus liegt und die ›Arbeitgeber‹ ebenso als Täter *und* Opfer gezeigt werden wie die ›Arbeitnehmer‹, aber ursächliche Zusammenhänge werden durchaus nahegelegt. Durch die selektive Darstellung des Krisenhaften impliziert der Roman nun zwischen Ökonomie und Privatsphäre ganz überwiegend negative, schädigende Beziehungen: Die Handlungszwänge im „Reich der Notwendigkeit“ beeinträchtigen den Erfolg der Glücks- und Sinnsuche im „Reich der Freiheit“. Die meisten Figuren bezahlen ihre ökonomische Selbstbehauptung mit Einbußen von Glück und Lebenssinn. Damit wird zugleich das Illusorische einer aufs Private eingehegten Glückssuche aufgedeckt – in diesem Sinne illustriert der Text Adornos Diktum, es gebe „kein richtiges Leben im Falschen“.

Vordergründig erfüllt die inhaltliche Selektivität der Romanfiktion erklärtermaßen auch eine apologetische Funktion: Der pragmatische Realismus der meisten Figuren und ihr hartnäckiger, durchaus nicht ganz erfolgloser Selbstbehauptungswille widersprechen dem (westdeutschen) Vorurteil vom unselbständigen, autoritätshörigen und stets unzufriedenen Ostdeutschen und sind

darin, gemessen an den soziologischen Daten, tatsächlich ›realistischer‹. Die Figuren kommen dem, was der öffentliche ›Common Sense‹ von einem funktionierenden Bundesbürger unter Krisenbedingungen fordert, durchaus ziemlich nahe – das macht gerade die ›Biederkeit‹ der meisten Figuren aus. Die Ironie dieser Darstellung liegt jedoch darin, dass für den gründlicheren Leser gerade dieses ›angepasste‹ und leidlich erfolgreiche Verhalten im Bereich des Ökonomischen für die überwiegende Mehrheit der Figuren zum Misslingen der Glückssuche im Privaten führt. Gerade durch den Fokus auf dem Privatleben und besonders auf den Krisenerscheinungen in der Intimpartnerschaft zeigt der Roman den Preis an persönlichem Leid und zwischenmenschlichem Versagen, den eine Gesellschaft bezahlt, welche der privaten Lebensführung die biographische Auflösung der äußeren Systemwidersprüche aufbürdet und dabei äußeres Konfliktpotential in die Lebenswelt verschiebt. Schulze demonstriert, dass das westliche Lebenskonzept nur unter unakzeptablen persönlichen Opfern ›funktioniert‹, wenn das Wirtschaftssystem (wie die anderen gesellschaftlichen Subsysteme) nicht nur als Sinnressource mehr und mehr ausfällt, sondern darüber hinaus auch noch die Intimpartnerschaft, die Familie und das Freundschaftsnetz als letzte verbliebene Sinnressourcen in ihrem Funktionieren nachhaltig behindert. Damit erweist sich die kritische Funktion des Romans bei genauerem Hinsehen als die dominierende: Der Sinn der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wie sie im Modell der Romans dargestellt wird, besteht quasi darin, den aktuellen Sinnmangel als Aufgabe zu präsentieren (eine Aufgabe, die eine Abkehr von der Strategie impliziert, sich an die Priorität des Ökonomischen anzupassen).

Damit ist bereits angedeutet, dass der Krisenfokus des Romans sich gerade auch auf die Welt- und Selbstbilder der Zeitgenossen erstreckt. Die dargestellte Erschütterung von Identitäten und kulturellen Orientierungsrastern impliziert in diesem Fall jedoch nicht so sehr eine Kritik an den psychischen Auswirkungen des neuen ›Systems‹, sie problematisiert vielmehr in erster Linie die Erfahrungsmuster und Deutungsschemata der Ostdeutschen, wie sie sich durch die Sozialisation in einer quasi-totalitären Industriegesellschaft herausgebildet haben. Deren Zersetzung durch den gesellschaftlichen Umbruch wird zwar als Leiden erkennbar, aber keineswegs ausschließlich negativ dargestellt, denn die Rückstände der alten Denk- und Sichtweisen erscheinen deutlich genug als Hindernis und innere Blockade bei dem Versuch, sich unter den neuen Verhältnissen zurechtzufinden – so zumal, dass ein hinreichendes Maß an Glück und Zufriedenheit erreichbar wird. Die Figuren werden immer wieder in Situationen geführt, in denen sie mit ihren alten Wahrnehmungs- und Deutungsmustern nicht weiter kommen oder gar scheitern. Während die

Figuren jedoch ihre kulturellen Schemata meist nicht (oder allenfalls ansatzweise) zu überschreiten vermögen, stellen die *Storys* dem Leser die ästhetischen Mittel für eine solche Überschreitung sehr wohl bereit: Durch Elemente provozierender Rätselhaftigkeit und ambivalenten Bedeutungsgehaltes gerade an Stellen, wo der Leser sinnaufschließende Hinweise erwartet, wird ihm bedeutet, dass er sein Bedürfnis nach Verstehen nur durch eine Interpretationsanstrengung befriedigen kann, welche die gängigen kulturellen Muster ein Stück weit hinter sich lässt.

Die „Irrealisierung" (Iser 1993), die *Simple Storys* schon auf inhaltlicher Ebene durch ihre Komplexitätsreduktion vornimmt, bringt insofern erst durch die Anleitung zur Überschreitung der eigenen (ästhetischen und sozialen) Erfahrungsmuster wirklich etwas Neues, Unbekanntes, noch nicht Dargestelltes zur Erscheinung. Zwar wirkt sie ansatzweise schon in diese Richtung, indem sie im Gegensatz zu den Massenmedien und einem großen Teil der neueren Literatur die Möglichkeit eröffnet, sich mit der eigenen Normalität und Durchschnittlichkeit sowie deren gesellschaftlichen Bedingungen und Problemen auseinander zu setzen – entsprechend verweigert sie die für die Populärkultur typischen ›Identifikationsfiguren‹, die dem eigenen Wunschdenken vordergründig schmeicheln, ja sie verweigert selbst die Möglichkeit, unterdrückten Potenzialen des eigenen Ich eine virtuelle Entfaltung zu gestatten (wie dies in manchen postmodernen Romanen geschieht). Aber erst durch die ›widerständigen‹ Elemente der Rätselhaftigkeit und Ambivalenz ermöglicht das Realitätsmodell des Romans dem Leser eine Selbstüberschreitung, und zwar in diejenigen Bereiche des eigenen Daseins, die eher zur Voraussetzung, zum vorbewussten Teil der eigenen Identität gehören als zum positiv besetzten Selbstbild.[256] Das „Imaginäre", das Iser zufolge in dieser Überschreitung zum Ausdruck kommt, hat insofern ein Element des „Begehrens", als der Roman von einer selten zugestandenen, aber tatsächlich sehr wirksamen Sehnsucht nach einem ›Glück im Normalen‹ erfüllt ist; er zeugt von dem Streben, durch Affirmation Sinn und Erfüllung zu finden, wie es schon in der Eltern-Kind-Beziehung angelegt ist – und diesem Streben dient letztlich auch die Überschreitung und Transformation überholter Selbst- und Weltbilder, Erfahrungsmuster und Sinnschemata, denn auch sie muss ja zunächst einmal affirmativ sein, um zu funktionieren.

[256] Eine solche „Selbstüberschreitung" ist freilich in der modernen Literatur ebenfalls nichts vollkommen Neues; es findet sich etwa schon in Flauberts *Madame Bovary* und *Éducation Sentimentale* sowie in in der Vielzahl moderner Romane mit ausgeprägten ›Antihelden‹. Der Terminus Isers ist freilich nach meiner Auffassung nach dem Ende der Avantgarden nicht mehr mit absoluter Strenge auszulegen; wichtig ist, dass eine alltäglich und medial vorherrschende oder auch nur verbreitete Sicht auf die Wirklichkeit überschritten wird.

Auch wenn Schulzes Roman in den meisten Fällen das Scheitern dieses Strebens demonstriert, steckt darin doch die Vorstellung von einer Gesellschaft, die ernsthafte Kooperationsbemühungen und die Bereitschaft, in manchen gesellschaftlichen Bereichen Abstriche von den eigenen Bedürfnissen zu machen, mit der Möglichkeit eines bescheidenen Glücks belohnt – ein Arrangement, wie es schon in der klassischen Industriegesellschaft (und wohl auch in der DDR) das typische Mittelschichtideal darstellte. Indem dieses ›vernünftige‹, bescheidene Ideal im Roman nicht etwa *ad absurdum* geführt, sondern seine mangelnde Realisierbarkeit gezeigt wird, erwächst aus der Sehnsucht nach affirmativem Glück in der gegebenen Gesellschaft indirekt doch noch so etwas wie sein Gegenteil: die Kritik an einer Gesellschaft, welche die Bereitschaft zur Kooperation nicht hinreichend belohnt – eine Kritik, die auch die Voraussetzung für Widerstand schafft. Zwar zeigt der Roman, dass sich die Ostdeutschen bei der Umsetzung ihres Glücksstrebens mit ihren hergebrachten kulturellen Konzepten von Mensch, Gesellschaft und Welt auch ein gutes Stück weit selbst im Weg stehen – und als literarischer Text will er dazu beitragen, hier die notwendigen Transformationen zu fördern –, aber Schulze hat nirgendwo den Eindruck zu erwecken versucht, als sei das Leben in der westlichen Gesellschaftsordnung lediglich ein Problem der inneren Dispositionen und insofern nur eine Frage von Gewöhnung und von Lernprozessen auf Seiten der Individuen; die Darstellung lässt vielmehr keinen Zweifel daran, dass das westliche Gesellschaftssystem selbst – und nicht nur die Übergangsform der Transformationsgesellschaft – in zentralen Aspekten die Verwirklichung auch eines bescheidenen menschlichen Glücksstrebens erheblich behindert. Die fehlende oder mangelhafte Möglichkeit etwa, auch im Erwerbsleben ein von elementaren Abhängigkeiten, krassen Asymmetrien und instrumentalisierenden Zwängen freies Feld echter und kontinuierlicher Selbstentfaltung zu finden, wird ebenso wenig als Wahrnehmungs- und Interpretationsproblem behandelt wie die Schwierigkeiten, angesichts der erforderlichen Flexibilität und Mobilität eine dauerhafte Intimpartnerschaft, geschweige denn eine Familie zusammenzuhalten.

Zusätzliche Aspekte beim Zusammenspiel von Fiktivem und Imaginärem ergeben sich, wenn man die formalen Eigenheiten der Darstellungsweise berücksichtigt. Die diskontinuierliche, kleinteilig-fragmentierte und multiperspektivische Darstellungsweise lässt bewusst eine Menge großer und kleiner Lücken, deren interpolierende Ausfüllung durch den Leser dem Imaginären ausgesprochen viel Raum gibt; zugleich ist dieser Raum so groß angelegt, dass die Grenzen dessen spürbar werden, was vom Imaginären geleistet werden kann. Hier kommt die Funktion des

Romans als epistemologisches Modell zum Tragen: Die formale Zersplitterung, die jedoch durch die räumlich und zeitlich überschaubare und sozial verdichtete Kleinstadtwelt bei entsprechender Mitarbeit des Lesers durchaus die Rekonstruktion biographischer und sozialer Zusammenhänge gestattet, berücksichtigt einerseits die (schon angejahrte, aber mehr denn je virulente) Erkenntnis, dass die (soziale) Erfahrungswelt nicht mehr als konsistentes Ganzes überschaut, geschweige denn mit einem übergreifenden Sinn versehen werden kann, und macht diesen Mangel durch die Brüche zwischen den Kapiteln mit besonderer Intensität erfahrbar – eine Intensität, die den Erfahrungen der ins westliche Gesellschaftssystem ›geworfenen‹ Ostdeutschen entspricht, die damit aber nur bewusst macht, was auch die Westdeutschen in einem unmerklichen Gewöhnungsprozess hinter sich gebracht haben.

Andererseits demonstriert die Form von Schulzes Roman, dass der Einzelne durchaus in der Lage ist, Zusammenhänge mittlerer Reichweite herzustellen und verbleibende Inkonsistenzen des Verhaltens und seiner Darstellung je nach Perspektive und gesellschaftlichem Handlungsbereich zu tolerieren, ja sogar nutzbar zu machen. Das gilt nur begrenzt für die Figuren und Ich-Erzähler des Romans, die mit ihren Versuchen, aus den neuen Verhältnissen Sinn zu ziehen, häufig scheitern; es gilt aber für die Leser, die zwar durchaus vor dieselbe Erfahrung gebracht werden, denen jedoch im Medium der Literatur die Mittel und die Rahmenbedingungen an die Hand gegeben werden, um jenseits ihres alltäglichen Verständnishorizontes einen durchaus komplexen Sinnzusammenhang herzustellen – und Ähnliches gilt, wie wir sahen, auch über die Grenzen der einzelnen Kapitel-Storys hinaus. Der Text vermittelt dem konstruktiven Erkenntnisbemühen ohne Zweifel ein Sinnerlebnis, welches überzogener postmoderner Skepsis Widerstand leistet, selbst wenn er in seiner mangelnden formalen Geschlossenheit, einigen unausfüllbaren Lücken und Brüchen sowie vielen Mehrdeutigkeiten auch die Grenzen gesellschaftlicher Erkenntnis deutlich genug erfahrbar macht. Ähnliches gilt für die ausgesprochen lückenhafte Darstellungsweise, die den Leser durch ihre vielfältigen Aussparungen und die Beschränkung auf bloße Anspielungen an die Grenzen dessen führt, was er als kreativer Koautor mit Hilfe seiner Imagination leisten kann – die Simplizität von *Simple Storys* ist ja ein höchst kunstvolles Verfahren, das von vornherein von seinem Kontrast zum Komplexitätsbewusstsein der Gegenwartsrealität lebt und seine eigene ›mimetisches Unangemessenheit‹ als Aufforderung zur Ko-Autorschaft absichtsvoll vor sich her trägt. Durch diese Offenheit des Textes wird der Leser sich einerseits seiner konstitutiven Mitwirkung an der ästhetischen Erscheinung bewusst, andererseits aber auch der Unsicherheiten

bei dieser Mitwirkung, der Willkürlichkeit bzw. mangelnden überindividuellen Verbindlichkeit dessen, was er aufgrund seiner eigenen begrenzten und perspektivisch verengten Erfahrungen als „Imaginäres“ einbringen kann.

Umgekehrt könnte man sagen, dass die kleinteilig-diskontinuierliche, lückenhafte und ›unterkomplexe‹ Darstellungsweise besonders den Umstand hervorhebt, dass das Wirklichkeitsmodell der fiktiven Welt von *Simple Storys* – wie das aller anderen medialen Fiktionen – vom Imaginären als eines Nicht-Darstellbaren prinzipiell gesprengt wird. Durch die leichte Überdehnung dessen, was zwischen den Zeilen und zwischen den einzelnen „Storys“ zu erschließen ist, werden die Grenzen der (schrift-) sprachlichen, literarischen Kommunikation bewusst gemacht – nicht nur im Hinblick auf die Repräsentation der gegenwärtigen Erfahrungswirklichkeit, sondern eben auch im Hinblick auf dasjenige, was in derart fundamentaler Weise „zu wünschen übrig bleibt“, dass es ins Unbewusste abgedrängt wurde.

Insgesamt und im Vergleich zu vielen anderen Texten muss man allerdings aufgrund der Untersuchungsergebnisse meiner Arbeit dennoch zu dem Urteil kommen, dass Schulzes Roman in einem Maße und mit einer Genauigkeit im Einzelnen soziale Wirklichkeit in seine Fiktion aufgenommen hat, das einerseits weit über viele postmoderne Texte der 80er hinausgeht und sich andererseits zumindest vordergründig in jene Wiederbelebung des realistischen Paradigmas einfügt, das sowohl einer immer wieder erhobenen Forderung des Feuilletons und einem tatsächlichen ›Strang‹ der Romanpublikation in den 90ern entspricht. Es ist unübersehbar, dass *Simple Storys* der Forderung nach „Welthaltigkeit“, nach exemplarischer Darstellung wichtiger zeitgenössischer Probleme weit mehr genügt als die problem- und theoriebewussten Texte über die Unmöglichkeit mimetisch-repräsentativen, authentischen Schreibens. Dass damit jedoch kein Rückfall hinter einen längst erreichten Erkenntnisstand verbunden ist, zeigen die Grenzen der realistischen Mimesis, wie sie in dieser Arbeit ebenfalls deutlich zum Vorschein gekommen sind: Die inhaltliche Selektion kann nur noch einen begrenzten Anspruch auf Repräsentativität erheben, die fragmentierte und multiperspektivische Struktur des Textes verweigert ein in sich konsistentes, ganzheitlich-geschlossenes Bild und lässt damit auch viele Erklärungszusammenhänge offen, und die Simplizität der realistischen Sprache mit ihrer objektivierenden Außenperspektive gibt sich von vornherein als mimetisch defizitär zu erkennen.

Was also Schulzes Roman von typischen Texten der achtziger Jahre unterscheidet, ist die Ersetzung einer ostentativen Verweigerungshaltung gegenüber der mimetisch-realistischen Ten-

denz durch ein Entgegenkommen, dass die entsprechenden Leserbedürfnisse anerkennt, um dann allerdings – trotz des Verzichts auf vordergründig provozierende Leser-Desillusionierung – um so wirkungsvoller ihre Problematik zu demonstrieren. Die vielbeschworene „Doppelkodierung" postmoderner Werke, die vordergründig die Unterhaltungs- und Kompensationsbedürfnisse der Leser erfüllt, um sie für die anspruchsvolleren Leser wieder ironisch zu relativieren und auf einer tieferen Ebene deren Bedürfnis nach Offenlegung und Problematisierung der literarischen Verfahren zu befriedigen, lässt sich also auch in diesem Roman feststellen, und tatsächlich ist seine Popularität sicherlich zu einem Gutteil auf dieses auch kommerzielle ›Erfolgsrezept‹ zurückzuführen. Zugleich aber muss man Schulze zugute halten, dass er selbst auf der ›Oberfläche‹ der Darstellung nicht so sehr das Unterhaltungsbedürfnis bedient – dazu eignet sich der unsatirisch gesehene Alltag von Durchschnittsmenschen aus der Provinz wahrhaftig nicht –, sondern in erster Linie das Bedürfnis nach authentischer Wirklichkeitsbegegnung, wie es als Reaktion auf die universale Virtualisierung der Medienwelt auch in Bezug auf die Literatur sehr verbreitet ist – deshalb auch die Aussparung der modernen Massenmedien und der durch sie beherrschten öffentlichen Sphäre.

Hinzu kommt, dass *Simple Storys* einer oberflächlichen Lektüre einige Hindernisse entgegenstellt, die sich auch in manchen Leserkommentaren durchaus niederschlagen: Die Verweigerung von Empathie durch kühl registrierende Außensicht, der oft rätselhaft offene Ausgang der einzelnen Storys, der den Lesern einen ›Sprung‹ aus seinen gewohnten Deutungsmustern abverlangt, die nicht immer einfach zu erkennenden Zusammenhänge zwischen den Kapiteln und die Schwierigkeit, bei der fragmentarischen Darstellungsweise das komplexe Beziehungsgeflecht der Figuren zu erfassen, machen das Buch auch bei ›realistischer‹ Rezeptionshaltung zu einer Lektüre mit einigem Anspruch. Gut nachvollziehbar ist seine Popularität bei den Kritikern, wohingegen unsicher bleibt, ob für den Verkaufserfolg des Buches diese werbewirksame Begeisterung des Feuilletons oder die tatsächliche Popularität beim breiten Publikum verantwortlich ist.

Die den anspruchsvolleren Lesern vorbehaltene semantische ›Tiefenebene‹ ist jedoch durch meine vorläufigen Bemerkungen zur Form des Romans erst zum kleineren Teil erfasst. Gerade seine Selbstreflexivität, schon immer ein besonderes Merkmal der Romanform, kommt erst dann angemessen in den Blick, wenn wir unsere Aufmerksamkeit von der mimetischen Funktion weg ganz auf die narrativen Verfahren richten, mit denen die Darstellung der fiktiven Welt arbeitet. Dann nämlich würde sich herausstellen, dass das Erzählen selbst ein wesentlicher

Inhalt des Romans ist, dass es in mündliches, schriftliches und spezifisch literarisches Erzählen ausdifferenziert und in exemplarischen Passagen vom Erzählen anderer Medien abgegrenzt wird. Schließlich müsste bei der Bewertung der narrativen Verfahren – auch ihrer mimetischen Leistung – berücksichtigt werden, dass sie der literarischen Tradition entnommen sind. Dies alles musste aus Platzgründen Desiderat bleiben und kann allenfalls Gegenstand nachfolgender Untersuchungen sein.

IV. Zitierte Literatur:

A. Primärliteratur – Texte von Ingo Schulze

Schulze, Ingo. 1995. *33 Augenblicke des Glücks: Aus den abenteuerlichen Aufzeichnungen der Deutschen in Piter*. Berlin: Berlin Verlag.

---. 1997. Stil als Befund. Leseerfahrungen mit Alfred Döblin. *Sprache im technischen Zeitalter* 141:5-13.

---. 1998. *Simple Storys: Ein Roman aus der ostdeutschen Provinz*. Berlin: Berlin Verlag.

---. 1998a. Der DDR-Alltag war frei von Angst: Interview mit Ingo Schulze. Von Sabine Schmidt. *Rheinische Post*, 28. Februar.

---. 1998b. Hemmingway (sic!) war für mich besonders wichtig: Ingo Schulze sorgt mit seinem Geschichten-Knüller „Simple Storys“ für Furore: Interview mit Ingo Schulze. Von Ralph Gambihler. *LVZ*, 28./29. März.

---. 1998c. Für mich war die DDR einfach nicht literarisierbar: Interview mit Ingo Schulze. Von Georg Deggerich und Rudolf Gier. *Am Erker* 36: 41-46.

---. 1999a. ›Die große Lust, etwas über Ostdeutschland zu sagen‹: Ein Gespräch mit Ingo Schulze. Von Thomas Geiger. *Frankfurter Rundschau 20*, März.

---. 1999b. Wie eine Geschichte im Kopf entsteht. Ein Interview mit Ingo Schulze. Von Thomas Geiger. *Sprache im technischen Zeitalter* 149:108-123.

---. 2000. Lesen und Schreiben, oder Ist es nicht idiotisch, sieben oder gar acht Monate lang an einem Roman zu schreiben, wenn man in jedem Buchladen für zwei Dollar einen kaufen kann? Poetik-Vorlesung, gehalten in Köln 2000. http://www.ingoschulze.com/fra_txt.html Auch in Krupp und Janssen 2002, 80-101.

---. 2001. Diesseits und Jenseits: Dankrede zur Verleihung des Joseph-Breitenbach-Preises. *Sprache im technischen Zeitalter* 160:481-486.

---. 2006. Auf der Suche nach verlorenen Freunden: Rede zur Verleihung des Peter-Weiss-Kulturpreises der Stadt Bochum im November 2006. *Peter Weiss Jahrbuch für Literatur, Kunst und Politik im 20. und 21. Jahrhundert*. Band 16 / 2007, hg. Arnd Beise, Michael Hofmann, Martin Rector und Jochen Vogt. St Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

---. 2007a. Tausend Geschichten sind nicht genug. Poetik-Vorlesung in der Reihe „Schreibweisen der Gegenwart“ im Alten Rathaus in Leipzig am 31. Oktober. Unveröffentlichtes Manuskript. Erscheint voraussichtlich im März 2008 in der Edition Suhrkamp.

---. 2007b. Was wollen wir? Dankesrede zur Verleihung des Thüringer Literaturpreises am 4. November in Weimar. http://www.ingoschulze.com/fra_txt.html

Schulze, Ingo, und Thomas Brussig. 1998. Gefeit vor Utopien: Interview mit Ingo Schulze und Thomas Brussig. Von Michael Neubauer. *Die Tageszeitung*, 5. Oktober.

B. Sekundärliteratur:

1. Rezensionen und wissenschaftliche Sekundärliteratur zu ›Simple Storys‹:

Arend, Ingo. 1998. Ich kann nicht die Welt retten: Hermetische Alltagsdramen. Ingo Schulzes Roman aus der ostdeutschen Provinz „Simple Storys“. *Freitag*, 20. März.

Auer, Matthias. 2000. Ingo Schulze. In *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hg. Arnold, Heinz Ludwig. München: Edition Text + Kritik.

Auffermann, Verena. 1998. Von der Verwestung des Ostens: Ingo Schulze erzählt messerscharf das Unheimlich-Neue aus Altenburg. *Süddeutsche Zeitung*, 25. März.

Bielefeld, Claus-Ullrich. 1998. Froschmann in der Fußgängerzone. *Die Woche*, 13. März.

Böttiger, Helmut. 1998. Der Kamerablick der Sprache. Ingo Schulzes „Simple Storys“: Ein virtuoser Ver- und Enthüllungs-Roman. *Frankfurter Rundschau*, 14. März.

Briel, Holger. 2001. Humor im Angesicht der Absurdität: Gesellschaftskritik in Thomas Brussigs *Helden wie wir* und Ingo Schulzes „Simple Storys“. In Fischer und Roberts, 263-273.

Cooke, Paul. 2003. Beyond a Trotzidentität? Storytelling and the Postcolonial Voice in Ingo Schulze's “Simple Storys.” *Forum for Modern Language Studies (FMLS)*, 39 (3):290-305.

Cosentino, Christine. 2000. Wirres und Wahres in „einfachen“ Geschichten aus der ostdeutschen Provinz: Ingo Schulzes „Simple Storys“. *Glossen* 10. www.dickinson.edu/departments/germn/**glossen**/heft10/**cosentino**.html

Escherig, Ursula. 1995. Das Unwahrscheinliche. Rezension zu „33 Augenblicke des Glücks“ von Ingo Schulze. *Der Tagesspiegel* 18. September.

Graves, Peter J. 2000. How Simple are Ingo Schulze’s “Storys”? In Williams, Parkes and Preece 2000, 197-206.

Hahn, Hans Joachim. 2001. Konversationsunterricht als Literaturgespräch: Ingo Schulzes „Simple Storys“ im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In Harder 2001, 215-230.

Hillgruber, Karin. 1998. A.- eine Stadt sucht ihre Würde. *Der Tagesspiegel*, 29. März.

Höbel, Wolfgang. 1998. Glücksritter auf Tauchstation. Ingo Schulze hat den langersehnten Roman über das vereinigte Deutschland geschrieben: „Simple Storys“ ist ein Buch zum Staunen und zum Fürchten. *Der Spiegel* 10, 2. März.

Maus, Stephan. 1998. Der Osten erzählt. The Sun Also Rises Over Altenburg. Ingo Schulzes neuer Roman. *Junge Welt*, 25. März.

Meinhardt, Dirk. 1998. Der Gitarrist. Menschen, die Berlin bewegen: Ingo Schulze staunt über den Erfolg seiner ostdeutschen „Simple Storys“. *Süddeutsche Zeitung*, 6. Mai.

Menke, Timm. 2001. Lebensgefühl(e) in Ost und West als Roman: Ingo Schulzes „Simple Storys“ und Norbert Niemanns „Wie man`s nimmt“. Mit einem Seitenblick auf Tim Staffels „Terrordrom.“ In Fischer and Roberts 2001, 253- 261.

Michalzik, Peter. 2000. Wie komme ich zur Nordsee? Ingo Schulze erzählt einfach Geschichten, die ziemlich vertrackt sind und die alle lieben. In Kraft 2000, 25-38.

Rothschild, Thomas. 1998. Zweimal am Haken. In Ingo Schulzes zweitem Roman „Simple Storys“ geht es um die Probleme von Ostdeutschen beim Erlernen jener fremden Regeln, die ihnen nach der Wende aufgenötigt wurden. Keine politische Deklaration, sondern: Varianten der Verunsicherung. *Die Presse*, 4. April.

Schmitz, Walter. 2000. Der verschwundene Autor als Chronist der Provinz: Ingo Schulzes Erzählprosa in den 90er Jahren. In Wehdeking 2000, 133-140.

Schweizer, Thomas, und Michael Schnegg. 1998. *Die soziale Struktur der „Simple Storys“: Eine Netzwerkanalyse*. http://www.uni-köln.de/phil-fak/voelkerkunde/doc/simple.pdf

Seibt, Gustav. 1998. Unsimplizissimus ostteutsch. Schreiben wie der Mauerfall: Ingo Schulzes „Simple Storys.“ *Berliner Zeitung*, 7. / 8. März.

Soldat, Hans-Georg. 1998. Glitzernde Splitter des Lebens: Ingo Schulze überzeugt auch mit seinem Roman „Simple Storys.“ *Berliner Morgenpost*, 8. März.

Steinert, Hajo. 1998. Heulsusen, Meckerer: Ingo Schulze erzählt „Simple Storys“, einfache Geschichten aus der ostdeutschen Provinz. *Focus*, 2. März.

Steinfeld, Thomas. 1998. Ein Land, das seine Bürger verschlingt. Das Ereignis einfacher Geschichten: Mit staunenswerter Sicherheit erzählt Ingo Schulze vom beiläufigen Unglück in der ostdeutschen Provinz. *FAZ*, 24. März.

2. Sonstige Sekundärliteratur :

Adorno, Theodor W. 1970. *Ästhetische Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1990.

---. 1973. *Studien zum autoritären Charakter*. Übers. M. Weinbrenner. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ahlheit, Peter. 1994. *Zivile Kultur: Verlust und Wiederaneignung der Moderne*. Frankfurt/ M. und New York.

Allerbeck, Klaus R., und Wendy J. Hoag. 1985. *Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Perspektiven*. München u.a.: Piper.

Altenburg, Matthias. 1992. Kampf den Flaneuren: Über Deutschlands junge, lahme Dichter. *Der Spiegel*, 12. Oktober. Wiederabgedr. in Köhler und Moritz 1998, 72-78.

Andreß, Hans-Jürgen, und Martin Kronauer. 2006. Arm – Reich. In Lessenich und Nullmeier 2006, 28-52.

Anweiler, Oskar. 1999. Bildung und Wissenschaft. In Weidenfeld und Korte 1999, 72-85.

Anz, Thomas. 1993. Literarische Wertung. Art. in *Literatur Lexikon*, hg. Walther Killy, 14:21-26. Gütersloh und München: Bertelsmann.

---. 1999. Literatur- und Kulturwissenschaften. *literaturkritik.de*, 3. Oktober. http://www.literaturkritik.de/txt/1999-10-03.html

---. 2001a. Epochenumbruch und Generationenwechsel? Zur Konjunktur von Generationenkon strukten seit 1989. In Fischer und Roberts 2001, 31-40.

---. 2001b. Lesen, Lust und emotionale Intelligenz. In *Lust am Lesen*, hg. Peter Maiwald und Ortwin Beisbart, 9-34. Bielefeld: Aisthesis.

Assmann, Aleida. 2000. Geschichte im Gedächtnis. In Huber und Lauer 2000, 15-28.

Baethge, Martin. 1994. Arbeit und Identität. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 245-261.

Bakhtin, Michail. 1981. *The Dialogic Imagination: Four Essays*, ed. Michael Holquist, trans. Caryl Emerson and Michael Holquist. Austin: University of Texas Press.

Balog, Andreas. 2001. *Neue Entwicklungen in der soziologischen Theorie: Auf dem Weg zu einem gemeinsamen Verständnis der Grundprobleme*. Stuttgart: Lucius & Lucius (UTB).

Baltzer, Ulrich. 2000. Vom Atem der Zeichen: Gewandelter Zeichengebrauch als Schlüssel einer Sozialgeschichte der Literatur. In Huber und Lauer 2000, 79-92.

Baron, Ulrich. 1995. Abgehalftert oder Die Zeiten ändern sich mal wieder. In Döring 1995, 120f.

Barner, Wilfried, Hg. 1994. *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart* Bd. 12 der *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Begr. v. Helmut de Boor und Richard Newald. München: C. H. Beck.

---. 1994. Abrechnen und Rechthaben: literarisches Leben der neunziger Jahre. In Barner 1994, 925-963.

---, Hg. 2006. *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart.* Bd. 12. der *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Begr. v. Helmut de Boor und Richard Newald. 2., erw. Aufl. München: C. H. Beck.

Baßler, Moritz, Hg. 1995. *New Historicism: Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt/M.: Fischer.

---. 2002. *Der deutsche Pop-Roman: Die neuen Archivisten*. München: C. H. Beck.

Baudrillard, Jean. 1991. *Der symbolische Tausch und der Tod*. München: Matthes & Seitz .

Bauer, Matthias. 1997. *Romantheorie*. Stuttgart, Weimar: Metzler.

Baumann, Zygmunt. 1998. Über den postmodernen Gebrauch der Sexualität. In *Sexualität und Spätmoderne*, hg. Gunter Schmidt und Bernhardt Strauß. Stuttgart: Enke.

Baumgart, Reinhard. 1998. Boulevard – Was sonst? In Köhler und Moritz 1998, 53-61.

Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1988. *Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth. 1990. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

---, Hg.1994. *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Beck-Gernsheim, Elisabeth. 1994. Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 115-138.

Beitter, Ursula E., Hg. 1997. *Schreiben im heutigen Deutschland: Die literarische Szene nach der Wende*. New York: Peter Lang.

---, Hg.1998. *Schreiben im heutigen Deutschland: Fragen an die Vergangenheit*. New York: Peter Lang.

Béjin, André. 1984. Ehen ohne Trauschein. In *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit*, hg. v. Ph. Ariès und A. Béjin, 197-208. Frankfurt/ M.: Fischer.

Bell, Daniel. 1976. *Die Zukunft der westlichen Welt: Kultur und Technologie im Widerstreit*. Übers. Inge Presser. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Benthien, Claudia, und Hans Rudolf Velten, Hg. 2002. *Germanistik als Kulturwissenschaft: Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Benthien, Claudia. 2002. Historische Anthropologie: Neuere deutsche Literatur. In Benthien und Velten 2002, 56-82.

Berger, Peter A. 1996. *Individualisierung: Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Berger, Peter A., und Stefan Hradil, Hg. 1990. *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Göttingen: Schwartz & Co.

---. 1990. Die Modernisierung sozialer Ungleichheit – und die neuesten Konturen ihrer Erforschung. In *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*, 3-24.

Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 1980. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklich-Keit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer.

Bertram, Hans, Hg. 1995. *Ostdeutschland im Wandel: Lebensverhältnisse – politische Einstellungen*. Opladen: Leske & Budrich.

Biller, Maxim. 1998. Soviel Sinnlichkeit wie der Stadtplan von Kiel: Warum die deutsche Literatur nichts so nötig hat wie den Realismus. Ein Grundsatzprogramm. In Köhler und Moritz 1998, 62-71. Zuerst in *Die Weltwoche*, 25. Juli 1991.

Biti, Vladimir. 2001. *Literatur- und Kulturtheorie: Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Blinkert, Bodo. 1988. Kriminalität als Modernisierungsrisiko? *Soziale Welt*, 397-412.

Blossfeld, Hans-Peter. 1991. Unterschiedliche Systeme der Berufsbildung und Anpassung an Strukturveränderungen im internationalen Vergleich. In *Die Rolle der beruflichen Bildung und Berufsbildungsforschung im internationalen Vergleich*. Dokumentation der Internationalen Wissenschaftlichen Tagung zur beruflichen Bildung am 25. und 26. Oktober 1990 in Berlin, hg. Bundesinstitut für Berufsbildung, 87-100. Berlin und Bonn.

Bode, Christoph. 2005. *Der Roman: Eine Einführung*. Tübingen und Basel: A. Francke.

Bogdal, Klaus-Michael. 1998. Klimawechsel: Eine kleine Meteorologie der Gegenwartsliteratur. In Erb 1998, 9-31.

Böhme, Hartmut, und Klaus R. Scherpe, Hg. 1997. *Literatur und Kulturwissenschaften: Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Bohrer, Karl Heinz. 1998. Erinnerung an Kriterien: Vom Warten auf den deutschen Zeitroman. In Köhler und Moritz 1998, 137-150. Zuerst in *Merkur* 49, 1995.

Bonfadelli, Heinz. 1999. Leser und Leserverhalten heute – sozialwissenschaftliche Buchlese(r)-forschung. In Franzmann et al. 1999, 86-144.

Bonss, Wolfgang. 2006. Beschäftigt – Arbeitslos. In Lessenich und Nullmeier 2006, 53-72.

Bonss, Wolfgang, und Heinz Hartmann, Hg. 1995. *Entzauberte Wissenschaft*. Göttingen: Otto Schwartz.

Böttiger, Helmut. 2004. *Nach den Utopien: Eine Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Wien: Paul Zsolnay Verlag.

Bourdieu, Pierre. 1987. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1998. *Über das Fernsehen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 2001. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bremer, Ulrike. 2002. *Versionen der Wende: Eine textanalytische Untersuchung erzählerischer Prosa junger deutscher Autoren zur Wiedervereinigung*. Osnabrück*:* V&R Unipress, Zugl. Hildesheim, Univ. Diss, 2001.

Brock, Dittmar. 1994. Rückkehr der Klassengesellschaft? Die neuen sozialen Gräben in einer materiellen Kultur. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 219-244.

Brockmann, Stephen. 1999. *Literature and German Reunification*. Cambridge et al.: Cambridge University Press.

Brussig, Thomas. 1997. Keine Gruppe 47, aber… In Beitter 1997, 1-7.

Bullivant, Keith. 1995. *The Future of German Literature*. Oxford: Berg.

Bullivant, Keith, und Bernhard Spies, Hg. 2001. *Literarisches Krisenbewusstsein: Ein Perzeptions- und Produktionsmuster im 20. Jahrhundert*. München: Iudicium.

Bürklin, Wilhelm, und Christian Jung. 2001. Deutschland im Wandel: Ergebnisse einer repräsentativen Meinungsumfrage. In *Deutschland TrendBuch. Fakten und Orientierungen*, hg. Karl-Rudolf Korte und Werner Weidenfeld, 675-708. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.

Castells, Manuel. 2000. *The Information Age: Economy, Society and Culture.* Vol. 1, *The Rise of the Network Society.* 2nd ed. Malden, MA and Oxford, UK: Blackwell.

---. 2001. *The Information Age: Economy, Society and Culture.* Vol. 2, *The Power of Identity. 2nd ed.* Malden, MA and Oxford, UK: Blackwell.

Christmann, Ursula, und Norbert Groeben. 1999. Psychologie des Lesens. In Franzmann et al. 1999, 145-223.

Corsten, Michael. 1995. Berufsbiographien als institutionelle Skripte. In Corsten und Hoerning 1995, 39-53.

Crouch, Colin. 2004. *Post-Democracy*. Cambridge et al.: Polity-Press.

Crow, Kimberly, und Marina Hennig. 1995. Wohnen und soziale Infrastruktur von Familien in den neuen Bundesländern. In Bertram 1995, 99-123.

Delabar, Walter, Werner Jung, und Ingrid Pergande, Hg. 1993. *Neue Generation – neues Erzähl*len: Deutsche Prosa-Literatur der achtziger Jahre. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Dicke, Klaus. 1999. Ausländer. In: Weidenfeld und Korte 1999, 21-30.

Diel, Marcel. 2001. Auf der Suche nach Provinz zwischen Heimat und Großstadt. *Kritische Ausgabe* 2. http://kritische-ausgabe.de/index.php/hefte/die-literarische-provinz/

Döring, Christian, Hg. 1995. *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur: Wider ihre Verächter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Dörner, Andreas, und Ludgera Vogt. 1994. *Literatursoziologie: Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Dörre, Klaus. 1997. Modernisierung der Ökonomie – Ethisierung der Arbeit: Ein Versuch über Arbeitsteilung, Anomie und deren Bedeutung für interkulturelle Konflikte. In Heitmeyer 1997, 69-117.

Dotzler, Bernhard J. 2002. Ordnungen des Wissens: Neuere deutsche Literatur. In Benthien und Velten 2002, 103-124.

Durzak, Manfred. 2006a. Postmoderne und Spätmoderne: Erzählerische Tendenzen der Achtziger Jahre. In Barner 2006, 814-842.

---. 2006b. Erzählprosa der neunziger Jahre. In Barner 2006, 923-1007.

Ebert, Elvir. 1995. Einkommen und Konsum in den neuen Bundesländern: Ergebnisse der Mehrthemenbefragung der KSPW 1993. In Bertram 1995, 31-67.

Eco, Umberto. 1977. *Das offene Kunstwerk.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Eibl, Karl. 2000. Autonomie und Funktion, Autopoiesis und Kopplung: Ein Erklärungsangebot für ein literaturwissenschaftliches Methodenproblem mit einem Blick auf ein fachpolitisches Problem. In Huber und Lauer 2000, 175-190.

Elias, Norbert. 1976. *Über den Prozess der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Zweiter Band, *Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ellrich, Lutz. 2003. Psychoanalytische Medientheorien. In Weber 2003, 253-276.

Elm, Theo. 1997. Langsam – aber schnell! Zeiterfahrung in der deutschen Gegenwartsliteratur. In Knobloch und Koopmann 1997, 65-80.

Emmerich, Wolfgang. 2005. *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erw. Neuausg. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag.

Enzensberger, Hans-Magnus. 1969. Die Sprache des Spiegel. In *Einzelheiten I. Bewusstseins-Industrie*. 5. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 74-105.

---. 1991a. Literatur als Institution, oder Der Alka-Seltzer-Effekt. In *Mittelmaß und Wahn*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 42-52.

---. 1991b. Rezensenten-Dämmerung. In *Mittelmaß und Wahn*. 53-60.

---. 1991c. Der Triumph der Bild-Zeitung, oder Die Katastrophe der Pressefreiheit. In *Mittelmaß und Wahn*, 74-88.

---. 1991d. Das Nullmedium, oder Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind. In *Mittelmaß und Wahn*, 89-103.

Erb, Andreas, Hg. 1998. *Baustelle Gegenwartsliteratur. Die neunziger Jahre*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

---. 1998. Neues gibt es auch den Städten – aus den Städten gibt es nichts. Peter Wawerzineks Berlin. In Erb 1998, 167-185.

Erikson, Erik H. 1974. *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ertler, Klaus-Dieter. 2000. Die Sozialgeschichte der Literatur in systemtheoretischem Gewande: eine paradoxe Konfiguration? In Huber und Lauer 2000, 335-357.

Falk, Susanne. 2000. Wege in und aus Arbeitslosigkeit. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 57-88.

Falter, Jürgen W. 1995. Wahlverhalten und Wahlabsichten in Ostdeutschland, 1991 und 1993. In Bertram 1995, 255-283.

Fischer, Gerhard, und David Roberts, Hg. 2001. *Schreiben nach der Wende: Ein Jahrzehnt Deutscher Literatur, 1989-1999*. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.

Fitz, Angela. 1998. *Wir blicken in ein ersonnenes Sehnen: Wirklichkeits- und Selbstkonstruktion in zeitgenössischen Romanen. Sten Nadolny – Christoph Ransmayr – Ulrich Woelk*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

Fluck, Winfried. 1997. *Das kulturelle Imaginäre: Eine Funktionsgeschichte des amerikanischen Romans, 1790-1900*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Fohrmann, Jürgen, und Harro Müller. 1988. *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 2000. Das Versprechen der Sozialgeschichte (der Literatur). In Huber und Lauer 2000, 105-112.

Förster, Nikolaus. 1999. *Die Wiederkehr des Erzählens: Deutschsprachige Prosa der 80er und 90er Jahre*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Franzmann, Bodo, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler, und Erich Schoen, Hg. 1999. *Handbuch Lesen*. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz unter Mitarbeit von Georg Jäger, Wolfgang R. Langenbucher und Ferdinand Melchiar. München: Saur.

Freud, Sigmund. 2000. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. I. Die sexuellen Abirrungen. In *Gesammelte Werke*. Bd. V. Frankfurt/M.: Fischer, 37-134.

Freund, Wieland. 2001. Nach dem Nach. 2001 – A Literary Odyssey. In Freund und Freund 2001, 11-16.

Freund, Wieland, und Winfried Freund, Hg. 2001. *Der deutsche Roman der Gegenwart*. München: Wilhelm Fink Verlag (UTB).

Freund, Winfried. 2001. ›Neue Objektivität‹: Die Rückkehr zum Erzählen in den Neunziger Jahren. In Freund und Freund 2001, 77-99.

Friedrichs, Jürgen. 1997. Normenpluralität und abweichendes Verhalten: Eine theoretische und empirische Analyse. In Heitmeyer 1997, 473-505.

Fromm, Erich. 1941. *Die Furcht vor der Freiheit*. München: dtv, 1990.

---. 1977. *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Reinbek: Rowohlt.

---. 1980. *Die Kunst des Liebens*. Frankfurt/M.: Ullstein.

Fthenakis, Wassilios E., und Beate Minsel. 2002. *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Fürstenberg, Friedrich. 1995. Deutschlands Wirtschaft nach der Wende. In Hettlage und Lenz 1995, 93-118.

Gabriel, Oscar W. 1995. Politischer Protest und politische Unterstützung in den neuen Bundesländern. In Bertram 1995, 173-205.

Gadamer, Hans-Georg. 1960. *Wahrheit und Methode*. Tübingen: Niemeyer.

---. 1984. Text und Interpretation. In *Text und Interpretation: deutsch-französische Debatte*, hg. Philippe Forget, 24-55. München: Fink (UTB).

Ganßmann, Heiner. 2006. Kapital – Arbeit. In Lessenich und Nullmeier 2006, 92-114.

Gehrke, Claudia. 1985. Pornographie und Schaulust – Über die Kommerzialisierung des weiblichen Körpers. In Wulf 1985, 348-366.

Geißler, Rainer. 1992. *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

---. 1999. Sozialer Wandel. In Weidenfeld und Korte 1999, 681-695.

---. 2004. *Sozialer Wandel in Deutschland*. Informationen zur politischen Bildung Nr. 269. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

---. 2006. *Die Sozialstruktur Deutschlands: Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Wiedervereinigung*. 4. überarb. u. aktual. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.

Geißler, Reiner, und Thomas Meyer. 2006. Struktur und Entwicklung der Bevölkerung. In Geißler 2006, 41-67.

Geissler, Birgit, und Mechtild Oechsle. 1994. Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 139-167.

Gensicke, Thomas. 1995. Pragmatisch und optimistisch: Über die Bewältigung des Umbruchs in den neuen Bundesländern. In Bertram 1995, 128-154.

Gensicke, Thomas**,** Sibylle Picot, und Sabine Geiss. 2006. *Freiwilliges Engagement in Deutsch-Land, 1999-2004: Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement*. VS-Verlag, Wiesbaden.

Giddens, Anthony. 1995. *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1993. *Wandel der Intimität: Sexualität, Liebe und Erotik in den modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Fischer.

Giesecke, Michael. 2000. Literatur als Produkt und Medium kultureller Informationsverarbeitung und Kommunikation. In Huber und Lauer 2000, 359-384.

Giesen, Bernd, und Claus Leggewie, Hg. 1991. *Experiment Vereinigung: Ein sozialer Großversuch*. Berlin: Rotbuch.

Greenblatt, Stephen. 1995. Kultur. In Baßler 1995, 48-59.

Greiner, Ulrich. 1990. Die deutsche Gesinnungsästhetik. Noch einmal: Christa Wolf und der deutsche Literaturstreit. *Die Zeit*, 2. November.

---. 2000. *Mitten im Leben. Literatur und Kritik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gros, Jürgen. 1999. Wirtschaft. In Weidenfeld und Korte 1999, 847-862.

Gross, Peter. 1994. *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Grub, Frank Thomas. 2003. *„Wende“ und „Einheit“ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur: ein Handbuch*. Bd. 1, *Untersuchungen*. Berlin: de Gruyter.

Grünert, Holle, Burkhard Lutz, und Christine Steiner. 1997. Wechselwirkungen von Bildungsverhalten, Arbeitsmarkt und Beschäftigterverhalten in postsozialistischen Gesellschaften: Ergebnisse eines Forschungskolloquiums an der Universität Halle. *Der Hallische Graureiher*. http://www.soziologie.uni-halle.de/zsh/de/pdf/publ-en1.pdf

Habermas, Jürgen.1990. *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1962.

---. 1988a. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 1, *Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1988b. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 2, *Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hage, Volker. 1982. *Die Wiederkehr des Erzählers: Neue deutsche Literatur der siebziger Jahre*. Frankfurt/M., Berlin und Wien: Ullstein.

---. 1999. *Propheten im eigenen Land: Auf der Suche nach der deutschen Literatur*. München: dtv.

Harder, Matthias, Hg. 2001. *Bestandsaufnahmen: Deutschsprachige Literatur der neunziger Jahre aus interkultureller Sicht*. Würzburg: Königshausen und Neumann.

---. 2001. Vorwort zu *Bestandsaufnahmen*, 7-8.

---. 2001. Vom verlorenen Grundkonsens zur neuen Vielfalt: Zu einigen Aspekten und Tendenzen der Literaturdiskussion in den neunziger Jahren. In *Bestandsaufnahmen*, 9-26.

Heinze, Rolf G. 1998. *Die blockierte Gesellschaft: Sozioökonomischer Wandel und die Krise des „Modell Deutschland"*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Heitmeyer, Wilhelm. 1994. Entsicherungen. Desintegrationsprozesse und Gewalt. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 376-401.

---, Hg. 1997. *Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*. 1. Bd., *Was treibt die Gesellschaft auseinander?* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1997a. Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft. In *Was treibt die Gesellschaft auseinander?* 9-26.

---. 1997b. Gesellschaftliche Integration, Anomie und ethisch-kulturelle Konflikte. In *Was treibt die Gesellschaft auseinander?* 629-653.

Henning, Maria. 1999. *Wandel von Einstellungen und Werten unter dem Aspekt des Autoritarismus deutscher Eltern im Zeitvergleich*. Diss. an der philos. Fakultät III der Humboldt-Universität zu Berlin.

Hepp, Gerd. 2000. Wertewandel – eine Herausforderung für die politische Bildung. Rezension zu *Werte in der politischen Bildung*, hg. Gotthard Breit und Siegfried Schiele. Schwalbach: Wochenschau Verlag.
http://www.lpb-bw.de/publikationen/did_reihe/band22/hepp.htm.

Herholz, Gerd, Hg. 1998. *Experiment Wirklichkeit: Renaissance des Erzählens? Poetikvorlesungen und Vorträge zum Erzählen in den 90er Jahren*. Essen: Klartext-Verlag.

Herrmann, Hans Peter. 1998. Der Platz auf der Seite des Siegers: Zur Auseinandersetzung westdeutscher Literaturwissenschaft mit der ostdeutschen Literatur. In Erb 1998, 32-46.

Hettlage, Robert. 1995. Die Integrationsleistungen des Rechts im Prozess der deutschen Einheit. In Hettlage und Lenz 1995, 22-63.

Hettlage, Robert, und Karl Lenz, Hg. 1995. *Deutschland nach der Wende: Eine Bilanz*. München: C. H. Beck.

---. 1995. Zusammenwachsen – zusammen wachsen: Integrationsprobleme im vereinten Deutschland. In *Deutschland nach der Wende*, 11-21.

von Heydebrand, Renate, und Simone Winko. 1996. *Einführung in die Wertung von Literatur*. Paderborn u.a.: Schöningh (UTB).

Hielscher, Martin. 1998a. Literatur in Deutschland – Avantgarde und pädagogischer Purismus: Abschied von einem Zwang. In Köhler und Moritz 1998, 151-167. Zuerst in *Neue Rundschau* 106 (4), 1995.

---. 1998b. Verteidigung und Vermeidung von Geschichte: Erzählen und Herumeiern. In Herholz 1998, 35-46.

---. 2001. Kritik der Krise: Erzählerische Strategien der jüngsten Gegenwartsliteratur und ihre Vorläufer. In Bullivant und Spies 2001, 314-334.

Hoerning, Helga. 1995. Institution und Biographie – die Ordnung des Lebens. In Hoerning und Corsten 1995, 15-25.

Hoerning Erika M., und Michael Corsten, Hg.1995. *Institution und Biographie – die Ordnung des Lebens*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Holzkamp, Klaus. 1979. Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität II. Das Verhältnis individueller Subjekte zu gesellschaftlichen Subjekten und die frühkindliche Genese der Subjektivität. *Forum kritische Psychologie 5* (Argument-Sonderband 41):7-46.

Honneth, Axel. 1997. *Desintegration: Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose*. Frankfurt/M.: Fischer.

Hörisch, Jochen. 1995. Verdienst und Vergehen der Gegenwartsliteratur. In Doering 1995, 30-48.

Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno. 1944. *Die Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente.* Frankfurt/M.: Fischer, 2000.

Horacek, Martin. 2000. Hyperrealität – Die beschleunigte Zirkulation der Zeichen in Jean Baudrillards Simulationsgesellschaft. In Schimank und Volkmann 2000, 143-156.

Hradil, Stefan. 1995. *Die Single-Gesellschaft*. München: C.H. Beck.

Huber, Jakob, und Ewald E. Krainz. 1987. Identität. Art. in *Psychologische Grundbegriffe: Mensch und Gesellschaft in der Psychologie*, hg. Siegfried Grubitzsch und Günter Rexilius, 475. Rev. u. aktualisierte Neuausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Huber, Martin, und Gerhard Lauer, Hg. 2000. *Nach der Sozialgeschichte: Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen: Max Niemeyer.

---. 2000. Neue Sozialgeschichte? Poetik, Kultur und Gesellschaft – Zum Forschungsprogramm der Literaturwissenschaft. In Huber und Lauer 2000, 1-11.

Inglehart, Ronald. 1977. *The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles among Western Publics*. Princeton: Princeton University Press.

Iser, Wolfgang. 1993. *Das Fiktive und das Imaginäre: Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Jakobson, Roman. 1979. Linguistik und Poetik. In *Poetik. Ausgewählte Aufsätze, 1921-1971*, hg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt/M.

Jannidis, Fotis. 2000. Literarisches Wissen und Cultural Studies. In Huber und Lauer 2000, 335-357.

Kammer, Stephan, und Roger Lüdecke, Hg. 2005. *Texte zur Theorie des Textes*. Stuttgart: Reclam.

Kämmerlings, Richard. 2003. Das leichte Spiel ist immer das schwerste. Lehrjahre des Gefühls sind keine Herrenjahre: Wie Marcus Braun und Garrison Keillor in der Provinz das Erzählen entdecken. *FAZ* vom 4. Oktober (Literaturbeilage).

Kammler, Clemens. 1998. Gegenwartslücken: Anmerkungen zu einem Defizit des Literaturunterrichts. In Erb 1998, 186-202.

Karpenstein-Essbach, Christa. 1995. *Medien, Wörterwelten, Lebenszusammenhang: Prosa der Bundesrepublik Deutschland 1975-1990 in literatursoziologischer, diskursanalytischer und hermeneutischer Sicht*. München: Fink.

Keiser, Sarina. 1995. Die Familien in den neuen Bundesländern zwischen Individualisierung und „Notgemeinschaft“. In Hettlage und Lenz 1995, 171-193.

Kerlen, Dietrich, Hg. 2003. *Einführung in die Medienkunde*. Stuttgart: Reclam.

Keupp, Heiner. 1994. Ambivalenzen postmoderner Identität. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 336-350.

---. 2006. Engagementformen von Jung und Alt – Identitäten im Wandel. Vortrag bei der Fachtagung für generationsübergreifende Programme und Projekte der Bundesländer Sachsen, Hessen und Thüringen am 22. Oktober in Jena.
http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_jena_06.pdf

Keupp, Heiner, Thomas Ahbe, und Wolfgang Gmür, Hg. 1999. *Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Kiening, Christian. 2000. Alterität und Mimesis: Repräsentation des Fremden in Hans Stadens Historia. In Huber und Lauer 2000, 483-510.

Kittler, Friedrich. 1993. *Draculas Vermächtnis: Technische Schriften*. Leipzig: Reclam.

Klages, Helmut. 1984. *Wertorientierungen im Wandel: Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.

---. 2001. Brauchen wir eine Rückkehr zu traditionellen Werten? *Aus Politik und Zeitgeschichte* 29:7-14.

Klages, Helmut, und Thomas Gensicke. 1999. *Wertewandel und bürgerschaftliches Engagement an der Schwelle zum 21. Jahrhundert.* Speyer: Forschungsinstitut für öffentl. Verwaltung.

---. 2005. Wertewandel und die Big Five-Dimensionen. In *Persönlichkeit: Eine vergessene Größe in der empirischen Sozialforschung*, hg. Siegfried Schumann, 279-299. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kneer, Georg, und Armin Nassehi. 1993. *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme: Eine Einführung*. München: Fink.

Knobloch, Hans-Jörg, und Helmut Koopmann, Hg. 1997. *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur*. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.

Kohlberg, Lawrence. 1969. Stage and Sequence: The Cognitive-Developmental Approach to Socialisation. In *Handbook of Socialization Theory and Research*, ed. David A. Goslin, 347-380. Chicago: McNally.

Köhler, Andrea. 1996. Reisender Schnee oder Realismus der Resignation. Die deutsche Literatur und das „Authentische". *Neue Züricher Zeitung* 30. November / 1. Dezember. Wiederabgedr. in Köhler und Moritz 1998, 168-179.

Köhler, Andrea, und Rainer Moritz, Hg. 1998. *Maulhelden und Königskinder: Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*. Leipzig: Reclam.

Kohli, Martin. 1994. Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 219-244.

---. 2006. Alt – Jung. In Lessenich und Nullmeier 2006, 115-135.

Koopmann, Helmut. 1997. Tendenzen der deutschen Gegenwartsliteratur, 1970-1995. In Knobloch und Koopmann 1997, 11-30.

Kraft, Thomas, Hg. 2000. *Aufgerissen. Zur Literatur der 90er*. München: Piper.

Kramaschki, Lutz. 1993. Zur Integration von Systemkonzepten in eine empirische Literaturwissenschaft als kritische Sozialwissenschaft. In *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*, hg. Siegfried J. Schmidt, 101-143. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Krappmann, Lothar. 1993. *Soziologische Dimensionen der Identität: Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart*: Klett-Cotta.

Krellner, Ulrich. 1999. Im Strudel des Jahrtausend-Ausgusses? Retrospektiven und Perspektiven in der Literatur der neunziger Jahre. *Berliner Lesezeichen* 9. http://www.luise-berlin.de/Lesezei/Blz99_09/text01.htm.

Kronauer, Brigitte. 1998. Wie aber steht's mit den Zähnen? In Köhler und Moritz 1998, 232-237.

Krumpholz-Reichel, Anja. 2002. Wie wichtig ist Treue? *Psychologie heute compact* 7 (Der Alltag der Liebe):30-33.

Krupp, Ute-Christine, und Ulrike Janssen, Hg. 2000. *Zuerst bin ich immer Leser: Prosa schreiben heute*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Kühnel, Wolfgang. 1994. Entstehungszusammenhänge von Gewalt bei Jugendlichen im Osten Deutschlands. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 402-418.

---. 1995. Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus – Korrelate sozialer Deprivation und politischer Unzufriedenheit? In Bertram 1995, 407-229.

Lange, Stefan. 2000. Der anomische Schatten der Moderne – Gesellschaftliche Desintegration im Fokus der Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer. In Schimank und Volkmann 2000, 109-123.

Lehmann, Harry. 2006. *Die flüchtige Wahrheit der Kunst: Ästhetik nach Luhmann*. München: Fink.

Lengauer, 1998. Pitting Narration against Image: Peter Handke's literary Protest against the Staging of Reality by the Media. In Williams, Parkes and Preece 1998, 353-370.

Lenz, Karl. 1995. Die ›zweite Generation‹ der DDR auf dem Weg in eine andere Gesellschaft. Jugendliche nach der Wende. In Hettlage und Lenz 1995, 194-221.

Lessenich, Stephan, und Frank Nullmeier, Hg. 2006. *Deutschland. Eine gespaltene Gesellschaft*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Lethen, Helmut. 1994. *Verhaltenslehren der Kälte: Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Leuschner, Udo. 1993. Rezension von *Der Gefühlsstau* von Hans-Joachim Maaz. *PresseBlick* 3. http://www.udo-leuschner.de/rezensionen/rk9303maaz.htm.

Liessmann, Konrad Paul. 1995. Verteidigung der Lämmer gegen die Schafe: Ein Spaziergang über die österreichische Literaturweide. In Döring 1995, 82-107.

Link, Jürgen, und Ursula Link-Heer. 1980. *Literatursoziologisches Propädeutikum*. München: Fink.

Lipp, Wolfgang. 1975. Selbststigmatisierung. In *Stigmatisierung 1. Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen*, hg. Manfred Brusten und Jürgen Hohmeier, 25-53. Darmstadt: Luchterhand. www.bidok.uibk.ac.at/library/lipp-selbststigmatisierung.html

Lotman, Jurij M. 1973. *Die Struktur des künstlerischen Textes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Löwenhaupt, Stefan. 1995. Bürger und Verwaltung in den fünf neuen Bundesländern. In Bertram 1995, 155-169.

Ludwig, Monika. 1995. Lebenslauf und Biographie als Gegenstand der Armutspolitik. In Hoerning und Corsten 1995, 179-205.

Luhmann, Niklas. 1980. *Gesellschaftsstruktur und Semantik*: *Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft.* Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1994 *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1997. *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1998. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1999. Weltkunst. In *Unbeobachtbare Welt: Über Kunst und Architektur*, hg. Niklas Luhmann, Frederick D. Bunsen und Dirk Baecker, Bielefeld: Haux.

Maaz, Hans-Joachim. 1990. *Der Gefühlsstau: Ein Psychogramm der DDR*. Berlin: Argon.

---. 1991. *Das gestürzte Volk: Die verunglückte Einheit*. Berlin: Argon.

Lyotard, Jean-Francois. 1986. *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht*. Übers. Otto Pfersmann. Hg. Peter Engelmann. Graz und Wien: Böhlau.

Marx, Karl. 1971. Die deutsche Ideologie. In *Die Frühschriften*, hg. Siegfried Landshut, 339-485. Stuttgart: Kröner.

---. 1975. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Erster Band (= MEW 23). Berlin: Dietz.

Mayer, Karl Ulrich. 1987. Zum Verhältnis von Theorie und empirischer Forschung zur sozialen Ungleichheit. In *Soziologie der sozialen Ungleichheit*, hg. Bernhard Giesen und H. Haferkamp, 370-392. Opladen: Westdeutscher Verlag.

---. 1991. Berufliche Mobilität von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. In *Vom Regen in die Traufe*, hg. Karl Ulrich Mayer, Jutta Allmendinger und Johannes Huinink, 23-56. Frankfurt/M. und New York: Campus.

Mayer, Karl Ulrich, und Walter Müller. 1994. Individualisierung und Standardisierung im Strukturwandel der Moderne: Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 265-295.

McFalls, Laurence. 2001. Die kulturelle Wiedervereinigung Deutschlands: Ostdeutsche politische und Alltagskultur vom real existierenden Sozialismus zur postmodernen kapitalistischen Konsumkultur. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 11:23-29.

McGann, Jerome J. 2005. Texte und Textqualitäten. In Kammer und Lüdecke 2005, 132-153.

Mecklenburg, Norbert. 1995. Literarische Wertung. In *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*, hg. Helmut Brackert und Jörn Stückrath, 532-546. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Mentzos, Stavros. 1985. *Neurotische Konfliktverarbeitung: Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven*. Frankfurt/M.: Fischer.

Meyer, Thomas. 2006. Private Lebensformen im Wandel. In Geißler 2006, 331-357.

Mitscherlich, Alexander, und Margarete Mitscherlich. 1967. *Die Unfähigkeit zu Trauern. Grund lagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper, 1977.

Mollenhauer, Klaus. 1972. *Theorien zum Erziehungsprozess: Zur Einführung in erziehungswissenschaftliche Fragestellungen*. München: Juventa-Verlag.

Moritz, Rainer. 1998. Plädoyer für Langeweile. In Köhler und Moritz 1998, 238-244.

Müller, Harro. 1988. Kleist, Paul de Man und Deconstruction: Argumentative Nach-Stellungen. In Fohrmann und Müller 1988, 81 - 92.

Münch, Richard. 1991. *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1995. *Dynamik der Kommunikationsgesellschaft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

---. 1996. Mediale Ereignisproduktion: Strukturwandel der politischen Macht. In *Differenz und Integration: Die Zukunft moderner Gesellschaften*. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden, hg. Stefan Hradil, 696-709. Frankfurt/M. u.a.: Campus.

Mutz, Gerd. 1995. Institutionalisierung reflexiver Erwerbsverläufe in West- und Ostdeutschland: Erwerbsbiographische Stabilität und Kontinuität. In Corsten und Hoerning 1995, 131-146.

Neckel, Sieghard. 2006. Gewinner – Verlierer. In Lessenich und Nullmeier 2006, 353-371.

Noelle-Neumann, Elisabeth, und Thomas Petersen. 2001. Zeitenwende: Der Wertewandel 30 Jahre später. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 29:15-22.

Nunner-Winkler, Gertrud. 1990. Veränderte Wertorientierungen, neue Identifikationskonzepte. In *Informationsdienst Nr. 3: Jugend 2000.* Bad Boll, 3-8.

Oberlehner, Franz. 2006. Sexualität und Bindung im Spätkapitalismus: Von der Normalneurose zur Normalperversion. Vortrag gehalten beim Jour fixe des Wiener Arbeitskreises für Psychoanalyse am 1. 3. 2006. http://www.psychoanalyse.org/Portals/0/vortrag/**Oberlehner_Franz**010306.doc

Oberndörfer, Dieter. 2007. Zuwanderung nach Deutschland – eine Bilanz. *Politische Essays zu Migration und Integration 2*. Osnabrück: Rat für Migration.

Offe, Claus. 1991. Die deutsche Vereinigung als „natürliches Experiment“. In Giesen und Leggewie 1991, 77-86.

Ort, Claus-Michael. 2000. „Sozialgeschichte“ als Herausforderung der Literaturwissenschaft. Zur Aktualität eines Projektes. In Huber und Lauer 2000, 113-128.

Parkes, Stuard. 2002. Drowning or Waving: German Literature Today. In Taberner and Finlay 2002, 252-266.

Patzelt, Werner J. 1995. Deutsche Politik unter Reformdruck. In Hettlage und Lenz 1995, 68-92.

Peitsch, Helmut. 1998. Communications, Generations, and Nation: Ulrich Woelk’s “Rückspiel”. In Williams, Parkes and Preece 1998, 317-340.

Pioch, Roswitha. 1995. Technische Rationalität und biographische Orientierungsmuster im Berufsfeld der Ingenieure. In Hoerning und Corsten 1995, 95-110.

Politycki, Matthias. 1998. Neue Äußerlichkeit. In *Die Farbe der Vokale. Von der Literatur, den 78ern und dem Gequake satter Frösche*. München: Luchterhand, 5-10.

Pollack, Detlev. 1997. Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung: Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 13:3-14.

Ponzen, Alexandra. 2001. Lust – keine Lust. Der weibliche Körper im erotischen Roman von Ulla Hahn bis Elfride Jellinek. In Freund und Freund 2001, 53-76.

Porombka, Stephan. 2001. Slam, Pop und Posse. Literatur in der Eventkultur. In Harder 2001, 27-42.

Priller, Eckhard. 1999. *Demokratieentwicklung und gesellschaftliche Mitwirkung in Ostdeutschland – Kontinuitäten und Veränderungen*. Veröffentlichungen der Abteilung Sozialstruktur und Sozialberichterstattung des Forschungsschwerpunktes Sozialer Wandel, Institutionen und Vermittlungsprozesse des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung. http://bibliothek.wz-berlin.de/pdf/1999/iii99-410.pdf

Rabe-Kleberg, Ursula. 1995. Auf dem Weg zur Bildungsbiographie? Oder: Warum Frauen im mer länger auf immer bessere Schulen gehen und doch als „ungelernt" gelten. In Hoerning und Corsten 1995, 26-38.

Radisch, Iris. 1998. Der Herbst des Quatschocento. In Köhler und Moritz 1998, 180-188. Zuerst in *Die Zeit*, 17.Oktober 1997.

Raiser, Cäcilie. 2000. Bewältigungsstrategien beruflicher Umbrüche. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 219-230.

Rathjen, Friedhelm. 1995. Crisis? What Crisis? In Doering 1995, 9-17.

Rattinger, Hans. 1995. Parteineigungen in Ostdeutschland vor und nach der Wende. In Bertram 1995, 232-253.

Rauschenbach, Thomas. 1994. Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 89-111.

Reckwitz, Andreas. 2000. *Die Transformationen der Kulturtheorien: Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Rehberg, Karl-Siegbert. 2006. Ost-West. In Lessenich und Nullmeier 2006, 209-233.

Rehbinder, Manfred. 2003. *Rechtssoziologie*. 5. Aufl. München: C. H. Beck.

Reinhold, Ursula. 2001. Krisenerfahrung und Krisenverarbeitung in der erzählenden Literatur seit 1990. In Bullivant und Spies 2001, 295-313.

Reißig, Rolf. 2000. Die Ostdeutschen – zehn Jahre nach der Wende. Einstellungen, Wertemuster, Identitätsbildungen. In *10 Jahre Vereinigungspolitik*, hg. F. Vilmar, 1-14. Berlin: trafo. http://www.biss-online.de/download/Die_Ostdeutschen_nach_der_Wende.PDF

Rerrich, Maria S. 1994. Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 201-218.

Riedmüller, Barbara. 1994. Sozialpolitik und Armut: Ein Thema zwischen Ost und West. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 74-87.

Riesman, David. 1986. *Die einsame Masse: Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Einführung von Helmut Schelsky. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Roberts, David. 2001. Einleitung zu *Schreiben nach der Wende*, hg. Fischer und Roberts 2001, xi-xvi.

Röcke, Werner. 2002. Historische Anthropologie: Ältere deutsche Literatur. In Benthien und Velten 2002, 35-55.

Rusterholz, Peter. 1973. Hermeneutik. In *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, hg. Heinz-Ludwig Arnold und Volker Sinemus. Bd. 1, *Literaturwissenschaft*. 89-105. München: dtv.

Rutschky, Michael. 1990. Das Unbehagen in der Literatur: Ein Vortrag im Radio. *Merkur* 44 (10/11):866-877.

Sackmann, Reinhold. 2000a. Transformation, Arbeitsmarkt und Lebenslauf. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 41-56.

---. 2000b. Fertilität im Transformationsprozess. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 231-253.

Sackmann, Reinhold, und Matthias Wingens. 1995. Individuelle und gesellschaftliche Strukturierung beruflicher Diskontinuität. In Hoerning und Corsten 1995, 113-130.

Sackmann, Reinhold, Ansgar Weymann, und Matthias Wingens, Hg. 2000. *Die Generation der Wende: Berufs- und Lebensverläufe im sozialen Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Salje, Gunther. 1980. *Film, Fernsehen, Psychoanalyse*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.

Schaub, Mirjam. 1995. Phantombilder der Kritik: Ein Blick in die Kartei für junge deutschsprachige Literatur. In Döring 1995, 170-214.

Scheffer, Bernd. 1992. *Interpretation und Lebensroman: Zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Scheitler, Irmgard. 2001. *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*. Tübingen und Basel: A. Francke Verlag.

Schelsky, Helmut. 1965. *Auf der Suche nach Wirklichkeit: Gesammelte Aufsätze.* Düsseldorf und Köln: Diederichs.

Schenk, Sabine. 1995. Erwerbsverläufe im Transformationsprozess. In Bertram 1995, 69-97.

Schimank, Uwe. 2000. Die ›neoliberale Heimsuchung‹ des Wohlfahrtsstaats – Pierre Bourdieus Analyse gesellschaftlicher Exklusionstendenzen. In Schimank und Volkmann 2000, 183-198.

Schimank, Uwe, und Ute Volkmann, Hg. 2000. *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I: Eine Bestandsaufnahme*. Opladen: Leske & Budrich.

Schirrmacher, Frank. 1998. Idyllen in der Wüste oder das Versagen vor der Metropole: Überlebenstechniken der jungen deutschen Literatur am Ende der achtziger Jahre. In Köhler und Moritz 1998, 15-27. Zuerst in *FAZ*, 10. Oktober 1989.

Schmidt, Gunter.1998. *Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

---. 2003. Sexualität und Kultur: Soziokultureller Wandel der Sexualität. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Sexualität im Wandel“ der Universität Zürich am 3. April. http://www.beziehungs-biographien.de/pub3.pdf

---. 2000. Die andere Seite der Sexualität – über spätmoderne Sexualverhältnisse. Arbeitsmaterialien des Kinderschutzbundes. http://www. kinderschutz-zentren.org/ksz_a-material2.html

Schmidt, Siegfried J., Hg. 1993. *Literaturwissenschaft und Systemtheorie: Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schmidt, Thomas E. 1998. Der Friede der Dichter und der Krieg der Lektoren. Über die neueste deutsche Literatur auf dem Markt und in der öffentlichen Kritik. In Köhler und Moritz 1998, 126-136. Zuerst in *Frankfurter Rundschau*, 2. Dezember 1998.

Schneider, Helmut J. 1985. Der Zusammensturz des Allgemeinen. In *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben von Chili*“, hg. Richard Wellbery, 110-129. München: C. H. Beck.

Schneider, Manfred. 2001. Traumpaar, Biopolitik oder Junggesellenmaschine. *Kursbuch* 144 („Liebesordnungen“). Reinbek: Rowohlt, 7-20.

Schönert, Jörg. 1985. Empirische Literaturwissenschaft: Verschlossene wissenschaftliche Anstalt oder Bastion mit offenen Toren? Überlegungen zur Organisation literaturwissenschaftlicher Theorie und Praxis. *LUMIS-Schriften* 5. Siegen. http://www.uni-siegen.de/ifm/lumis/?lang=de

---. 2000. Mentalitäten, Wissensformationen, Diskurse und Medien als dritte Ebene einer Sozialgeschichte der Literatur: Zur Vermittlung zwischen Handlungen und symbolischen Formen. In Huber und Lauer 2000, 95-104.

Schröter, Dirk. 2003. *Deutschland einig Vaterland: Wende und Wiedervereinigung im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Literatur*. Leipzig und Berlin: Edition Kirchhof & Franke.

Schuldt, Christian. 2004. *Der Code des Herzens: Liebe und Sex in den Zeiten maximaler Möglichkeiten*. Frankfurt/M.: Eichborn.

Schulze, Gerhard. 1993. *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt und New York: Campus.

---. 1997. Steigerungslogik und Erlebnisgesellschaft. *Politische Bildung* 30:77-94.

Schwanitz, Dietrich. 1990. *Systemtheorie und Literatur: Ein neues Paradigma*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schwenk, Otto G. 1995. Lebensbedingungen und Bausteine für die Konstruktion sozialer Lagen in Ostdeutschland – ein Werkstattbericht. In Bertram 1995, 31-67.

Seel, Martin. 2000. *Ästhetik des Erscheinens*. München und Wien: Hanser.

Seifert, Wolfgang, Richard Rose, und Wolfgang Zapf. 1993. Ökonomische Verhaltensweisen und

politische Einstellungen im vereinten Deutschland. WZB-Paper. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin P93-109.

Semlinger, Klaus. 1991. Flexibilität und Autonomie – zur Verteilung von Verhaltensspielräumen und Anpassungszwängen im Beschäftigungssystem. In *Flexibilisierung des Arbeitsmarktes: Interessen, Wirkungen, Perspektiven*, hg. Klaus Semlinger, 17-38. Frankfurt a. M. und New York: Campus.

Sennett, Richard. 2000. *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Siedler.

Sill, Oliver. 2001. *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Sinus Sociovision GmbH. 2001. *Kurzbeschreibung der Sinus-Milieus 2001,* Heidelberg. http://www.agmafu.de/bek/kk/archiv/SinusMilieus2001.pdf

Soldat, Hans-Georg. 1997. Die Wende in Deutschland im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Literatur. *German Life and Letters* 50:133-154.

Sprang, Stefan. 1995. Textviren zwischen elektronischen Realitätsprogrammen: Wie Literatur am Thema „Medien“ ihre Gegenwärtigkeit beweisen kann. In Döring 1995, 49-81.

Stanizeck, Georg. 2000. Zwei Kanonbegriffe (zwei Rekurse auf Benjamin). In Huber und Lauer 2000, 203-208.

Steiner, Uwe C. 1995. Literatur als Kritik der Kritik: Die Debatte um Peter Handkes „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ und die „Langsame Heimkehr.“ In Döring 1995, 127-169.

Struck, Olaf. 2000. Betriebliche Lebenslaufpolitik – eine Untersuchung in ostdeutschen Unternehmen. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 135-167.

Switalla, Bernd. 1998. *Literarische Interpretationen und Interpretationstheorien. Kommentierungen zu Kommentierungen*. Literatur und Linguistik www.uni.bielefeld.de/lili/personen/switalla/interpretationstheorien

Symmank, Markus. 2002. *Karnevaleske Konfigurationen in der deutschen Gegenwartsliteratur. Untersuchungen anhand ausgewählter Texte von Wolfgang Hilbig, Stefan Krawczyk, Katia Lange-Müller, Ingo Schulze und Stefan Schütz.* Würzburg: Königshausen & Neumann.

Taberner, Stuard, and Frank Finlay, eds. 2002. *Recasting German Identity. Culture, Politics, and Literature in the Berlin Republic*. Rochester, NY: Camden House.

Tenorth, Elmar. 2000. Wem gehört der Text, was sagt die Literatur? Literatur als Argument in der historischen Bildungsforschung. In Huber und Lauer 2000, 409-422.

Thuswaldner, Anton. 1995. Österreichische Verhältnisse. In Döring 1995, 108-119.

Touraine, Alain. 1994. *Qu'est-ce que la démocratie?* Paris: Fayard.

Turek, Jürgen. 1999. Treuhandanstalt. In Weidenfeld und Korte 1999, 742-751.

Tyrell, Hartmann. 1990. Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In:

Kurt Lüscher et al., Hg. *Die »postmoderne« Familie: familiale Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: UVK, 145-156.

Unseld, Siegfried. 1998. Literatur im Abseits? In Köhler und Moritz 1998, 105-109. Zuerst in *FAZ*, 18. August 1993.

Vester, Michael, Michael Hofmann, und Irene Zierke, Hg. 1995. *Soziale Milieus in Ostdeutsch-Land: Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung*. Köln.

Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann, und Dagmar Müller. 2001. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel: Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Vogel, Berthold. 2006. Sicher – Prekär. In Lessenich und Nullmeier 2006, 73-91.

Volkmann, Ute. 2000a. Das schwierige Leben in der „Zweiten Moderne“ - Ulrich Becks „Risiko-Gesellschaft.“ In Schimank und Volkmann 2000, 76-89.

---. 2000b. Das Projekt des schönen Lebens - Gerhard Schulzes „Erlebnisgesellschaft.“ In Schimank und Volkmann 2000, 23-40.

Vormweg, Heinrich. 1994. Literaturzerstörung. In *Vergangene Gegenwart – gegenwärtige Vergangenheit. Studien, Polemiken und Laudationes zur deutschsprachigen Literatur, 1960 bis 1994*, hg. Jörg Drews. Bielefeld: Aisthesis. Gek. wiederabgedr. in Köhler und Moritz 1998, 110-125.

Vosskamp, Wilhelm. 2000. Medien – Kultur – Kommunikation: Zur Geschichte emblematischer Verhältnisse. In Huber und Lauer 2000, 317-334.

Wagner, P. 1998. Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität. In *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität*, hg. Aleida Assmann und H. Friese, 44-72. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Wallerstein, Judith, und Sandra Blakeslee. 1994. Scheidung – Gewinner und Verlierer. In Beck und Beck-Gernsheim 1994, 168-190.

Weber, Stefan, Hg. 2003. *Theorien der Medien: Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Wegener, Manfred, Strukturwandel. 1999. In Weidenfeld und Korte 1999, 730-741.

Wehdeking, Volker. 1995. *Die deutsche Einheit und ihre Schriftsteller: Literarische Verarbeitung der Wende seit 1989*. Stuttgart, Berlin und Köln.

---, Hg. 2000. *Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit, 1990-2000*. Berlin: Erich Schmidt.

---. 2000. Mentalitätswandel im deutschen Roman zur Einheit, 1990-2000. In *Mentalitätswandel*, 29-42.

Weidenfeld, Werner, und Karl-Rudolf Korte, Hg. 1999. *Handbuch zur deutschen Einheit, 1949 – 1989 – 1999*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Weimar, Klaus, Hg. 1997. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 1. Berlin und New York: de Gruyter.

Wenzel, Horst. 2002. Medien- und Kommunikationstheorie: Ältere deutsche Literatur. In Benthien und Velten 2002, 125-151.

Weninger, Robert, und Brigitte Rossbacher, Hg. 1997. *Wendezeiten Zeitenwenden: Positionsbestimmungen zur deutschsprachigen Literatur, 1945-1995*. Tübingen: Stauffenburg.

Werber, Niels. 2003. Der Teppich des Sterbens. Gewalt und Terror in der neusten Popliteratur. *Weimarer Beiträge* 49 (1):55-69.

Weymann, Ansgar. 2000. Sozialer Wandel, Modernisierung und Generationen. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 17-37.

Wiegerling, Klaus. 2001. Die literarische Provinz: Bemerkungen zu einem unförmigen Begriff. *Kritische Ausgabe* 2:11-13. http://www.kritische-ausgabe.de/index.php/hefte/die-literarische-provinz/

Wille, Magdalena. 2003. *„Die völlige Ungewissheit, was der nächste Tag mir bringt beherrscht meine Existenz". Zur Lebenssituation von Asylbewerbern: Gesundheit und Krankheit in der Landesaufnahmestelle Bramsche-Hesepe*. Diplomarbeit im Fachbereich Sozialwesen an der katholischen Fachhochschule Norddeutschland, Abteilung Osnabrück.

Willems, Marianne. 2000. Sozialgeschichte als Analyse kultureller Muster: Stephen Greenblatt im Kontext der Kultursoziologie. In Huber und Lauer 2000, 423-444.

Willemsen, Roger. 1992. Fahrtwind beim Umblättern. In Köhler und Moritz 1998, 79-85. Zuerst in *Der Spiegel* 21. Dezember 1992.

Williams, Arthur, Stuard Parkes, and Roland Smith, eds. 1991. *German Literature at a Time of* Change, 1989-1990: German Unity and German Identity in Literary Perspective. Bern, Berlin, Frankfurt/M., New York, Paris, Wien: Peter Lang.

Williams, Arthur, and Stuard Parkes, eds. 1994. *The Individual, Identity and Innovation: Signals from Contemporary Literature and the New Germany*. Oxford and New York: Peter Lang.

Williams, Arthur, Parkes, Stuart, and Preece, Julian, eds. 1998. *"Whose Story?": Continuities in Contemporary German-Language Literature*. Oxford and New York: Peter Lang.

---, eds. 2000a. *German-Language Literature Today: International and Popular?* Oxford and New York: Peter Lang.

---, eds. 2000b *Literature, Markets and Media in Germany and Austria Today.* Oxford and New York: Peter Lang.

Wilke, Sabine. 1993. Was kommt? Eine erste exemplarische Annäherung an die Literatur der Wende. *German Studies Review* 16 (3):483-514.

Willems, Marianne. 2000. Sozialgeschichte als Analyse kultureller Muster. Stephen Greenblatt im Kontext der Kultursoziologie. In Huber und Lauer 2000, 423-444.

Wimbauer, Christine. 2006. Frauen – Männer. In Lessenich und Nullmeier 2006, 136-57.

Windzio, Michael. 2000. Transformation als Experiment sozialen Wandels: Die Beobachtung von Lebensverläufen. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 257-274.

Windzio, Michael, und Matthias Rasztar. 2000. Gelegenheitsstrukturen beruflicher Mobilität. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 89-112.

Wingens, Matthias. 2000. Der „gelernte DDR-Bürger“: planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 171-195.

Wingens, Matthias, und Michael Grotheer. 2000. Berufliche Qualifizierung – Evaluation AFG-finanzierter Weiterbildung. In Sackmann, Weymann und Wingens 2000, 113-133.

Winkels, Hubert. 1998. Was ist los mit der deutschen Literatur? In Köhler und Moritz 1998, 42-52. Zuerst in *Die Zeit*, 2. März 1990.

Wittstock, Uwe. 1998. Ab in die Nische? Über neueste deutsche Literatur und was sie vom Publikum trennt. In Köhler und Moritz 1998, 86-104. Zuerst in *Neue Rundschau* 104 (3) 1993.

---. 1995. *Leselust. Wie unterhaltsam ist die neue deutsche Literatur?* München: Luchterhand.

Woderich, Rudolf. 1995. Beziehungsstrukturen als biographische Ressource neuer Selbständiger in Ostdeutschland. In Hoerning und Corsten 1995, 163-176.

Wulf, Christoph, Hg. 1985. *Lust und Liebe. Wandlungen der Sexualität*. München und Zürich: Piper.

---. 1985. Die Transformation des Sexuellen. Sechs Annäherungen. In *Lust und Liebe*, 17-40.

Yos, Gabriele. 2001. Gespräche in künstlerischen Texten im Spannungsfeld von mündlicher und schriftlicher Kommunikation. *ZfGerm N.F.* 11:54-69.

Zima, Peter V. 1980. *Textsoziologie. Eine kritische Einführung*. Stuttgart: Metzler.

---. 1995. *Literarische Ästhetik. Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft*. 2., überarb. Aufl. Tübingen und Basel: Francke.